



Die Gesellschaft

von Ernst Curtius.

.GA
v.17
pt.3



Die
Gesellschaft.



**Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.**

Herausgegeben

von

Dr. Arthur Seidl.



XVII. Jahrgang. — 1901.

Band III.

INDIANA UNIVERSITY



Dresden und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

E. Pierfon's Verlag.

313635

AP30
.G4
v.17
pt.3

YTI2REVINU ANAIDP
YFASLI

Druck von G. Neumann's Verlag (H. Sunde) in Dresden.

Ap Lis Id German

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Ally, Eduard, Aus „Wolkentucktsheim“	170
Bewer, Max, Persönliches	83
Buchner, Eberhard, Die Darmstädter Spiele	357
Conrad, M. G., In Schönheit leben	351
Cossmann, Paul Nikolaus, Die Schlange mit dem Edelstein	90
Dehn, Paul, Kommende Handelspolitik.	271
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen von: Kastner, Knuffert, Markowitsch, Rühfam, Oppermann, Strobl, Ugenta)	96
Ehlers, Paul, Von der 37. Tonkünstler-Versammlung zu Heidelberg	44
Gerber, Paul, Wilhelm Raabe	287
Gorkii, Maxim, Das Lied vom Falken	177
Kalkschmidt, Eugen, Die Dresdner Kunstausstellung	34
Die Berliner Kunstausstellungen	104
Loß, Prof. Dr. Walther, Ein Rückblick auf Graf Caprioli's Handelsvorträge	147
Meffer, Max, Ein Stückchen Weges	31
Morawe, Christian Ferdinand, Darmstadt	217
Morgenstern, Christian, Neues von	165
Oppeln-Bronikowski, Fr. von, Fliegende Blätter	182
Pauly, August, Aphorismen	275
Paugarten, Baron Ferdinand, Über vorgeburtliche Erziehung	67
Piper, Kurt, Zu Friedrich Nietzsche's Gedächtnis.	176
Polytropos, China	263
Poppe, Dr. Theodor, Die Goethe-Universität	17
Röttger, Karl, Poesie und Prosa	317
Rosenberger, Erwin, Die Erhaltung der Art	92
Ruederer, Josef, „Auf drehbarer Bühne“	135
Savreug, Paul, Jung-Elsaf	101
Schuster, Dr. Alois, Generaloberarzt, Münchner Retrosloge: 2. Max o. Pettenlofer	184
Schwann, Dr. Mathieu, Julius Paris „neuer Gott“	298
Seidl, Arthur, „Goethe-Bund“, und sein Ende	1
Nachklänge zum Cosima-S	74
25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München	321
Seiling, Max, Goethe „und“ Haedel	10
Teich, Cecil, Phantasie	29
Theodor, Josef, Ein Drama der Passion	232
Weigand, Wilhelm, Neue Gedichte.	26

Inhalt v. 17 40

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Münchener Rundschau	236
Kritische Gede:	
Allerlei Reservatrechte (Dr. Arthur Seidl)	242
Ein Kapitel von der Reinlichkeit (Polytropos)	53
Schulrat Dr. Kerschsteiners und sein Lehrplan für die Volksschulen Müchens (H. Zunge)	359
Zur Geschichte König Ludwigs II. (Dr. R. G. Conrad)	116
Armer Fideiö!: S. 57; Auch eine Kritik: 121; August Pauly: 365; Bücher machen Leute: 246; Ein bedauerlicher Irrtum: 59; Fatale Gegenrechnung: 366; Fürst Hohenlohe und die Presse: 244; Im Fall Klünger-Geyger: 244; In eigener Sache: 120; Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Ge- fühle in Stoßseuffzern: 57, 122, 247, 367; Monumentum exegit aere poronnius: 56; Plein-air der Rusit: 245; So geht es immer: 56; Von den Brettl'n: 367; Weimar als „Hort der Kultur“: 245; Zum Münchener Allgemeinen Kunstgewerbe-Tag: 59; Zur Duellfrage: 120; Zur Frauen- frage: 247.	
Besprechungen:	
Mutterchaft und geistige Arbeit (R. H. Döfcher)	60
Neues von Wilhelm Bölsche (Dr. Jos. Hofmiller)	250
Neue Litteratur zur Frauenfrage (Helene Wonsfort)	370
Wanderer (Dr. Alfr. Pelzer)	123
Dramen: S. 127, 375; Erzählungen, s. „Novellen und Erzählungen“ oder „Romane und Erzählungen“; Französische Litteratur: 256; Koloniales: 64; Kunst: 377; Litterarische Handbücher: 383; Neue Lyrit: 374; Novellen und Erzählungen: 61; Olla potrida (Zur Politik und Sozialwissenschaft, Zur Frauenfrage, Religion u. Spiritismus): 259; Romane und Erzählungen: 253; Russische Litteratur: 256; Vermischtes: 129, 378; Versbücher: 125.	
Büchertisch	65, 132, 261, 385

Bildnisse:

Eduard My.
H. C. Verlepfch.
Ray Bemer.





H. S. Berlensch.

Zum 50jährigen Jubiläum
des **Bayrischen Kunstgewerbe-Vereins** (Anfangs Juli)
in München.



Band III. * 1901. * Heft 1.
*

„Goethe-Bund“, und kein Ende!

Von Arthur Seidl.

(München.)

Wort: Pulchrum est paucorum hominum.

Die lex Heinze ist zwar längst begraben — noch immer aber leben die „Heinzelmänner“! Natürlich verstehen wir darunter nicht etwa die Herren Zuhälter der Zuhälter und ähnlichen lichtscheuen Gefindels; auch nicht die Herren Dunkelmänner vom „Zentrum“, die bekanntlich immer in's Schwarze treffen; sondern wir meinen hier diejenigen, die die in unseren Augen grobe Geschmacklosigkeit begehen konnten, einem „Louis“ Heinze einen Wolfgang von Goethe (hier betonen wir das hochnäsige Adelsprädikat gerne) im Ernst gegenüber zu stellen, und die sich dabei nicht einmal klar gemacht zu haben scheinen, daß sie — ungeachtet aller seinerzeitigen „Trauerfeiern“ auf ihr Ableben — jene lex Heinze, oder doch den ganzen Streit um sie, dadurch erst recht in Permanenz erklären. *Difficile est, satiram non scribere — ergo: scribamus!*

Schon bei näherer Betrachtung der Entstehungsgeschichte dieser glorreichen „Bewegung“ von Holzpapiers Gnaden, dieses so einhellig durch die Blätter unseres deutschen Zeitungswalbes „vom Fels zum Meer“ raschelnden „sittlichen Entrüstungs-Sturmes“ konnte man kaum mehr

umhin, zum Satiriker zu werden. Mehr und mehr aber noch mußte sich eine solche Neigung später, nach dem weiteren Verlaufe der Dinge herausbilden, ja förmlich aufdrängen. Einen solennen „Goethe-Bund“ gründeten sie bald darauf in ebenso hehrer Begeisterung wie rechtgläubiger Eifertigkeit. In hellen Scharen auch strömte viel „Volks“, zu Tausenden, alsdann herbei — aber ich möchte nun wohl wissen, wie viel von allen diesen Leuten heute schon den ganzen „Wilhelm Meister“ gelesen haben, die „Maximen und Reflexionen“ wirklich kennen, von der Existenz eines Vorwortes zu Goethe's „Farbenlehre“ überhaupt eine blaße Ahnung haben und bei dem Erscheinen von Hermann Levi's feinsinniger „Gedanken“-Sammlung „Aus Goethe's Werken“ (München, Fr. Bruckmann) nicht eine geradezu heillose Überraschung — oder gleich gar: einen „panischen“ Schrecken erlebt haben mögen!

Den „Bund der Intellektuellen“ im Volke der Denker und Dichter nennen sie sich stolz — diese modernen Bundschuh-Anhänger, indem sie sich dabei nicht wenig in die Brust werfen; und sollten vielmehr doch so einsichtig sein, einzusehen — diese „Intellektuellen“ Deutschlands —, daß Goethe nun und einmal nichts für die große Masse ist, sondern die seltene Kulturbüte eines vornehmen Ausnahme-Menschen bedeutet, den man, statt ihn damit zu ehren, eher kränkt und schändet, wenn man — wie ein tapferer Generalmajor z. B. in Stuttgart — derb soldatisch unter seine Fahne ruft und „An die Gewehre!“ zusammentrommelt. Das sogenannte „vollstümliche“ Mißverständnis jener hohen, außerordentlichen Erscheinung, die wir unter dem Namen Goethe als „Persönlichkeit“ zusammenfassen, kann ja wahrlich nicht größer unter uns sein, und immer wieder muß ich dabei an das drastische Wort Böcklins denken, das er aussprach, als man ihm von der bekannten Zeitschrift „Kunst für Alle“ zufällig einmal gesprochen. „Die Kunst ist nicht für Alle!“ — soll er so unwillig als schlagfertig damals dazwischengeworfen haben . . .

Aber auch sonst ergab sich da nun auf einmal so manches Drollige. Mit einem Anton von Werner lagen diese Kreise seit vielen Jahren in heftigster Fehde; man konnte kaum geringschätziger, als es bei ihnen stets geschah, von jenem zwar fragwürdigen „Künstler“, aber doch feinen, klugen Kopfe und charakterfesten Maune reden. Wer aber hat schließlich ein sachlich ruhigeres und dabei vom Standpunkte der schaffenden Kunst aus zutreffenderes Gutachten geliefert, mit mehr Aussicht, durch den ruhigen Ton seiner streng sachmännischen Ausführungen auch politisch (bei den Regierenden) das entsprechende Gehör zu finden, als eben dieser vielversetzte, bestgehaßte Berliner Herr Akademie-Direktor?

Und weiter noch! Ganz gewiß unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der von dem Militärschriftsteller, Premier-Lieutenant a. D. Rudolf Krafft, angezogene Vergleich noch gar sehr hinkt. Dennoch empfinden wir bei streng objektiver Stellungnahme ohne Frage doch einen guten Kern von Wahrheit darin, wenn wir den Genannten an den „Goethe-Bund“ — just an diesen! — folgenden (man kann es ihm ohne Weiteres ansehen: ironischen) Antrag stellen sehen: „Dem sehr verehrlichen Goethe-Bund erlaube ich mir anliegend einen Aufsatz zu übersenden, der vor Monatsfrist im ‚Kunstwart‘ erschienen ist. (Intersoziale Kunst, 2. Märzheft 1901.) In diesem Aufsatz wird nachgewiesen, daß schriftstellernde Offiziere von den Militärbehörden gemahregelt werden, wenn sie Romane in sozialdemokratischen Blättern veröffentlichen. Und zwar trifft dies nicht nur für Offiziere des aktiven Heeres, sondern auch für jene der Reserve, der Landwehr und des Pensionsstandes zu. Hierin liegt aber eine schwere Beeinträchtigung der künstlerischen Freiheit. Da es nun vollkommen gleichgiltig ist, ob die Kunst von Seite der Klerisei oder der Militärbehörden Hindernisse erfährt, so gestatte ich mir als Mitglied des Goethe-Bundes, den Antrag zu stellen, daß der Goethe-Bund gegen die erwähnte Bevormundung schriftstellernder Offiziere Front mache.“ . . . Wie gesagt, die Sache hinkt noch ganz bedeutend. Aber, wenn es schon einmal die „Freiheit der Kunst“ gegenüber jedweder Knebelungsversuche gelten soll, so ist in der That nicht recht abzusehen, warum nicht ebenso gut hier auch diese Forderung einmal mit figurieren können soll. — Doch was hat ein Goethe mit Alledem schließlich wohl zu schaffen?!

Es versteht sich nun ganz von selbst, daß Ausführungen, wie die vor- und nachstehenden, zur Zeit des Kampfes selber, unter der Ägide der großen schönen „Normal-Meierei“ der Herren Roeren, Lerno, Niederding u. s. w., vollständig deplaziert gewesen wären und schon aus taktischen Gründen damals zu unterdrücken waren. Aber auch damals wohl hätte man mitunter gern ein Königreich für ein kluges und geistreiches Argument, für ein wirkliches Kultur-Schlagwort — eben nicht nur einen Bildungsgemeinplatz oder eine Reichstags-Phrase, drangegeben. Und jedenfalls lob' ich mir den Mann, der schon anno dazumal über diesem Zank der Parteien zu stehen und auf all' das gelegentlich auch einmal herabzublicken wußte. Damit ich übrigens keinen falschen Schein zu meinen Gunsten hier aufkommen lasse: fällt mir nämlich nicht im Geringsten ein, damit am Ende gar nich selber, unbescheidenlich genug, zu meinen. Auch ich war vielmehr, als einer der Mitunterzeichner der ersten lauten „Aufrufe“, recht angelegentlich für die ganze Angelegenheit

ursprünglich noch interessiert — bis mir dann freilich bald die Gründung des „Goethe-Bundes“ wie auch der wohlverdient rasche Zusammenbruch der ganzen „lex Heinze“ selber (wenigstens in ihren strittigen Paragraphen) desto gründlicher über die Natur des ganzen, großen, sagen wir ruhig und getrost: „Kausches“, die Augen öffnete. Aber, ich darf es immerhin offen bekennen: schon damals blieb ich doch auch nicht völlig blind gegenüber einigen prächtigen Episoden, die den Herren „Intellektuellen“ damalen aber, und noch heute, ganz und gar entgangen zu sein scheinen.

Daß z. B. schlechterdings niemand seinerzeit wahrgenommen haben sollte, wie der, eine so außerordentliche Belesenheit in „moderner Litteratur“ (und zwar nach ihren starken wie schwachen Seiten) bekundende April-Scherz der „Köln. Volkszeitung“: „Ein Interview bei Koeren“, ganz augenscheinlich von den damaligen Mitarbeitern jener Zeitung, von dem Ehepaar Ola Hansson und Laura Marholm, doch nur herrührte! Nebenbei bemerkt: es war bei Weitem die beste Faschingszeitung, die originellste Aprilnummer, die seit Langem in der deutschen Presse erschienen. Wahrscheinlich — um nicht zu sagen: ganz offensichtlich, wollten jene Beiden damit an der „liberalen Presse“ einmal ihr Mütchen kühlen und sich für all die, anlässlich ihrer Konvertierung zum Katholizismus, durch diese ihnen zugefügte „Unbill“ bei der Gelegenheit entsprechend „revanchieren“. Ob mit Recht oder Unrecht, mag eine Sache für sich sein. Ich für mein Teil finde nur unmaßgeblich, der Witz war ihnen in bewußtem Falle nur allzu gut gelungen; denn die umgekehrten Zeloten im deutschen Zeitungsreiche verstehen bekanntlich ihrerseits gar niemals Spaß, und so nahmen sie die Geschichte denn auch gewaltig krumm bezw. mit einem blutigen Ernste auf, der wahrlich einer besseren Sache würdig gewesen wäre, indem sie es zugleich nicht unterlassen konnten, sich ganz unsterblich nebenbei mit zu blamieren. Von allen Geistern aber, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhasst. Und, da ich gerade vom „Schalk“ spreche: Wer wohl hat im damaligen Gedränge den geradezu köstlichen Einwand des bayerischen Landtagsabgeordneten Zimmern zur Genüge beachtet, eines klerikal gesinnten, aber offenbar sehr launigen und zweifellos auch mit gutem Mutterwitz begabten Herrn? — Die Damen „ziehen am meisten an“, die „am wenigsten angezogen“ haben, so hatte man ja wohl da und dort in schwacher Stunde schon zugegeben. Zimmern aber nahm dieses gelegentliche Zugeständnis flugs beim Wort und dekretierte grob und derb, aber auch fürchterlich wahr: „Die modernen Eva's sind alle ausgezogen, Michel Angelo's Eva aber war überhaupt nie-

mais angezogen.“*) Ecco, c'est ça — das nenn' ich doch wenigstens mitten in's „Schwarze“ getroffen! In der ganzen, langen Debatte ist mir kein schlagenderes Argument begegnet, und dieses — fiel aus dem Munde (wenn ich recht unterrichtet bin) eines katholischen Priesters! Gar keine Frage: es handelt sich heute zumeist gar nicht um die edle griechische Nacktheit, sondern nicht selten weit mehr um „Le Nu“ aus dem „Pariser Salon“. Und daß dieses (als frisches „Fleisch“ direkt von Paris bezogene) „ausgezogene“, aber dabei doch wohlfrisierte und darum um so pikantere, „Nackte“ in unserer deutschen Kunst sehr oft auch recht entbehrlich wäre, weil es nur zu häufig in der That das „ungezogene“ Nackte zugleich vorstellt, darüber kann doch gerade bei „Einsichtigen“ und „Verständigen“ unter uns „Intellektuellen“ längst kein Zweifel mehr obwalten. Halten wir dazu aber vollends noch einige bedeutsame Aussprüche Friedrich Nietzsche's, und wir werden sofort in die richtige Perspektive über das Ganze zu stehen kommen. So heißt es im „Zarathustra“, an verschiedenen Stellen (S. 81, 133, 175, 213):

„Wer aus sich kein Hehl macht, empört: so sehr habt ihr Grund, die Nacktheit zu fürchten! Ja, wenn ihr Götter wäret, da dürftet ihr euch eurer Kleider schämen!“ — „Nackt möchte ich sie sehen: denn allein die Schönheit sollte Buße predigen. Aber wen überredet wohl diese vermummte Trübsal?“ — „Wer von euch Schleier und Überwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken. Wahrlich, ich selber bin der erschreckte Vogel, der euch einmal nackt sah und ohne Farbe; und ich flog davon,

*) Gegen soich' drastische Beweisführung will meines Erachtens nachfolgendes, leichtseuilletonische Geplänkel des römischen Kritikers Professor Gnoli doch rein gar nichts mehr besagen: „Das Zentrum sollte bedenken, daß es mit der Bekämpfung des Nackten in der Kunst niemand Anderen, als den größten Sammler aller schönen Rubikäten, den Vatikan, in's Herz trifft, den Vatikan, wo dank den Päpsten so viele unbefleckte Götter und Nymphen haufen, daß alle Schneider bankrott werden könnten.“ Gnoli rät den Herren vom Zentrum, das vatikanische Museum und namentlich die Bronzethüre des Petersdomes zu studieren, und schließt mit dem Hinweis, daß die ultramontanen Eiferer die Arbeit „des kunstfeindlichen Puritanens Luther“ besorgen. — Nun, es waren eben die Päpste der Renaissance, die hier die antiken Werte wieder anbahnten — vgl. Nietzsche „Gef. Ausg.“ Bd. VIII, S. 310 ff. Man liebt es hier merkwürdiger Weise, wie die Kage um den heißen Brei immer nur herumzugehen, statt einmal den Stier kräftig bei den Hörnern selbst zu packen. Motto auf beiden Seiten: „So bleibe denn unausgesprochen! . . .“ Selbst noch an dem lauten Gebaren des Erzfeindlichen Grafen Hoensbroech (das uns, je entrüsteter es sich giebt, nur um so weniger imponiert) kann man diesen Mangel der Inkonsequenz in der revolutionären oder doch reformierten Anschauung immer wieder bemängeln.

als das Gerippe mir Liebe zuwinkte . . . Dies, ja dies ist Bitternis meinen Gebärmen, daß ich euch weder nackt noch bekleidet aushalte, ihr Gegenwärtigen!“ — „Ein Grausen überfiel mich, als ich diese Westen nackt sah: da wuchsen mir die Flügel, fortzuschweben in ferne Zukünfte. In fernere Zukünfte, in süßlichere Süden, als je ein Bildner träumte: dorthin, wo Götter sich aller Kleider schämen!“

Und in seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ lautet der Aphorismus 352: „Der nackte Mensch ist im Allgemeinen ein schändlicher Anblick — ich rede von uns Europäern (und nicht einmal von den Europäerinnen)! Angenommen, die froheste Tischgesellschaft sähe sich plötzlich durch die Tüde eines Zauberers enthüllt und ausgekleidet, ich glaube, daß nicht nur der Frohsinn dahin und der stärkste Appetit entmutigt wäre, — es scheint, wir Europäer können jener Masquerade durchaus nicht entbehren, die Kleidung heißt. Sollte aber die Verkleidung der ‚moralischen Menschen‘, ihre Verhüllung unter moralische Formeln und Anstandsbegriffe, das ganze wohlwollende Verstecken unserer Handlungen unter die Begriffe Pflicht, Tugend, Gemeinfinn, Ehrenhaftigkeit, Selbstverleugnung, nicht seine ebenso guten Gründe haben? Nicht, daß ich vermeinte, hierbei sollte etwa die menschliche Bosheit und Niederträchtigkeit, kurz, das schlimme wilde Tier in uns verummumt werden; mein Gedanke ist umgekehrt, daß wir gerade als zahme Tiere ein schändlicher Anblick sind und die Moral-Verkleidung brauchen, — daß der ‚inwendige Mensch‘ in Europa eben lange nicht schlimm genug ist, um sich damit ‚sehen lassen‘ zu können (um damit schön zu sein —). Der Europäer verkleidet sich in die Moral, weil er ein krankes, kränkliches, krüppelhaftes Tier geworden ist, das gute Gründe hat, ‚zähm‘ zu sein, weil er beinahe eine Mißgeburt, etwas Halbes, Schwaches, Linkisches ist . . . Nicht die Furchtbarkeit des Raubtiers findet eine moralische Verkleidung nötig, sondern das Heerdentier mit seiner tiefen Mittelmäßigkeit, Angst und Langeweile an sich selbst. Moral pußt den Europäer auf — gestehen wir es ein! in’s Bornehmere, Bedeutendere, Ansehnlichere, in’s ‚Göttliche‘ —“

Ich frage: hat man in dem ganzen öden Für und Wider anno dazumal nur einmal dieses oder ein ähnliches Zitat, kräftig hineingeworfen, vernommen? Und doch hätte dergleichen nicht nur vortrefflich die wahre Signatur für den derzeitigen Stand unseres „intellektuellen“ Bewußtseins, des „zeitgenössischen“ Bildungsgrades überhaupt abgeben können — zum Unterschiede jedenfalls vom Reichstags-Vanausentum und einem unfruchtbar kennegeifernden Bierbank-Philisterium; es hätte auch den Nagel in dieser Sache unbedingt auf den Kopf getroffen, die

gesamte Situation überhaupt klären und den Kern des Ganzen mit einem Male bloßlegen müssen! Anstatt, der großen Weltuhr kundig, zu sagen: es hat am Zeiger der Zeit ganz im Allgemeinen wieder einmal einen Ruck kräftig vorwärts gethan; anstatt lieber ganz reinen Tisch und vollen Ernst zu machen; anstatt das Kind auch einmal beim rechten Namen zu nennen und mit eiserner Konsequenz nunmehr darauf hinzuweisen: „Wir stehen heute vor diametralen, unüberbrückbaren Gegensätzen und haben uns füglich zu entscheiden, was wir haben, welchem wir folgen wollen — dem ‚Christentum‘ oder seinem Antipoden, der Antike, im Sinn echter ‚Renaissance-Kultur‘ . . . statt dessen kämpfen wir hübsch flott wieder den lieben alten, abgestanden nationalliberalen „Kulturkampf“ nur gegen „ultramontanen“ Klerikalismus und „orthodoxe“ Brüderie. „Ein garstig Lied! Psui! Ein politisch Lied!“ Und siehe da — die Grundfrage, das Haupt- und Kardinal-Problem der Zukunft, sie werden uns dabei kläglich wieder verschüttet: wie denn leider schon der augenscheinliche Vorbote dieser ganzen Bewegung, Rud. Luchs Mahnruf „Mehr Goethe!“ (Berlin, bei G. H. Meyer), durch seine unangebrachte Polemik gerade gegen Nietzsche's Kulturanregungen sein allenfallsiges Verdienst reichlich wieder weit gemacht und eher Unheil als Segen gestiftet hat.

Da quälen sie sich denn herum, die Wortführer des angeblich so neuen Ideals, in ihrer wohl feilen „Presse“ — entweder, weil sie unklar über die Quintessenz, ununterrichtet über die Grundvoraussetzungen geblieben sind und das schlechthin Unvereinbare gerne vereinigen möchten; oder aber, weil sie nicht entschieden genug Farbe zu bekennen wagen vor den „Vielzuvielen“, welche sich dem allzu umfassenden „Bunde“ bereits wieder angeschlossen haben, der eigentlich nur „Einzige“ in sich fassen dürfte: — quälen sich ab, sage ich, in trivialer Polemik z. B. gegen die sächsischen „Sittlichkeitsvereine“ (welche von ihrem Standpunkte aus ganz gut „witterten“ und in dunklem Drange sich ihres rechten Weges wohl bewußt blieben), auch (im Fall Reide) gegen das Berliner Konsistorium oder die „Rgl. preussische Kreuz-Zeitung“ (welch' letztere dem „Goethe-Bund“ mit gutem Fuge eine Musterkarte der bekannten Gegen-Aussprüche vorübergehender Stimmungen und christlicher Anwandlungen bei seinem Schutz-Patron Goethe gelegentlich zusammengestellt hatte). Aber sie übersehen in ihrem „aufgeklärten“ Eifer ganz, daß ein „Goethe-Bündler“, der das Christentum gegen öffentliche Angriffe nicht verteidigt, doch wirklich in einem „Konsistorium“ nicht mehr an seinem Platze ist. Sie scheinen selbst harmloser Weise gar nicht zu wissen, daß zumal bei großen Geistern, die sich in ihrer geistigen Entwicklung nicht ein für alle Mal festlegen lassen oder einschwören

können, wie eben bei einem Goethe, im Verlaufe eines ganzen langen Lebens-
 ganges Widersprüche der eigenen reichen Natur sich notwendig einstellen müssen,
 welche beiden Richtungen dann zuletzt Recht geben wollen und also keinem
 Teil das Privilegium absolut sichern, die geniale Erscheinung als Ahn-
 herrn gerade für sich allein in Anspruch nehmen zu dürfen.*) Ja, zu den
 Ohren dieser, durch die Anforderungen des Tages Vielbeschäftigten scheint
 die Kunde noch gar nicht gedrungen zu sein, daß — nach dem heutigen
 Stande wirklich „fortgeschrittener“ Wissenschaft (Niepsche, Wundt) — die
 Frage aufgeworfen und selbst die Untersuchung darüber bereits so ziemlich ab-
 geschlossen ist, ob es nicht doch am Ende ganz verschiedene Stadien,
 Grade und Anschauungen, von „Sittlichkeit“, und zwar in ihrer Art
 naturnotwendiger, vollauf berechtigter Weise, giebt: so daß also zunächst
 einmal eine durchgreifende „Kritik der moralischen Werthschätzungen“ selber
 weit eher am Platze wäre. Oder hat man hierbei nicht etwa folgendes
 Resultat gezeitigt? Thatsächlich haben nicht nur jedes Volk, jeder Stand und
 jede Gesellschaftsschicht ihre besondere Moral, welche aus den „Sitten“ sich
 entwickelt — es existieren überhaupt im Wesentlichen zwei durchaus gegen-
 sätzliche Grundströmungen „sittlichen Bewußtseins“: das einer vornehmen
 und das einer niederen Kultur und Rasse (je nach Rechtfertigung durch
 Tugenden eines aufsteigenden oder aber eines niedergehenden Lebens).
 Ein ernster Meinungsstreit darüber zwischen den beiden heterogenen Parteien,
 im Geiste etwa einer „ethischen (Normal-) Kultur“, bleibt zuletzt also ein
 völlig müßiger, schlechtweg vergeblicher. Ja, diese noch immer im Moral-cant
 befangenen „Guten und Gerechten“ scheinen bis dato nicht einmal
 darüber zur Vernunft gekommen zu sein, wie hüben und drüben sogar
 das große Schlagwort „Kultur“ in ganz verschiedenem (entgegen-
 gesetztem) Sinne fällt. Daß es dort (als Begriff einer „christlichen
 Kultur“): Beschneidung des wilden Wachstums mit der Schere — nach dem
 altruistisch-kommunistischen Maße der Gesamtheit: Zähmung des tierischen
 Egoismus zu Gunsten einer Allgemeinheit (Staat, Kirche, Gemeinde zc.)
 bedeutet; wie es hier dagegen (im Munde der „Goethe-Bündler“, wofern sie sich
 als echte „Renaissance-Menschen“ und als Träger des bewußt heidnischen
 Ideals nur auch begreifen wollten) so viel wie: selbstherrliche Auslassung
 des Individuums, selbstzüchtige Auslebung der eigenen Persönlichkeit, allein
 nur besagen kann — nach der Gleichung: „Kultur“ = Pflege und Ent-
 faltung der natürlichen Anlagen, Anbauung des Eigenbodens und seines
 irdischen Ackerlandes. Einmal bedeutet da „Erziehung“ so viel als Zuchttrute,

*) Vgl. hierzu die sehr vernünftige Betrachtung Carl Wundt's: „Goethe,
 Weltanschauung und Goethebund“ — „Lotte“, I. Jahrg., Heft 13, S. 437 f.

das andere Mal aber so viel wie Auf-, Heraus- und Hinanziehen; dort Züchtigung und hier Züchtung! Man streitet sonach genau genommen um des Kaisers Bart, wenn jeder der Gegner dieses Wort als ungeprüfte Losung wacker „voll und ganz“ allerwege im Munde führt; denn hier liegt je nach der gegebenen Basis doch eine vollständige „Umwertung“ der Werte des bezüglichen Begriffes vor, welche jede Einigung von vornherein ausschließen muß. Meint man es jedoch einmal ehrlich im griechischen Geiste — dann wenigstens auch: „Wifler ab!“ und: „Heraus mit dem Flederwisch!“ . . .: „In der That, ja — wir haben eine andere Sittlichkeit in uns, als Ihr, und sind — mit oder ohne Eure gütige Erlaubnis — sogar stolz darauf!“

Sind wir damit nunmehr auf die ganze abgründliche Tiefe des hierdurch aufgerollten, ungemein schwierigen und von liberalem Zeitungs-geschwätz sicher nicht zu bewältigenden Problems geraten, so läßt sich un-schwer auch erkennen, welche Fatalitäten sich erst ergeben müssen, wenn man jenen „unentwegten“ Versuch macht, alle diese ungereimten Dinge, durch eine enthusiastische Popularisierung der eigentlichen Idee in Form von „Goethe“-Bündnissen über das ganze Land hin, mit allen möglichen und unmöglichen Strebungen auch noch zu verquiden. Daß doch alle solche Ideen immer gleich zu „Klingen“ und Zusammenrottungen en masse bei uns eingefangen werden müssen — damit nur ja kein individuelles Leben von selbst treiben und sprießen kann, nichts im Stillen organisch werden noch sich auswaschen darf, und damit Alles, selbst das Beste, immer gleich im Keime erstickt, in seiner schönsten Blüte barbarisch geknickt werde! So und so oft galt es da schon ein herrliches „Hic Rhodus — hic salta!“ . . . und immer wieder ward in wilder Hast daran hübsch „vorbeigeschossen“. Wieder und wieder finden wir dann den nervus rerum der heiligen, tiefsten Sache Kultur, „Das Eine, was not thut“, aus purem Un-geschick oder täppisch zugreifendem Ungeftüm leichtsinnig „verbummelt“ — wenn wir nämlich nach einiger Zeit wieder aufschauen, zum Sammeln blasen und die zurückgelegte Laufbahn nun überblicken! Quousque tandem . . .?

Es ist schon der wahre Jammer — zum Erbarmen, und nur die wohlbekannte Elegie auf die „verpaßten Gelegenheiten“, die ich damit anstimme. Ich will lieber hier abrechnen . . ., spricht doch soeben ein „moderner“ Staatsmann, der erste Beamte des Reiches, zudem an geweihter Stätte und vor versammeltem Volke, von der „Goethe-Kultur“, die uns alle als Bildung durchbringen müsse, und stellt dabei Goethe doch nur wieder in „nationale“ Parallele mit — Bismarck. „Die Goethe-Bündler triumphieren.“





Goethe „und“ Haeckel.*)

Von Max Seiling.

(München-Pasing.)

„Werde ja nicht mild im Urteil! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Richtige des Tages ausdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein.“ Goethe.

Im Anschluß an eine im deutschen Reichstag geführte Debatte, in welcher der Abgeordnete Stockmann Veranlassung nahm, sich über die Beziehungen des Goethe-Bundes zu Haeckels „Belträtseln“ in mißfälliger Weise zu äußern, schrieb das „Berliner Tageblatt“ u. A.: „Wenn man sich vorstellt, daß Czjelensky Goethe einen Besuch in Jena machen würde und dort die Wahl hätte, den Professor Haeckel oder den Konsistorialpräsidenten Stockmann aufzusuchen, so würde er, wie mit absoluter Sicherheit angenommen werden darf, Professor Haeckel den Vorzug gegeben haben.“ Ich teile — was ich im Nachfolgenden begründen werde — den Glauben an diese „absolute Sicherheit“ nicht, weil der Konsistorialpräsident Stockmann, und wenn er wissenschaftlich noch so sehr ansehbar sein sollte (für welche Annahme mir übrigens jeder Anhaltspunkt fehlt), in diesem Punkte hinter dem Philosophen Haeckel unter allen Umständen sehr weit zurückstehen dürfte; denn die von Haeckel verfochtenen Absurditäten bezeichnen eben einen einzig dastehenden Gipfelpunkt menschlicher Verirrung.

Bei der Verbindung der Namen Goethe und Haeckel, der ich nun schon wiederholt begegnet bin, fällt mir ein, was Nietzsche einmal über

*) Aufmerktsame Leser der „Gesellschaft“ werden sich vielleicht noch des Dr. Rudolf Steiner'schen Aufsatzes: „Die Kämpfe um Haeckels Belträtsel“ (1900, I. Oktoberheft) erinnern. Hier soll nun auch einmal eine andere Auffassung zum Ausdruck kommen — eine Auffassung, die wir zwar nicht in jedem Punkte schon teilen werden, die aber doch ihr gutes Recht hat, sich zur Geltung zu bringen. D. Schriftl.

das Wörtlein „und“ sagte, als er sich über den geringen psychologischen Takt der Deutschen beschwerte: „Was ich nicht hören mag, ist ein berühmtes ‚und‘: die Deutschen sagen ‚Goethe und Schiller‘, — ich fürchte, sie sagen ‚Schiller und Goethe‘ . . . Es giebt noch schlimmere ‚und‘; ich habe mit meinen eigenen Ohren, allerdings nur unter Universitätsprofessoren, gehört ‚Schopenhauer und Hartmann‘ . . .“ Was würde Nießche erst zu „Goethe und Haedel“ gesagt haben, vorausgesetzt, daß er den zweiten Namen nach der Lektüre des „Welträtsel“-Buches überhaupt in den Mund genommen hätte?!

Wenn man von Goethe nichts wüßte, als daß er gelegentlich geäußert hat, als Naturforscher sei er Pantheist, und wenn man Haedel ohne näheres Zusehen glauben wollte, wenn er uns versichert, daß sein sogenannter Monismus (in Wahrheit handelt es sich um einen Dualismus) im Grunde genommen sich mit dem Pantheismus Spinoza's und Goethe's decke, dann könnte man sich das famose „Goethe und Haedel“ allenfalls erklären. Dagegen stehen Einem die Haare zu Berge, wenn man weiß, wie Goethe über die höchsten Lebensfragen gedacht hat, und man sich andererseits den Haedel'schen Monismus etwas genauer besieht.

Dank dem Entgegenkommen Haedels kann die zweite Bedingung mit leichter Mühe erfüllt werden. Haedel erklärt nämlich in seinen „Welträtseln“, daß seine Lehre sich vom Materialismus insofern unterscheide, als dieser den Geist leugne und die Welt in eine Summe toter Atome auflöse. Daß es Leute giebt, welche die Welt für ein Konglomerat von toten Atomen halten, wird sicherlich gar manchen überraschen, und wenn er das Denkvermögen der Armen an Geist noch so niedrig einschätzt. Im Gegensatz zu diesen Strohköpfen hätte daun Haedel die scharfsinnige Beobachtung gemacht, daß die Welt unter dem Zeichen der Bewegung und des Lebens steht. Nein, diese pfiffige Unterscheidung redet Haedel sich und seinen Anhängern nur vor, um zu vertuschen, daß es sich auch bei ihm um die „Weltanschauung des geringsten Verstandesaufwandes“ (Du Prel) handelt. Büchner, der doch wahrhaftig als der typische Vertreter des Materialismus gelten darf, wiederholt in seinem „berühmten Werke“ — so nennt Haedel jenes Buch, das nicht übel als das schlechteste seines Jahrhunderts bezeichnet worden ist — immer wieder: kein Stoff ohne Kraft! Er weiß also nichts von toten Atomen. Zudem scheint Haedel vergessen zu haben, daß er im zweiten Kapitel seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ gesagt hat: „Der sogenannte naturwissenschaftliche Materialismus ist in gewissem Sinne identisch mit unserem Monismus.“ Er hätte das „in gewissem Sinne“ ruhig weglassen können; denn, welch

großer Unterschied wäre es doch, wenn statt Kraft und Stoff — Energie und Materie gesetzt wird? Jedenfalls — und darauf kommt es schließlich an — trägt Haeckels Monismus die sämtlichen Mürren des gewöhnlichen Materialismus an sich, als da sind: die Ahnungslosigkeit in Sachen des erkenntnistheoretischen Problems, in Folge welcher z. B. die Materie für ein objektiv wirkliches, von unserer Vorstellung unabhängig existierendes Ding gehalten wird; die Unmöglichkeit, das Bewußtsein aus blinden Kräften und überhaupt das Psychische aus dem Physischen zu erklären; die endlose Wiederholung des Weltprozesses; der Mangel aller Teleologie und der ausschließliche Mechanismus des Weltgeschehens; die Aufhebung der Selbstherrlichkeit des Individuums, dem „an Bedeutungslosigkeit der winzigste Bazillus nicht nachsteht“ (Haeckel), da es, wie dieser, nur ein zufälliges und sinnloses Aggregat von Chemikalien ist; die Leugnung der Lebenskraft; die endgiltige Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod; die Unfreiheit des Willens ohne ein ergänzendes, transcendentes Reich der Freiheit; die Unmöglichkeit der Moralbegründung und die Leugnung einer sittlichen Weltordnung.

Wenn Haeckel nun behauptet, daß durch seinen also ausgestatteten Monismus „das ethische Bedürfnis unseres Gemütes ebenso befriedigt wird, wie das logische Kausalitätsbedürfnis unseres Verstandes“, weshalb er ihn denn auch als neue Religion anbietet, — dann ist man versucht zu glauben, daß man es mit einem Spaßmacher zu thun habe. Wenn Haeckel ferner erklärt, daß durch seine Auffassung der Substanz und durch die moderne Entwicklungslehre die sieben Welträtsel du Bois-Reynolds „endgiltig gelöst“ seien, dann wird man im Glauben, hier zum Narren gehalten zu werden, außerordentlich bestärkt.*) Und wenn Haeckel im Widerspruch mit den wirklich Weisen aller Zeiten und Völker sogar meint, daß der definitive Verzicht auf den Unsterblichkeitsglauben nach seiner festen und ehrlichen Überzeugung für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern einen unschätzbaren positiven Gewinn bedeuten würde, — dann kann man, wie mir scheinen will, nur die Ehrlichkeit dieser Überzeugung bezweifeln oder Haeckel als philosophischen Denker definitiv streichen, falls man dies auf andere Symptome hin nicht schon längst gethan haben sollte.

*) Diese sieben Welträtsel sind: 1. Das Wesen von Materie und Kraft. 2. Der Ursprung der Bewegung. 3. Die erste Entstehung des Lebens. 4. Die (anscheinend absichtsvoll) zweckmäßige Einrichtung der Natur. 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins. 6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache. 7. Die Frage nach der Willensfreiheit.

Der platte, atheïstische (nicht pantheïstische) Haedel'sche Materialismus, der nur ganz fanatischen Gedankentemperenzlern zu genügen vermag, sollte nun die Weltanschauung des größten deutschen Dichters „und Denkers“ — durch diesen Zusatz will Haedel nicht nur Goethe, sondern auch sich und seine Lehre ehren — gewesen sein? . . . Daß dieses Märchen in deutschen Landen Glauben finden und überhaupt aufgetischt werden konnte, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, in welcher das Denken beim „Volk der Denker“ ein seltenes Phänomen geworden zu sein scheint. Man hört zwar neuerdings immer wieder behaupten, daß der Materialismus ein bereits überwundener Standpunkt sei, wie denn auch zugegeben werden muß, daß dem „Naturphilosophen“ Haedel — vom Naturforscher ist hier nicht die Rede — manche wohlverdiente Abfertigung zu Teil geworden ist. Diese Selbstbefinnung spielt sich indessen vorerst nur in den wenig besuchten, wissenschaftlichen Hochregionen ab, während man in der Niederung, wo das Gros der „Aufgeklärten“ wohnt, zumeist noch daran festhält, daß die Welträtsel nur mit Hilfe von Mikroskop, Retorte, Affenregister und anderen Utensilien der „exakten“ Naturwissenschaft gelöst werden können: sonst wären doch vom „Welträtsel“-Buche nicht schon nach wenigen Wochen 10 000 Exemplare abgesetzt worden. Von einem Schwinden der verblichenen materialistischen Denkweise bei den Massen ist jedoch erst recht noch nichts zu spüren. Unter so bewandten Umständen dürfte es nicht unangebracht sein, in Kürze daran zu erinnern, wie Goethe, den man jetzt in manch anderer Hinsicht so gern als Vorbild hinstellt, über jene Fragen gedacht hat, deren Lösung mit dem eben erwähnten Laboratoriumsinventar nun einmal nicht möglich ist.

Zunächst ist ein ungeheurer Kontrast zwischen Goethe und Haedel dadurch gegeben, daß Feuer in weiser Erkenntnis gesagt hat: „Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern“, während dieser in dem platten Wahne lebt, daß die schwersten Welträtsel gelöst seien.

Wenn schon Goethe von gewöhnlichen religiösen Vorstellungen über das höchste Wesen weit entfernt war, so darf er doch in Anbetracht seiner Vielseitigkeit und seiner Abneigung gegen systematisches Philosophieren nicht als zünftiger Pantheist aufgefaßt werden. Dagegen hat sich der große Mann ausdrücklich verwahrt: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben.“ Er gestaltete sich vielmehr sein Gottesbild nach seinen jeweiligen Bedürfnissen. Hält man sich nun gegenwärtig, daß Goethe ein unendlich reiches und tiefes Gemüt besessen, daß Haedel aber an dieser Lichtseite der Menschennatur ganz besonders arm zu sein scheint, dann kann man

sich leicht vorstellen, welcher gewaltiger Unterschied zwischen dem, von den Bedürfnissen eines Goethe erzeugten Gottesideal und dem kalten Substanzbegriff Haedels bestehen mag. Diese beiden Dinge zu identifizieren, ist also plumpeste Falschmünzerei.

Noch größer und absolut unzweideutig ist der Gegensatz zwischen Goethe und Haedel hinsichtlich der eigentlichen Kardinalfrage der Menschheit, der Frage von der Fortdauer nach dem Tode. Zunächst ist der oben bereits angeführten, ebenso sinn- wie gemüthlosen Behauptung Haedels über den Wert des Unsterblichkeitsglaubens der folgende Ausspruch Goethe's entgegenzuhalten: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.“ Was nun aber Goethe's Überzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode betrifft, so könnte mit leichter Mühe etwa ein Duzend hierauf bezüglichlicher Äußerungen beigebracht werden. An dieser Stelle mögen einige wenige genügen: „Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor.“ — „Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur.“ — „Es ist einem denkenden (!) Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich.“ — „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit.“ — „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns als Menschen erprobten, nicht versagen!“

Goethe war indessen nicht nur vom Weiterleben nach dem Tode, sondern konsequenterweise auch von der Präexistenz, sowie von der Reinkarnation überzeugt. Bekanntlich hat er sich mit dieser Lehre seine starke Neigung zu Frau von Stein zu erklären versucht; und zu Falk sagte er: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.“ Ja, er hatte sogar den speziellen Glauben, einmal unter Kaiser Hadrian dagewesen zu sein, weshalb ihn alles Römische so anzöge.

Eine weitere Konsequenz von Goethe's unbefangener und harmonischer Weltanschauung ist seine Anerkennung der Thatsächlichkeit der sogenannten okkulten Phänomene, welche für die Lösung der Welträtsel von sehr viel

höherem Wert sind, als die Resultate unserer, über die Gebühr gepriesenen, an Äußerlichkeiten klebenden Naturforschung. Die Stellungnahme zum Okkultismus ist so recht ein Prüffeld für die Vorurteilslosigkeit und Weit-sichtigkeit eines Forschers. Ein Goethe besteht diese Prüfung natürlich glänzend, obwohl er nur mit verhältnismäßig wenigen Thatsachen bekannt war, zu denen freilich einige eigene Erlebnisse zählten. Goethe's Äußerungen über okkulte Dinge sind so zahlreich, daß ich das noch kaum beachtete Thema „Goethe und der Okkultismus“ in einer demnächst (bei Osw. Muge, Leipzig) erscheinenden Broschüre behandelt habe. Ich kann mich daher hier auf einige Andeutungen beschränken.

Goethe zieht Phänomene, wie Wahrträume, Weissagungen, Gedankenübertragung, Telepathie und zweites Gesicht, nicht nur nicht in Zweifel, er sagt vielmehr, daß die wundersamen Kräfte, welche diese Phänomene hervorbringen, in der menschlichen Natur liegen müssen. Spukerscheinungen hält er für möglich, wie er denn auch den aufgeklärten Nikolai in der „Walpurgisnacht“ allen Ernstes mit dem Verse verspottet: „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tege.“ Ja, Goethe geht viel weiter, als die Vertreter des wissenschaftlichen Okkultismus. Während diese das Wunder verneinen, indem sie die mystischen Phänomene samt und sonders auf das Walten von noch uuerforschten Naturgesetzen zurück-führen, hat Goethe die Möglichkeit des Wunders im eigentlichen Sinne des Wortes zugegeben. Damit nimmt er den denkbar freiesten und gerade seiner durchaus würdigen Standpunkt ein, an welchen das, was sich so gewöhnlich Freigeist nennt, nicht entfernt heranreicht. Der „Freigeist“ materialistischer Observanz unterscheidet sich, nebenbei bemerkt, vom Religions-gläubigen überhaupt nur dadurch, daß er an viel absurdere Dogmen glaubt als dieser; aber glauben thun beide. Besonders lächerlich gebärdet sich der materialistisch gefinnte Gläubige, wenn er Dinge darum für unmöglich hält, weil sie in sein beschränktes Natursystem nicht hineingebracht werden können. Im Gegensatz zu diesen Pseudo-Freigeisterchen steht nun der große, freie Geist Goethe nicht an, sogar eine Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes — und darin besteht das eigentliche Wunder — für möglich zu halten. Wenn auch die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes so allgemein und so oft festgestellt ist, daß es uns zu einer Denknotwendig-keit geworden ist, so folgt daraus doch keineswegs, daß dieses Gesetz nie sollte eine Ausnahme erleiden können. Dies allein ist der Standpunkt eines echten Freigeistes, der mit Krato sagt: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort ‚unmöglich‘ ausspricht, er-mangelt aller Vorsicht und Klarheit.“

Wie hat nun aber Haedel die Prüfung in Sachen des Okkultismus bestanden? Natürlich so schlecht als nur möglich! Obschon dieses weite Wissensgebiet heute über ein großes, wohl verbürgtes Thatachenmaterial verfügt und von hervorragenden Naturforschern (Wallace, Crookes, Zöllner, Fechner u. A.) experimentell untersucht worden ist. Haedels Abfertigung des „Spiritismus“ — so nennt er in unglaublich rückständiger Weise den Okkultismus — zeugt von unwürdiger Ignoranz, von starrem Vorurteil und von souveräner Rechthaberei.*) Wer aber Thatachen apriorisch (ohne vorhergehende Prüfung) leugnet und über Dinge redet, die er nicht kennt, ist kein Mann von Wissenschaftlichkeit und Unbefangtheit; jedenfalls hat er keinen Funken Goethe'schen Geistes in sich.

Anderer Philosopheme hängen mit den erwähnten mehr oder weniger zusammen, brauchen also füglich nicht besonders besprochen zu werden. Nur auf die beiderseitige Stellungnahme zur wichtigen Frage von der Moralität der Weltordnung sei noch hingewiesen: während Haedel sie von seinem materialistischen Standpunkt aus unbedenklich verneint, wird sie von Goethe aus triftigen Gründen bejaht. Angesichts der Beschränktheit, welche Haedel in diesem Punkte, wie freilich auch in vielen anderen, an den Tag legt, kann man mit Nietzsche nur bedauern, daß die Schriftsteller nicht als Mißethäter angesehen werden, welche nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdienen. Haedel besinnt sich nämlich nicht, niederzuschreiben: „In der gesamten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie spricht heute niemand mehr von einer sittlichen Weltordnung.“ Er ist also zweifellos der Meinung, daß die Frage von der Sittlichkeit der Weltordnung etwa in einem chemischen Laboratorium gelöst werden kann. Dazu — und überhaupt zur ganzen Art und Weise, wie es Haedel mit der Lösung der Welträtsel „so herrlich weit gebracht“ zu haben glaubt — würde aber Goethe allenfalls gesagt haben: „Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.“

Und da redet man noch von „Goethe und Haedel“? . . .

*) Den ausführlichen Beweis hierfür erbringe ich in meiner Broschüre: *E. Haedel und der „Spiritismus“* (D. Ruhe, Leipzig). — Daß Haedel als „Philosoph“ überhaupt die reine Null ist, wird namentlich in der vernichtenden Schrift *„Kant contra Haedel“* von Adickes auf eine Weise dargethan, gegen welche ein auch nur halbwegs Unbefangener feinerer Widerspruch dürfte erheben können.





Die Goethe-Universität.

Von Dr. Theodor Poppe.

(Frankfurt a. M.)

Es giebt eine „Goethegesellschaft“, mehrere „Goethevereine“, sogar einen „Goethebund“ und schließlich eine weitere Goethegemeinde, über jene Sonderorganismen hinaus eine unsichtbare Kirche bildend, die man sich je nach der Beherztheit seines Optimismus größer oder kleiner vorstellen kann. Aber es giebt keine „Goethe-Universität“! Richtige Universitäten müssen immer unter dem erlauchtem Schirm eines fürstlichen Namens stehen. Sie sind eigentlich nicht berufen, zu bilden, sondern sie bilden zu staats-erhaltenden Berufen.

Was ist also die Goethe-Universität? Ein Wort, ein Begriff, ein Traum. „Dichtung und Wahrheit.“ Für den reblichen Worthuber ist schon damit zu viel gesagt. Dichtung und Wahrheit?!

Ja, und der Prozentsatz an Wahrheit liegt auf dem Boden, da Goethe geboren wurde: in Frankfurt am Main, noch unter unseren Eltern freie Stadt, Grenzpunkt süddeutschen und norddeutschen Wesens — süddeutscher Eigenbrödelei geneigter, Durchgangspunkt zahlreichen fremden Reisevolks, Ursprung der Rothschilds. Sela.

Was hat es nun aber mit jener „Wahrheit“ auf sich? Wenn man der Stadtseele nachspürt, so scheint ein großer Teil dessen, was man als den modernen demokratischen Charakter der Stadt bezeichnen möchte, Vererbung aus der guten, alten Zeit der Stadtrepublik zu sein. Der behäbige Bürger von altfränkischer Bieberkeit und Derbheit giebt in dieser Charakterstimmung den Grundton ab, der verstärkt wird durch einen Zug aus der Entwicklung Frankfurts zum mitteldeutschen Handels- und Verkehrszentrum. Die Altfrankfurter Familien und das wechselnde Volk der Kaufleute sind einig im Gefühl bürgerlichen Selbstbewußtseins, geschieden freilich auch durch einen beschränkten Gefühlsantifemittismus auf der einen Seite. Dem Frankfurt am Anfang des 20. Jahrhunderts haftet aber doch bei aller

Freiheit der politischen Gesinnung ein hervorragend kleinstädtischer Zug an, der um so mehr auffällt, als sich Frankfurt trotz seiner Größe voreerst noch in den Entwicklungskrisen zur Großstadt befindet. Das spürt man nicht nur an der Bauart der Häuser, an den Krümmungen der Straßen, ihrer Breite, die durch Vorgärtchen beengt wird — Stimmungen der Gemütlichkeit und Heimlichkeit weckend, die alle Hast des Verkehrs nicht gänzlich unterkriegen kann. Auch die Lebensgewohnheiten des Mittelstands, der sich nicht minder abgeschlossen verhält gegen neue Elemente als die höheren Kreise, die verhältnismäßig geringe Anteilnahme an lebendigen Geistesströmungen, denen gegenüber man sich zumeist zuwartend, ohne selbständige Stellungnahme, verhält, geben die, freilich weniger erfreulichen Seiten des kleinstädtischen Habitus wieder. Oder dann die Frauen, bei denen, wie der große Mitbürger „Göbé“ (oder gar „Gébé“) meinte, man erfahren kann, was sich ziemt. Für sehr viele elegante Damen ziemt es sich z. B., bei Deckung ihrer Leihbibliotheksbedürfnisse die mehr oder minder abgegriffenen Bände eigenhändig, ohne schämige Hülle, durch die belebtesten Straßen zu tragen — und es giebt doch so viele Zeitungen am Ort! Das Gefühl für ärgerliche Dissonanzen der Erscheinung ist demnach sehr schwach entwickelt. Überhaupt trägt sich die Durchschnittsfrankfurterin trotz ihrer Modegefolgshaft wie unter einem undefinirbaren Hauch, einem Druck des — nun, sagen wir — des noch nicht Erreichten. Ob das im Frankfurter Frauentypus liegt? Meinen Freunden habe ich einmal (es ist schon ziemlich lange her) gewaltige Heiterkeit bereitet, als ich, nach Ausdruck ringend, mit eindringlichen Gebärden den besagten Frauentypus bestimmte: so — rund und wasserblau. Und es liegt doch etwas Richtiges darin. Die „Frankfurter Mäbercher“ sind mehr unterseht als schlank und groß, mit stumpfem Kinn und runden, stadtgebleichten Wangen. Einen selbstbewußten Gang findet man am ehesten bei jüdischen Schönheiten. Die Augen: weich, ohne entschiedenen Ausdruck. Viel Anlage zu Glück und Fröhlichkeit.

Mit all diesen skizzenhaften Andeutungen wollte ich nur so von ungefähr die süddeutsch gefärbte Allgemeinstimmung der Stadtseele umschreiben, auf der sich das geistige Leben Frankfurts entfaltet. Und damit kommen wir auch zu unserer „Wahrheit“ zurück.

Seit 1859, dem Säkularjahr Schillers, besteht in Frankfurt die Erhalterin der Goethetraditionen, das „Freie Deutsche Hochstift“. Merkwürdigerweise hat es einen Ableger, eine Zweiggesellschaft gleichen Namens gezeugt — nirgendwo anders als in München, allwo dieses Hochstift im Laufe der Zeit zu einer Art Zarschwanorden sich entwickelt hat.

Es giebt ja so viel harmlose Dichterseelen in deutschen Landen! Das „Freie Deutsche Hochstift“ zu Frankfurt hat jedoch seine Ziele höher gesteckt: „für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung“ ist es auf dem geweihten Boden am Hirschgraben entstanden. Die akademische Bildung Frankfurts, d. h. im Wesentlichen die Lehrerschaft, hat sich darin zu wissenschaftlichen Sektionen zusammengeschlossen, die selbständiger Forschung dienen und ihre Ergebnisse in den vom akademischen Gesamtausschuß herausgegebenen Berichten niederlegen. Die jährliche Masse der Goethe- und Schiller-Litteratur wird allerdings von einem auswärtigen Spezialisten, von Max Koch in Breslau, in die Berichte eingeschachtet — seit dem Bestehen der umfassenden „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ vielleicht eine überflüssige Sache. Die Abteilung für deutsche Sprache und Litteratur, der Goethe doch wohl am nächsten steht und die also auch als Kern des Hochstifts zu gelten hätte, führt ein ziemlich pflanzenhaftes Dasein. Ihre praktische Seite, die das Sekretariat des Hochstifts darstellt, hat freilich genug zu thun mit der Sorge für Goethehaus und Goethemuseum und der Einrichtung des Schmuckkastens einer Bibliothek, um deren Mittelpunkt: Goethe sich eine reiche Speziallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts angesammelt hat.

Zur Förderung der höheren Bildung veranstaltet das Hochstift für seine Mitglieder, die der gebildeten Bürgerschaft, insonderheit der strebsamen Frauenwelt angehören, allwinterlich eine Reihe von Lehrgängen, zu denen meist auswärtige Gelehrte verschrieben werden. In je fünf Stunden werden Gegenstände aus den Gebieten der Geschichte, Litteratur, Kunst, Philosophie und der allgemeinen Naturwissenschaften behandelt. Lange Zeit galt und war auch Vertreter der heimischen Goetheforschung der zu Anfang des Jahres verstorbene Vorsitzende des akademischen Gesamtausschusses Weid Valentin, dessen lautere Goethetreue durch eine gewisse pedantische Philistrität nicht getrübt wurde. Der emsige, arbeitsfrohe Geist drückte dem Hochstift, vielleicht mehr als nötig und erwünscht, den Stempel seiner Eigenart auf. Von einer andern Seite her gesehen, kann man wohl auch sagen, daß der leidenschaftsfremde, oder besser temperamentschwache Geist des gebildeten Bürgertums, identisch mit der Mitglieder Masse, in ihm eine typische Verkörperung fand.

Von diesem Hochstift nun, das sich selbst eine „freie Hochschule für höhere Gesamtbildung“ nennt, und in gewissem Sinne eine Parallele an der Berliner „Humboldt-Akademie“ hat, bis zu der Goethe-Universität, wie ich sie mir in unbefcheidener Phantasie vor Augen zaubere, ist noch ein großer, großer Schritt. Immerhin denke ich mir das Hochstift als die Urzelle.

Aber weiter — durch die „Breite der Empirie“, um mit Goethe zu reden! Der Pflege der Naturwissenschaften ist die Sendenbergsche „Naturforschende Gesellschaft“ und der „Physikalische Verein“ gewidmet, die beide in eigenen Hörsälen Vorlesungen veranstalten. Anatomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie haben bedeutende Vertretung. Ein wertvoller Zuwachs an wissenschaftlichen Potenzen erfolgte erst vor einigen Jahren durch die Errichtung des Königlichen Instituts für experimentelle Therapie auf Frankfurter Boden. Im Jahr 1812 hatte schon einmal der Großherzog von Frankfurt, der Fürst-Primas Karl von Dalberg, im Gedanken an eine Hochschule in Frankfurt eine medizinische Fakultät aufstehen lassen, die jedoch bald wieder in der Sendenbergschen Stiftung verschwand.

Der ganze hier umschriebene Wissenschaftskomplex bedeutet dem harmlosen Bürger so recht eigentlich „die Wissenschaft“ nach der aus dem 19. Jahrhundert ererbten Bedeutung. Vor „der Wissenschaft“ aber hat der Bürger einen Respekt, der mit der Entfernung im Quadrat wächst. Wenn es sich darum einmal ereignet, daß ein durch Handel, Wandel und Heirat reich gewordener Mann sich ein würdiges Gedenken stiften will, so steigen ihm dabei nicht so sehr seine sozialen Verpflichtungen in den Kopf, als vielmehr das idyllische Bild stimmungsvoll selbstloser Arbeit an der über dem Leben thronenden Wissenschaft, der er, aus einem eigenen Leben voll Stimmungslosigkeit, vielleicht ein verehrendes Opfer bringen will. Der Nimbus von Bürgertugend und Höhenwertung geistiger Arbeit ist nicht zu verachten. Immerhin muß, in Anbetracht seiner Seltenheit, Staunen und Bewunderung erregen, was in Amerika nachgerade selbstverständlich geworden ist. So sind eben in neuester Zeit durch reiche Frankfurter Bürger anscheinliche Stiftungen zu wissenschaftlichen Zwecken geschehen. Wissenschaftliche Zwecke — aha!

Ich bin nun für meinen Teil der festen Überzeugung, daß die Überschätzung der Wissenschaft im Ganzen, das Ergebnis rapider Erfolge im 19. Jahrhundert, im neuen Säkulum sich doch allmählich verlieren wird. Die Entwicklung des Menschen hat mit der Entwicklung der Wissenschaft nicht gleichen Schritt gehalten. Man ist doch wohl als Außenstehender zu sehr geneigt, unter die Flügel der Wissenschaft mit ziemlich gleicher Wertschätzung den schöpferischen Gelehrten und den Wissenschaftshandwerker zu begreifen. Das Prestige der Wissenschaft schützt den mit ihr Beschäftigten. Wie oft aber doch der Wissenschaftshandwerker, ihr Repräsentant aus der Kraft des Eigfleisches, hinter den Anforderungen an einen Menschen, der auf den Höhen der Kultur und Menschheit wandeln sollte, zurücksteht, das zu sehen hindert der ideale Glanz seiner

Thätigkeit. Defekte Gelehrtencharaktere sind vielleicht öfter, als der Menschenfreund glaubt. Aber man redet lieber nicht davon. Das sind so alte Sachen, daß sie fast wieder anfangen — neu zu werden.

Es ist symptomatisch, wie doch allmählich unter der Decke scheinbar unbeirrter Forschung — *la science pour la science!* — das Bedürfnis nach Erwägung, wenn nicht gar nach Lösung tieferer Menschheitsfragen wieder hervorbricht und ein erstaunlich lautes Echo in weitestem Umkreis findet. Die soziale Frage, um nur dies herauszugreifen, die für den mit ihr Beschäftigten natürlich schon längst oben auf ist, so weit sein Blick reicht, schiebt sich mehr und mehr in den Mittelpunkt des tatsächlich allgemeinen Interesses, und ihr ideales Moment ergreift auch die, für deren Privatverhältnisse sie von vornherein erlebigt war oder die sie ausschließlich vom politischen Standpunkt aus einschätzten. „Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern in der Bildungsgegensätze. Alle soziale Reform muß an diesem Punkte einsetzen.“ Die Überzeugungskraft dieser Meinung Gustav Schmollers wird immer eindringlicher. Das Recht auf Bildung erkämpft sich Anerkennung. Die Einsicht dämmert auf, daß auf dem neutralen Boden der Bildungsbestrebungen ebensowohl die Schablone der Partei als der Schleier religiöser Befangenheit zu entbehren ist. Entbehrt werden muß, wenn das Tüchtige erreicht werden soll! Das Morgenrot eines Jahrhunderts der Bildung weckt Ahnungen glücklicher Erfüllung. Möchten doch wohlberatene Stifter in erster Linie ihr Vermögen an das geistige und gemüthliche Leben ihres Volkes wenden, ehe sie daran denken, die engere Gelehrtenkaste zu fördern. Die Wissenschaft geht ja doch ihren eigenen Weg. Von jenen aber werden dereinst die Dichter erzählen, daß sie mit der Sonne des Jahrhunderts aufgestanden sind.

Man wird es jetzt begreiflich finden, wenn ich vorhin das „Hochstift“ als Urzelle der Goethe-Universität des 20. Jahrhunderts bezeichnet habe. In dieser Schöpfung des liberalen Bürgertums steckt die Lebenskraft, die erst die Luft der neuen Zeit zu glänzender Entfaltung bringen wird.

Dieselbe Lebenskraft erfüllt aber auch ein Unternehmen, dessen erste Entwicklung sich durch das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinzieht. Der Frankfurter Ausschuss für Volksvorlesungen, seit 1890 bestehend, ist ein weiteres, wesentliches Moment der erträumten Goethe-Universität. Bevor einige unserer Universitäten den Geist der englischen Universitätsausdehnungs-Bewegung erfaßten und mit Lehrgängen für Laien auf den Plan traten, war man in Frankfurt, dank der Initiative des Sozialpolitikers Stadtrat Dr. Flesch und des Chemikers L. Opificius, schon

an der Arbeit, dem Gedanken der sozialen Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit gerade den geistigen Gütern gegenüber Ausdruck und Form zu geben und ihn durch Berufung von Vertretern der Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen in den Ausschuß entwicklungsfähig zu gestalten. Sehe ich hier vorläufig von den Bemühungen des Ausschusses ab, den unbemittelten Schichten der Bevölkerung Kunstgenüsse zu ermöglichen — Bestrebungen, die manchen eigenartigen Gedanken enthalten, wie etwa den von Bernhard Scholz angeregten „Volkschor“ —, so bleiben die zur Verwirklichung einer „Volkshochschule“ drängenden Ansätze. So wurden zuerst dreistündige Vorlesungsreihen veranstaltet, die schließlich im Lauf der Zeit, wenigstens in den meisten Fällen, zur einstündigen Volksvorlesung zusammenschrumpften. Das Prinzip der Unentgeltlichkeit (dem Dr. Zaström und Dr. Ernst Schulze gelegentlich so energisch zu Leib gerückt sind), sowohl von Seiten des Hörers wie des Vortragenden, war bei diesen Einzelvorlesungen in Geltung, die allmählich auf drei verschiedene Gegenden der Stadt ausgebehnt wurden. Das Zusammenschrumpfen der kürzeren Vortragszyklen hatte zuguterlegt den Erfolg, daß diesen Volksvorlesungen ein Konkurrent im eigenen Hause erwuchs. In das Arbeitsgebiet des Ausschusses gehört nämlich auch die von ihm gepflegte Eigenart der Vermittlung von Einzenvorträgen, wie sie ja die „Kaufmännischen Vereine“ allorts sich halten lassen, in den Gewerkschaften und Fachvereinen. Von einem dritten Punkt aus geht es der Volkshochschule entgegen durch die erst wenige Jahre bestehende Einrichtung der Lehrgänge, für die, etwa zehn Stunden umfassend, eine Einschreibengebühr von zwei Mark bezahlt wird. Hier hat auch der Ausschuß die nächste Berührung mit den volkstümlichen Hochschulkursen, die heute am ausgebehntesten und methodischesten von der Wiener Universität in's Werk gesetzt werden.

Mit dem Ende des Jahres soll endlich auch die „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ in's Leben treten, die Kaufleuten, Juristen und Laien Gelegenheit geben will, auf diesem frischen Feld des Wissenschaftsbetriebs sich gründliche Kenntnisse zu eigen zu machen. Manchem Juristen, der in die Laufbahn des politischen Redakteurs hinüberzugleiten wünscht, mag auf dieser Akademie propädeutischer Nutzen erwachsen. In den Spalten der „Frankfurter Zeitung“, dieses erfolgreichen demokratischen Blattes der Kaufmannswelt, spukte wohl auch, ehe man dem Gedanken der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften näher getreten war, die Idee einer Journalistenuniversität. Wilhelm Bölsche hat neuerdings, in seinem Buche „Sinter der Weltstadt“, mit berebten Gründen die Notwendigkeit und das Zeitverlangen einer solchen Journalisten-

universität ausgeführt. Die neue Akademie scheint nun von vornherein ihre Blicke weiter geworfen zu haben auf eine allseitigere Bildung ihrer Studiosen, womit auch zugleich ein Schritt gegen die Journalistenuniversität hin geschehen wäre. Sie verkündet wenigstens durch das Sprachrohr der Zeitung — ein Vorlesungsverzeichnis ist noch nicht veröffentlicht —, daß ihr Lehrplan von Seiten des Hochstifts und des Sendenbergschen Instituts durch allgemeine Vorlesungen ergänzt werden solle. Der Ausschuß für Volksvorlesungen hat sich für seinen Teil rechtzeitig an den Magistrat gewandt mit dem Ansuchen, die Lehrer der Akademie zugleich für Volksvorlesungen zu verpflichten. All das schwebt nun freilich noch im Ungewissen. Die Zukunft soll Lehrmeisterin sein.

Die Fäden sind jedenfalls gelegt zwischen den einzelnen Bildungsstätten Frankfurterischen Gepräges. Ich glaube nicht, daß nun noch ein besonderer Scharfsinn dazu gehört, das Ziel der Entwicklung zu deuten.

Um dies noch vorwegzunehmen: am Bildungsmaterial der Bücher leidet Frankfurt keinen Mangel. Wenn man die Spezialbibliotheken des Sendenbergschen Instituts, des Hochstifts und die im Anschluß an die „Städel'sche Bildergalerie“ geschaffene kunstwissenschaftliche Bibliothek außer Betracht läßt, so bleiben die beiden großen öffentlichen Büchereien: die Stadtbibliothek mit ihrem überwiegend historischen und juristischen Inhalt und die Freiherrlich Karl von Rothschild'sche öffentliche Bibliothek, deren Hauptgebiet Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte ist. Ein vorzügliches, allgemein zugängliches Katalogsystem, dem Leiter der Rothschild'schen Bibliothek Dr. Berghöffer zu verdanken, erschließt die Benutzung der Bücherschätze in geradegu vorbildlicher Weise. Ich habe noch in keiner Bibliothek diese soliden, geschmackvollen Einbände gefunden. Der vom eigenen Stiftungskapital lebenden Bibliothek wurde vor einiger Zeit zuerst die Büchersammlung Nag Müllers in Orford angeboten. Das Interesse der Familie Rothschild an der ihren Namen tragenden Bibliothek war leider nicht groß genug, um die Anschaffung zu ermöglichen.

Die Stadtbibliothek, deren stattlicher Tempelbau sich an der Obermainbrücke erhebt und in goldenen Lettern eine Inschrift an der Stirn trägt, in ihrer eigenartigen Latinität dem alten Schopenhauer zum Spott und Ärgernis, muß in der Ruhbarmachung ihres Materials gegen die Rothschild'sche zurückstehen. Der Katalog, wenn er wirklich in systematischer Vollständigkeit vorhanden sein sollte, ist nicht zugänglich. Höchst wünschenswert, wenn uns der ansehnliche Beamtenstab einmal mit einer zweckmäßigen Katalogisierung überraschen wird, ehe der Main noch an einer

ganzen Generation vorübergeflossen ist. Dies wertvolle Hilfsmittel der Goethe-Universität darf nicht allzu lang und allzu sehr brach liegen.

Der Goethe-Universität! Ich lasse meinen Hoffnungen die Zügel schießen. In ihr haben sich die verschiedenen Ansätze auf dem Boden Frankfurts, die aus eigener Triebkraft gleichsam im Freien, außerhalb des staatlichen Wärme- und Gewächshauses, herangeblüht sind als Kulturmittel, unter ein gemeinsames Dach gefunden. Zunächst in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Während das Sendenbergianum schon so weit gebiehet ist, daß es sich seinen eigenen Museumsprachtbau mit den nötigen Arbeitsstätten am Eschenheimer Turm zu errichten gedenkt, weiß weder das Hochstift, noch der Ausschuß für Volksvorlesungen, noch die geplante Handelsakademie, wo sie in Sicherheit ihr Haupt hinlegen können. Das Hochstift muß sich für seine Lehrgänge einen fremden Saal mieten, die Volksvorlesungen und die Lehrgänge des Ausschusses sind vor Allem auf die Guld der Schulverwaltung verwiesen; und wo die Akademie sich niederlassen will, das wissen vorläufig nur die Eingeweihten — jedenfalls zuerst noch nicht in einem selbständigen Bau. In einem solchen Bau, der in seiner Einheitslichkeit das Symbol der inneren Zusammengehörigkeit jener in verschiedene Richtungen verlaufenden Bildungsbestrebungen ausdrücken würde, käme der vom Magistrat schon einmal gegebte Gedanke einer „Goethehalle“ zu glänzenderer Wiedergeburt.

Nun, wo der Wille ist, da ist auch ein Weg! Ich will mich also hier lieber darauf beschränken, von der idealen Seite, vom Geiste der Goethe-Universität zu schwärmen. Denn nun mag die „Dichtung“ in ihr Recht treten, die — Aristoteles hat es eingeschärft — philosophischer und darum wahrer ist als die Geschichte, als die Empirie der kahlen Thatsachen.

Die offizielle Universität ist, wie ich Eingangs erwähnte, neben ihrer Rolle als staatlich unterstützte und daher mehr oder minder freie Pflanzstätte wissenschaftlicher Forschung, in der Hauptsache die Anstalt für das Brotstudium. Die freie Universität, die Volkshochschule in deutschem Sinn und in neuem Geist, tritt mit der altherwürdigen Universität in keinen Wettbewerb. Sie graben sich nicht den Boden ab — sie ergänzen einander. Die Volkshochschule nun, die sich Goethe-Universität nennen darf, ist eine Stätte echter Bildung. Sie öffnet ihre Thore dem Volk, den Laien zur Ausbildung und Steigerung der Persönlichkeit — je nach Reizung und Begabung. Sie sammelt Menschen um sich, die über den täglichen Beruf hinaus ihr Leben mit geistigem Gehalt zu erfüllen und zu durchfehlen streben. Denn Goethe ist ihr Erzieher. Sie trägt darum an ihrem Teil bei zur Lösung der sozialen Frage des vierten und des fünften

Standes, um diesen Ausdruck zu gebrauchen — der Arbeiter und der Frauen. Die Frauen der besitzenden Klassen und die Männer der besitzlosen sind ja heutzutage gemeinsam in die gegnerische Stellung zu einer Front — mit einem Brett davor — gedrängt, die noch nicht überall wanzen will. Aber der soziale Gedanke der Gleichberechtigung aller Volksgenossen an den geistigen Gütern der Nation dringt mehr und mehr durch — ich sprach davon. Und so wird auch das Bewußtsein einer sozialen Pflicht gegenüber dem andrängenden Bedürfnis lebendiger und kräftiger. Die Goethe-Universität eint die gemeinsam Ringenden und Kämpfenden.

Wenn auch die Goethe-Universität dem Arbeiter und überhaupt dem im Berufsleben Stehenden sich naturgemäß nur in Abendkursen anbieten kann und seinem wirtschaftlichen Kampf vor Allem Rechnung tragen muß, so bleibt ihrem Zweig, der Frauenuniversität, dagegen ein größerer Spielraum. Auch ich denke mir mit Völsche diese freie Universität für Mädchen und Frauen als den idealen Ausgangspunkt für alle denkbaren engeren Berufe. Das Hochstift mit seinen Lehrgängen hat hier seine Wurzel. Naturwissenschaften bieten Sendenbergianum und Physikalischer Verein. Aber auch als Berufsuniversität für Journalisten fällt die Hochschule, die Goethe's Namen trägt, nicht aus dem Rahmen. Der ehrliche Mäkler des geistigen Lebens und Geschehens im Volk, als den sich der Journalist von Rechts wegen darstellt, mag hier ebensowohl eine freie und weite Allgemeinbildung sich aneignen als die engeren Fachkenntnisse. Der Gelehrte schließlich, der an dieser Stätte wirkt, wird vor Allem auf den Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben sich verwiesen finden. Er wird auf die Gefahr der Unfruchtbarkeit hin gezwungen sein, zu erfüllen, was Anton E. Schönbach, der Grazer Professor, („Über Lesen und Bildung“) bereits ausgesprochen hat: „Wer den Zusammenhang seines Wirkens mit dem seiner Zeit nicht versteht und nicht über die Scheuklappen seiner Besonderheit hinausblickt, wer seine Arbeit nicht mit der des modernen geistigen Lebens vergleichen kann und dadurch des Maßstabes für seine Leistung entbehrt, der bleibt banausisch und ein Handwerker, obwohl er immerhin, und vielleicht nicht mit Unrecht, als eine schätzenswerte Kraft selbst in gelehrten Kreisen gelten mag.“

Schon im Symbol Goethe ist es gegeben, daß diese Volkshochschule in weitestem Sinne eine Hochburg ästhetischer Kultur sein muß, beseele Bildung verbreitend, die es mit dem ganzen Menschen zu thun hat, nicht bloß mit seinem Verstande. Die künstlerische Weltverfassung ist vor allem Andern der charakteristische Wert. Wollte ich nun wieder auf festen Boden hinunter steuern, um zu ersehen, ob von dem heutigen künstlerischen Leben

Frankfurts das Idealbild der Goethe-Universität Unterstützung erfahren könnte, so müßte ich des Längeren und Breiteren erst wieder Thatfachen sprechen lassen. Davon lieber ein anderes Mal!

Es kam mir hier vor Allem darauf an, einmal zu überschlagen, was die Geburtsstadt Goethe's dem übrigen Deutschland ganz allein zu sagen hätte, was sie am Anfang des 20. Jahrhunderts mit keimkräftigen geistigen Sonderwerten wohl bedeuten könnte innerhalb unserer deutschen Gesamtkultur. Da aber wir Jüngeren, vom Geiste der Zeit beherrscht, lieber nach der Zukunft greifen, als aus dem Aschenkasten der Vergangenheit Mosaiktrümmer hervormühlen, so war es nur recht und billig, daß ich einzelne Grundlinien auszog und über ihnen einen Schattenbau aufführte. Einen Schattenbau, der ein Lichtbau ist. Er mag wohl zu viel blenden. Aber lieber blind von der Fülle des Lichts, als vom Mangel.

Goethe hat behauptet: „Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu sein.“



Neue Gedichte von Wilhelm Weigand.*)

(München.)

Sommerrast.

Tief in lichten Blütensternen,
Glanz und Duft auf Feld und Fernen,
strahlend spielt ein Sommerwind.
Und ein unbegreiflich Sehnen
will die Brust zum Springen dehnen,
und doch blick' ich wie ein Kind.

Nun ein Ton, ein Bienensummen,
und ein atmendes Verstummen —
silbern webt es über'm Feld,
und auf goldsmaragdnen Wogen
weicher Wiesen kommt's gezogen
wie ein Lichtgesicht der Welt.

Und es schwindet, — Duft und Schauen!
Seliger in selig Blauen
taucht mein Blick, in Überglanz
aller Nähen, aller Weiten,
schimmernder Unendlichkeiten — —
Richt und Stille bin ich ganz.

*) Aus der (soeben bei Georg Heinrich Meyer in Berlin erscheinenden Sammlung: „In der Ferne“.
Neue Gedichte (1894—1901).

Mit einem Jasminzweig.

Dies sind duftberauschte Wochen,
und die Nächte glüh'n Entzücken,
Nächte, die wie Stunden sind!
Dein geliebtes Haupt zu schmücken,
hab' ich von Jasmin gebrochen
still ein blätenschwer Gewind.

Aus der Nacht des schwersten Haares
haucht mir nun ihr Duft entgegen,
schwül, erinn'ungsschwer und feucht,
und, ein Stern auf Abendwegen,
glänzt dein Aug', dein wunderbares,
überirdisches Geleucht.

Werden still die heißten Stunden,
perlt der Brunnen Seligkeiten,
liegt im Sternenduft die Welt: —
Deinem Haupt in Dunkelheiten
sei das Sterngewind entwunden,
daß in deines Arms Entbreiten
keine Blüte sterbend fällt.

Menschheit.

Daß ich hoch im Lichte gehe,
müssen tausend Füße bluten,
Tausend küssen ihre Kutten,
Tausend fluchen ihrem Wehe;

Müssen tausend Hände weben
tief im Dunkel Himmelsgaben;
tief in Schmutz und Nacht vergraben,
Tausend ihrem Gott vergeben. —

Das Schicksal Psyche's.

Zu Herzen geht das Schicksal mir
des allerschönsten Weibes:
Wer sah erglüh'n in seiner Zier
den Glanz des schönsten Leibes?
Die Ärmste sucht den fernem Gott,
sie sucht ihn unter Hohn und Spott
in weltverlorenem Sinnen.

Und träumend wechselt Tag für Tag
sie Schleier, Schuh' und Kleider.
Die Jahre weben, Schlag und Schlag,
es keuchen tausend Schneider —
Sie geht, der Glieder Pracht verhüllt,
das Aug' von sel'gem Licht erfüllt,
mit tausend Dulderinnen. —

Wer Götter sucht, der lebt im Leid,
das alle Fülle reinigt.
Wer Götter liebt, will Seligkeit,
die nie ein Stachel peinigt.
Wob dir die Zeit noch kein Gewand,
das bräutlich deine Sehnsucht fand,
die selig-ruheloße?

O süßes Purpurseelchen mein:
Dies sind mir bitter Mären
und, ach, kein dämmernd Prophezei'n:
Du sollst, du mußt gebären! —
Die Zeit braucht einen neuen Gott!
Es sagt's der Groll, es sagt's der Spott,
es leuchtet's jede Rose.

Bist du nicht Göttin? Götter geh'n
nicht dampf in dumpfen Schleiern!
Bist du nicht Weib? In Blüte steh'n
die Herzen tausend Freiern!
Die Flamme, die sich selbst verzehrt,
die Flamme, die nach Höh'n begehrt,
entstiegen einem Sehnen. —

Der Traum, der in dem Aug' dir sinnt,
von Liebesrosennächten,
der Traum, der gold'ne Fäden spinnt,
löst deine seid'nen Flechten:
Es glüht die Hand, die Hülle fällt,
ein göttlich Leuchten fällt die Welt,
und du stehst ganz in Thränen.

Lenz.

Aus den quellenfel'gen Schluchten,
wo der Lenz uns still empfing,
siehst mein Aug' nur gold'ne Buchten,
nur des Meeres lichten Ring —
lautlos Leben!

Fern ein Segel aus dem Hafen
wiegt sich purpurn in das Licht.
Meine Träume sind entschlafen,
meine Sehnsucht darf hier nicht
die Lider heben!

Licht und lichter glänzt die Kunde,
aller Höhen Duft und Glanz,
und der Blütenfall der Stunde
ist der Erde einzige Last
im Entschweben.

Doris.

Du gehst in blaffen Atlaschuh'n,
o Doris, stillste Wege.
Im blauen Schimmerdufte ruh'n
Des Parkes Sonnegehege.
Ein Lächeln blüht dir um den Mund,
und Gold glänzt aus der Augen Grund,
das Gold der müden Tage,
die sterben ohne Klage.

So wonnig hebt die weiche Luft . . .
Es plätschern süß die Brunnen,
und leuchtend taucht aus blauem Duft
Das Lusthaus voll der Wonne.
Und auf den Treppen schläft der Wind
und lacht ein prunkendes Gefind,
und weiße Götter träumen
lichtatmend unter Bäumen.

Von Liebe sagt und singt die Welt!
Sie ist ein jäh Entzücken,
darein ein Glanzgelächter fällt
und mahnt, den Tag zu pflücken.
Und ist das süße Seelchen wund,
so lacht der rosenrote Mund
und weiße Hände winken
und seid'ne Wimpern sinken.

Doch schau, an deines Kleides Saum
erblinken Thränenröpfchen.
Fiel aus dem schönsten Liebestraum —
du neigtest zart dein Köpfcgen —
die Perlenfaat, um dein Gewand
zu schmücken mit dem Thränenband
und — göttliches Verderben! —
in Duft und Luft zu sterben?

O Doris, hat die Nacht gemeint
unsterblich heiße Thränen?
O nein, dies hast du nie gemeint,
traumfelig voller Wähnen.
Die Welt ist ja der Liebe voll
und leichte Herzchen hüpfen toll,
und nur die Rosen neigen
sich nachttauschwer und — schweigen.

Ein leichter Fächerflügel Schlag
kann in der Stunde brechen
die schönsten Herzen, die dem Tag
die — Ewigkeit versprechen.
Was lacht und höhnt der blinde Gott?
Die Liebe ist ein süßer Spott,
in flüsterdämmerhelle
die Rosenbagatelle!

Im Dunkel.

Seh' ich auch im Dunkel nicht
dein erglühend Angesicht,
fühl' ich doch, daß deine Wangen
leuchten von der Seele Licht,
von dem zärtlichsten Verlangen.

Sieh', errödet nicht die Nacht?
Weht ein Flüßtern, leis erwacht,
nicht im rosenvollen Garten?
Ist der Fernen Funkepracht
nicht ein einzig laufend Warten?

Gieb mir deinen süßen Mund,
daß aus aller Tiefen Grund
sich kein Laut, kein Wort entringe!
Daß, die Seelen sehnsuchtswund,
uns die Nacht, die Nacht verschlingel —



Phantasie.

Von Cecil Teich.

(Wien.)

Die Kunst ist das Kind der Freiheit, das sich übermütig in die bunte Wiese des Lebens wirft, seine Arme gegen den Himmel ausbreitet und lacht und lacht und lacht. Aber es sind Gestalten da, die dieses Lachen nicht hören mögen, die bei jedem frischen Laut entsetzt zusammenfahren, die ihre eigene Stimme noch nie gehört haben und die sämtlich am Gängelbände gehen. Weil eine dieser Gestalten genau so aussieht wie die andere, und weil sie ausserdem gar kein selbständiges Denken und keinen eigenen Willen haben, so hat man ihnen einen gemeinsamen Namen gegeben. Man nennt sie Regeln. Sie sind lauter kleine Missgeburten, verknöchert, haben Auswüchse und einen lauernden Blick aus schielenden Augen. Man darf sich aber nicht wundern, dass diese Wesen so verwahrlost sind, wenn man die Eltern betrachtet, von denen sie herkommen. Die Enden des Gängelbandes werden nämlich von zwei grossen Geschöpfen in den Händen gehalten, dem Anstand als Vater, der Sitte als Mutter. In der anderen Hand hält jedes von ihnen eine Geißel. Sie tragen Beide starke Brillengläser, aber man weiss nicht, ob zum Zwecke schärferer Beobachtung oder zum Schutze gegen das Sonnenlicht, das sie nicht vertragen können. Ich allerdings weiss es ganz genau, aber ich sage es nicht, denn ich bin nicht boshalt. Wenn dieses würdige Paar nun mit seinen plumpen Schritten auf die Wiese kommt, dann zertritt es alle zarten Hälmdchen.

und die müssten verderben, wenn nicht Ihre Mutter, die Natur käme, sie wieder aufzurichten.

Diese hässliche Familie ist aber nicht allein da. Sie hat ein grosses Getolge, dessen weibliche und männliche Mitglieder stets strenge von einander gesondert sind. Alle tragen eine graue Kleidung, die sie bis über das Kinn verhüllt. Ein Bekannter hat mir jedoch erzählt, dass er sie auch schon anders gesehen hat, aber ich soll es nicht weitersagen, weil es ihm peinlich wäre. Man nennt diese Gestalten gleichfalls mit einem gemeinsamen Namen: die gute Gesellschaft. Ferner geht auch ein Mann hier herum, der sieht aus wie ein Nachtwächter und hat ein grosses Horn an einer Schnur. Wenn er in das Horn bläst, dann sinken die kleinen, hässlichen Missgeburten, ihre Eltern und die ganze gute Gesellschaft auf die Knie, berühren mit der Stirn den Erdboden und murmeln dumpf: „Herr, vergieb uns unsere Schuld“. Den Nachtwächter aber nennen sie den guten Ton und die öde Melodie seines Hornes ist ihnen die liebste Musik.

Aber die Kunst hält sich die Ohren zu und lacht immer toller, um das Heulen des Hornes nicht zu hören. Ihr Übermut wird so unbändig, dass er auszuarten droht. Plötzlich steht vor ihr eine herrliche Frauengestalt, deren unbedeckte Formen in himmlischer Reinheit die Kraft und Schönheit in höchster Vollendung darstellen. Es ist die Natur, die mahnd hervortritt. Die Kunst wirft sich ihr, wie berauscht von Lust und Lebensfreude, an die Brust, dabei gleitet ihr der zarte Schleier von der Schulter. Und wie sie nun dasteht, die nackte Kunst, das verwirklichte Ideal, da geht ein Leuchten und eine Wärme von ihrem Körper aus, vor dem der gute Ton und sein ganzer Anhang in sinnlosem Schrecken ihre Häupter verhüllen und hinwegstürzen, um nichts zu hören, nichts zu fühlen, nichts zu sehen von dem schwellenden Leben. Sie lauten in ihre Paläste, verriegeln die Thüren und verhängen die Fenster. Da wird es finster in ihren Mauern und man weiss nicht, was sie dort thun. Aber ich weiss es doch und sage es wieder nicht, weil ich doch nun einmal nicht boshaft bin. Nur das Eine kann ich nicht verschweigen, dass ich beim nächsten Morgengrauen den Ceulel aus der Strasse der Paläste eilen sah. Er hatte dort die ganze Nacht zugebracht.

Aber die Kunst und die Natur halten einander umschlungen und lachen weiter in trüblicher Ausgelassenheit. Das ist ein Zusammenklingen von quellenden Silber-tönen, dass die Engel im Himmel sich verwundern und den Petrus bitten, er möge sie einmal auf die Erde schauen lassen. Dieser will natürlich nicht, denn auch er kann den Lärm nicht ausleben und hat am liebsten seine Ruhe. Aber die ungestümen Englein umdrängen ihn und zerren an seinem Barte, so dass er endlich nachgibt und die Vorhänge von den Sternen wegzieht. Da sieht durch jeden Stern ein Engelskopf zur Erde nieder, und die lachen so munter mit, dass selbst Petrus seinen grauen Kopf schüttelt und in sich hineinlacht; aber das sieht man nicht, weil sich das Lachen in seinem grossen Barte verliert. Und wie der liebe Gott dieses lustige Treiben hört und, zur Erde niederblickend, sieht, wie Kunst und Natur sich vereinen und da unten alles strahlt, glänzt und prangt, da zieht ein gnädiges Leuchten über sein Antlitz und er spricht: „Na, Petrus, heute wird 'mal nicht geregnet“. Endlich kommt auch gutmüthigen Angesichtes der Mond und lacht vergnügt mit darein. Aus jeder Wiesensblume kommt ein Eilchen, und von jedem Baume steigt dessen Geist in Jünglingsgestalt hernieder; die schliessen einen Kranz um Kunst und Natur, tanzen auf- und niederschwebend einen Reigen und singen in leisen Flüstertönen ein Lied —, das klingt wie Feldensang, ist aber doch die Verherrlichung des alleinigen Gottes:

Dein ist Odins hehre Allmacht,
Seine Welt hältst du im Schoß,
Höhenwärts zu deinem Luge
Beten wir: „Gott, du bist groß“.

Deiner Erde uns zu nahen,
Sendest du uns freien Mut,
Deine Heiligkeit im Herzen,
Fühlen wir: „Gott, du bist gut“.

Gnadenvoll neigst du dich nieder,
Und da wir dein Anstich seh'n,
Sonnenleuchtend, Walderprächt'ig,
Jubeln wir: „Gott, du bist schön“.

In schönheitstrunkener Verzückung halten sie sich umfangen; immer wieder singen sie ihr Weibelied, und die Engel singen mit, der alte Petrus wiegt seinen Kopf nach den Rhythmen der Melodie und der liebe Gott lächelt. Wie er lächelt, da zieht es leuchtend über die Erde, die Ellchen kehren in ihre Blumen, die Waldgeister in ihre Baumeswipfel zurück, ein neues Atmen geht durch die Wiese — die Sonne kommt. Kunst und Natur eilen ihr entgegen, sich ihren Flammenkuss zu holen. Dann heben sie sie auf ihre Schultern empor, und jauchzend bringen sie den Menschen das Licht. Drunten im Chale beginnen die Glocken zu läuten und das frohe Arbeitslied der Menschen, die mit dem jungen Tage in's Feld ziehen, vereinigt sich mit dem Begeisterungsgesang jener, die huldigend zur freien Schönheit der Kunst emporblicken.

Die berühmte „Familie“ aber — die hat alles hinter ihren verriegelten Mauern derweil hübsch verschlafen.



Ein Stückchen Weges.

Skizze von Max Messer.

(Wien.)

Heute sind es zwei Wochen her, daß Mary gestorben ist. Seine gesunde, lebensfrohe, in voller Blüte prangende Schwester war vor ihm, dem Kranken, den die Ärzte seit Langem auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatten, — gestorben! . . . Eine kleine Lampe steht oben auf dem Schrank. Ihr Licht zittert in scheuen, gelben Streifen über das Zimmer. Auf einem großen Tisch liegen zerstreut Bücher und Hefte in ungepflegtem Durcheinander . . . Er sitzt hier, den Kopf in die Hand gestützt; die Rechte bedeckt eine verkehrt liegende Photographie . . .

Er sitzt drei Stunden lang so. Sein Körper bewegt sich nicht. Sein Geist scheint sich losgelöst zu haben, während sein Herz noch in diesem Zimmer bebt . . .

Vor zwei Monaten noch war er mit der Schwester spazieren gegangen, langsam einen Berg hinauf. Sie war munter. Ihre Wangen glänzten freudig. Wie eine Frühlingsgestalt schritt sie durch den Wald. Er schleppte sich müde hinterdrein. Da lachte Mary: „Du wirst doch noch die kleine Strecke gehen können bis zum Gipfel!“ Sie nahm ihn unter den Arm und schob ihn vorwärts . . .

Er ward immer müder. Sie waren schon am Saum des Waldes, noch eine kleine Steigung — dann hätten sie den Ausblick genossen von dem hohen Berg. Sie sehnte sich danach, weil sie noch nie auf diesem Berg gewesen und seine berühmte Aussicht genossen hatte. Er aber gieng nicht. „Ja so“, sagte er, „Mary, ich bin zu müde, du wirst den Gipfel ein ander Mal besteigen und den Ausblick genießen. Du bist ja jung, alles steht noch vor dir — —“ Sie sah ihn groß an, verzichtete. Dann saßen sie eine Stunde im Gras und plauderten und lehrten heim in die Wohnung, die sie seit dem Tode der Mutter allein bewohnten

Er sann nach und sann. Es schien ihm, als sähe er jedes Gräschen, jede Blume, die sie damals erblickt, als wärmte ihn derselbe Sonnenstrahl wieder, alles erstände zu neuem Leben und spräche zu ihm . . . Dann ermattete er und sah nichts, hörte nichts. In den Füßen fühlte er dumpfe Müdigkeit, wie lastende Ketten.

Langsam, aber unbezwinglich, kam der Schmerz zu ihm, zu seiner Einsamkeit. Er stieg aus seinen Füßen hinauf, über den ganzen Körper, und zerbrach das Leben in ihm. Er spürte ein warmes Nieseln in den Fingern und dann etwas Kühles, rasch Herabgleitendes. Sein Herz hörte auf zu schlagen, pochte auf einmal heftig, drohend wie ein Feind, und sank wieder zusammen . . .

Oh, hätte er doch damals Mary's Wunsch erfüllt! Alles hätte anders kommen müssen. In wahnsinniger Helligkeit sah er darin den Grund ihres Todes . . . Dieses Stückchen Weg, das sie nicht gegangen waren: sie brannte darnach — und er war zu müde . . . Dieses Stückchen Weg, das zum Gipfel fehlte — ihr Wunsch, dann ihr Tod, schienen ihm in unzertrennlichem, mystischen Zusammenhang.

Oben am Rasten beginnt es unstet zu flackern. Er hat nicht die Kraft und den Mut, aufzustehen, es auszulöschen. Er muß den Todeskampf mit ansehen. Die Lampe zuckt auf, wie von Schmerzen gestochen, sinkt in sich, wirft plötzlich, wie mit verzehrender Gebärde, mächtige, breite

Schimmer in den Raum. Dann wird das Licht fahler und bläulich. Bitternd erspäht er das Ende . . . Das Licht bäumt sich auf, fällt um, wie in's Herz getroffen . . . In diesem Licht starb ihm die Schwester zum zweiten Mal! . . .

Ganz finster . . . Gleichsam schwere Wolken von Finsternis . . . Er hört aus seiner Brust die Herzstöße. Es will etwas in ihm, das verschlossen ist, in die Freiheit, ihn verlassen, ihn töten. Wie in einer kurzen Erleuchtung und Hoffnung denkt er einen Moment daran, aufzustehen und die Kerze anzuzünden. Aber er kann es nicht einmal versuchen. Er sieht seine Rettung versinken . . . Er gleitet langsam an der Lehne des Sessels hinab. Vor ihm liegen in hellstem Sonnenlicht Wiese, Berggipfel und Himmel. Er streichelt Mary's weiße Hände und sagt: Also komm, es ist ja nur ein Stückchen Weg, jetzt gehen wir auf den Gipfel! . . .

Er spürt in der linken Seite der Brust einen fürchterlichen Riß. In der Sekunde darauf verliert er die Kraft des Gleichgewichtes und stürzt ganz zu Boden. Der Teppich dämpft den Fall. Nach einigen Minuten spürt er keinen Schmerz mehr. Ein vages Gefühl verkündet ihm: Sterben, Sterben. Aber es regt keinen Widerstand in ihm auf. Sein ganzes Sein löst sich auf und konzentriert sich in der Erinnerung an Mary, die wie ein leuchtendes, großes Gemälde ist . . .

Er sieht sie nach Hause kommen, die Wangen fieberhaft geröthet. Sie fröstelt, vergräbt sich in ihr Bett . . . dann die Krankheit, der rauhe, trockene Husten. Der Arzt spricht erst von einer schweren Verkühlung. Er hat noch nicht den Mut, dem kranken Bruder die Wahrheit zu sagen. Ihre Farbe erbleicht von Tag zu Tag, die Ränder der Augen werden immer tiefer und dunkler. Er sitzt an ihrem Bette, hält ihre Hand umkammert. Jeder seiner Finger stammelt ein heiliges Gebet.

Sechs Tage wacht er an ihrem Lager. Am siebenten stirbt sie. „Mach' die Thüre auf!“ waren ihre letzten Worte. Ihre Brust hob sich, ihre Arme streckten sich aus . . .

Was dann folgte, war für ihn kein Leben, es war die Fortsetzung ihres Todes.

Plötzlich, wie er da am Boden liegt, verschwindet das Gefühl der Leere, des Nichts. Er spürt etwas Wohlthiges, als gerieten seine starren Glieder in Bewegung, als käme Leben, aber ein neues, ungehemmtes Leben über ihn . . . unendlich süß, anders als alles bisher Empfundene.

Das Gefühl, daß sein Arm schmerzt, auf dem sein Körper ruht, bringt nur so zu ihm wie eine Stimme aus einem sehr entfernten Ort. Zuletzt ist es nur Leuchten und Klängen, beides in seltsamen, gleich-

artigen Wellenbewegungen um ihn herum, ihn aufhebend, ihn senkend, dann plötzlich hoch auf tragend in einen von leerer Helligkeit ausgefüllten, ungeheuren Raum.

Zwei Empfindungen sind seine letzten, werden immer schwächer, versinken in einander: farblose Helligkeit und Aufwärtsgleiten, Schweben. Dann kommt noch eine Stimme hinzu, unendlich fein wie eine Glocke, oder wie Gesang eines Kindes . . . Die Stimme scheint zu reden, zu locken, zu bitten. Er erkennt, daß es Mary's Stimme ist . . . In Begleitung dieser Stimme, die an silbernen Wolken herabtönt, schwebt er rascher nach aufwärts . . . Plötzlich verlischt die Helligkeit, der Glanz der Wolken, verlischt die Stimme, hält das Schweben ein.

Es scheint alles zu warten . . .

Dies war das Ende seines Lebens und der Beginn seines Todes. —



Die Dresdner Kunstausstellung.

Von Eugen Kalkschmidt.

(Berlin-Friedrichshagen.)

Der moderne Mensch, insonderheit der Stadtmensch, wird heute durch eine übermäßige Fülle, durch einen unablässig kreisenden Wirbel von neuen Eindrücken und Ereignissen derart bestürmt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn er allen Gelegenheiten, die sich an eine vertiefte Aufnahmefähigkeit der Sinne wenden, mehr und mehr abhold wird. Gerade diejenigen, die gewohnt oder gewillt sind, mit ihren Eindrücken in's Reine zu kommen, denen es nicht blos um die eitle Befriedigung einer flatterhaften Schaulust zu thun ist — gerade die wertvollen Persönlichkeiten also werden sich am schwersten mit dem gesteigerten Lebenstempo unserer Tage abfinden. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das Gesetz der organischen Anpassung auch hier im Stillen wirkt und die so reichlich oft beklagten Nerven zu ganz erstaunlicher Kraft und Ausdauer erzogen hat. Gleichwohl aber erregt der Gedanke an jedes Neue von

tieferer Bedeutung, das man halt doch „gesehen haben muß“, zunächst bei den meisten Intellektuellen ein etwas gepreßtes Seufzen aus Herzensgrund, und erst, wenn die Frucht auch dieser Anschauungsarbeit in geistigen Werten spürbar zu werden beginnt, atmet man dankbar auf, und anerkennt: es war doch gut, daß wir nun auch darüber Bescheid wissen.

Als „neue Ereignisse“ halb gefürchtet, halb geliebt, halb ersehnt und halb gemieden sind von jeher unsere großen Jahresausstellungen der bildenden Künste. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß hier Hunderte von Künstlern, ein Jeder von dem Orchester seiner Farben oder Formen begleitet, zu gleicher Zeit ihre Werke vorführen: ein Augenkonzert, das, in eines für die Ohren übersetzt, uns ganz sicherlich zum entsetzten Ausreißen auf Nimmerwiederkehr triebe. Es ist auch schwerlich daran zu zweifeln, daß mit der fortschreitenden ästhetischen Kultur des Auges dereinst der Tag kommen wird, an dem man all unsere künstlichen Ansammlungen von Bildwerken, die ohne organischen Zusammenhang mit einer bestimmten Umgebung gedacht und entstanden sind, einfach nicht mehr wird ertragen können — der Tag, an dem man unsere riesigen Ausstellungen und Museen nicht nur nicht, wie heut, als unvermeidlichen Notbehelf für Kunst und Publikum, sondern als unerträgliche Barbarei empfinden wird. Ja, aus unverkennbaren Merkmalen ist zu schließen, daß eine leise Ahnung dieses Empfindens bereits in unseren Tagen tastend umgeht, die in den Versuchen zu Tage tritt, selbst konträre Dinge durch das Ergänzungsprinzip zu selbstständigen Ausdrucksmitteln eines Stiles zu erheben; eines Stiles, der den Geist unserer Zeit auf's Gefälligste und Angemessenste in sich schließt, gleichwie die Epidermis die Formen des menschlichen Körpers. Dieses nach und nach bewußt gewordene Verlangen nach Stil, das wir tagtäglich an den einfachsten Dingen beobachten können, hat denn auch in unseren Kunstausstellungen der letzten Jahre eine Ausstellungskunst gezeitigt, die sich als notwendig erweist, um uns das verwirrende Durcheinanderspiel der tausend Orchesterwerke ästhetisch erträglich, und sogar als Ganzes bis zu einem gewissen Grade genießbar zu machen.

Dresden hat mit seinen bisherigen drei Kunstausstellungen eingeständenermaßen die wirksamsten Anregungen zur Reform der Bildermärkte gegeben; die wirksamsten, die ersten nicht, denn die giengen — in Deutschland wenigstens — von München aus. Indes, dort wirkten sie noch zu unvermittelt, zu sehr als Protest, zu wenig als klar erkanntes und einheitlich durchgeführtes Programm. Auch bot München mit seinen beiden feindlichen Hauptlagern, der Sezession und der Künstlergenossenschaft, dank auch seiner zahlreichen und ansehnlichen einheimischen Künstler-

gemeinde, an sich schon des Kennenswerten in seinen Veranstaltungen genug; es war eben die alte Kunststadt, in die das gute Neue ganz von selber mußte, wenn es beachtet werden wollte. In Dresden war und ist man klug genug, das einzusehen, sowie, daß Dresden seine Besonderheit, die einzig seine Ausstellungen lebensfähig machen konnte, anderswie ausdrücken mußte. Man brauchte Publikum, und suchte ihm so beizukommen, daß man ihm die unvermeidliche Arbeit nach Kräften erleichterte, verschönte; man gieng ganz bewußt erzieherisch vor, und machte die fröhliche Erfahrung, daß die Leute ungemein dankbar für dergleichen sind, so bald sie merken, daß ein überlegener Geschmack im leitenden Werke ist. Und der durfte sich hier dank günstiger Sonderverhältnisse in ziemlicher Freiheit bethätigen.

Die Erfahrung lehrt, daß die schaffenden Künstler gemeinhin sehr treffende, aber auch sehr einseitige Beurteiler eigener sowohl wie fremder Werke sind, daß sie vor Allem die Psychologie des Laienverständnisses für die Kunst zu wenig kennen, um angewandte Ästhetik treiben zu können. Hier ist der Kunstgelehrte der natürliche unparteiische Vermittler, er sollte es wenigstens sein, und er wird es um so besser sein können, wenn ihm Amt oder öffentliches Ansehen ermöglichen, zum gelegentlichen Rat auch die wichtigere That zu fügen, praktisch mitzuhelfen. Das hat Hofrat Treu, der Leiter der königl. Skulpturensammlung, auch in diesem Jahre, unterstützt von bewährten Kräften, mit erstaunlichem Geschick auf dem Gebiete der ausländischen Plastik gethan, wie er's vor zwei Jahren musterhaft auf dem der deutschen Bildhauerei einzurichten verstand. Indem er die staatlichen Ankäufe an Plastik auf der Pariser Weltausstellung so lenkte, daß sie auch der Ausstellung zu Nuß kamen, indem er ferner bewirkte, daß die Stadt Dresden mehrere Monumentalwerke französischer Bildhauer in Abgüssen käuflich erwarb, indem er endlich seine Verbindungen in ausländischen Künstlerkreisen zum Besten der Ausstellung ausnutzte, gelang es ihm, eine Sammlung von Werken der hochentwickelten französischen und belgischen Plastik zusammenzustellen, die ihresgleichen sucht. Dadurch, sowie durch die Beteiligung der beiden Leipziger Klinger und Seffner, ist die Kunst der Bildhauer, dieses ewige Stiefkind unserer Ausstellungen, abermals zu bedeutender und gewählter Erscheinung gebracht: sie tritt so stark und, durch eine wirklich wundervolle dekorative Einordnung organisch belebt — gewissermaßen feierlich-festlich in den Vordergrund, daß diesmal in der That sie, und nicht die Malerei den Eindruck des Ganzen und zwar auf's Vorteilhafteste bestimmt. In der großen Ausstellungshalle, die die Plastik in der Hauptsache beherbergt, ist kein müßig brandender Chorus

mehr zu spüren, ja, fast kann man sagen, es liegt etwas von der breiten Harmonie des Choral's in dem glücklich abgetheilten und abgetönten Raume, ein feltener Eindruck, der allerdings wesentlich durch den feelischen Rhythmus eines Werkes, des Hauptwerkes der ganzen Schau, durch Albert Bartholomé's „Denkmal für die Toten“ hervorgerufen wird.

Die ästhetische Analyse dieses Werkes erforderte den Raum einer Abhandlung*); halten wir uns kurz an das Wichtigste. In ein schmales Thor hinein schreiten, dem Beschauer abgewandt, zwei nackte Gestalten, Mann und Weib. Ihnen nach drängt von rechts, in mannigfach bewegtem Zuge, eine Gruppe Todgeweihter jeden Alters und Geschlechts, während auf der linken Seite in einer Gezeugruppe der leidenschaftliche Schmerz der Hinterbliebenen dargestellt ist. Im Unterbau, durch die schwere Steinschwelle vom oberen Thore, vom Leben gleichsam abgeschieden, ruhen Mann und Weib im Tode, durch das darüber hingelagerte Kindlein sinnbildlich auch hier noch zur Einheit verbunden. Eine weibliche Idealgestalt breitet mit liebevoller Gebärde segnend und verheißend die Arme über die Schlummernden aus.

Die Wirkung ist eine erschütternd große. Man vergißt über ihr alles Andere, man erlebt in anhaltender Ergriffenheit den Ewigkeitsgedanken vom Tode in sinnfällig verklärter Form hier so überzeugend stark, daß es wirklich einer ganzen Weile bedarf, um diesen überwältigenden Eindruck mit Bewußtsein prüfend auf seinen Ursprung zurückzuführen. Bei dieser notwendigen Erkenntnisarbeit fällt uns zunächst die absolute Selbstständigkeit in der ganzen Komposition wie in den einzelnen Teilen auf. Da ist kein betrübter Todesengel mit gesenkten Fittichen mehr, keine Urne findet sich, kein Kreuzlein als Mahnung unserer Leiden, da ist alles Weirwerk: ein paar wallende Gewänder, Steinsitze, flüchtig angedeutete Gedenktafeln an der Wand — alles das ist mit strengster künstlerischer Bescheidung nur dort verwendet, wo es zur Steigerung der Konzentration unerläßlich war. Und mit welcher unverbrüchlichen Wahrheit sind diese Menschen gesehen! In den strengen, fast dürftigen Armen der Körper ist gerade durch die Abwesenheit jeder Fülle so energisch auf die schlichte Schönheit des gedanklichen Innenwesens hingearbeitet, eine ungemein zarte Reuschheit des Empfindens redet so ernst und klar aus jeglicher Linie, ohne darum doch das Individuelle eines jeden Körpers mehr als billig

*) Georg Treu hat den kennenswerten Versuch einer solchen in einem neueren Heft von Spemann's „Museum“ veröffentlicht, unter Vortage des Gesamtbildes und einer Reihe von Einzelaufnahmen des Denkmals; auch der „Kunstwart“ brachte kürzlich mehrere Abbildungen davon.

in's Typische zu verallgemeinern, daß das Werk bei näherer Betrachtung den tiefen Eindruck nur verstärkt, den es in seiner Gesamtheit mit suggestiver Stimmungskraft in uns schon nachgerufen hat. Bartholomé, der über dem Tode seines Weibes mit 39 Jahren zum Bildhauer geworden ist, hat mit diesem seinem Lebenswerke, daran er — immer in Gedanken an die Abgeschiedene — nicht weniger als 16 Jahre nahezu ununterbrochen schuf, keineswegs seinem Volke allein, sondern der ganzen Kulturwelt eine Gabe gespendet, die — dessen glaube ich gewiß zu sein — dauern wird in die Jahrhunderte. Seinem Volke sagt er viel; daß man sein Denkmal auf öffentliche Kosten den Namenlosen auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise setzte, beweist zum Mindesten die dort vorhandene äußerliche Anerkennung. Trotzdem ist seine Kunst ihrem inneren Wesen nach viel weniger französisch als deutsch, weiter gesagt: germanisch grüblerisch, und so mag er denn bei uns in seiner ganzen innerlichen Größe so dankbar wie nur einer der Unsrigen gewürdigt werden.

Französisch, durch und durch voll feltischer Grazie und Nervosität, ist die Kunst des Auguste Rodin. Am liebsten möchte er zeigen, wie der Marmor wächst, wie er menschliche Form annimmt, allerdings keine vollendete, sondern nur, so weit der Trieb des Künstlers daran sein Genügen findet. So schafft er teils gewaltige Fragmente, teils Entwürfe zur Symbolisierung der differenziertesten Empfindungen, und wenn ihm hier wie dort das Wichtigste ausgedrückt scheint, verzichtet er auf's Übrige. Das unmittelbarste Leben möchte er fangen; selbst für das Denkmal, das nach unserem Empfinden die beruhigte Summe einer Existenz in ihren ursprünglichsten Merkmalen zu geben berufen ist, wählt Rodin das raffiniert gesteigerte, man möchte sagen: das angefüllte Leben des Augenblicks. Sein Viktor Hugo sitzt nackt in großartiger Pose, die krampfige Linke gleichsam beschwörend ausgestreckt, mit der Rechten das „zerklüftete“ Haupt stützend, da, und lauscht der „inneren Stimme“, die, ein hinter ihm schwebender unorganischer Torso, gleichsam das chaotische Wirrsal werdender Gedanken verkörpern soll. Man sieht, Rodin spekuliert sich in die tiefsten Quellen hinein und nimmt seine Sache mit heiligem Ernst. Nichtsdestoweniger müssen wir ihn ebenso ernsthaft ablehnen, wenn er uns etwa als der Vorbote eines neuen Stilprinzips in der Plastik und als nachahmenswertes Vorbild aufgeredet wird. Seine allerdings ganz außerordentlich verfeinerte und doch großzügig vereinfachte Kunst ist die des Verfalles, ihm geht die Nuance über die resitlose Bewältigung der gestellten Aufgabe, die, wenn sie einmal begonnen ist, nicht zum Geschöpf des Künstlers werden darf in dem Sinne, daß sie für Andere aufhört, Ge-

schöpf zu sein. Es ist l'art pour l'art, deren Vertreter Robin mehr und mehr ward, denn Arbeiten aus seiner früheren Zeit beweisen, daß er, der stets ein ungewöhnlich ursprünglich begabter Geist war, in seine geheimnisvoll andeutende Torso-Manier erst nach und nach hineingeriet. In Dresden läßt sich die Entwicklung dieses merkwürdigen Künstlers zum ersten Male in Deutschland sehr anschaulich verfolgen: wir zählen nicht weniger als elf „Robins“, Originale und Abgüsse zusammengenommen.

Es ist die frische, männlich gesunde Kraft, die wir an dem großen Belgier Constantin Meunier schätzen, die sichere Kraft, die ohne alles Pathos auf den Kern der Dinge zielt und alle geistreichen Fehlerreiche verschmäh't. Mit seiner Entdeckung des ruhigen Arbeiters für die Plastik hat er nicht nur das Stoffgebiet äußerlich erweitert, sondern, was denn doch schwerer wiegt, auch unsere Anschauung vom Wert und Wesen der Arbeit, als dem Zeichen unseres Zeitalters, ganz außerordentlich vertieft. Er zuerst hat uns in der Plastik das Gefühl für das Monumentale der Arbeit, ja für ihre Schönheit erschlossen. Im Jahre 1897 wirkte er auf der Dresdner Ausstellung, wo er zum ersten Male deutlich bei uns zu Worte kam, wie ein Revolutionär, wie ein leidenschaftiger Gottseibeins, vor dem fast alle Welt sich mit geheimer Angstlichkeit bekreuzte und die Nasen zuhielt: dieser animalische Qualm und Kohlenstank — wie käme denn der in die edle und reine Kunst der lichten Marmorbilder? Aber er war nun einmal drin und nicht mehr herauszubringen. Man hat sich an diese Welt gewöhnt, man ist sogar davon abgekommen, dem Künstler den Vorwurf des sozialen Hilfspredigertums zu machen, obgleich er selber offen bekannt, daß sehr ausgeprägte Gefühle des Mitleids ihn in die Welt der Gruben und zu künstlerischer Wiedergabe des dort Erschauten gedrängt haben. Trotzdem schuf er eine eigentliche „Anlage-Plastik“, wie man sie nennen könnte — nie. Er empfand viel zu stark als reiner Künstler die Freude an der lebendigen Wirkung auch dieser regsamten Menschenkräfte, er adelte sie, seine Kohlenleute, Lastträger und Puddler, indem er sie weder verschönte noch verhäßlichte, sondern sie lediglich als Repräsentanten der schweren Körperarbeit mit den durch diese herausgebildeten Formen ausdrucksvoll wiedergab. So kam ein Stolz in seine Menschen und keine anklagende Bitte um gerührtes Mitleiden. Mit seinem überlebensgroßen „Tränkereiter“, wohl dem bedeutendsten Werke von ihm auf der Ausstellung, hat er in Mensch und Tier eine monumentale Ruhe und Geschlossenheit in der Auffassung wie in der Form erreicht, wie sie unter den zeitgenössischen Bildhauern nur noch bei Max Klinger anzutreffen ist.

Es heißt: Klinger habe aus der Büste Liszts eine Sphinx gemacht, aber doch den Kopf einer solchen. Aus dem grauen Marmor schießt der Kopf, von einer richtigen „Mähne“ umwallt, mit energischem Ruck schräg nach vorn herauf. Diese Bewegung ist ganz einzig und sagt dem, der zu lesen versteht, eine dicke Biographie in der Sekunde her. Die Stirn, breit, eher flach als gewölbt, kaum durchmodelliert, erscheint wie eine Art granitnen Vorsprungs, eine Schutzwehr für die tief zurückliegenden Augen, deren Schärfe unter den leicht gefenkten Lidern hervor visionär in eine erhöhte Ferne gerichtet ist. Das Adlerartige dieses Blickes wird durch die gerade, lange Nasenlinie noch verstärkt; die Lippen, so unaussprechlich belebt hier jede Faser ist, wiederholen verstärkend den straffen Rhythmus von Stirn und Nase: steil geht die Linie des Profils über den fest geschlossenen Mund zur edigen Spitze des Kinns hinab. — Eine Sphinx? Nein, kein Rätsel wird uns hier gegeben, sondern eine künstlerische Lösung voll verblüffender Genialität, eine Lösung, die wirkt, nicht anders denn ein Produkt der Natur selbst, und einen Zweifel an ihrer Richtigkeit auch nicht einen Augenblick aufkommen läßt. Dieser Liszt ist geradezu ein Triumph der deutschen Bildnisplastik, er wirkt inmitten des allzureichlich Mittelmäßigen und nur Tüchtigen, das unter den deutschen Arbeiten diesmal den Ton bestimmt, wie eine befreiende Tröstung. Wer, wie Klinger es hier vermocht, den Widerspruch an sich in allen seinen Elementen zu fesseln nicht nur, sondern ihn, bei deutlichster Kennzeichnung seines Wesens, zu solch starker Einheit zu organisieren verstand, dem ist wahrlich das Höchste in seiner Kunst zu vertrauen. Wir können stolz darauf sein, daß Max Klinger uns gehört; und sind wir's denn nicht? Ja, wenn er Andern zugehörte . . .

Im Übrigen kann man sagen, daß der moderne Mensch und mit ihm sein Gewand den Bildhauern redlich zu schaffen macht. Die bewährten Regeln der Komposition scheinen nicht mehr auszureichen, also dekomponiert man und versucht sich in malerischen Momentwirkungen; die französische Kleinplastik, in deren Plaketten die Neigung zum malerisch Verschwimmenden zuerst bemerkbar wurde, ist diesmal reich an vollplastischen Augenblicksbildchen. Bei uns dagegen hält man sich immer noch mehr an die Ruhe in der Bewegung, und das mit Recht von Grundsatz wegen, nur möchte es gut sein, wenn solcher Grundsatz mehr als ein innerlicher erfasst und die Ruhe weniger äußerlich zur Schau getragen würde.

Was nun die Malerei betrifft, so hat Professor Gotthard Kuehl in seiner Auswahl allerdings gezeigt, daß auch ein ausübender Künstler vorurteilslos genug allen Richtungen gegenüber sein kann, selbst wenn

er, wie Kuehl in seinen drei sehr tüchtigen Gemälden bekundet, als Maler eine durchaus bestimmte Persönlichkeit ist, die natürlich eher als eine unbestimmte der Gefahr ausgesetzt ist, einseitig zu werten. Die Einsicht, daß eine Kunstausstellung nicht lediglich dazu hergerichtet werden kann, um den Verkaufsinteressen der Künstler zu dienen, sondern vielmehr den Lebensinteressen der Kunst, — diese Einsicht ist hier mit besonders gutem Erfolg in's Werk gesetzt worden. Die Weltausstellung des Vorjahres bot auch für diese Bemühungen ein weites und fruchtbares Feld: bedeutende oder auch nur interessante Werke des Auslands sind dort mit erlesenem Geschmack und nicht ohne kunstpädagogische Absicht gesammelt worden.

Ich zweifle, ob Albert Besnard, der „neue Gott“ der Pariser Neuesten, ob dieser temperamentvolle Kunstverwandte Rodins bereits früher einmal in Deutschland so lehrreich vertreten war, wie er es hier mit seinen koloristisch schier „teufelsmäßigen“ drei Bildnissen ist. Der Spanier Ignacio Zuloaga ist eine Entdeckung; man lernt bei ihm, daß auch der Maler, so international und gemeinverständlich seine Ausdrucksmittel sind, eine internationale Bedeutung doch nur dann erringen und behaupten wird, wenn er das Allgemeine im Besonderen, d. h. hier: im volkstümlich Bedingten giebt. Wer war deutscher, germanischer als Böcklin? Wer raffig spanischer als Velazquez? Seine Überlieferung finden wir in den Werken Zuloaga's wieder aufgenommen und mit bemerkenswerter Selbstständigkeit verwertet: Spanisch ist, was — spanisch auch, wie er malt; und doch sind uns diese etwas schmerzfarbig hingesehten, lebensgroßen Sennora's mit ihren Kavaliern als Individuen sofort bekannt und geläufig. Die Schotten haben sich von jeher mit aller koloristischen Deutlichkeit als Kinder ihrer blauen Berge, ihrer qualmenden Hafenstädte gezeigt; mit ihrem geschlossenen Stil hinterlassen sie, ohne eigentlich im Einzelnen bedeutsam hervorzutreten, einen ganz bestimmten Eindruck, den einer ernstern, lyrisch-träumerischen Volksindividualität. Ganz anders England, näher gesagt London. Hier ist's eine seltene Persönlichkeit, die uns vollauf in Anspruch nimmt: George Frederic Watts, der Einzige, der aus dem Kreise der Prärafaeliten noch am Leben ist, 82 Jahre alt. Und was ist das für ein vornehm altmeisterliches Leben, das uns in seinen vier Werken gefangen nimmt! Sie sind nicht neu, weder nach dem Datum der Entstehung, noch nach Art und Gehalt der Darstellung. Aber so unscheinbar in Braun oder Grau „Jakob und Esau“ oder der „Friedensbote“ inmitten der Kunst späterer Geschlechter sich ausnehmen, so stark sind sie innerlich belebt, und der offensichtliche Verzicht auf alle koloristischen

Ziessen ergibt sich hier allerdings als notwendige Voraussetzung der beabsichtigten Stimmung und Wirkung.

Das meisterliche Bildnis John Stuart Mills von Watts hängt in der Bildnis-Ausstellung, und so sei dieser interessante Versuch, zur Beschäftigung mit vergleichender Kunst- und Rassenpsychologie anzuregen, hier gleich gemeldet. Dankbar gestehe ich, daß mir von allen Räumen der Malerei dieser mit seinen etwa fünfzig Porträts aus aller Herren Landen den nachhaltigsten Genuß gewährte, trotzdem es gerade hier für einen stillwütigen Stimmungsmenschen zum Davonlaufen sein mußte. Aber da hilft die Einheit des Stoffes sehr bald zu milder Zügung, und der Gewinn an künstlerischer Erkenntnis zu dankbarer Freude. Es ist ja hart, wenn wir sehen, wie aus Gründen des „Unterbringensmüßens“ Paul Kießling neben Rembrandt seinen Platz erhielt — ein paar alte Herren aus der hiesigen Galerie hat man mit hineingestellt; aber schließlich ist die Idee als solche doch eigen und mit mäßigem, aber geschickt verwendetem Material anschaulich durchgeführt.

Die Wiener Sezession wirkt gar zu feminin, zu traumselig. Ein feiner Geschmack, in Farben bethätigt, reicht eben noch nicht zu, Kunstwerke zu schaffen, an denen nicht nur das Auge, sondern auch der Sinn das Seinige findet. Gustav Klimt, dessen umstrittene „Philosophie“ wie in Paris so auch hier ihre Medaille erhalten hat, erzeigt sich in seinen sechs Bildern als der typische Vertreter Jung-Wiens in der bildenden Kunst: Ein gut beanlagtes dekoratives Talent, rettet er sich in's Mystische, wo eine Aufgabe über sein Vermögen geht, und so erhalten wir, wie eben in der bekannten Philosophie, statt des Abbildes einer klaren und sicheren Phantasienvorstellung eine seltsame Mischung von begrifflichen Einzelheiten, deren gewollte Beziehung zu einander man wohl bemerkt, doch leider nicht versteht; ein wirkliches Kunstwerk aber ist immer eindeutig, giebt niemals Rätsel auf, es sei denn, man lege sie sich hinein und wieder aus, was ja auch seine Reize haben mag. Klimt ist so etwas wie ein neuer Makart, nur daß dieser Freund der schwungvollen Fülle, erfinde er heute, dem überarten Symbolismus der Maeterlinck und Schnopff schwerlich ein solches Kolossaldenkmal setzen würde, wie es Klimt hier versucht hat.

Wenn ich die Deutschen jetzt erst nenne, so geschieht es, wie ich eifrige Kunstpatrioten gleich beruhigen möchte, nicht, weil unsere Arbeit das Wenigste wert wäre, sondern weil wir hier meist Bekanntes von früheren Ausstellungen finden, während uns das reiche Unbekannte des Auslandes notwendig zuerst fesseln wird. In unseren vier Pfählen also überrascht zunächst Dresden mit einer erklecklichen Zahl junger Land-

schafter, von denen Georg Lührig als Künstler sicher der bedeutendste ist und auch als Persönlichkeit eine Auseinandersetzung notwendig macht.

München ist diesmal am besten durch die Werke seiner Professoren vertreten, denn, wie mir ein neues sehr praktisches Handbuch*) bestätigt, es erfreuen sich Kaulbach und Lenbach, Löffß und Defregger, L. Herterich, Stuck und Zügel wo nicht des Amtes, so doch dieses Titels: nichtsdestoweniger beweisen ihre Werke, daß auch unter der Bürde solcher Ehren eine tüchtige Kunst reifen kann. Stuck experimentiert diesmal, mit dem Profilkopf einer „Florentinerin“, im Kolorit des Lionardo; sehr geschickt, aber kühl bis an's Herz hinan. Warum sieht man von ihm nichts Plastisches mehr? Sein prachtvoller „Athlet“ ist eine Leistung, die nicht vereinzelt bleiben sollte. Übrigens modellieren neuerdings mehrere Maler, und gar nicht übel, so Herrmann Prell, dann auch Kalkreuth. Dessen bestes Gemälde ist diesmal ein tief innerlich besetztes Frauenbildnis, in ganz gedeckten Farben und liebevoll in's Einzelne ausgeführt, ohne durch Einzelheiten zu stören. Die Raumverteilung verblüfft durch die Abwesenheit all und jeder „Komposition“ im lebernen Schulstiane, aber mir scheint diese Art, weil sie durchaus aufrichtig ist und damit deutsch, für unsere Bildniskunst entwicklungskräftig; denn über Lenbach hinaus oder genauer: über ihn zurück in den „Galerieton“, geht es doch wohl in Zukunft nicht. Thoma ist mit drei älteren Landschaften nicht auffallend aber gut vertreten, auffallend ist höchstens, daß alle drei noch verkäuflich sind. Seine weibenden Ziegen hängen denjenigen Segantini's, von dem eine prachtvoll leuchtend gemalte „Mutter mit Kind“ am stärksten fesselt, gegenüber; das giebt einen interessanten Vergleich. Böcklins kleines Madonnenbild, aus der Münchner Sezession des Vorjahres, repräsentiert so wie dort auch hier, denn es bedeutet für den Meister wenig. Aber das thut weiter nichts, wir sind ihm, ebenso auch Hans Thoma, bei so mancher Leinwand begegnet, wo man den Segen eines großen Paten verspürte. Zwar, nicht immer war's ein Segen, auch bei den Worpsswedern nicht, die, Modersohn vielleicht ausgenommen, in einiger Raslosigkeit vom Pathos der anfänglichen Böcklinbegeisterung zur Stille der landschaftlichen Romantik streben, wobei sie freilich unerquicklich sentimental werden. Trotzdem aber kann man, im Gedanken auch an Paris, mit gutem Vertrauen von unserer Malerei sagen: wenn auch noch nicht das reifste Können, so doch das reichste und mannigfaltigste Leben waltet in ihr. Hoffen wir, daß ein Rundgang durch die Berliner Ausstellungen diese gute Meinung stärkt!

*) Der Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von M. Rartersteig; Berlin 1901, bei J. A. Stargardt — hübsch gebunden 6 Mk.





Von der 37. Tonkünstler-Versammlung.

Von Paul Ehlers.

(München.)

Vom 1. bis 5. Juni tagte der „Allgemeine deutsche Musikverein“ in dem ephraumsponnenen Heidelberg. Heiß und schwül waren diese ersten Junitage, heiß und schwül draußen in der Natur, heiß und schwül in der Stimmung eines großen Teiles der Vereinsmitglieder. Man sah heftige Entladungen voraus, Donnergrollen, zündende und kalte Schläge — aber wie unsere sichersten Erwartungen so oft uns täuschen, so giengen auch hier Sonnentage und Vereinstagung vorüber, ohne daß das Gewitter zum wütenden Ausbruche gekommen wäre. Einige Blicke und ein wenig Krachen kann man kaum ein Gewitter nennen.

Wer kurz vor der Generalversammlung des Vereines durch den Rathausaal ging, konnte wähen, in eine Verschwörung geraten zu sein. Geheimnisvoll flüsternde Gruppen standen umher; Papier, Bleistift und Mienenspiel mußten die leisen Reden unterstützen. Trat jemand in den Saal, so fieng ihn einer der Geheimnisvollen ab und las ihm murmelnd etwas vor. Der Grund dieses Thuns war eine scheinbar unbedeutende Sache: die Feststellung der Liste der neuen Männer, die für die sechs statutenmäßig auscheidenden Mitglieder des Gesamtvorstandes gewählt werden sollten. Diese Liste brachte sehr entschieden zwei Dinge zum Ausdruck: den Wunsch, unzweideutig dem musikalischen Fortschritte wieder die Führung zu übergeben, und die Absicht, der „Genossenschaft deutscher Komponisten“ im Vorstande des A. D. M.-V. kräftige Stütze und Förderung zu verleihen. Somit war sie bedeutsamer, als man hätte glauben mögen. Die Sitzung selbst gieng aber ziemlich ruhig von statten. Generalmusikdirektor Steinbach als Vorsitzender legte Bericht ab, der den günstigen Stand des Vereines erkennen ließ. Die Mitgliederzahl hat seit dem letzten Jahre um 99 zugenommen und beträgt jetzt 712, was man mit ziemlichem Gleichmut hinnahm. Etwas aufmerkamer hörte man Professor

Kellermanns interessanten und zugleich launigen Ausführungen über das vom Münchner Bildhauer Hahn gefertigte Modell zum Liszt-Denkmal für Weimar zu; mit Freude vernahm man, daß das Denkmal des „Ehrenpräsidenten“ im Frühjahr 1902 enthüllt werden und daß dabei als musikalische Feier die Aufführung der „Heiligen Elisabeth“ stattfinden solle. Aber die eigentliche Teilnahme der 69 stimmberechtigten anwesenden Mitglieder wurde erst geweckt, als die Ergänzungswahlen des Vorstandes berührt wurden. Dr. Oskar von Hase, der bisherige Schatzmeister des Vereins, hatte bekanntlich dem Abgeordneten Eugen Richter zu dessen berücktigter Rede bei den Reichstagsverhandlungen über das „Urheberrecht“ das Material geliefert; der geharnischte Protest, den die „Genossenschaft deutscher Komponisten“ am 10. Mai gegen diese Rede erlassen hatte, mochte es Herrn Dr. von Hase doch geraten erscheinen lassen, auf die Wiederannahme seines Ehrenamtes, nachdem er bei der Auslosung innerhalb des Vorstandes schon getroffen worden war, von vornherein zu verzichten. Damit wurde dem Auseinanderprallen der Geister, das wohl manche heftige, aber auch klärende und belehrende Rede gebracht hätte, vorgebeugt, — jedenfalls zum Besten des Friedens, dessen Bruch sonst auch dem übrigen Vorstände ungemütlich hätte werden dürfen. Das mit Freuden zu begrüßende Resultat war die Wahl der folgenden Namen: Richard Strauß (der später vom Gesamtvorstande zum Vorsitzenden des Vereins erwählt wurde), Schillings, Humperdinck, Friedrich Rößch, Müller-Neuter und Rassow; Ersatzmänner sind Felix Mottl und Hans Sommer. Dr. Paul Marsop brachte überdies noch folgende Resolution erfolgreich ein: „Die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins spricht ihr Bedauern über die Beeinträchtigung der Rechte der musikalischen Urheber aus, wie sie sich aus der Beschlußfassung des deutschen Reichstages ergeben hat.“

Das ist nun gewiß alles recht schön und gut, und wir hoffen zuversichtlich, daß die neue Gestalt des Vorstandes, die im nächsten Jahre voraussichtlich noch schärfer ausgeprägt werden wird, dem Vereine in seiner mannigfachen Wirksamkeit, nach außen wie nach innen, segensreich und fruchtbringend sein werde. Wenn man indes die Resolution in Sachen des Urheberrechts ansieht, so kann man allerdings sein Bedauern nicht ganz unterdrücken, daß die Gleichgiltigkeit der direkt Betroffenen im Anfange zu groß war, um nicht gleich von Beginn an die richtigen Maßnahmen zu treffen. Hätte man sich vor Jahren damit schon eingehender beschäftigt, so dürfte manches wohl anders ausgefallen sein. Ein Telegramm, das gerade am 4. Juni aus Berlin in Heidelberg einlief, sprach die Erwartung

aus, daß der Bundesrat das Gesetz zur Beratung an die Einzelregierungen zurückverweisen werde; heute wissen wir, daß dies leider nicht geschehen und das unglückselige Gesetz, das mit den Forderungen des „Internationalen Urheberrechts-Kongresses zu Dresden“ vom Jahre 1895 im direkten Widerspruche steht, nun auch an jener Stelle glatt angenommen ist. —

Im Übrigen standen auf dem Heidelberger Tage die musikalischen Aufführungen durchaus im Vordergrund. Wie meistens. Wichtige Fragen, die den ganzen Stand angehen und die Förderung durch den ganzen Stand verlangen, Reformen, die das Konzertwesen u. dergl. betreffen, begegnen noch dem unglaublichsten *laissez aller*. Das „Fachsimpeln“ mag sonst mit Recht verpönt sein: hier, wo es sich um Andres handelt, als nur um Feste feiern, wäre es, freilich nicht im musikalischen Sinne, in seinem Rechte. Darunter brauchen die Gemütlichkeit und ein behagliches Kneipen, Uff und Übermut durchaus nicht zu kurz zu kommen — hatten wir doch auch einen „Junke Übermut“, der närrische Laune und gehörig viel Gelehrsamkeit mit einander verband, sogar im Programm!

Das Einzige, was auch von Gleichgiltigen als verbesserungsbedürftig empfunden wird, ist die Länge des Programmes, und auch dies, fürchte ich, mehr aus äußeren als aus inneren Gründen. Man hatte heuer diesen Fehler des Allzuvielen wieder nicht vermeiden können, obgleich, wie ich gleich vorweg betonen will, meinem Gefühle die Konzerte trotz ihrer Länge nicht lästig waren; nur bei zwei Werken habe ich es nicht aushalten können: bei Oskar C. Posa's sträflich langweiliger Sonate für Klavier und Violine, obgleich Meister Karl Hoffmann von den „Böhmen“ die Violine spielte, und bei Faver Scharwenka's Klavierkonzert in cis-moll, bei der zuletzt nur die Tonart interessant war.

Also — obgleich auch in diesem Jahre die Vortragsordnungen an Überfülle litten, waren sie doch nicht gerade ermüdend, im Gegensatz zu dem vorjährigen, durch preisgekrönte, ehrenvoll erwähnte und manche auch ohne Diplom Schonung heischende Neuheiten ziemlich farblos gemachten Programm. Denn sie hatten in ihrem weiten Rahmen interessante, Herz und Hirn fesselnde Werke. Wie wir sie so vor uns sahen: Philipp Wolfrum, Richard Strauß, Max Schillings, Siegmund von Hausegger, Engelbert Humperdinck, Otto Raumann, Max Reger, Jean Sibelius, die alle eine persönliche Sprache redeten, alle ihre ausgeprägte musikalische Physiognomie zeigten, die sie streng von einander unterscheidet, da wurden wir uns mit einer eigentümlich freudigen Wallung bewußt, einem packenden, schönen Schauspiel gegenüber zu stehen. Sie alle tragen, der Eine mehr, der Andere weniger, das Prinzip des Fortschrittes in sich,

und so lange sie diesem folgen und es, jeder seiner eigentümlichen Art entsprechend, ausbilden, braucht uns um die Musik der Zukunft nicht bange zu sein. Das ist ein tröstlicher Ausblick ins zwanzigste Jahrhundert, der uns in dessen erstem Jahre durch solche Heerschau geboten wurde! Kraft und Leben auf eigene Weise, nicht in der Imitation andrer Meister ausgehend und alte Schätze nur eben neu sammelnd, sondern frisch und beherzt nach untrüglichem Kompaß des Innern neues Land suchend, — mag auch nicht jeder gleich einen ganzen neuen Erdteil entdecken — das ist das Kennzeichen dieser unbekümmerten Pfadfinder.

Über allem Interessanten konnte man, wie gesagt, vergessen, daß des Guten eigentlich zu viel geboten wurde, und daß die Anordnung nicht durchweg glücklich war, wie sie sich zum Teil in der ersten Anlage, zum Teil durch unvorhergesehene Zwischenfälle gestaltet hatte. Die Aufstellung der Programme ist gerade bei Musikfesten schwierig, besonders schwierig scheint es, bei den Tonkünstlerversammlungen des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“. Einerseits hat der Verein doch den Zweck, gerade Tonsetzer zu fördern, die im weiteren Musikleben noch unbekannt sind; andererseits kann er nicht jeden, mehr an Behagen als an Wiß leidenden Herzenserguß eines Unbekannten bringen, nur weil er zufällig oder absichtlich Mitglied des Vereines ist: es bedarf also bei der Beurteilung der in die Programme aufzunehmenden neuen Werke einer großen Portion Scharffinnes. Nun sind wir aber meist nicht auf absolut neue Werke allein angewiesen, deren Produktion im Guten selbst nicht durch Preiskonkurrenzen herausgeholt werden kann, sondern noch mehr auf Persönlichkeiten, die schon von dem Kampfe der Meinungen umbrandet werden, und die selbst deutlich und unverfälscht zu vernehmen, uns durch den sie umtösenden Lärm unmöglich gemacht wird. So einer war vor einigen Jahren noch in ganz bedeutendem Maße Richard Strauß, der zwar auch jetzt noch, glücklicherweise! bei manchem ehrsamem musikalischen Spießbürgerlein ein bedenkliches Schütteln des Kopfes erregt, im Ganzen aber sich zu einer fest behaupteten Stellung hindurchgerungen hat. So einer ist gegenwärtig sein musikalisch so sehr von ihm verschiedener Freund Mag Schillings, der nur Wenigen bekannt, geschweige schon klar und verständlich geworden ist. Ein bezüglicher Aufsatz der „Zukunft“ hat schon im Jahre 1897, bei Gelegenheit der 33. Tonkünstlerversammlung (in Mannheim), in einer eingehenden Besprechung der Programmfrage eine Reihe solcher, toten und noch lebenden, Tonbichter aufgestellt, deren Wirken in ihren Werken vorzuführen, eine Pflicht des Allgemeinen Deutschen Musikvereins wäre. Aus jener reichen Fülle von Namen möchte ich neben Schillings als gegen-

wärtig sehr wichtig noch nennen: Bruckner (von dem merkwürdiger Weise noch keine vollständige Symphonie in jenem Kreise aufgeführt worden ist!), Gustav Mahler, von Haussegger, Pfitner, Ansforg, Klose, Mikoren, Anton Beer. Außer diesen dringendsten Fällen sind nun aber noch eine Menge andere da, zu der noch immer neue kommen. Um diese Tondichter alle in geeigneter Weise zu Worte kommen zu lassen, ist es doch wohl endlich an der Zeit, der Frage der Programmreform auch im Allgemeinen Deutschen Musikverein mehr Beachtung zu schenken. Ich wiederhole, daß es einen ganz eigentümlichen Reiz gehabt hat, in diesem Jahre die erwähnten acht Tonsetzer in der engen Gemeinschaft bei einander zu sehen; aber für die Zukunft wäre, schon um des instruktiven Zweckes willen, doch eine andere Anordnung vorzuziehen. Einheit des Programms ist auch hier die Lösung, und zwar in gewissem Sinne eine Lösung, die dem Vereine Pflicht wäre, insofern, als er für das deutsche Musikleben, seine Tonkünstlerversammlung wieder um für die deutschen Musikfeste vorbildlich zu sein hätte.

In einem Berichte von Dr. Karl Voll über die „Vierte internationale Kunstausstellung in Venedig“ (Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 24. Mai 1901 Nr. 143) las ich: „Die Venetianer haben das sehr gesunde Prinzip, auf jeder ihrer Ausstellungen das Lebenswerk eines der gestorbenen Hauptkünstler Italiens aus dem 19. Jahrhundert möglichst vollständig vorzuführen und einigen wenigen Anderen noch Lebenden zu gestatten, daß sie mit einer größeren Anzahl von Arbeiten auftreten. Diese Vergünstigung wird aber nur für ein Jahr gewährt und so wird, dem pädagogischen Charakter der Ausstellungen entsprechend, dem Volke Gelegenheit gegeben, sich gut zu orientieren.“ Wäre dieses Prinzip nicht ohne Weiteres auch von der bildenden Kunst einmal auf unser musikalisches Leben (Ausstellung = Musikfest) übertragbar? Würde hier nicht auf einmal die Programmfrage gelöst sein, wenn man dem Einen und dem Andern in der Konzertsfolge einer Tagung des Vereines ein ganzes, oder wofern seine Kraft nicht ausreichend erscheint, ein halbes Konzert widmete? Über das überaus charakteristische Schaffen von Max Schillings z. B. werden wir erst dann ein vollständiges, unverwischbares Bild erhalten, wenn seine Schöpfungen für sich allein (als Sonder-Kollektion und Persönlichkeits-Ausstellung gleichsam) ihre tönende Schönheit uns enthüllen können. Und hat man einem Tonsetzer ein eigenes Konzert erst voll eingeräumt — nun, so kann man ihm getrost die Konzerte für die nächsten fünf Jahre dort einmal verschließen, falls nicht irgend ein bedeutsamer Umstand es ratsam macht, diese Frist ausnahmsweise zu verkürzen. Man muß sich nur darüber klar

sein, daß mit dem „pädagogischen“ Zweck dieser „Einer-Konzerte“ ein künstlerischer Hand in Hand geht, so daß man kaum zu sagen wüßte, was größer wäre: der künstlerische Genuß, eine musikalische Persönlichkeit möglichst ungestört in ihrer Totalität betrachten zu können, oder die Belehrung der Fachgenossen, die eine solch konzentrierte Betrachtung für deren kritisches Vermögen im Gefolge hat. Und neben den Lebenden haben wir ja auch noch einiger Toten zu gedenken. So wäre es nicht nur eine Pflicht der Pietät, wenn man dem geistigen Gründer des Vereines, Franz Liszt, aller fünf Jahre ein ganzes Konzert, oder noch besser deren zwei weihte; so erscheint es jetzt, da wir seine Werke in einer guten deutschen Ausgabe erhalten, auch durchaus zeitgemäß, Verlioz dem eigentlichen musikalischen Publikum Deutschlands vollständig nahe zu bringen; so dürfte Anton Bruckner endlich beanspruchen, seine ebenso innigen, wie strahlenden Erzeugnisse in die Aufführungen mit aufgenommen zu sehen, wären zudem P. Cornelius, Alexander Ritter u. A. dergestalt im Auge zu behalten. Außer diesen „Persönlichkeits-Konzerten“ könnte man dann auch bestimmten Kompositionsgruppen, z. B. dem „Modernen Lied“, seine Aufmerksamkeit zuwenden; nicht unbedacht nenne ich gerade wieder das Lied, da es bisher eine mehr als stiefmütterliche Behandlung erfahren hat und mehr nur, wie auch heuer, als Erholung gewährendes Einschüßel angesehen, statt als ernste Kunstgattung mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt wurde.

In einem geistvollen Aufsatz in der „Allg. Zeitung“ vom 12. Juni macht gar Dr. Paul Marsop dem Allgemeinen Deutschen Musikverein den energisch radikalen Vorschlag, die Konzerte ganz fallen zu lassen und dafür die Thätigkeit des Vereines dem musikalischen Drama nun zu widmen. Sicher hat seine Ansicht sehr viel für sich, begründet er sie doch gerade auf Richard Wagner, dessen geistiges Testament uns ganz abhanden zu kommen drohe und der heute vielleicht eine heftige Schrift „Gegen den Konzertsaal“ verfaßt haben würde. Man kann nicht leugnen, daß das jeden Winter ärger werdende Überwuchern der Konzerte den gesunden Boden der Musik ausmergelt. Aber doch kann ich Marsops Vorschläge nicht ohne Weiteres zustimmen. Gewiß, das Drama muß in das Programm des Allgemeinen Deutschen Musikvereines stärker mit einbezogen werden; Marsop weist mit Recht auf den ganz einzigen Genuß hin, den die „Nachfeier“ des Vereinstages in Karlsruhe bot, wo im Großherzoglichen Hoftheater eine wunderbar feine, stilistisch unübertreffliche Aufführung der musikalisch ungewein reich ausgestatteten Oper „Beatrice und Benedikt“ von Verlioz unter Mottl's mustergerichtig-selbstherrlicher Leitung als das wahre „Musikfest“ erschien. Aber ich möchte nur für eine musikalisch-dramatische

unter den jährlichen fünf Aufführungen des Vereins plaidieren — vielleicht an Stelle der augenblicklich ziemlich unfruchtbaren Kammermusik? — da ich doch für die ehrwürdige Kampf-Vereinigung auch auf dem Konzertgebiete noch bedeutende Aufgaben genug erblicke.

Über dieses Thema ließe sich viel reden und schreiben; ich breche hier ab, um noch kurz der Konzerte selbst zu gedenken. — Wundervoll, wie die Rundschau von der Terrasse des Schloßberges auf die Ruine, auf Heidelberg und das Neckarthal mit seinen bewaldeten Höhen, ist in der Erinnerung der Rückblick auf die Festtage in der alten Musenstadt, wo ein so ernster Künstler wie Philipp Wolfrum für unsere Kunst in treuer deutscher Weise unermüdblich wirkt und schafft. Ihm sei vor Allem unser Dank geweiht, unsere Anerkennung für den Mut, womit er an dem von ihm vorgeschlagenen Programme festgehalten hat, das, wie man hört, arg umstritten worden war, wie für die treffliche Vorbereitung und schöne Durchführung der Aufführungen selbst. Die beste Eröffnung der Festtage bildete gewiß sein „Weihnachts-Mysterium“, das am ersten Abend in der äußerlich so schönen, innen freilich so kahlen Peterskirche (die jedoch durch zwei Gemälde Meister Hans Thomas einen echten Schmuck erhalten soll) eine würdige Aufführung erlebte. Freilich hatten wir die Hoffnung gehegt, es möchten auch die von Wolfrum vorgesehene „lebenden Bilder“ Thoma's dabei einmal mit erscheinen — leider vergebens! Die kernige, an manchen Stellen einen ganz neuen Kirchenmusik-Stil zeigende Musik offenbarte ihre Wirkung zwar auch ohne Bilder, wie sie es bei allen bisherigen Vorführungen gethan hat; am geschlossensten und darum am eindringlichsten redet der zweite Teil, und in ihm wieder die unsäglich zarte und ergreifende Szene „Maria an der Krippe“, jenes Lied, das als Krystallisationspunkt des ganzen prächtigen Werkes bekanntlich zu gelten hat. Die Kirche verbot den Beifall am Schlusse; als Wolfrum aber im Garten des „Saalbaues“ erschien, allwo sich die Tonkünstler „zu löblichem Thun“ versammelt hatten, brach der Sturm los. Ein äußerer Umstand bei der Aufführung des „Mysteriums“ war bemerkenswert: die Verdeckung des Dirigenten durch eine Tuchwand — eine Perspektive in die Zukunft!

Ich beabsichtige natürlich nicht eine genaue Besprechung der einzelnen Konzerte zu geben und nehme die bedeutendsten Sachen aus der Fülle der reichen Gaben nur eben heraus. Siegmund von Hauseggers leidenschaftlich empfundene und fest bewußt sich äußernde „Dionysische Phantasie“ fand, vom Autor schwungvoll geleitet, auch in Heidelberg die enthusiastischste Aufnahme. Einen tiefen Eindruck machte der mächtige symphonische

Prolog zu „König Oedipus“ von Max Schillings (den, wie hier bemerkt sei, der verständnis- und geschmackvolle Referent der „Frankfurter Zeitung“ mit „Posaunensignalen“ beginnen läßt): in der Klarheit seiner Linien, wie in der satten Klangfärbung und den reizvollen, harmonischen und melodischen Feinheiten eines der prachtvollsten Erzeugnisse der neuen Musik überhaupt; ich sah beim Lauschen vor mir den riesigen offenen Bau des römischen Amphitheaters in Orange, wo ich im vorigen Sommer, den tiefen Sternenhimmel über mir, griechische Tragödien erleben durfte. — Wie verschieden von Schillings wieder der mit absolut anderen Klangmischungen malende, ganz andere Ideen verarbeitende Strauß! Es war von dem größten Interesse, das Vorspiel und die Schlussszene aus „Suntam“ zu hören, einmal, weil uns wieder dadurch das Unrecht bewiesen wurde, daß „man“ uns dieses bedeutende Drama immer vorenthalten zu müssen glaubt; weiterhin deswegen, weil jene ein für die Entwicklung des Schöpfers erwünschtes Vergleichsobjekt mit den später gesungenen neuen Gesängen (für eine Singstimme mit Orchester): „Notturmo“ und „Nächtlicher Gang“ abgaben. Denn diese beiden Nachstücke sind Marksteine in Straußens musikalischem Schaffen; was sie an zwingender Intenstität der Stimmung und Kühnheit der Malerei in sich tragen, ist fast unfassbar, — echte Strauße, deren ungewöhnliche, äußerst subjektive Schönheit wohl Manchem bange machen könnte. Das „Notturmo“ sang übrigens ein Meister der Technik wie des Seelenkündens, Johannes Messchaert; und die klagende Solovioline spielte wunderbar besetzt der Meininger Konzertmeister Karl Wendling, der uns auch sonst in Soli, wie als unermüdblicher Führer des Orchesters, manch hohen Genuß bereitet hat. Stark angeregt von seinem Meister Strauß, aber doch durchaus selbständig in der Gestaltung der musikalischen Gedanken zeigte sich Otto Raumann in dem Scherzo für großes Orchester „Junke Übermut“; mit sicherem Wagemut und ausgeprägtem Sinne für Charakteristik führte er die Instrumente im Kampfe der Philister und des Junkers Übermut gegen einander — dieses Scherzo und sein glücklicher Erfolg mögen dem Komponisten Mut zu neuen Thaten geben! Ein Poet seltener Art ist der Finne Jean Sibelius; seine Orchesterlegenden „Der Schwan von Tuonela“ und „Vemminkäinen zieht heimwärts“ mit ihrer eigentümlich konzentrierten, fast eigenfönnigen, aber nicht langweilig monotonen Stimmungsmalerei fesseln ganz merkwürdig und veranlassen nebenbei auch zu lehrreichen Vergleichen der Musik der Finnländer mit der ihrer politischen Beherrscher, der Russen. Zuletzt sei noch Max Regers mächtige Phantasie und Fuge für Orgel über B-A-C-H genannt, die Musikdirektor Karl

Etraube aus Wesel, dessen ganz ausgezeichnetes Orgelspiel eine eigene Betrachtung rechtfertigen würde, mit der bekannten Meisterschaft auf der Orgel der Peterskirche vortrug; auch Reger macht Perückenstaub fliegen — kein schlimmes Zeichen, wofern die motorische Kraft, wie bei Reger, im gesunden frohgemuten Jugendfinne zu suchen ist.

Auch sonst könnte man noch vieles aus den Heidelberger Tagen erzählen. Wie es uns gefreut hat, daß Meister Liszt mit drei Werken im Programme würdig vertreten war, darunter die zwei selten gehörten kirchlichen: „Der Sonnenhymnus des heiligen Franziskus von Assisi“ und „Ungarische Krönungsmesse“, von denen der Hymnus unter Wolfrums Leitung und mit dem unvergleichlichen Gesange Messchaërts, die Messe (mit dem eigentümlichen Credo) unter Felix Mottls fein abtönender und einzigartig phrasierender Direktion, wobei Wolfrum die Orgel spielte, zu den andächtig Lauschenden niederscholl; wie bedeutsam in demselben Konzerte (dem letzten — ihm wohnte auch Badens verehrungswürdiges Herrscherpaar bei) J. S. Bachs Kantate: „Ich will den Kreuzstab gerne tragen“, der wieder Messchaërt seine hohe Kunst lieb, in Wolfrums Bearbeitung für eine lebensvolle Interpretation Bachs gerade war; wie eifrig die vielen Solisten obson mit ungleichem Gelingen, ihren Aufgaben nachkamen. Auch der gastlichen Aufnahme durch Heidelberg, den Oberbürgermeister Herrn Dr. Wildens und Herrn Stadtrat Lehmann, vor Allem des erquickend herrlichen Ausfluges nach Ziegelhausen mit der sich daran anschließenden Neckarfahrt und der grandiosen Beleuchtung des Schlosses, sei dankbarlichst hier gedacht. Mit besonderer Andacht erwähne ich aber noch die Ausstellung Hans Thoma'scher Werke, die unter der Ägide des Geh. Hofrats Dr. Thode gerade zur Zeit der Tonkünstlerversammlung eröffnet war; wird einem so bald Gelegenheit geboten werden, die tief-sinnige Kunst des deutschesten Malers in solcher Fülle verschiedenartigster Äußerung zur eignen Förderung in sich aufzunehmen?

Mit Thoma im Herzen fuhr ich weiter. Im Schwesinger Park sah ich die Libellen über den träumenden Kelchen der lichtlüsternen See-rosen zittern — die Einsamkeit dieses „aristokratischen“ Parkes beruhigte das durch die vielen verwirrenden Eindrücke erregte Gemüt. Und sie bereitete zugleich auf den hohen Genuß vor, der uns am Abend im Karlsruher Hoftheater noch erwartete, wo das süße Musikspiel: Berlioz' „Beatrice und Benedikt“ eine Zauberwelt um uns schuf, weltentrückender und wahrer, als das darauf noch folgende, von Bierbaum recht flott entworfene, von Mottl aber doch nicht genugsam „modern“ nachempfundene Tanzpoem „Pan im Busch“ trotz seines Süßets sie hervorlocken konnte.





Ein Kapitel von der Reinlichkeit.

In seinem „Johannes“ legt Sudermann in der 2. Szene des ersten Aktes einem der römischen Kriegsknechte bei Betrachtung der Wasser holenden jüdischen Mädchen folgende Worte in den Mund: „Übrigens hab' ich kein Vergnügen an diesen Asiaten. Das wäscht sich den ganzen Tag, und schließlich stinkt's doch.“ — Eine echt abendländische Überhebung! Kaum ist anzunehmen, daß dieser Ausspruch der persönlichen Erfahrung des Dichters seine Entleerung verdankt, noch daß er durch historische Überlieferungen begründet ist. Der Dichter hat vielmehr hier bei dem Bestreben, in der fast langweilig ersten Tragödie auf die breite Masse seiner Zuhörer auch einmal humoristisch zu wirken, eine gänzlich falsche Behauptung aufgestellt.

Einerseits gilt nun wohl dieser Sudermann'sche „Johannes“ bei uns als etwas, das man gesehen oder doch wenigstens gelesen haben muß. Andererseits aber wird gerade der durch den etwas lästern gestimmten Krieger Roms angeschnittenen, allerdings ziemlich heißen Frage, wie ich aus Erfahrung weiß, von Seiten des abendländischen Publikums, das schwächere Geschlecht keineswegs ausgeschlossen, ein ziemlich angelegentliches Interesse entgegengebracht. Die folgenden Zeilen sollen daher eine Ehrenrettung der „Asiatinnen“ in dieser Hinsicht bilden.

Einleitend wäre hier vor Allem zu bemerken, daß alle Menschen einen spezifischen Geruch an sich haben, der eben infolge der Verschiedenheit ihrer Lebens-, Wohnungs- und Nahrungsbedingungen ein völlig verschiedener ist und selbst bei der größten Reinlichkeit nicht völlig gehoben werden kann. Daß nun der Geruch der eigenen Rasse, als der gewohnte, zumeist der sympathischere sein wird, während der des fremden Völkerstammes häufig direkt als „stinkend“ empfunden wird, ist klar. Dies Gefühl beruht aber völlig auf Gegenseitigkeit. Ich habe schon manchen Keger über den „Gericht der Weißen“ sich in nicht allzu zarlen Worten äußern hören. Und gerade der spezifische Geruch dieser Bewohner des dunklen Erdteiles wirkt auch mit am Abstoßendsten auf unsere europäischen Geruchsnerven. Ihnen gegenüber könnte man die Worte des Kriegers der alten Weltbeherrscherin subjektiv wohl als richtig anerkennen. Anders bei den Frauen Afrikas. Da ich alle Bewohnerinnen dieses mächtigen Kontinentes nicht in einem Beispiel personifizieren kann, möchte ich mich auf ein einzelnes Volk beschränken. Es würde mir leicht sein, wenn ich hierzu die bei uns schon soo lieblichen Sagen umwobene Cirkassierin wählen wollte, die ich eben infolge ihrer Zugehörigkeit zur kaukasischen Rasse nicht als richtige Asiatin in dem hier gemeinten Sinne gelten lassen kann. Nein, eine echte Mongolin, die unter den sengenden Strahlen der Äquatorsonne lebt, möchte ich hier anführen, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach allerdings eine der lieblichsten Frauen: nämlich die „Javanin“. Das wäscht sich zwar nicht den ganzen Tag, aber doch zwei- bis dreimal im Tage, und zwar soo Kopf bis zum Fuße, aber stinken thut's nicht.

Ich will hier nicht von der arbeitenden Klasse reden, denn da würde der Vergleich allzu ungünstig für uns Europäer ausfallen. Der Fabrikarbeiter nämlich, der Tag für Tag in heißen Räumen arbeitet und seiner großen Mehrzahl noch den ganzen Winter über außer Gesicht und Händen die übrigen Körperteile, was Reinigung anlangt, recht vernachlässigt, der wohl allmähentlich die von Schweiß durchtränkte Wäsche, oder fast nie die Oberkleider mit Wasser und Seife reinigt, er wird unsere Geruchsnerven wohl ebensowenig angenehm zu fesseln vermögen, wie die in der sommerlichen Hitze arbeitende Bauernmagd, oder gar erst der moderne Kollege des römischen Kriegsmannes.

Wie anders der Jovone, oder auch dessen meist die Heilarbeit verrichtende Göttin oder Tochter! Wenn morgens im Osten des Frührot das Erscheinen der Sonne verkündet, geht sie hinab zum Flusse, oder, wo dieser ausnahmsweise fehlen sollte, zur selbstgegrabenen Zisterne und kühlt die Glieder im ersten Bade. Ein Gleiches geschieht zur Mittagspause und wenn mit untergehender Sonne die Arbeit beendet ist. Dann aber wird auch die Gewandung vom Kopf bis zum Fuße gewechselt. Ein weißes, frisch gewaschenes Nieder und ein dito Sarong, denen zumeist der Duft der aus wohlriechendem Holze verfertigten Wäschekiste onhaftet, werden angezogen. In den üppigen, glänzend schwarzen Haartnoten werden Kränze aus süß duftenden Melattibläuten gewunden. Eine spinnwebfeine, vorne mit schwebgoldenen Schließen zusammengeschlossene Kabaja umhüllt den schlanken Oberkörper, und der bis zu den Knöcheln reichende golddurchwebte Botik-sorong läßt die zumeist kleinen und durch keinen Schuhzwang verunstalteten Füße frei. So tritt die Javanin ihrem Gatten oder Liebsten entgegen. Ich gloubde, auch „Roms Krieger“ wären durch diese Erscheinung keineswegs abgestoßen worden!

Aber auch noch in manchen andern Dingen, die zu berühren mir hier unmöglich wird, da sie sich auf die intimsten und notwendigen Beschäftigungen der Menschheit beziehen, zeigt sich der Keuschheitssinn der Jovonischen Klasse auf's Glänzendste und könnten die weißen Schwärmer in Europa gar manches von der Jovonin lernen! Wer dagegen unparteiisch unsere Keuschheitsmohregeln betrachtet, wird nicht im Zweifel sein, wem — von einzelnen Ausnahmen, die als solche die Regel nur bestätigen, abgesehen — hier der Vorrang gebührt. Es ist dabei ganz interessant zu beobachten, wie dieses Bedürfnis nach körperlicher Reinigung auch auf den Europäer gelegentlich übergeht. Der auf Java lebende Weiße bodet gleich seinem braunen Bruder täglich, häufig sogar mehrmals im Tage, und wechselt gleich ihm jeden Abend die ganze Bekleidung. Andere Erfahrungsberichte macht z. B. der nach Afrika kommende Reisende. Der Europäer hot sich dort häufig auch etwas an die mehr oder minder zweifelhafte Keuschheit gewöhnt. So hotte das große in Bomo, der Hauptstadt des bis dato noch freien Kongostates bestehende Hotel bei meinem Besuche in den Jahren 1892 und 1893 überhaupt kein Badezimmer aufzuweisen! Wasser ist eben im großen Gongen in dem wüsten, dürren Afriko gar oft ein neuerer und seltener Artikel.

Auffallend ist, daß die christliche Religion, im Gegensatz zu anderen, absolut keine Keuschheitsvorschriften aufzuweisen hat. Mohamed, Buddha und Moses haben hygienische Verordnungen aller Art erlassen, die sich im Laufe der Jahrtausende als äußerst wohlthätig für ihre Anhänger erwiesen haben. Im Christentume finden wir nicht nur nichts Verortiges, vielmehr dürfte der gemeinsame Gebrauch des Kelches beim Abendmahl sogar als ein schlimmer Verstoß gegen die Hygiene angesehen werden.

Doch ich komme auf ein Gebiet, das eigentlich nicht in den Rahmen meiner Abhandlung gehört. Sollte diese aber dazu beitragen, in dem einen oder andern Leser die Lust zu erwecken, meine Behauptungen durch persönliche Zuoogenschaftnahme on Ort

und Stelle auf ihre Richtigkeit zu prüfen, so wäre damit sogar in doppelter Hinsicht ein gutes Werk gethan. Der Betreffende selbst schäfe sich dadurch eine angenehme, reine Erinnerungsquelle für sein ganzes Leben; der deutschen Nation aber wäre wieder ein Mann gewonnen, der durch den Aufenthalt in der weiten, großen Welt den Fesseln des engen deutschen Philistertums entwachsen ist!

Polytropos.

Zum Münchner Allge- meinen Kunstgewerbe-Tag

unterbreitet die bekante, von Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene, Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ den Vorschlag der Gründung einer kunstgewerblichen Akademie für Deutschland, und zwar u. A. mit folgender Begründung: „Nachdem jetzt das Kunstgewerbe wieder die Stellung zurück-erobert hat, die ihm im Leben der Nation gebührt, und sich mehr und mehr darin befestigt, tritt immer gebieterischer die Frage heran, auf welche Weise für diesen großen Zweig nationalen Schaffens eine Zentrale errichtet werden könnte, an der aus, ähnlich wie es durch die Akademie der Wissenschaften für andere Gebiete geistigen Lebens geschieht, die Entwicklung der ‚angewandten Künste‘ in großem Maßstabe gefördert werden könnte und die dann endlich auch eine würdige Repräsentation derselben darstellen würde. Vielleicht giebt das 50jährige Jubiläum des Bayer. Kunstgewerbe-Vereins, das ja die meisten herausragenden Vertreter des Faches vereinigen wird, Gelegenheit, diese hochwichtige Zeit-Frage zu erörtern und ihrer Lösung näher zu bringen. Uns will es wenigstens so scheinen, als ob die Verhältnisse eine derartige Institution dringend wünschenswert machten. Nicht aus ‚Staat‘ und ‚Behörde‘, sondern vielmehr ‚aus dem Kreise der schaffenden Künstler selbst sollte diese Institution hervornachsen‘; in ihr auch müßten ‚die richtunggebenden Künstler sich zusammenfinden mit angesehenen Vertretern der Industrie, des Handwerkes und der Litteratur‘. „Dieser Körperschaft könnten ähnliche

Rechte übertragen werden wie den wissenschaftlichen Akademien, sei es nun, daß sie bei besondern Anlässen als oberste Vertretung einer geistigen Berufs-Gruppe auftritt, sei es durch Erwirkung von Subventionen aus öffentlichen Mitteln für Studien, Ausstellungen, große Werke, sei es durch Verleihung von Auszeichnungen und Ernennung von korrespondierenden Mitgliedern.“ Und ihr Einfluß könnte sich richten „auf eine einheitliche Gestaltung des kunstgewerblichen Unterrichts-Wesens, auf die Errichtung von Lehr-Werkstätten, den Zeichen-Unterricht in den Schulen, die Reform des Ausstellungs-Wesens u. dgl. mehr.“ Sie wäre zudem in der Lage, „mit entscheidendem Nachdruck an die Regierungen und Parlamente mit Anregungen heranzutreten, bei der Besetzung wichtiger Lehrerstellen, bei der Errichtung öffentlicher Bauten beratend herangezogen zu werden und große Gesamt-Aktionen der ganzen kunstgewerblichen Welt Deutschlands in die Wege zu leiten, die jetzt unterbleiben müssen, weil es eben an einer solchen allgemeinen Zentrale gebricht.“ — Uns freilich will es bedünken, als ob sich gegen so manches dieser Argumente das im Grunde nur wieder einwenden ließe, was schon Meister Hans Thoma den Ausführungen von E. Kay zum Kapitel „Kunst und Staat“ an dieser Stelle (vgl. I. Rai- und II. Juni-Fest) entgegenzuhalten hatte. Aber vielleicht ist der Eine und der Andere, oder sogar die große Majorität des besagten „Münchner Kunstgewerbe-Tages“ — den wir hiermit, wie schon durch unser heutiges Verlepfch-Wiß, in lebhaft interessierter Anteilnahme auch unsererseits begrüßen —

doch wesentlich anderer Meinung hierüber, und ergibt demnach eine Diskussion neue Gesichtspunkte.

Monumentum exegit aere perennius! — Das Bemerkenswerteste an den Feierlichkeiten zur Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmal's war schließlich doch — nicht der Bildhauer und sein Werk, noch auch der vom Reichsoberhaupt am Sockel niedergelegte, eine so viel-sagende Inschrift tragende Lorbeer-Kranz, sondern vielmehr der Umstand, daß der Kaiser sich an diesem Tage und bei solcher Gelegenheit vollkommen in Schweigen hüllte; das Bemerkenswerteste an der Rede unseres Reichskanzlers wiederum der Vergleich Bismarck's — nicht etwa nahe-liegender Weise mit dem zeitgenössischen K. Wagner — nein, sondern mit einem Wolfgang von Goethe. Ein neues, ganz überraschendes „und“ steigt hiermit beim deutschen Bildungspublikum wieder herauf: „Bismarck und Goethe“ — tertium comparationis: Beide waren nämlich Staatskanzler und Ministerpräsidenten ihrer bezüglichen Länder! — Sonst war es im Ganzen sehr erhebbend, an dieser Stelle und von berufenem Munde gerade den (zweifel-los sehr vernünftigen) Satz nun aus-gesprochen zu hören — und bei dieser Ge-legenheit auch gleich mit festzustellen, daß jüngste analoge Erörterungen desselben Thema's in der deutschen Presse sich also mit „offiziösem“ Ursprunge auf den Grafen von Bismarck selbst zurückzuführen: „In jeder Hinsicht stehen wir auf Bismarck's Schultern, aber nicht in dem Sinne, als ob es vater-ländische Pflicht wäre, alles zu billigen, was er gesagt und gethan hat — nur Thoren oder Fanatiker werden behaupten wollen, daß Fürst Bismarck niemals geirrt habe — und auch nicht in dem Sinne, als ob er Regimen aufgestellt hätte, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage blindlings anzuwenden seien. Starre Dogmen giebt es weder im poli-tischen noch im wirtschaftlichen Leben, und

gerade Fürst Bismarck hat von der Doktrin nicht viel gehalten.“ — Aber noch Eines: Sollen bezw. dürfen wir der That-sache, daß der erste Beamte des Reiches und nicht der Kaiser aus diesem Anlasse die Festrede gehalten, zu unserer Genugthuung nun viel-leicht entnehmen, daß wir aus einer un-verantwortlichen neuerdings — im Sinne und Geiste Bismarck's — wieder zu den geordneten Zuständen einer verantwortlichen Regierung eingelenkt sind und Graf Bismarck Kaiser Wilhelm II., wie weiland Bismarck Wilhelm I., von der konstitutionellen Stellung und „gegenzeichnenden“ Würde des Reichs-kanzleramtes bei Staatshandlungen in-zwischen überzeugt hat? Das, fürwahr, wäre das erfreulichste Ergebnis der Berliner Feierlichkeiten und das allerschönste Denkmal zugleich, das in der deutschen Reichshaupt-stadt uns Allen errichtet werden konnte!

So geht es immer! Es war die Enthüllungsfeier des Berliner Bismarck-Denkmal's angefaßt, und mit dem üblichen Sturm der Entrüstung wurde seitens un-serer gefinnungslüchtigen Presse um diese Zeit die Zeitungs-Meldung begrüßt, daß von dem Programme ein Lied auf Bis-marck gestrichen worden sei, das zweitausend Schulkinder hätten bei dieser Gelegenheit singen sollen. Darob natürlich große Aus-einandersetzungen in den Blättern, in jenem Stile etwa: „Wir verstehen nicht, weshalb man das Lied nicht hören will. Eine Kränkung für irgend einen Teilnehmer an der Enthüllungsfeier liegt doch wohl nicht darin!“ u. Man zitiert den be-treffenden Text, den Geist des Alten vom Sachsenwald, ruft sämtliche Götter der Deutschen Reichs-Einheit an und zu Hilfe — Wochen lang regnet es Leitartikel, Entre-flets, Nummern, Kalbsteaks, Boeufs à la mode u. auf den ahnungslosen deutschen Spießbürger in Form von Druckerhöwärze herab, daß er sich diese nationale Kränkung überhaupt gefallen lasse! Keinem Menschen fällt es auch nur im Traume ein, einmal nachzuforschen, ob denn das Lied nicht am

Ende nur deswegen abgesetzt worden ist, weil es selber sehr miserabel und die Musik dazu vielleicht ganz grouenooft war. Die mitgeteilte Versprobe allein eröffnete doch schon die unheimlichsten Perspektiven! Eine Fontane'sche Vollobe „Bismarck schläft!“ wor's wenigstens nicht, was wir da lasen. Und am Ende war das Ganze gar nur eine — Reklame höheren Stiles, der deutsche Michel aber dabei wieder einmal häßlich der Gepekelle?

Remer „Fidelio“! Noch ärmerer Beethoven! Ärmster p. t. Publikum! — „Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen probiert ein Jeder, was er mag!“ So hot sich denn auch — lt. offiziell-offiziöser Mitteilung — die Münchner Hoftheater-Znlenbung — rerum novarum cupida — fürzlich „entschlossen“, entgegen der bisherigen Gepflogenheit, die große Leonoren-Quoerture in C (Nr. II) fortan nach Beendigung der Oper zur Ausführung zu bringen. „Als Grund hiesfür machte sich in erster Linie der Umstand geltend, daß Beethoven die große Quoerture als Eröffnung der Oper selbst ausgab, indem er dafür die kleine Quoerture in E komponierte, die im Stil den genauen Anschluß an den kleinbürgerlichen Ton der ersten Szenen des Wertes herstellt. Auch die Versuche, die große Quoerture vor dem zweiten Akt zu machen, hoben sich als glücklich nicht erwiesen, weil der Eindruck des grandiosen orchestralen Drama's die Arie des Florestan schwer schädigt. Vollkommen ausgeschlossen erscheint die Verlegung der großen Quoerture in die Verwandlung des zweiten Aktes. Es blieb also nur die Wahl, auf die Ausführung eines Lomwertes zu verzichten, das das Publikum sich schwerlich gerne nehmen lassen wird, oder es als musikalisches Refumée, als Epilog an den Schluß zu verlegen und so das hehre Drama musikalisch ausklingen zu lassen.“ — Wir unsererseits können uns des Argwohns nicht entschlagen, daß das „Verdärfnis“ nur wieder eines der „Sensation“ für die Fremden-

Vorstellungen war, sich aber bei diesen selbst zuversichtlich höchst fiostös erweisen wird. Und gar nicht so übel, wenn auch beißend, bemerkte dazu ein hiesiges Blatt gelegentlich seiner Besprechung des allseitig soul besundenen Experimentes: daß man im „hohen Kal der Zwei“ damit so nun glücklich die einzige, überhaupt noch übrige und mögliche, Stelle ausgenobelt hätte, an der die berühmte Quoerture bisher noch nicht gestanden.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoß- seufzern.

Wenn es für uns noch eines besonderen Beweises bedurft hätte für unsere diesseitige Auffassung, daß Björnsterne Björnsons Drama „Über unsere Krost“ (II. Teil) kein poetisches Kunstwerk, sondern eine „liberale“ Agitationsskizze vor bürgerlichem Tribunale für die deutsche Litteratur bedeutet, die „D. Juristen-Ztg.“ (VI. Jahrgang, Nr. 11) mit ihren ganz unglücklich ernst meinenten, „streng sachmännischen“ Ausführungen hätte ihn uns olsbold indirekt liefern müssen. Es erscheint dem Verfasser, Herrn Stodtrot Dr. Fiesch in Frankfurt o. M., nämlich „denkbar, daß der schwedische (sic!) Dichter mit seinem Schauspiel sich um die Rechtswissenschaft, speziell um die Lehre vom Arbeitsvertrag, ein ähnliches Verdienst erwürbe, wie J. Z. in England Dickens, dessen Romane von so großem Einfluß auf das oernachlässigte englische Armenwesen und Unterrichtsweisen geworden sind.“ Und der Schluß des ganzen Aufsatzes lautet: „Es wird behauptet, daß die Dumos'schen Dramen mächtig mitgewirkt hätten, um in Frankreich das Eherecht durch die bis dahin fehlenden Gesetze über Ehescheidung zu ergänzen; möchte das Björnson'sche Drama in ähnlicher Weise dazu beitragen, daß auf die Läden unseres Arbeitsrechtes mehr geachtet würde, die outzufüllen die Gesetzgebung anderer Länder, in Nord-

Ameriko, in der Australischen Konfederation, aber auch in dem kleinen Konton Genf sehr beschäftigt ist.“ . . . Brrr! „Nachborin, Euer Fleischchen!“

Den „Kampf um die Schleppe“ erklärten wir seinerzeit offen und entschieden, als unnütz, unsererseits nicht mitmachen zu wollen. Ja: gälte es erst einmal einen Kampf gegen das Schleppe-Tragen und wider die feilen „Schleppe-Träger“ selber — das wär’ denn ein ander Ding! Do wär’s eine Lust, zu leben!

Auf dem Zwickauer Schumann-Fest (8.—10. Juni) scheint es einen unliebsamen Zwischenfall gegeben zu haben. Erst später las man ja einiges darüber — hier: „Herr Moriz Rosenthal hobt wegen Erkrankung plötzlich absagen müssen“ — dort aber: „Der Pianist hatte wieder einmal seine Künstlermuden und reiste, dieser Loune nachgebend, brüsk aom Feste weg“ — und da wieder: „Herr Rosenthal hotte in der Vorprobe mit dem auf seine musikalische Unfehlbarkeit pochenden Dirigenten Herrn Professor Dr. Joachim eine Meinungs-differenz und derzufolge schon aor Beginn des Festes die Stadt verlassen“ . . . „Was ist Wahrheit?“ — ja frug bekanntlich schon Pilatus. Nun, wer Hrn. Professor Joachim wirklich genauer kennt und in unferes deutschen Philistens, rectius: süßen Rab, üblenGesplogheiten sagenannten „Künstler-Unorten“ gegenüber zur Genüge Bescheid weiß, der wird sich diese Frage ohne Weiteres jekt wohl beantworten können.

Russikalische Fochblätter wissen zu berichten: „Die Leiche des aariges Jahr verstorbenen und in eine gewöhnliche Gruft auf dem Zentralfriedhof zu Wien gebetteten Operndirektors Korl Johu wurde kürzlich in ein von dem Wiener Stadtrat dem aerdiensttaalen Künstler gewidmetes Ehrengrab überführt.“ — Ja, sieht man in Wien selbst denn gonz und gar nicht ein, wie sehr die „Ehrengräber“ aom Haydn, Beethaalen, Schubert, aber selbst auch die Großstätten für Brudner, Brohms und Joh.

Strouß, die in den legten Jahren angelegt worden woren, hierdurch entwertet werden.

Van Henry Thode, dem bekantn Kunsthistoriker, sand sich jüngst im „Tag“ ein Bildnis aus seinem Arbeitszimmer und dazu salgender beschreibende Text: „Neben Heinrich Wölfflin, der in dielem Semester zum ersten Male auf dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte on der Berliner Universität als Nachsalger Hermann Grimms wirkt, ist Henry Thode in Heidelberg, der für die Nachsalge Grimms ebenfolls in Frage kam, Deutschlands bedeutendster Kunsthistoriker, sowohl in seiner Eigenschaft als Lehrer wie als Schriftsteller.“ — So werden Größen gemacht und — popularisiert! Wir unsererseits sind mit den beiden genannten Gelehrten persönlich bekant bezw. fogar nahe befreundet; auch wir rechnen Beide zu den Ersten ihres Faches. Aber das müssen wir denn doch sagen: weil sie schon nach Berlin berufen worden sind, brauchen sie dar um allein noch nicht gleich „Deutschlands bedeutendste Kunsthistoriker“ zu sein. Diese Einschätz-Beaarmundung und Eliche-Suprematie der Reichshauptstadt sängt an, höchst unaerschämt zu waerden.

Do wir schon gerode bei Scherl angelangt sind — es waard aor kurzer Zeit auch gemeldet: „Die „Union“, Verlags-gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, hat sich bei der Firma August Scherl, G. m. b. H. in Berlin, durch Übernahme von Geschäftsanteilen beteiligt, wogegen der Verlag der illustrierten Zeitschrift „Die weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ van 1. Juli ab an August Scherl, G. m. b. H., übergeht. Damit hat Scherl nun auch das größte und angesehenste Ver-lagsgeschäft Deutschlands niedergezwungen. Die Älttere Familien-Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ wie die neue „Weite Welt“, die der „Woche“ Widerstand bieten salten, müssen dem Sensationsgeschäft des Zeitungs-königs weichen.“ . . . Sa mußte es kommen: vao victis! Denn der aon solcher „Kings-bildung“ dereint ausgehende Tiefen-„Wasch-

zettel“, er wird den armen deutschen Schriftstellern ganz riefig noch einmal den Kopf waschen, und mit ihm wird unsere deutsche Leserschaft sicherlich ganz gehdrig dereinst genasführt werden.

Wer hätte nicht aufmerksamen Blickes die frappant zunehmende Häufung von Ausschüssen der Öffentlichkeit bei neueren Sensations-Prozessen schon bemerkt? Bei Sittlichkeits-Verbrechen ist dergleichen gewiß nur zu gut verständlich und ganz begrüßenswerter Weise wohl auch durchaus an der Tagesordnung; wir zweifeln ferner keinen Augenblick daran, daß selbst bei den anderen Verfahren im Großen und Ganzen „zwingende Erwägungen“ der Disziplin und „schwerwiegende, gute Gründe“ des öffentlichen Wohles zu solchem Verhalten vielfach geführt haben mögen. Allein Thatsache ist und bleibt doch nun einmal, daß diese Beobachtung neuerdings besonders häufig bei Militär- oder Majestäts-beleidigungs-Prozessen anzutreffen war — geradezu toll war es ja mit diesen unausführlichen, lächerlich preussischen Unterbrechungen jüngst wieder im Gumbinner Krosigk-Prozeß; und so besorgt als bestürzt fragt man sich da unwillkürlich: Wohin kommen uns noch die Segnungen unseres öffentlichen deutschen Gerichtsverfahrens? Hic Rhodus — hic salta: Hier vor Allem (nicht bei der Postmarkte) war ein sehr einschneidendes, kulturell wirksames Reservatrecht unserer bayrischen Militärgerichtsbarkeit zu erhalten, und dieses gerade hat man leichtem Herzens seinerzeit preisgegeben!

Zum Begriff einer Reihe strafbarer Handlungen gehört bekanntlich, daß an ihnen öffentliche Ärgernis genommen werde. Ein kostbares Seitenstück zu dem Bericht jenes pflichteifrigen Gendarmen, der in seiner Anzeige schrieb: „Da

Niemand an der Handlung Ärgernis nahm, habe ich (!) an derselben in gesetzlicher Weise Ärgernis genommen“, lieferte jüngst eine Gerichtsoverhandlung wegen Konkubinats. Niemand im Ortlichen wollte an dem Zusammenleben des betreffenden Pärchens Ärgernis nehmen, da, wie der Gendarm sich ausdrückte, das in der Gegend „an der Tagesordnung“ sei. In seiner Bedrängnis ging der Gendarm zum — Pfarrer, der half, indem er natürlich, kraft seines Amtes, sofort Ärgernis daran nahm. Aber, wenn auch Ärgernis sein muß im Lande — „wehe dem, durch welchen die Ärgernis in die Welt kommt!“

Ein bedauerlicher Irrtum

ist uns in unserem Artikel zur Harden-Adresse leider mit untergelaufen, den wir — schon aus Gründen des literarischen Anstandes und Gewissens — sofort wieder gut zu machen suchen müssen. Wir hatten uns nämlich versehen, als wir dort (L. Juni-Heft, S. 270) niederschrieben, daß Herr Maximilian Harden der Artikel über den geisteskranken König Otto die erste Freiheitsberaubung „als halbjährige Festungshast“ eingetragen habe. Wie wir von anderer Seite dankenswerter Weise neuerdings aufgeklärt werden, wurde der Herausgeber der „Zukunft“ für jenen Artikel in München seinerzeit nur mit 14 Tagen Hast bestraft, während er die Festungsstrafe von sechs Monaten, laut Urteil der Berliner Strafkammer des Landgerichts I vom 4. November 1898, in Folge der inkriminierten Stellen in den Artikeln „An den Kaiser“ und „Budelmajestäät“ erhielt. Bei der Abmilderung dieser Strafe wurden dann die bayrischen 14 Tage an die sechs Monate Festungshast angehängt. Und so erscheint unsere Verwechslung vielleicht doch noch einigermaßen begründlich.





Mutterschaft und geistige Arbeit.*)

In all den Debatten über die höhere oder geringere Befähigung des Weibes zu der höheren geistigen Arbeit, die so lange als die Domäne des allein geistig produktiven Mannes galt, ist häufig ein Gesichtspunkt übersehen worden, dem nach der einen oder anderen Seite hin eine Ausschlag gebende Bedeutung zukommt. Die beiden Autoren haben eben diese Lücke auszufüllen versucht, indem sie „das Problem des Verhältnisses höherer geistiger Arbeit zu der körperlichen Natur der Frau und den aus ihr erwachsenden Funktionen und Aufgaben der Mutter auf Grundlage eines breiten Erfahrungsmaterials zu prüfen“ unternahmen. Über 400 Frauen aus allen möglichen Tätigkeitsgebieten und aus allen Kulturländern haben sie mündlich und schriftlich befragt und die Ergebnisse ihrer Enquete mustergetreu verarbeitet. Zugleich waren sie fleißig bemüht, das Material, das die Geschichte der geistigen Arbeit der Frau zu dieser Frage bietet, aus den Memoiren, Biographien zc. heranzuziehen, so daß ihr Werk ein wichtiger Beitrag zur Geschichte und Psychologie der weiblichen Kulturarbeit überhaupt geworden ist. Und um so größere Beachtung verdient diese Untersuchung, weil sie nicht die Frau zum Gegenstande ihrer Beobachtung macht, die heute notgedrungen aus Erwerbsrücksichten höherer geistiger Tätigkeit sich zuwendet, sondern die Kraft ihres inneren Dranges, auf Grund ihrer Veranlagung und zum Zwecke eigenen Auslebens Kunst oder Wissenschaft ergreift. Wir haben es mit einem Probleme zu thun, das nicht von gestern und heute ist, das von jeher seine Rolle im Leben des Weibes gespielt hat und spielen wird.

Die Ergebnisse der Befragung, die von den Verfasserinnen in einer Schlussbetrachtung zusammengefaßt werden, ergeben folgendes Bild. Die körperliche Natur der Frau wird im Allgemeinen als Arbeitsstörung nicht empfunden. Weder die Fruchtbarkeit noch die Möglichkeit des Säugens leidet durch die geistige Arbeit der Frau. Gegenüber dem Jölibate wird auf den die Persönlichkeit und „somit indirekt jede Art des Schaffens“ fördernden Einfluß normalen Sexuallebens hingewiesen. Aber auch für die Nichtverheiratete bedeutet Bethätigung der geistigen Kräfte Hebung der Persönlichkeit und intensive Steigerung des Glücksgefühls. Für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit endlich ist eine unserm heutigen Kulturrempfinden entsprechende, also erweiterte und vertiefte Auffassung der Mutterpflichten, die als Beruf gewertet zu werden beanspruchen, zu Grunde gelegt worden. Und dabei stellte sich folgendes Resultat heraus. Die physische Mutterschaft war schwer zu vereinigen mit den Anforderungen, die die reproduktiven (Schauspiel-Kunst und Musik) und bildenden Künste, die mündliche Agitation und die gesamte angewandte Wissenschaft, besonders die ärztliche Tätigkeit stellen. Besonders wurde von den Dichterrinnen ein Nachlassen ihrer Leistungsfähigkeit konstatiert. Entweder das Kind oder der Beruf hatte unter der doppelten Inanspruchnahme zu leiden. Sogar in der reinen Wissenschaft, im Essay und Journalismus weder eine Beeinträchtigung des Kindes noch der Arbeitskraft feststellen. Bei den über die physische Mutterschaft hinausgehenden Pflichten bildete die Notwendig-

* Von Hedie Gerhardt und Helene Simon; Berlin, bei Georg Reimer.

keit räumlicher Trennung, wie sie bei den reproduktiven Berufen (Schauspielkunst), bei der Agitation und der angewandten Wissenschaft heraustritt, den Anlaß zu Divergenzen und Konflikten. Andererseits machte sich die seelische Ungeeignetheit der geistig arbeitenden Frau zum Mutterberuf geltend. Ein schwerer Konflikt trat in der Dichtung zu Tage, und für die Wissenschaft war eine Herabminderung der Leistungsfähigkeit nicht zu bestreiten, während in der bildenden Kunst, im Essay und Journalismus sich die zweiseitigen Anforderungen besser vereinigen ließen. Alle diese Antagonismen ließen sich umgehen, wenn die Frau erst nach Erfüllung ihres Mutterberufes sich ihrem geistigen Schaffen zuwenden würde. Indes ist das in Berufen, die frühere und dauernde Übung oder Jugend verlangen, wie in den reproduktiven Berufen und auf einzelnen Gebieten der angewandten Wissenschaft nicht möglich. In der Dichtung haben freilich Frauen oft erst in reiferen Jahren ihr Bestes geschaffen und ebenso auch in der Wissenschaft. Trotzdem bleibt der Ausweg auch hier nicht unbedenklich. Nur die Agitation hatte durch den in Folge der Mutterschaft verspäteten Eintritt der Frau in's öffentliche Leben nichts eingebüßt, vielmehr eher durch die Erwerbung vermehrter Erfahrungen gewonnen. Für die meisten Gebiete häßlicher Arbeit bleibt der Konflikt, da einerseits die Hinausschiebung geistiger Thätigkeit in ein späteres Alter in der Regel undenkbar ist und andererseits sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesen wie die Unterbindung ihres Schaffenstriebes Gefahren für die Einzelne wie die Gesellschaft in sich schließt.

In diesem Konflikt ist es — dahin zielen die Schlussfolgerungen unserer Autoren — der Maßstab des unerfesslichen Kulturwertes, der an die Leistungen des Weibes anzulegen ist und über ihre Existenzberechtigung als geistige Arbeiterin (unter Ausschluß der Mutterschaft) zu entscheiden hat. Die Widersprüche, die zwischen der Frau als Mutter und der Frau als sich auslebender Individualität und schaffendem Kulturfaktor oft unüberbrückbar kaffen, werden so unbarmherzig aufgedeckt. Über sie kann kein leichtfertiges Kompromiß hinweghelfen. Aber spricht dies Ergebnis einer individuellen Befragung, der so viele wahrheitsmutige und nichts verheimlichende Antworten geworden sind, nun gegen die geistige Betätigung aller jener Frauen, die nicht aus innerem Drange oder materieller Not einen geistigen Beruf erwählen? Mit Nichten, antwortet unsere Enquete. Denn auch die Frau, für die es keine höhere Art geistiger Thätigkeit geben kann als die der Mutter, muß zur Erfüllung ihrer erhöhten Pflichten diese höhere geistige Bildung genießen, sie muß für das öffentliche Leben erzogen werden, im Interesse ihrer Kinder — Einwirkung auf Erziehungs- und Schulangelegenheiten — und im Interesse der Gesellschaft selbst. Denn die Mutter verfügt über einen Fonds von Ideen und Empfindungen, die dem Manne versagt sind, und die sie im Dienst der Allgemeinheit nutzbar zu machen berufen ist.

R. S. Döfcher.

Novellen und Erzählungen.

„Gottlieb Mangold“ von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster & Löffler.

Die moderne Litteratur, die wie die moderne Malerei in so mancher Beziehung nach neuen Ausdrucksmitteln strebt, hat, wenigstens in Deutschland, auf dem Gebiete der Prosaichtung wenig ganze Erfolge zu verzeichnen. Wohl strebt man nach neuen Ausdrucksmitteln, doch kam man in der

Regel über Außerlichkeiten nicht hinaus. Der Inhalt war neu und die Form war neu. Aber beides kein Ganzes. Man hatte das Wesen der Komposition verlernt, die Lust an der Komposition, die Freude an der Gliederung. Daher es kam, daß wir weder einen Dramatiker nach Art des Ibsen, noch einen Novellisten im Sinne Maupassants aufzuweisen hatten. Wie es kaum einem modernen Lyriker einfiel,

Souette zu dichten, so nur wenigen Prosaisten, sich durch die Novelle als Form-Probleme angezogen zu fühlen. In Deutschland sind die Novellen kleine Kamane, wie der Essay nur ein Aufsatz ist. Hieran machte Wilhelm Schäfer eine Ausnahme. Sein vor einigen Jahren erschienenen Buch „Zehn Gebote“ zeigt dies auf den ersten Blick. Obgleich das Buch in mancher Beziehung etwas Verwirrendes an sich hat. Man war sich nicht recht klar über die Stellung des Dichters zu seinem Stoff und konnte daher leicht in Versuchung geraten, ihn für einen Darfnoaelisten zu halten. Nichts wäre irrtümlicher. Es war jenes Ringen des Künstlers um die Form, das ihn hin und wieder sich jener „fertigen“ Nebenwendungen bedienen ließ, die aus dem gleichen Gefühlskomplex entstehen, der im Volk das Sprichwort bildet und in allen Branchen die Fachausdrücke. Und wie dieser Ausdruck im Einzelnen, so die ganze Komposition. Man nehme Novellen wie der „Große Peter“. Unter jedem Wort, unter jedem Satz ruht ein Gefühlskomplex, ja eine Inhabtperpektive, die zu schildern die üblichen Erzähler einer ganzen Seite bedürften. Die Fingeliebe des Franz Hals sitzen die Säße. Es ist ganz seltene Darstellungskunst.

Nun hat der Dichter einen neuen Novellenband herausgegeben: Gottlieb Mangold. Hier zeigt er sich in wesentlich anderem Gewande. Vor Allem sprachlich. Stilistisch ist die Eigenart Schäfers nach durchgeführter, raffinierter. Doch nicht mehr so farbig. Man merkt: das Gehirn hat an dieser Kunst mehr Anteil wie das Gefühl. Der Künstler steht vollends über seinem Stoff. Er ist tiefer, eindringlicher, komplizierter als Psychologe geworden. Und damit hat sich sowohl der Gang nach dem oben erwähnten „fertigen“ Ausdruck erklären, wie sich die knappe Darstellungskunst etwas gelockert hat. Deutete er früher nur an, so giebt er nun den Rest. „Gottlieb Mangold“ ist ein Novellenbuch, ge-

wissenhaft wie wenige und voll seltener Feinheiten, sowohl stilistisch, wie was das verwarrte närrische Spiel des Lebens betrifft. Es ist nicht die Phantastik Schweifender Romantik in ihm, aber die des Alltags, die zwar schwieriger zu deuten, für den aber, der sich auf ihre magischen Quadrate verlehrt, unwiderstehlich wie die Abgründe der Mathematik, auf deren Gleichungen sich das ganze Dasein reduzieren läßt. Es ist etwas von der gährenden Siedehöhe der Urkraft in Schäfer und zugleich sein Geist jener Atmosphäre gleich, in der jenes gährende Chaos christallinisch erstarrt, der kalten Berechnung verfällt. Und das ist es, was er an den Dekaden-Künstlern unserer Zeit voraus hat. Diese haben nur die eminente und oft grausame Fähigkeit der kalten Berechnung. Er trägt in sich noch das Kapital, das sich „berechnen“ läßt.

Rudolf Klein.

Zwanzig Skizzen und Erzählungen von Oskar Reich. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Dem lebenswürdig unterhaltenden Naturell des Verfassers wird man manches verzeihen. Wer sein Publikum so leicht nimmt und niemals das Grenzgebiet der „Ziehenden Blätter“ — also das heilige Philisterland — mit seiner Lebensauffassung verläßt, darf ja seines Erfolges immer gewiß sein, besonders wenn er dann und wann hübsche Einfälle hat und Talent zu harmlosem Spatze zeigt. Einiges allerdings lieft sich in seiner naiven Unbeholfenheit wie ein Schulaufsatz, anderes kommt in dem Bemühen, „wirklich“ zu scheinen, nicht über den Stil eines Referats hinaus. Am besten ist eine humoristische Schilderung des Gymnasiums geraten. Litterarischen Wert besitzt das Buch zwar nicht; aber der junge Verfasser besitzt die glückliche Gabe, leicht und ungezwungen zu unterhalten, wohl auch die Anlagen, einmal „gut“ zu erzählen.

Zuini.

Die Troika, Erzählungen von J. J. David. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler.

Das Buch enthält drei Erzählungen, von denen die erste „Die Troika“ mit Raffinement die auf- und absteigende und endlich jäh abstürzende Lebensbahn eines Schauspielers darstellt. Die Erzählung ist reich an feinen Beobachtungen und nahe gesehenen Nuancen. Naive Wirkungen sind dem Verfasser wohl versagt; dagegen geht vieles auf sentimentale Eindrücke aus. Besonders die ungemein umständliche zweite Erzählung „Der Tallisman“ dürfte jedem widerstreben, der für wohlfeile Nahrung nicht zu haben ist. Moderner giebt sich „Die Mühle oon Branowitz“. Die Geschichte einer bauerischen Müllerstochter, nicht schlicht sondern, für mein Empfinden wenigstens, viel zu gesucht erzählt. In den sprachlichen Bildern wohl reiche Abwechslung, aber auch recht bedenkliche Willkür. Schilderungen wie der Mondausgang zu Anfang der letzten Erzählung sind durchaus nicht geschaul. Alle Achtung oov Davids Virtuosität. Aber die Kunst...?

Luini.

Franz Himmelbauer: Waldsegen. Österreichischer Verlag.

Otto Wyling: Passion der Liebe. Leipzig, C. F. Teichmann.

Franz Himmelbauer, ein Junger oon starkem Talent, der in der „Gesellschaft“ bereits Proben seines Könnens gegeben. Sein „Waldsegen“ ist ein Hausbuch. Kleine Geschichten, in kreuzherziger Einfalt hererzählt. Stillen Menschentums leises Wiederbühnen. Keine Sturmstul. Ruhiges Wogen und Wellen, wie über Sommergräser unter hohen Bäumen. In kindlicher Reinheit spiegelt sich das Geschaute. Nährende Bittchen, ost ooll zarter Naivetäten. So wellab, so beiseit, fern, immer ferner oon all dem Schwertgeklirr und Raschingerassel. Ein Wächlein für Menschen mit reinen Seelen, mit Kinderherzen. — Und nun Wyling! Kunst nach dem Kolportage-

Rezept ist diese Passion der Liebe“. Der Stil tiradenhaft — nach Himmelbauer gelesen, ganz unerträglich. Schwülter Wortauspuß, der sich zu sinnlicher Anschauung nicht oerdichtet. In ihrer Fläche bleiben Personen und Geschehnisse leblos. Sie erzwingen keinen Glauben. Es fehlen die Tiefgänge psychologischer Wuchl, wie sie dem Autor in frühesten Werken (unter dem Decknamen D. Mora) beschieden gewesen. Es fehlt die Kühheit des Gestaltens. Kein Schritt ooran, kein oerwegenes Wagen in's Neue mehr. Auch das Motiv: der Mann, der durch das stärkere Weib, das ihm allerhand Listen und feinste Brutalitäten der Zuchl als Kunst ablernt, zu Grunde geht — hätte zu stärkeren und reineren Kunstmitteln in der Darstellung reizen müssen. Eine Leserin schreibt mir: „Passion der Liebe! Aus der malenden Klangfülle dieser Worte entstand mir eine Vision. Golgatha! Am Kreuz die Liebe, die im Sterben der Menschheit Grenzen oerrückte. Aus Herzblutströmen neue Welten, höhere Himmel — alles weiter, lichtooller durch die Kraft des an der Liebe sieghaft Berendenden. Und nun —!“ Schlimm, daß die Leserin allein und nicht auch der Dichter eine so erhabene Vision hatte! Aber thun wir dem Autor nicht Unrecht: er hat sich mit diesem Buche gewiß nicht oorgenommen, uns Höhenkunst oorzutauschen. Es ist ein niedrigeres, aber ehrliches Buch. R. G. Conrad.

Pierre's Ehe. Psychologisches Problem oon A. von Seydlich. Mit Illustrationen. München, August Schupp.

Der Dichter schied der kleinen Tragödie, die er auf 130 Seiten vor dem Leser spielen läßt, ein Schlußwort nach. Reines Empfindens überflüssiger Weise. Gewiß, es giebt allerlei Leser. Darunter sehr brave, mit einem starken Zusatz von Beschränktheit und Zweifelsucht. Die Können einem leid thun, und man wirft ihnen dann das Almosen wissenschaftlicher Aufklärung mit einem Nachwort hin zu ihrer Beruhigung.

Wir sind nun einmal noch nicht hart genug. Auch N. von Seydlitz, der Duzfreund Friedrich Nietzsche's, ist es noch lange nicht, so sehr er sich auch Mühe giebt, wie ich glaube. Ein onständiges Maß von Härte gehört so dazu, ein solches Problem zur Grundlage einer Liebesgeschichte zu wählen. Man denke doch: Held Jeon in „Pierre's Ehe“ ist Pseudohermaphroditus masculinus completus (siehe Eulenburg, Realencyclopädie der gesamten Heilkunde Bd. X, S. 301); dann schwankt seine Reizung erst zum Mann, dann zum Weib (siehe Berliner klinische Wochenschrift 1872, Foll Hermann), dann — und so weiter. Das ist wirklich eine traurige Geschichte, die weit über den trogischen Maß geschlechtlicher Mißverhältnisse geht. Eine traurige Geschichte für den Leser und eine harte Nuß für den Autor. Aber gerade das wird N. von Seydlitz, wie ich ihn kenne, gereizt haben: die Schwierigkeit, so etwas dem gestrengen deutschen Kritikus — oom nicht moralfreien Publikum und Staatsanwalt kaum zu reden — als Dichtung, als reines Kunstwerk annehmbar zu machen. Wissenschaftlich zu bleiben, den heiligen Voccoecio zum Schutzpatron zu haben und ein tadelloses Werk moderner Erzählfkunst zu gestalten, dem der geriebenste Zensor nichts anhaben kann, das ist für einen deutschen Autor keine leichte Deyerei. Und macht er's so oortrefflich, wie N. von Seydlitz, daß man mit dem einen Auge lachen, mit dem andern weinen muß und dabei noch seine besondere stillistische Prooour bewundern — ein Medizinmann kommt z. B. vor, ein wahres Kobinetsstück humorgefättigter Charakterzeichnerung — — oder ich denke nicht daran, über dieses prächtige Wächlein noch ein Wort zu oerlieren. Hätte Seydlitz seine Geschichte dieser malefizmäßig zweideutigen Ehe — er läßt sie in Frankreich spielen — als ongeliche Überetzung unter einem französischen Decknamen herausgegeben, er hätte in Deutschland ein glänzendes Ruhm- und Geldgeschäft ge-

macht. So aber wird er sich mit meinem platonischen Lob begnügen müssen! Ich will ihn gelegentlich daran erinnern, etwa an seinem 50jährigen Schriftsteller-Jubiläum. Prost „Kastl oom Hollerbräu“!

M. S. Conrad.

Nachschrift: Ich bemerte für gewisse portitularistisch ongehauchte Leser ausbrücklich, daß N. von Seydlitz laut Litteraturlalender geborener Berliner ist. C.

Koloniales.

Heft III der „Wirtschaftlichen Kolonialpolitik“ oon Gustao Meinede bringt drei ganz interessante, lesenswerte und für die gegenwärtigen kolonialen Verhältnisse instruktive Artikel.

Im ersten befürwortet der Verfasser die Errichtung eines aus Praktikern bestehenden „Kolonialen Kulturvereines“ und geht dabei mit den Leistungen unserer bisherigen großen kolonialen Vereinigungen scharf in's Gericht.

Auch der zweite Artikel „Zur wirtschaftlichen Ausbeutung unserer Kolonien“ oon U. Sochlich, der eine genaue Kenntnis und richtige Auffassung speziell der Kameruner Verhältnisse oerrät, wendet sich gegen das Theoretische in unserer bisherigen internen Kolonialpolitik. Die klar ausgesprochenen Ansichten des Herrn Verfassers über unsere bisherigen Sochoerständigen oom Rotheder und oom grünen Tisch sind sehr zu beherzigen!

Troglich bleibt eben leider nur, ob auch die Klügste und beste Kolonialpolitik in einem Lande, wie Ostafrika, je wirtschaftliche Erfolge wird erringen können. Als abschreckendes Beispiel mag hier Artikel III „Kaffeebau in Ost-Ussomboro“ angeführt werden. Dem tropenlandigen Leser zeigt derselbe, daß wir in Ostafrika nie auf fruchtbringende Koffeeplantagen rechnen können; ferner aber auch, mit welchem rührenden Optimismus — um kein allerdings sehr nobeliegenes, schöferes Wort zu gebrouchen — oon beteiligten Privat-

und gewissen höchsten Regierungsbeamten, die gerade von unseren Kolonialschwärmern so gerne als unanfechtbare Sachverständige hingestellt werden, für eine an sich ausichtslose Sache Propaganda gemacht wurde. Im offiziellen Jahresbericht über Ostafrika

für das Berichtsjahr 1890/1900 steht aber doch wörtlich zu lesen: „Zimmerlin wird die Produktion des kleinen Usambara (Kaffee) auf dem Weltmarkt verschwinden!“ Polytropos.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Hilfeld, Dr. Philipp: Die Gelege, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht. München, G. & C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Cesar Beck). 90 S. M. 1.20.

Seditz, Joseph: Der Roman von Trifan und Iside. Mit Beileger von Gaston Paris. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 247 S. Geb. M. 4.— geb. M. 5.—

Bernau, Emma: Hunger und Liebe in der Frauenfrage. Sammlung moderner Flugchriften „Freie Worte“, herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski. Minden i. W. J. G. C. Bruns. 31 S. M. 0.80.

Brenstin, Edward: Wir in wissenschaftlicher Sozialismus möglich? Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte (H. Kuntze). 50 S. M. 1.—

Brer, Professor Dr. C.: Ludwig II. König von Bayern. Ein Charakterbild. Leipzig, Göschen. 176 S. M. 3.—

Büchtereif für Bücherfreunde, herausgegeben von Julius R. Hauptmann. Leipzig, F. Voilmar. 48 S. Heft M. 0.30.

Bitterdahl, Fritz, Philipp von: Blut, Säure und Knochen. Ein Ober. Verlagsanstalt. 171 S.

Bodmann, C.: Jakob Schöpfle. Bibliothek Langen, München. 156 S.

Böcklin-Wappe. Herausg. von „Kunstwart“. München, Georg D. W. Götze. M. 1.50.

Brody, Armand: Die Vergriffenen. Schauspiel in 4 Akten. Übersetzt von Berlin, Verlag „Jung Deutschland“ (S. Döpf). 102 S. M. 2.—

Damm, Dr. med. Astr.: Wertpapiere und Wählergeneration. Berlin und Wiesbaden, im eigenen Verlag. 16 S.

Dreder, Wilh. Mensch und Gott, Von Mythen des Lebens. München und Leipzig, Franz G. Meiß. 32 S.

Dur, Kimé: Sind es Frauen? Ein Roman über das dritte Geschlecht. Aus Göttinger „Roberter Bibliothek“ Nr. 4. Berlin W., Rich. Göttinger Nachf. (H. Krüger). 85 S. M. 0.50.

Dufmeier, Friedrich: Des Sittensmeßers Ärgernisse. Eine Komödie in 3 Akten. München, Staeqmer'sche Verlagsbuchhandlung (Anton Carl Staeqmer). 90 S.

Eisenhäufig, Friedrich: Ja, wir! Mit Rücksichten für die irden Mitmenschen und Himmelst. Übersetzt von Berlin, Verlag „Jung-Deutschland“ (S. Döpf). 53 S. M. 1.—

Erdmann, Gustav Adolf: Der deutsche Kaiser und sein Volk. Leipzig, H. Göschen Nachf. 38 S.

Foll, Fritz: In memoriam. Nachwänge. Berlin, S. Philipp & Sohn. 81 S. Straß. R. 2.50, geb. M. 3.50.

Fischer, Gustav Theodor: „Zehn-Korff“ aber über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. 2. Aufl., 1. Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Bok. 360 S. M. 6.—

Fischer, Ludwig von: „Und Treder den Reichen.“ Drama. Ein-Wien-Lipzig, Dietz. Verlagsanstalt. 98 S.

Fraut, Hermann: Das Abendland und das Morgenland. Eine Zeitgeschichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 184 S.

Friedrich, Heinrich: Bearbeitet nachgelassene Papiere. Biographie. Leipzig Gröbel & Sommerlatz. 456 S. Geb. M. 12.50, geb. M. 15.—

Friedrich, Professor Dr. Hermann: Ludwig Jacobowski. Ein moderner Dichterbild. Berlin, Siegfried Gröbel. 96 S. M. 1.—

Geiger, Ludwig: „Therese Huber, 1764—1829.“ Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 438 S. M. 1.50.

Georgi, Ernst: Dieckhoff und jenseits der Erde. Robert Dieckhoff über die Erde. Aus „Göttinger Roberter Bibliothek“ Nr. 1. Berlin W., Rich. Göttinger Nachf. (H. Krüger). 96 S. M. 0.50.

Gerrkenberg, Jenny von: Dittke von Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf. In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 123 S. M. 2.—

Gorli, Maxim: „Der Wälder.“ Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 207 S.

Grömann, Robert: Auszüge aus der Moraltheologie des Heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie für die Sittlichkeit der Völker. Strassburg, H. Grömann. 36 S. M. 0.15.

Grimm, Richard: Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. M. 0.80.

Gutbril, Arthur: Von Geist und Zeit. Verse. 25 S. Geb. M. 3.—. — Angela's Bild. Roman. 270 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—. Fride: Leipzig, Gröbel & Sommerlatz.

Hausdörfer, Max: Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch für's Volk. Rauenburg, Otto Reiter. 441 S. Rumpf. M. 4.—. 10 Lieferungen. à 40 Pf.

Hausmann, Konrad: Eisenbahnpolitikarisch und praktisch befaßt Eisenbahngemeinschaft. Rede, gehalten in der Sitzung des württembergischen Landtags vom 9. Mai 1901. Stuttgart, Carl Ernstbr. 58 S.

Heer, J. G.: Der Spruch der Heer. Koerle. Leipzig, Ernst Ritt Nachf. (S. M. b. S.) 110 S. M. 1.—

Hilden der Menschheit; Gedächtnismerkmal in 50 Lieferungen. Heft 1—4. Berlin W. 85, Verlag „Aufbau“. Heft M. 0.20.

Denk, Alfred: Um eine Wunde Sünderin. Novelle aus Joratten. München, August Schupp. 78 S. M. 3.—

Denk, Hans: Hierobend: Geschichten. Oberwalde-Berlin. Verlag „Jung Deutschland“ (S. Dsch.). 214 S. Geb. M. 2.25, geb. M. 3.75.

Döder, Paul Oskar: Belle Serie. Roman. Leipzig, Paul Kl. 235 S. M. 3.—

Dörm, Rolf: Die Könige. Dramatisches Gedicht in vier Akten. München, Albert Langen. 101 S.

Dollmeier, Wilhelm: Spiele. Leipzig, Eugen Dieckhoff. 14 S.

Dornhoffer, Ernst: Zu Shakespeares Gedächtnis. Göttingen, Franz Vandor. 47 S. M. 1.—

Dornhoffer, Ferdinand von: Don Juans Erdbeben. Phantastisches Drama in 2 Akten. Stuttgart, Cotta Nachf. (W. m. d. S.) 171 S. Preis M. 2.—

Duischamer, R.: Einmalzeit. Die Geschichte eines reinen Thoren. Hamburg, Alfred Jonsson. 181 S. Preis M. 2.—

Die Insel der Blödsinnigen: Die Gedanken der Moderne in Wort und Bild herausgegeben von Dr. E. Wulff. Berlin, Verlag „Lustige Blätter“. (Dr. Götter & Co., W. m. d. S.) 128 S. Jekel, E.: Die Natur der Frau anthropologische Studien. Berlin, Martin Gildesbrandt. 301 S. M. 3.—

Jöhl, Rasi: Philologenwege. Kaschilde und Kuchilde. Berlin, R. Garmers Verlagbuchhandlung, (Herm. Heufelder.) 308 S.

Jrabis, Josef: Spanten. Eine Reise-erzählung. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 210 S. Jstel, Edgar: Jean Jacques Rousseau als Rompant seiner turkischen Scene „Pygmalion“. Studien zur Geschichte des Melodrams I. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 64 S.

Der gestiefelte Kater. (Mit Text von Ferd. Kornarius.) Für Alt und Jung neu herausgegeben vom „Lustigen“. München, Georg D. W. Gadow. 47 S. M. 0.60.

Keyerling, G. v.: Der dumme Hans. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Berlin, S. Fischer. 111 S.

Klein, Rudolf: Arnolds Böcklin. Moderne Offen zur Kunst und Literatur. Herausgeg. von Dr. Hans Knauthberg—Heft 7. Berlin W., Gole & Tempel. 47 S.

Koch, Waldo: Ein Teufels Drama in 3 Akten. Freiburg i/B., G. Nagels (S. Jekel). 180 S.

„Die Kammerben.“ Erste Veröffentlichung aus dem Darbietungen der „Kammerben“ am Donnerstag-Abend im Rollendari-Kaffee. Beigleitet von Dr. H. H. Götter, Dr. G. War, von Heußel, G. Koffus, vom Koen. Dr. Rudolf Steiner, Dr. Franz Galmers. Berlin-Schmargendorf, Verlag „Neuland“. M. 2.—

Kamorzinski, Dr. Eugen von: Emanuel Schlämmer. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin W., S. Behr's Verlag (S. Dsch.). 194 S. M. 4.—

Kralik, Dr. Richard von: Kulturbüden. Münster/Westf., Verlag Klippan's 371 S. Preis M. 2.—

Kranewitter, Franz: Andre Hofer. Schauspiel in 4 Aufzügen. Ein Jüden-Leipzig, Ullrich. Verlagshaus. 94 S.

Kraus, Maxmilian: Unter den Frauenärmen. Roman aus dem Münchener Leben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 368 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—

Kreozell, Ernst: Schlägende Wetter. Soziale Gedichte. Bamberg, Verlag der Handwerksdruckerei. 96 S.

Kruze, Johannes: Schwarzbrädelser. Politische Gedichte und Geschichten. Berlin und Leipzig, Georg Heinrich Reper. 120 S. Geb. M. 2.50, Preis M. 1.50.

Kador, Dr. Eberhard: Das Land ohne Armut. Einfache und scharfe Lösung der Arbeitsfrage. Leipzig, Edmund Demme. 75 S. M. 1.—

Keigmann, Albert und Schüddeloff, Karl: Kastenbergs Briefe, 1 Band—1766 bis 1781. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung (Edebor Weidert). 424 S. Geb. M. 10.—, geb. 12.50.

Klättenberger, Ernst: Quand nous nous revoullons de la mort. Bordeaux, G. Goussouilhous-rue Galtraud 9—11. 19 S.

Kle, Ernst: In Rast Knebergs Hans. Roman aus dem Korwischen überlegt von Maxhilde Mann-Küchen, Albert Langen. 371 S.

Klebermann, Max: Deqas. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 24 S.

Klenhard, Fritz: Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Leipzig und Berlin, Georg Meier. Nr. 271 S. Preis M. 2.50, geb. M. 3.50.

An unsere Leser richten wir die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaufbachstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Eigendrucke von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unentgeltlich eingelassene Rezensionen-Gemälde übernimmt die Vertriebsrichtung überhaupt keine, für unentgeltlich eingelassene Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Briefe und Manuskripte, Zeitungen wie Buchsendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Briefungen, Anfragen oder Bestellungen. an den Verlag richten. — Probebestelle auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsverwaltung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pierjon's Verlag (R. Linde) in Dresden.



... wenn Tadel hebt
an's arme Kofen, da die Menschheit
bit zu Kringens Raum! May Lorenz



Band III. * 1901. * Heft 2.
*

Über vorgeburtliche Erziehung.

Ein Kapitel „Pädagogik der Zukunft“.

Von Ferdinand Baron Paumgarten.

(Einj. a. D.)

Die Beantwortung der sozialen Frage, die eigentlich erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts so recht in den Vordergrund trat, besonders aber in den letzten Dezennien sich zu einer geradezu brennenden gestaltete, ist ein Problem, das man, obwohl man es von den verschiedensten Seiten schon anpackte, keiner befriedigenden Lösung zuzuführen vermochte.

Der moderne Kulturstaat hat ganz entschieden Errungenschaften aufzuweisen, die wir uns ohne das Erscheinen Jesu in der Weltgeschichte nicht vorstellen könnten. Der hohe ethische Gehalt des Christentums, der als Norm für das gesellschaftliche Leben empfunden und aufgestellt wurde, hat den Sieg über heidnische Lebens- und Weltanschauung davongetragen, und im Laufe der Jahrhunderte die Menschheit auf eine Stufe erhoben, auf der sich ihr das große Gebiet werthätiger Nächstenliebe immer reiner und tiefer erschloß. Es hat daher auch nie an Bestrebungen gefehlt, welche den Geist echter Humanität atmeten und welche, von edelgedenkenden, großherzigen Menschen in's Leben gerufen, so weit realisierbar wurden, als es

das Milieu der Zeit gestattete, der sie entsprangen. Arme und Reiche, Herren und Diener hat es allerdings immer gegeben; auch gab es stets im staatlichen Leben jenen Stand, der, weder zu den oberen Zehntausend noch zu den Proletariern gehörig, den sogenannten „Mittelstand“ bildete und auch heute noch in jedem Staate die wichtige, nicht zu unterschätzende Rolle des „Ausgleiches“ zu spielen berufen ist. Je zahlreicher der Mittelstand in einem Staatswesen vertreten ist, auf desto sichereren Füßen steht es; er repräsentiert das strebsame, solide, gesunde Bürgertum, und indem er den allmählichen Übergang von den höchsten Polen menschlicher Gesellschaft bis zu den tiefsten bildet, verhindert er doch immer mehr oder weniger das Berühren der Extreme.

Das vorige Jahrhundert, insbesondere seine zweite Hälfte, hat jedoch Zustände geschaffen, die das Anwachsen des Pauperismus begünstigten und außerdem in den ärmeren Schichten des Volkes einen ganz ercklicklichen Seelenzuwachs konstatieren ließen; so kam es, daß eine relative Verminderung des Mittelstandes eintreten mußte, die, je mehr sie um sich griff, desto ernstlicher das innere Gleichgewicht der Staaten bedrohte. Seitdem nun die Sozialdemokratie und sogar die verrückte anarchisistische Idee immer mehr an Bedeutung gewann und in den Massen Strömungen schuf, die, überall unterdrückt, bald hier bald dort zum Durchbruch gelangen wollten, tauchte aus dem Wirrsale der „Fragen“, mit denen man sich notgedrungen beschäftigen mußte, die „soziale“ als eine der unabweisbarsten auf. Jeder Sozialpolitiker kann, wenn er ein wahrer Volksmann sein will, nur Eines wollen: ein zufriedenes, glückliches, physisch und moralisch gesundes Volk, dessen einzelne Stände so friedlich, als es eben im Bereiche menschlicher Schwächen und irdischer Möglichkeit liegt, mit einander auskommen. Diesem Ziele strebt man ja thatsächlich seit Jahr und Tag schon zu. Man will die krasse Gegensätze mildern, der Not und den sie begleitenden Lasten und Verbrechen steuern; man will den Ärmsten und Niedrigsten im Volke zu ihren Menschenrechten verhelfen, ideale Keime in ihnen wecken und fördern; man will dem Aberglauben, der Unbildung, der sittlichen Verkommenheit und Verwahrlosung nach Kräften entgegentreten und dadurch die Individuen zu rechtschaffenen, für die Gesellschaft brauchbaren und nützlichen Staatsbürgern erziehen.

Dies alles versuchte man durch Vermehrung und Hebung des Schulwesens und durch Schöpfungen mannigfaltigster Wohlfahrtseinrichtungen zu erreichen, die teils aus staatlicher, teils aus kirchlicher Initiative hervorgingen oder mildthätigen Großkapitalisten ihre Entstehung verdankten. Dennoch stehen die Erfolge in keinem Verhältnisse zu den Bemühungen;

denn, so lange man nicht gleichzeitig dem Probleme von Innen beizukommen trachtet, so lange man nicht den Staat insofern in seiner Thätigkeit unterstützt, als jede einzelne Familie nach Maßgabe ihrer Verhältnisse alle ihre Kräfte daraufsetzt, in ihrem eigenem Interesse das Wohl der Gesamtheit zu fördern, — so lange werden alle sozialen Reformen Halbheiten sein und es bleiben. Daß nun eine Handhabe existiert, wodurch es der Menschheit ermöglicht wäre, zur Lösung der sozialen Frage in einer bisher von der Allgemeinheit noch nie versuchten, nie offiziell anerkannten Weise unendlich viel beizutragen, davon haben die Wenigsten eine Ahnung, obwohl jene Handhabe seit den ältesten Zeiten, freilich meistens unbewußt, angewandt wurde.

Am 5. August 1899 starb zu Heiligenkreuz bei Hall i. T. Dr. Carl du Prel. Der Heimgegangene, ein Gelehrter im wahrsten Sinne des Wortes, wurde wie alle wirklich großen Geister, von seiner Mitwelt verständnislos übergangen oder als exzentrisch verschrieen. Seine letzte Schrift, an der er noch kaum ein Jahr vor seinem Tode gearbeitet und die, als er bereits auf dem Sterbebett lag, im Drucke erschien, betitelte er: „Die vorgeburtliche Erziehung als Mittel zur Menschenzüchtung“. Diese ist es, welche sich mit der sozialen Frage, wenn auch nicht in bedeutendem Umfange, so doch in einer Art und Weise befaßt, die uns genügend an die Hand geht, um zur Lösung dieses Problems die nötigen Schritte unternehmen zu können. Der Zweck dieses Aufsatzes soll nun sein, weitere Kreise des gebildeten Publikums auf jenes ausgezeichnete Werkchen des verstorbenen Psychologen und entschieden eines der hervorragendsten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts besonders aufmerksam zu machen. Zu dieser Monographie schrieb du Prel auch eine Vorrede, die ich in ihrem Wortlaute hier folgen lasse:

„Die vorliegende Schrift behandelt ein Problem, das für das Wohl der Familie und der Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, und worüber in Unkenntnis zu sein, keinem Elternpaare gestattet sein sollte. Gleichwohl liegt die Thatsache vor, daß die Zunächstbeteiligten kaum die Existenz dieses Problemes ahnen, und daß noch nie ernstliche Versuche angestellt wurden, es zu lösen. Dadurch sind große Nachteile für das soziale Leben mehr und mehr befestigt worden und große Vorteile, die bei richtiger Einsicht in das Problem hätten erreicht werden können, sind verloren gegangen. Ich erhebe den Anspruch nicht, in einer Schrift von so geringem Umfange die Lösung des Problems zu bieten; wohl aber hoffe ich zu beweisen, daß jede einzelne Familie das höchste Interesse daran hat, sich der Aufgabe bewußt zu werden, deren Grundlinien hier gezeichnet

werden sollen. Diejenigen Eltern, die den Wink beachten, werden in ihrem eigenen Familienleben den schönsten Lohn ernten, und wenn Erfahrungen dieser Art allmählich sich mehren, wird es sich von selbst ergeben, daß alle Wissenszweige, welche berufen sind, in dieser Sache mitzusprechen, sich zusammenschließen werden, um gemeinschaftlich zu beraten, wie wir durch eine vorgeburtliche Erziehung jene Veredelung der Menschengattung herbeiführen können, von welcher weit mehr als von der Verbesserung der äußeren Existenzbedingungen die Lösung der sozialen Frage abhängt.“

Erstaunlich bleibt es, daß sich außer du Prel (wenigstens unter den besonneneren Forschern) noch niemand mit dem Wesen dieser vorgeburtlichen Erziehung eingehender befaßt hatte, da doch die Einflüsse von Vorstellungen, Autojuggestionen und Empfindungen, sowie die Wirkungen heftiger Affekte auf die Leibesfrucht, denen schwangere Frauen mit oder ohne Absicht ausgesetzt wurden, hinlänglich bekannt sind. Die Idee, daß schon für die „angeborene Anlage eines Menschen etwas im günstigen Sinne geschehen kann“, hat eben merkwürdiger Weise, so uralt sie ist und so oft sie auch bereits unbewußt angewandt wurde, weder in medizinischen noch in pädagogischen Kreisen jemals die ihr gebührende Beachtung gefunden; ja, man hat es noch nie der Mühe wert erachtet, eine Frage, die sich nach den gemachten Erfahrungen doch logischer Weise aufdrängte und an der sowohl die Familie wie der Staat in ganz eminenten Weise interessiert sein müßten, einem tieferen, regelrechten Studium zu unterziehen. Man ist sich also sozusagen bis auf den heutigen Tag nicht darüber klar geworden, daß die schwangeren Mütter die Zukunft des Staates, sein Wohl und Wehe, die physische und moralische Tüchtigkeit seiner einzelnen Glieder fast ganz in ihrer Hand haben. Vermöge des innigen Kontaktes, welcher zwischen Mutter und Embryo noch herrscht und der dem Materialisten, für den es nur physiologische Erklärungen giebt, ewig ein unlösbares Rätsel sein wird, ist es innerhalb gewisser Grenzen jedem Weibe gegeben, für die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, sowie für die Charakteranlagen des zu erwartenden Weltbürgers, also für eine gesunde wünschenswerte Entwicklung des Kindes, durch eine vernünftig geleitete vorgeburtliche Erziehung das Meiste selber schon beizutragen. Da es ja doch das gemeinsame Streben aller modernen Kulturvölker sein muß, auf eine Verbesserung der Rasse hinzuwirken, so könnte dies also sowohl in körperlicher, wie in intellektueller und sittlicher Beziehung nicht besser und ergiebiger geschehen als durch die Aufmerksamkeit und Pflege, welche Familie und Staat dem Studium der vorgeburtlichen Erziehung angedeihen lassen.

Schon in seiner „Magie als Naturwissenschaft“ widmete du Prael dem Versehen der Schwangeren ein ganzes Kapitel, das er ausführlich behandelte, und er beschränkt sich daher in der „vorgeburtlichen Erziehung“ nur mehr auf seine Nutzenwendung, wenn er da sagt: „Das Versehen ist nur erklärlich durch eine Theorie, die logischer Weise auch die Möglichkeit der vorgeburtlichen Erziehung, zunächst in physischer Hinsicht, in sich schließt. Pflanzt sich beim ‚Versehen‘ eine schädliche Einwirkung von der Mutter auf den Fötus fort, so muß selbstverständlich ein ‚Versehen‘ auch im guten Sinne möglich sein und muß, zur Kunst erhoben, zum Vorteil des Fötus angewendet werden können. Damit ist die Grundlage für das Problem der Menschenzüchtung gewonnen, die, wenn in körperlicher, so auch in moralischer und geistiger Hinsicht, möglich sein muß, je nach den Eindrücken, die wir der Phantasie der Mutter zuführen.“ Jene Beeinflussung des Kindes, welche der Mutter in der Schwangerschaftsperiode zu Gebote steht, und welche „organisch und physisch im günstigen wie im ungünstigen Sinne geschehen kann, je nachdem es einmalige plötzliche Eindrücke oder schwächere von längerer Dauer sind“, jene geht mit dem Momente der Geburt verloren, ohne je wieder annähernd ersetzt werden zu können; und was einmal die vorgeburtliche Erziehung verborgen oder auch nur versäumt hat, läßt sich durch die nachgeburtliche oft nur sehr schwer, gewöhnlich aber gar nicht mehr korrigieren.

Wir ersuchen daraus, welche große Aufgaben dem schwangeren Weibe gestellt sind, und wie die Gesellschaft alles daran setzen müßte, den Frauen in jener kritischen Zeit ihren Beruf zu erleichtern, indem sie die Verhältnisse, die sie umgeben, zu möglichst günstigen gestaltet. Dies gilt vor Allem für die Frau aus dem Volke, für die Mütter der untersten Stände. Hier fände der Staat die beste Gelegenheit, sich seines Nachwuchses selbst anzunehmen, und er würde die Summen, die er für gemeinnützige Zwecke in diesem Sinne ausgabe, in einer späteren Zeit ganz sicher an Gefängnissen, Zucht- und Korrektionshäusern sich ersparen können. Wir finden gewisse Handlungen der Verbrecher, die eines Luccheni und Bresci, von uns aus unbegreiflich; würden wir immer die Verhältnisse kennen, in denen ihre Mütter gelebt hatten, als sie sie unter dem Herzen trugen, wir würden sie vielleicht schon etwas natürlicher finden.

Wie viel Tinte ist schon der sozialen Frage wegen aus der Feder geflossen, wie viele Versuche wurden nicht angestellt, sie zu lösen; zu dem idealen Ziele, welches man sich steckte, zu einer gründlichen Reorganisation unseres Staatenlebens, das mit seinen vielen Mängeln und modernen Übelständen einer geistigen und physischen Degenerierung der Menschheit

von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer intensiver Vorschub leistet, — zu einer solchen Reorganisation ist man bis heute noch nicht gekommen! Die ganze materialistisch gerichtete Phalanx unserer Wissenschaftler, die überaus weise und gelehrt über „Psychologie“ zu dozieren verstehen, aber keine „Psyche“ anerkennen, hat das Gift ihrer Afterswissenschaft unter dem Volke verbreitet und hat jenen, denen ein religiöser Gatt fehlte, die Überzeugung beigebracht, daß die ganze Schöpfung dem blindwaltenden Spiele loser, unbewußter Naturkräfte ihre Entstehung verdanke. Bei solch herrschenden Ansichten ist es eigentlich nicht wunderbar zu nennen, wenn die Existenz eines Problems, wie das der vorgeburtlichen Erziehung, von der weitaus größten Mehrzahl der Menschen nicht einmal geahnt wird, und wenn selbst in jenen wissenschaftlichen Kreisen, in denen man ein transzendentes Subjekt im Menschen als die Essenz seines wahren Wesens erkannt hat, die Nutzenwendung des im „Versehen“ Schwangerer gegebenen natürlichen Anhaltspunktes für eine Verwertung zur idealeren Menschenzuchtung noch immer nicht jenes Studium findet, mit der sie aufgegriffen zu werden verbiente.

Die nachgeburtliche Erziehung, welche — wie sich du Prel ausdrückt — bei unseren so komplizierten sozialen Verhältnissen den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen ist, würde durch eine systematische, allgemein durchführbare vorgeburtliche nicht nur ganz erheblich entlastet werden, sondern sie würde auch entschieden so manche zopfige Methoden, mit denen Eltern und Pädagogen heute noch ihre Kleinen bis zum Überdruß quälen, als überflüssig erscheinen lassen. Eine Regeneration der Völker können wir also nur dann erwarten, wenn in einem künftigen Zeitalter Staat und Familie zur Einsicht gekommen sein werden, daß die Rolle des Weibes viel zu ideal, viel zu erhaben, ja daß seine Mutterschaft ein Beruf von kulturhistorischer Bedeutung ist, um den seinem Schoße anvertrautem Keim einer bloß zufälligen, von so vielen Faktoren abhängigen Entwicklung bedingungslos zu überantworten. Dann werden sich hoffentlich auch die sozialen Verhältnisse zum Besseren wenden, und es wird eine neue Menschheit der Natur Gesetze ablauschen, die — das ist meine feste Überzeugung — würden sie heute von Jemanden entdeckt und noch so exakt-wissenschaftlich bewiesen, gerade unter den gebildetsten Klassen die erbittertsten Gegner fänden. Wie außerordentlich ergänzungsbedürftig z. B. unsere Medizin ist und wie sehr sie sich in so vielen ihrer Thesen überlebt hat, möge man — um beim Thema zu bleiben — nur daraus ersehen, daß es heute noch Ärzte giebt, die die uralte, mit naturnotwendiger Gesetzmäßigkeit auftretende, stets wieder-

lehrende Thatsache des „Versehens“ hartnäckig ableugnen und sie dort, wo sie ihr nicht mehr ausweichen können, als eine „bloße Zufälligkeit“ oder einfach als ein „Naturspiel“ bezeichnen (damit das Kind nur eben einen geistreichen Namen hat). Es bleibt uns also einstweilen nur der eine Trost, daß auch die Vertreter der ungläublichsten Vorurteile sich mit der Zeit einer besseren Einsicht nicht werden verschließen können, wenn sie ihre Lehrkanzeln noch weiter behaupten und Ansprüche an die Aufrichtigkeit ihres Forschens erheben wollen.

Ich betone nochmals, indem ich nun am Ende meines Artikels angelangt bin, die kolossale Tragweite des Problems, das uns die vorgeburtliche Erziehung bietet, ihre gewiß nur erfreuliche und höchst erstrebenswerte Perspektive, und ich zweifle nicht, daß jedermann, dem es nicht an dem nötigen guten Willen gebricht und der nicht von Haus aus zu den „Boxern“ der Wissenschaft gezählt werden will, den Ausführungen du Pless beipflichten wird, welcher uns das schwangere Weib, wie gesagt, als das kostbarste Gut hinstellt, mit dem die Gesellschaft rechnen muß, wenn es ihr wirklich ernstlich darum zu thun ist, auf die soziale Frage eine Antwort zu finden. Wenn wir, so sagt Campanella, die wir Tiere und Pflanzen züchten und uns freuen, sie veredeln zu können, unser eigenes Geschlecht dabei vernachlässigen, so ist dies wahrlich eine Ironie der Kulturgeschichte zu nennen, die uns ein so wichtiges Moment, wie es uns in der vorgeburtlichen Pädagogik gegeben ist, so lange vorenthielt. Das Verdienst, auf jenes für die gesamte gesittete Menschheit so wertvolle Problem mit aller Entschiedenheit eines klaren, weitvorausblickenden Geistes hingewiesen und die darauf bezüglichen, sehr zerstreuten Litteraturen gesichtet und studiert zu haben, gebührt aber zweifellos dem großen Münchner Gelehrten, dessen Name unter den besten und klangvollsten steht, welche mit der Geschichte ehrlichen Forschertums jemals verknüpft wurden.





Nachklänge zum Cosima-§.

Von Arthur Seidl.

(München.)

„Der Cosima-§, und kein Ende“ — so überschrieb ein Münchner Blatt unlängst einen seiner geharnischten Artikel gegen Bayreuth, und wir greifen das an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck auf. Wenigstens sind wir fest entschlossen, nach Kräften alles zu thun, um diese Sache künftig nicht wieder einschlafen oder gar versumpfen zu lassen. Was an uns liegt, soll sie also so bald kein Ende mehr finden, diese erfreulicher Weise einmal in Fluß gebrachte öffentliche Debatte, und wir werden fortab nun keine Ruhe mehr geben, bis nicht die volle wünschenswerte Klarheit geschaffen, die notwendige „Novelle“ zum unglückseligen neuen Urheberrechts-Gesetze noch mit durchgeführt und der „Parfifal“, dem letzten unantastbaren Willen seines Schöpfers gemäß, für Bayreuth dauernd (nicht nur bis 1913) gesichert erscheinen wird.

„Erlöse, rette mich aus schuldbedeckten Händen!“ —

So rief die Meisterklage furchtbar laut mir in die Seele . . .

Mit voller Absicht haben wir hier so lange mit einer Abgabe unseres Urteils zugewartet, um die verlautbarten Stimmen besser sammeln, das ganze Für und Wider etwas klarer schon übersehen zu können, — wie wir es eben für Pflicht und Aufgabe einer Revue halten, im Gegensatz zu dem oft so vorschnell-flinken Urteilen unserer Tagespresse. Überdies steht die Eröffnung des diesjährigen Bayreuther Festspiels unmittelbar bevor und damit dessen 25jährige Jubelfeier ja nun auch vor der Thüre — gewiß nur ein Grund mehr, aus diesem Anlaß gerade einige Worte anteilnehmender, herzlichster Begrüßung an dieser Stelle zu sagen. So viel wir jüngeren Wagnerianer vom unabhängigen Flügel während der letzten Jahre in Kunst- und besonders in Weltanschauungs-Fragen dem „Gause Bahnfried“ wohl auch unseren sachlichen Widerspruch entgegenzusetzen hatten, — in diesem einen Punkte nämlich müssen wir der Familie Wagner als solcher bei

ihrer harten Strauße wider die Außenwelt doch unbedingt zur Seite stehen. Und vielleicht dürfen wir sogar hoffen, daß gerade unser Wort in dieser Sache jetzt doppelten Wert erhält und vermehrten Eindruck macht; daß es einen um so besseren Klang noch hat, aus je freieren Stücken es, ganz ohne allen äußeren Zwang, hier abgegeben werden kann. Wenigstens glaubte ich zuversichtlich annehmen zu dürfen, daß man meine Auffassung durchaus ehrlich finden wird und meiner Versicherung weit eher Glauben schenken muß, wenn ich selbst, der ich (auch im Rahmen dieser Zeitschrift) aus meiner gelegentlichen Frontstellung gegen Jung-Wayreuth gar niemals ein Hehl gemacht habe, heute doch zu dem lauten und deutlichen Bekenntnisse in meinem Gewissen mich verpflichtet fühle: die bekannte von Frau Wagner in den „M. Neuesten Nachrichten“ publizierte, sehr eingehende und aufschlußreiche Erklärung in Sachen „Parisfal“ unterschreibe ich Satz für Satz und Wort für Wort mit vollstem Beifall, aus ganzem Herzen.

Und wirklich! Selten hat man der hochbegabten, unfählich verdienten Frau rückhaltlos seine reinsten Sympathien widmen können, wie gerade in diesem akuten Falle. „Ich hätte wohl gehofft, daß die erste Erwähnung der Bühnen-Festspiele im deutschen Reichstage von einem anderen Gesichtspunkte aus und in anderer Form geschehen würde!“ — zumal dieses schwer anlagende Wort ihrer öffentlichen Aussprache können wir ihr nur lebhaftest nachempfinden; und das ist zugleich der point d'honneur für uns Alle, bei welchem man unbedingt die Sache auch des Namens Wagner einmal energisch vertreten muß.*) Denn hier dreht es sich nicht mehr um Privatangelegenheiten, sondern um ein öffentliches Testament, ein ideales Vermächtnis Wagners an den würdigen Teil unserer Nation, und um die reingeistige Seelen- und Herzensangst einer streng gewissenhaften Witwe und Erbin, diese Willensbestimmung eines genialen Gatten durch das neue Gesetz ihren Händen dereinst entwunden zu sehen, es nicht mehr rein und lauter — nach dem Wunsche des ihr so teuren Verbliebenen — vor der Befleckung mit der Welt bewahren zu können. Nicht mehr nur den Schutz von 50 Jahren — nein, desto besser! — eine wirkliche Ausnahmestellung überhaupt des außergewöhnlichen Werkes eines außerordentlichen Ausnahme-Menschen gilt es hier zu schaffen und dauernd zu begründen. Denn dieses Werk, aus ganz anderen Bedingungen erwachsen, einem ganz anderen Schoße als dem unserer bestehenden theatralischen Opernverhältnisse entstiegen, — es hat inmitten dieser unserer übrigen Bühnenmishwirtschaft nun ein für allemal auch gar nichts weiter zu suchen.

*) Vergl. auch den Briefwechsel zwischen Bismarck und R. Wagner, Bayreuther Blätter 1901, VII. Stüd.

Allerdings, die „M. Zeitung“ argumentierte scheinbar ganz einleuchtend: „Die großen Opernbühnen der Gegenwart stehen heute den stilistischen und sonstigen Forderungen für die Aufführungen speziell der späteren Werke Wagners denn doch schon etwas anders gegenüber, als es zu jener Zeit der Fall war, da Wagner die volle Verwirklichung seiner Absichten nur auf einer eigenen Bühne für möglich halten konnte“. Hier wird jedoch durchaus verkannt, daß es sich gar nicht mehr um das Problem der technischen Vervollkommnung, die rein „stilistische“ Frage daran, nur handeln kann, sondern daß es der besondere, ein völlig anders gearteter, weltfremder Geist überhaupt ist, was die Verpflanzung einer Schöpfung wie des „Parsifal“ an die anderen Bühnen von vorneherein völlig illusorisch macht, was seine Preisgabe (nachdem das Mißgeschick mit den „Nibelungen“ 1876 sich nun schon einmal erfüllt hatte) zu einem nationalen Unglück vollends machen mußte. Des zum Beweise darf ich hier vielleicht auf Band I meiner soeben erscheinenden „Wagneriana“ verweisen. Wenigstens möchte ich mich doch der Hoffnung hingeben, daß der Leser solchem zusammenfassenden „Wagner-Credo“, gerade bezüglich des „Parsifal“, etwas wie eine Ahnung jenes ernststen Thatbestandes wohl entnehmen werde. Ich selber teile ja heute durchaus nicht mehr alle die dort niedergelegten Anschauungen; allein dem wird man sich darnach kaum mehr entziehen dürfen: daß dieser eigene, toto genere von der „Welt“ verschiedene Geist dort als besondere Weltanschauung, als eigenartige Kultur im Ganzen wirklich vorhanden ist; daß er nun einmal Bayreuths ganz aparte Ideal-Sphäre bildet und diese Örtlichkeit zugleich durchaus nötig hat, um mit solcher Eindringlichkeit, mit dieser Ausdruckskraft, eben als Ideal, rein und lauter auf jene fremde Welt alsdann zu wirken. Probatum est!

Anderseits wieder sollte doch gerade ein Blatt wie die „M. Post“ über die künstlerisch faulen „Grund“-Voraussetzungen eines „Prinzregenten-Theaterbaues“ füglich besser Bescheid wissen, als daß die Hoffnungslosigkeit noch gerechtfertigt erscheinen dürfte, wie sie sich dort in den folgenden Erlassen seinerzeit Luft gemacht hat: „Das Bayreuth Richard Wagners war die äußerste und letzte praktische Bethätigung des vom Meister geschaffenen Kunstwerkes und als dessen vorbildlich wirkende Manifestation ideell und historisch berechtigt. Sein Wert lag im Charakter des Führenden und Vorbildlichen. Nun wohl, dieses Ziel wäre erreicht: Gefolge ist heute da, das das in Bayreuth geschante Vorbildliche zu noch höherer Vollkommenheit (!) zu führen bestrebt ist . . . Das Erbe Bayreuths und des Bayreuther Gedankens zu übernehmen, seine ursprünglich so echte Tradition in sich lebendig werden zu lassen, diese hohen Aufgaben fallen in erster Linie dem Münchner Prinzregenten-Theater zu. Das

Prinzregenten-Theater ist bekanntlich die erste öffentliche deutsche Bühne, welche nach den optischen und akustischen Reformen Richard Wagners erbaut ist. Es ist einfach eine Versekung des Bayreuther Festspielhauses nach Vogenhausen. Wird nun der Geist, der in das neue Haus zieht, der des alten Wagner-Bayreuths sein — und die selbstsichere Persönlichkeit Hermann Zumppe's scheint hierfür zu bürgen —, so ist hier die künstlerische Stätte geschaffen, wo zum ersten Male in Deutschland dem Gedanken einer Sezession von dem Cosima-Siegfried-Bayreuth mit innerer Berechtigung energisch Ausdruck gegeben werden kann.“ — Erklärt mir, Graf Veridur, doch diesen Zwiespalt der Natur. Denn etwa um dieselbe Zeit hatte es an der nämlichen Stelle, und zwar unter der Spitzmarke „Nur Spekulation!“ klar und unzweideutig doch gelautet: „Wer da immer noch geglaubt hatte, das berühmte Konsortium ‚vornehmer Herren‘, das weit draußen bei Vogenhausen mitten in das ausgejegelte Brachland hinein einen modernen Musentempel baute, sei lediglich von lauter Begeisterung für die Kunst angespornt worden, was dankend anerkannt werden müßte, wird nun gründlich eines Besseren belehrt. Und zwar durch den Geschäftsbericht dieser Terrain-Gesellschaft selbst. In diesem Geschäftsbericht wird nämlich ausgeführt, daß bis jetzt mit dem Verkauf von Bauplätzen nichts zu machen war. Von der bevorstehenden Eröffnung der Prinz-Regenten-Brücke und der Eröffnung des Prinz-Regenten-Theaters erwarte man aber eine Belebung der Bauthätigkeit im Osten und eine vorteilhafte Verwertung der gesellschaftlichen Grundstücke.“ Und daß diese Auffassung der Sachlage im „Grunde“ nur die richtige ist, das bewiesen uns gelegentlich sogar die „M. Neusten Nachrichten“, als sie — leider allein nur in ihrer diesjährigen Faschingsnummer — Herrn von Posart durch ein solennes Manifest über nötige Theater-Neugründungen in München parodierten, das vielsagend auf ein „Mit Gott!“ wörtlich hinauslief. Darin vermögen uns also auch Protektions-Bereine mit glänzenden und klangvollen Namen nicht weiter irre zu machen.

Im Übrigen war es geradezu unerhört, wie man — schon bei den Reichstags-Verhandlungen — schlangförmig immer nur von dem „Cosima-S“ des neuen Urheberrechtsgesetzes zu sprechen sich erlaubte. Die ganze Ignoranz des deutschen Journalisten wie unseres reichsdeutschen Parlamentarismus gehörte wohl dazu, vorzugeben oder anzunehmen, daß lediglich „res Wagneriana agitur“ in diesen Fragen; daß um eine persönliche Familienangelegenheit des Hauses Wagner nur gespielt werde bei der Forderung einer Ausdehnung der gesetzlichen Schutzfrist für das geistige Eigentum, von 30 Jahren fortan auf einen Zeitraum von 50 Jahren

nach dem Tode des Urhebers. Wer beim internationalen Urheberrechtskongresse zu Dresden seinerzeit anwesend war, der weiß es seit dem Jahre 1895 schon, daß dort diese Forderung als „Ziel auf's Innigste zu wünschen“ für alle zivilisierten Nationen der Berner „Litterar-Konvention“ bereits entschieden ausgesprochen und eingehend begründet worden war. Man wird sich also im „Volke der Denker und Dichter“ zuversichtlich wieder einmal bloßgestellt haben, indem man sich hier, entgegen den klaren Ergebnissen jenes interessanten Kongresses von dazumal, noch jetzt gegen eine solche Verbesserung sperren zu sollen glaubte. Denn, genau genommen, sollte man doch noch viel weiter gehen und müßte eigentlich nachgerade doch bei der Anschauung schon angekommen sein, daß kein Mensch eigentlich Veranlassung hat, sein wohlverworbenes Besitztum der Allgemeinheit, statt seinen rechtmäßigen Leibeserben, einfach zu verschenken, so lange das mit den materiellen Gütern nicht ebenso gehandhabt wird; daß eine Unterscheidung zwischen „leiblichem“ und „geistigem“ Eigentum in unserer Gesetzgebung in Form ganz verschiedener Behandlung der beiden Materien eine völlig unbillige Zumutung an die davon betroffenen produktiven Geister und deren Nachkommen doch vorstellt, die alsbald beseitigt werden muß; daß es eine Schmach ist und bleibt für das geistige Deutschland, wenn Enkel oder indirekte Abkömmlinge Schillers, Herbers, Lortzings zc. zc. — bei einer „Schillerstiftung“ oder dergl. heute im Lande betteln gehen müssen.

Der frühere Intendant von Werther hat das alles in einem „offenen Schreiben“ an Frau Wagner bereits klar und einleuchtend genug als Nonsens der Urheberrechtsfrage betont, so daß wir uns dabei nicht lange erst aufzuhalten brauchen. Und wenn gar Herr Ludwig Hartmann in Dresden neuerdings die naive Meinung vertreten möchte: daß eine aus dem Geisteswerk gezogene Rente für den Schöpfer über den Zeitraum von 30 Jahren hinaus schon deshalb ungerechtfertigt erscheine, weil auch das größte Talent nichts allein nur aus sich habe, sondern sein Können der Erziehung im weitesten Sinne, also wieder den „Mitmenschen seiner Zeit“ verdanke — nun, so liegt hier der Trugschluß doch völlig auf der Hand; so ziehe man doch auch mit dem materiellen Eigentum dann die entsprechenden Konsequenzen, denn kaum Einen dürfte es hier geben, der sein „Vermögen“ zuletzt und in gewissem Sinne nicht auch wieder den „Mitmenschen seiner Zeit“ abgezogen hat! Was wir heute hier sagen wollten, war einzig dies: daß es uns — selbst beim Mangel einer tieferen Einsicht in die Berechtigung solchen Standpunktes auf Seiten der Majorität — wirklich gar nicht weiter darauf ankommen dürfte, für einen völlig extraordinären Fall beherzt auch einmal eine „Extramurri“ von Gesetz zu

beantragen, für das Genie nicht die platte Norm, sondern die uns selbst ehrende würdige Ausnahme gesetzlich zu verlangen. „Das Plebiszit als Korrektiv der Wahlen“! — aus den 80er Jahren erinnere ich mich deutlich, einen gegnerischen Aufsatz dieser Überschrift in den „Bayreuther Blättern“ einmal vorgefunden zu haben, aus dem mir zum ersten Male so etwas wie Ahnung jener höheren Wahrheit aufdämmerte und entgegentrat: daß nicht die „Majorität“ der Nullen, sondern vielmehr die Einer an sich einen Wert für eine Nation, selbst in politicis, einmal abgeben können. Und mittlerweile sind wir durch einen Nießsche noch hindurch gegangen und wahrlich doch in diesen Dingen nicht gerade prüder geworden. Also: „In der That, ja! — für den Ausnahme-Menschen gehört ohne Zweifel auch ein Ausnahme-Gesetz!“ — so beantworten wir den Entrüstungsruf unserer soidisant „deutschen Presse“ auf die Frage: „Wie? Soll denn etwa gar um eines Menschen allein willen ein ganzes Gesetz gemacht oder nach ihm besonders umgemodelt werden?“

Von den „materiellen Interessen“ Bayreuths bei dieser Gelegenheit zu reden, kann wirklich nur mehr Einem beifallen, der das eben nicht besser versteht, bedeutet aber eitel Wortschwall für alle diejenigen, die nur einmal hier „hinter die Kulissen“ geblickt haben und wissen, was es mit dem „Festspielfonds“ im Ernste für eine Bewandnis auf sich hat. Ein solcher näher Eingeweihter könnte höchstens das Eine lebhaft bedauern, daß sich „Haus Wahnsfried“ in diesem Punkte gerade der Öffentlichkeit gegenüber seit Jahren eine so große Reserve auferlegt hat. Denn man muß wissen, wie das, soweit es die Einnahmen der Bayreuther Festspiele betrifft, auch in etwaigen Überschüssen (die nicht etwa so glorreich ausfallen, wie hungrige Reporter-Phantasie sich das ausmalen mag) immer wieder zum Ganzen geschlagen wird — als geschäftlicher Ausgleich eben der mageren gegen die fetten Jahre, und wie in die Privat-Tasche der Familie hier (mit Ausnahme der gesetzlichen Tantiemen allenfalls) rein gar nichts fließt! Das mögen Andere erst einmal nachmachen, solche Opfer die Hauptschreier sich selbst erst einmal auferlegen, ehe sie hier mitreden wollen. An die Familie aber, als an den „verantwortlichen“ Teil, das Ansinnen stellen: die Preise der Plätze nicht mehr so hoch zu nehmen, hieße den Festspiel-Verwaltungsrat einfach zur Mißwirtschaft und finanziellen Mißverwaltung verurteilen, über welche dann erst recht der Zeitungs-Mob und Journalisten-Pöbel mit losen Maule herziehen würde. Denn, es ist nun einmal leider eine nicht hinwegzuleugnende, nackte Thatfache: ein solches Festspiel verschlingt Unsummen! Und das ist gewiß: ebenso, wie dieselbe Meute, die sich heute eifernnd über ein „Bayreuther Reservatrecht“ aufhält, später

— wenn der „Parsifal“ unvermeidlich dann an unwürdiger Stelle aufzutreten müßte — Mord und Jammer über solch' „skandalöse Profanation“ schreien würde, ganz ebenso würden just dieselben Leute, die heute geschmackvolle Andeutungen von einer „Bayreuther Beutelschneiderei“ sich nicht entgehen lassen, alsdann, wenn es dort finanziell einmal krachte, hämisch auf den „Bankrott“ der Sache hinweisen und — was die Hauptsache ist, ihrerseits keinen Finger zur Sanierung dieser Dinge rühren.

Gewiß hat Wagner selbst sich sein „Deutsches Olympia“ wesentlich anders, beileibe nicht als Stellbuchein der zahlungsfähigen Herren Fremden gedacht. Aber, wenn sich das als ein frommer Wunsch und als ein schöner Wahn noch bei Wagners eigenen Lebzeiten leider herausstellte — wahrlich, so trägt weder der Meister, noch seine Familie, noch der Verwaltungsrat, sondern das vielbesungene, vielgerühmte „deutsche Volk“ selbst ganz allein daran die Schuld. Oder, wer hinderte denn ehedem den „Allgemeinen deutschen Richard Wagner-Verein“, derart enorm mit der Zeit anzuwachsen und sich auszubreiten, daß seine Beitragsgelder allein schon: einerseits die sämtlichen Vorstellungen eines Festspieljahres für seine eigenen Mitglieder aufkaufen, andererseits noch den „Stipendienfonds“ für Reise-Unterstützung zc. zc. unbemittelter Würdiger zu vollster, ausgedehnter Aktionsfreiheit entsprechend ausstatten hätte können, so daß wir alsdann in Bayreuth glücklicher Weise ganz nur unter uns gewesen und die Fremden mit laugen Nasen wieder abgezogen wären, — entweder von vorneherein völlig ausgeschlossen oder aber auf einige ganz wenige, besondere Fremdenvorstellungen lediglich verwiesen? Wer — so frage ich nochmals — hinderte daran, wer? wenn nicht seinerzeit eben dieselbe, jene „Festspiele“ ihrem Volke so gründlich vergraulende Presse, die es jetzt am allerunvermeidlichsten hat, das „Haltet den Dieb!“ — oder in unserem Falle: „Bayreuth ist Ausländerei, für uns alle unzugänglich und schlechterdings unerschwinglich geworden!“ laut in die Menge hinein zu rufen! Und wo waren denn bei uns bisher die Damen aus den höchsten aristokratischen Kreisen, die zu einem Komitee zusammengetreten sind (wie dies aus Frankreich eben wieder gemeldet wird), um jungen (französischen) Künstlern die Reise nach Bayreuth zu ermöglichen?! —

Nur in Einem können wir Frau Cosima Wagner beim allerbesten Willen nachträglich leider nicht beitreten, geschweige denn so recht von Herzen nun zustimmen. In einer Nachschrift zu jener oben angeführten gewichtigen „Erklärung“ schrieb die genannte Dame nämlich bald darauf noch an die „N. Neueste Nachrichten“: „Den Allgemeinen Wagner-Verein betreffend, so habe ich diesem durch Baron von Wolzogen mein Schreiben

an die Herren Reichstagsabgeordneten übermitteln lassen, da ich das als meine Verpflichtung gegen den geschätzten Verein hielt und ich mich auf seine tüchtige Gesinnung verlasse, um mich in der Schutzfrage des Parsifal nach Kräften zu unterstützen.“ Aber, wie ist mir's denn? Wie lautete doch gleich die Version seinerzeit im Jahre 1891, welche sich in einer gewissen Generalversammlung bekanntlich zu einem so graziösen, vielbemerkten Denktzettel der „Frau Meisterin“ an die betreffenden Vereine verdichtete? Damals klang es — und mit Recht — wie: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit nicht gethan!“ Das zum Mindesten also wäre uns doch völlig neu, daß Frau Wagner sich nun auf einmal „auf seine tüchtige und bewährte Gesinnung verlassen“ können will, ja von „Verpflichtung“ ihrerseits gegenüber diesem Vereine und seinen leitenden Männern sogar spricht! Wer sich eben, wie jener Verein dazumal, seine natürliche Autorität widerspruchslos-lammfromm in solcher Weise untergraben ließ, der hat heute keine mehr bei diesen Kämpfen in die Wagschale zu werfen — mag er gleich in rührender Selbstvergeßenheit mit Petitionen an Reichskanzler und Bundesrat wacker voranschreiten wollen. Nein, nein — eine solch' überlebte Sache läßt sich dann nicht auf einmal wieder galvanisieren; eine so abgestandene und verbrauchte, skandalös rückläufige Organisation wie jener „Allgemeine Deutsche Wagner-Verein“, er gehe nur ruhig volleuds den wohlverdienten Weg alles Fleisches, seiner definitiven, unaufhaltbaren Auflösung möglichst rasch entgegen! Neue Aufgaben erfordern neue Bildungen. Angesichts einer so „brennenden“ Frage wie der Bayreuther „Parsifal“-Angelegenheit erlaube ich mir vielmehr jetzt einen früheren Vorschlag (vergl. „Allgemeine Musik-Zeitung“ 1898, Nr. 35) auszugraben und einer weiteren Öffentlichkeit nunmehr erst recht nachdrücklich wieder zu unterbreiten: „Wagner-Gesellschaft — nicht Wagner-Vereine!“ Dem derzeitigen konkreten Bedürfnisse entsprechend, müßte diese, nach dem Vorbild der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaften wie der Schiller-Stiftung in's Leben zu rufende, völlig neue Organisation allerdings die „gesetzliche Erhaltung des Parsifal ausschließlich für Bayreuth“ zunächst einmal zum Hauptpunkte ihres großen Arbeitsprogrammes erheben, praktisch mit Energie und aller Sachkunde nach dieser Seite hin vorgehen und jene Bestrebungen wenigstens das erste Jahrzehnt hindurch zum bevorzugten Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit machen. Wolle 12 Jahre hat es ja — nach dem neuen Gesetze — damit immer noch Zeit, gottlob! In dieser Frist kann viel geschehen; und bis dahin, mein' ich, sollte eine neue große „Wagner-Gesellschaft“ das vorgesteckte Ziel doch auch erreichen können. Wer ist mit mir derselben Meinung?



Persönliches

von Max Bever.

(Dresden.)

Man nimmt mich häufig in's Gebet,
Nicht Politik zu treiben,
Weil man kein richtiger Poet
Im Streit der Zeit kann bleiben.

Man weiß wohl jeder Dichter gut,
Daß man nicht stets kann dichten,
Dum such' ich, wenn er müßig ruht,
Noch andres zu verrichten.

Man kann in meinem Wappen quer
Zwei Bauerngabeln schauen,
Die nehme ich als Waffe her,
Voll Unmut dreinzuhauen.

Ein Dichter kann dem großen All,
Doch seiner Zeit auch leben,
So gut wie über'm Erdenball
Die blauen Himmel schweben.

Und wird der Kampf um unser Recht
Mir gar zu heiß und bitter,
Greif' Abends wie ein Bauernknecht
Ich wieder nach der Zither.

Und suche unter'm Sternenlicht
Mein Herz in Gott zu stillen,
Um Morgens wieder meine Pflicht
An Deutschland zu erfüllen!

* * *

Die anregungsreiche Sitte, der Bedeutung des Familienwappens nachzuspüren, ist mit anderen guten Gewohnheiten des deutschen Bürgertums unter dem Einfluß der französischen Revolution fast verschwunden. Man spricht heute so viel von nationaler Kunst und Heimatskunst und verweist die Künstler mit ihren Plänen und Ideen auf die nationale Erde, aber der Humus dieser Erde ist die Familie. Die demokratisierenden Einflüsse der französischen Revolution haben ihn fast, der nivellierende Sozialismus droht ihn ganz zu zerstören, indem er im Familien- und Privatrecht die Wurzel aller Staatsübel erblickt. Viele deutsche Familien wissen nicht mehr, daß auch sie einst ein gewiß sinnvoll auf bestimmte

Eigenarten deutendes Familienwappen besaßen, wie in der geplanten Ehelosigkeit des sozialistischen Zukunftsstaats die Eltern nicht einmal ihre Kinder und diese nicht ihre Eltern kennen werden. Die internationale Sozialdemokratie ist also auch die latente Todfeindin jeder nationalen Kunstregung, was sich manche mit dem Sozialismus liebäugelnde Dichter und Schriftsteller überlegen mögen. In der Familie Beyer, die vor 200 Jahren geadelt wurde, den Adel auch durch drei Generationen trug, bis ihn zur Zeit der französischen Revolution mein Urgroßvater, der 1822 als niederrheinischer Gerichtspräsident verstorbene Johann Wilhelm Beyer, wieder ablegte, oder nach der französischen Okkupation des Niederrheins ablegen mußte, hat sich das alte Familienwappen erhalten. Es deutet auf bäuerlichen Ursprung, wie denn der Name Beyer noch zu meines Vaters Jugendzeiten nicht Beyer, sondern Beyer gesprochen wurde nach Analogie von Brouwer, Brewer und anderen niederrheinischen Familiennamen, in denen das w nur ein Schriftzeichen für u war und teilweise noch ist. Jetzt wird der Name Beyer überall gesprochen wie er geschrieben wird, auch von allen Nachkommen selbst. Das Wappen selbst enthält, wie der obige Geleitspruch andeutet, zwei Bauerngabeln, anscheinend Heugabeln, die sich überkreuzen, und unter ihnen drei in Rosettenform gebrachte Kleeblüten. Aus diesen griff ich das dreiblättrige Kleeblatt heraus, das nun schon seit elf Jahren, seit den „Gedanken über Bismarck“, als Titelvignette auf meinen Schriften steht, während die beiden Gabeln in den Einleitungsversen zu den anonym erschienenen „Feuern von Einem“ für mich das Wort ergreifen sollen:

„Einer nur bin ich, doch trag' ich im Wappen zwei bäurische Gabeln,
Und so mach' ich mich frisch an das verdoppelte Werk;
Denn seitdem der Herrschaft der Musen entwachsen die Deutschen,
Will die verwandelte Zeit auch ein politisches Wort!“

Wie das dreiblättrige Kleeblatt andeuten soll, ist meine schriftstellerische Tätigkeit geteilt: in gedankliche, poetische und politische Schriften, entsprechend der Anforderung an alle Menschen, sich in den drei Grundkräften zu üben, die uns von Gott gegeben sind, im Denken, Empfinden und im Wollen. Der Schriftsteller soll vor allen Dingen Mensch sein, und der Mensch ist eben ein dreifaches Grundwesen: das „Denken“ drängt zu einer Weltanschauung, die ich in dem Buch „Gedanken“ zu geben suchte; das Empfinden zur Poesie, die ich in den „Liedern aus der kleinsten Hütte“, den „Gedichten“, den „Dresdner Elegien“ zu pflegen suchte; der Wille endlich zur Politik, die ich in vielen Bismarckschriften,

„Bismarck und der Kaiser“, „Der Papst in Friedrichsruh“, „Der Kaiser und die Pastoren“ und vielen anderen Schriften zu verfolgen suchte.

In den „Xenien“ und der Streitschrift „Ein Goethepreis“, sowie in „Rembrandt und Bismarck“, stoßen diese drei Grundthätigkeiten in einer Schrift zusammen. Daß man mir schon aus der Zweiteiligkeit meines Schriftstellertums, der politischen und poetischen, einen Vorwurf machen und mich in keinem Lager als junftgerecht — weder für die Politik noch die Poesie — gelten lassen wollte, ist mir um so unverständlicher, als ich aus den innersten menschlichen Gründen sogar eine dreifache Vethätigung des „Schriftstellers“ für das Richtige und das Natürliche halte, in einer einseitigen Beschränkung auf ein geistiges Gebiet zwar einen fürweislichen Rat von Schrift-Zünftlern, nicht aber einen kräftigen Beweis freigeübter Menschenkräfte erblicken kann.

Die Thatsache, daß sowohl Fürst Bismarck in verschiedenen Zuschriften sein Interesse an politischen Schriften von mir kundgab — so schrieb er noch als 80jähriger, daß er die Schrift „Der Papst in Friedrichsruh“ augenblicklich mit Interesse lese, die in einem Dialog zwischen ihm und Leo XIII. die Möglichkeit der Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Deutschland erörtert —, als auch, daß unter etwa 300 deutschen und österreichischen Dichtern der Preis für das beste Gedicht auf Goethe an den Verfasser derselben Schrift fallen konnte, sollte der von mir verfolgten Auffassung des Schriftstellertums doch wohl Recht geben.

Es war mir lieb, daß ich auf die freundliche Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift hin, etwas „Persönliches“ für diese Nummer zu schreiben, von Grund aus dem alten und häufig auch mir gegenüber aufrecht erhaltenen Vorurteil, daß man nicht „Journalist“ und Poet zugleich sein könne, entgegenreten konnte. Möchte sich mancher mit der Feder sein Wesen durchsetzender Schriftsteller durch diese Zeilen von jedem ihm auferlegten Zwang befreit fühlen, alles das zu sagen und zu schreiben, was ihm gut, schön und richtig dünkt zum Wohle des auf vielen Gebieten noch vorwärts zu bringenden Vaterlands, gleichviel, in welches Schubfach ihn die Litteratur-Zünftler einklassifizieren werden, und ob die Dichter von ihm sagen, daß er „nur ein politischer Journalist“, und die Politiker, daß er „nur ein verträumter Poet“ sei! In trinitate robur!

Zu diesem gewünschten „Persönlichkeitsbeitrag“ noch die Notiz, daß ich am 19. Januar 1861 als Sohn eines Künstlers, des Historienmalers Professors Clemens Bewer, in Düsseldorf geboren bin.



Max Beyer als Kunstphilosoph.

In diesem Hefte der „Gesellschaft“ machen wir die geneigten Leser mit der äußeren und inneren Persönlichkeit eines der merkwürdigsten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller bekannt. Merkwürdig schon insofern, als er Geist, Stil und rücksichtslose Ehrlichkeit für so notwendige Erfordernisse des Schriftstellers zu halten scheint, wie es Körperkräfte beim Lastträger, gute Ohren beim Klavierstimmer sind. Mit dieser veralteten Auffassung des schriftstellerischen Berufes hätte Max Beyer immerhin ein ziemliches Publikum in deutschen Landen finden können, wenn es den Zeitungen als gewerbsmäßigen Litteraturkupplern beliebte, ihr Gewerbe auf die Bücher Herrn Beyers auszudehnen. Wie wir hören, haben von fünfzig Blättern, denen sein letztes Buch, die *Kenien*, Sprüche und Gedanken (Verlag von Glöck in Dresden, Preis 1,50 M.), zugesandt worden ist, zwei über das Buch berichtet. Daß Beyer dem Christentum anhängt, über welches die in den großen liberalen Blättern tonangebenden Litteraten ja längst hinaus sind, daß er ein leidenschaftlicher, übrigens nicht blinder, Verehrer Bismarcks ist, das hätte man ihm am Ende, wie Anderen, verziehen; sollte vielleicht der Umstand, daß er . . . , doch nein, so etwas soll man nicht drucken lassen, geschweige denn denken.

Wir führen unseren Lesern Max Beyer von einer wenig bekannten Seite vor; der Unbefangene erhält von seinen „*Kenien*“ den Eindruck, daß sein Denken gipfelt in einer Kunstphilosophie, von der wir einige Proben nachstehend mitteilen. Es ist eine Kunstphilosophie nicht im gewöhnlichen Sinne; nicht eine Philosophie der Kunst, welche neben die Philosophie des Rechts, der Natur, der Religion als ein Fach hinzutritt, über das gleichfalls Vorlesungen gehalten werden können, je nach Lehrauftrag sogar gehalten werden müssen; sondern für Beyer ist die Kunst der Punkt, an welchem sich dem Menschengeist die tiefsten Einblicke in alle Gebiete eröffnen. Das Wachsen der Pflanze geschieht nach denselben Gesetzen, nach denen das Kunstwerk im Künstler wächst; die Ziele Gottes sind dieselben, denen der echte Künstler in seinem Liebesdrange, ohne sie selber zu sehen, zustrebt. Wer daher in das Schaffen des Künstlers sich versenkt, der belauscht die Gottheit selbst in ihrer Werkstatt. Aber nicht unthätig lauschen sollen wir, sondern fördern mit dem Einsatz unseres Lebens jene Keime des Göttlichen, wo wir sie finden; rein und frei das Auge machen, damit wir sie richtig finden können; stark und ausdauernd den Arm, daß wir sie gegen das wüste Heer der Materialisten schützen können, die, den Fleischtöpfen Ägyptens zustrebend, über jene Keime hinwegrasen. Das Schöne erkennen, und dafür eintreten, das ist Beyers Philosophie. c.

Gedanken und Sprüche.

Die meisten Menschen sind nur so oben hin, wie Schiller in den *Räubern* sagt, so zwischen Rindfleisch und Meerrettig gemacht; und so laufen sie denn geistlos und seelenlos unter dem Namen Mensch wie das liebe Vieh herum; nur besorgt um ihr leibliches Interesse, ohne Sinn

und Empfindung für den allgemeinen Zusammenhang der Dinge, daher ohne Liebe für den Nächsten, ohne Betrachtung der Natur, ohne Drang zur Kunst, ohne Sinn für Gott; persönlich sind sie kümmerliche Ichlinge, philosophisch: Materialisten und Atheisten, sozial: rücksichtslose Flegel und nur zu oft kleine oder große Verbrecher. Während sich Menschen dieser Art ganz auf ihr eigenes Wohl und Wehe konzentrieren, erweitern starke Lebensgeister ihr Zentrum bis zur Universalität, wie Goethe, der noch in Pflanzen seine „Geschwister“ fühlte, wie Schiller, der Seelen selbst noch in die Felsensteine hauchen wollte! Woher nun dieser enorme Unterschied zwischen Menschen eines Volkes und einer Zeit? Man kann nur wiederholen, daß in jenen weniger und in diesen mehr Geist bei der Zeugung entbunden und mit-schöpferisch gewesen ist. Durch nichts aber wird das Stoffliche in uns stärker und seelischer erregt, als durch die Liebe, die stärkste Treiberin aller Kräfte.

Man kann also sagen, daß große Geister nur dort erscheinen, wo die Liebe über die Bedürfnisse der körperlichen Schöpfung hinaus ein Übergewicht an seelisch formender Kraft gewann. Dies Übergewicht kann zunächst klein sein, aber durch fortgesetzt glückliche und seelenvolle Ehen von Generation zu Generation in einzelnen Wesen wachsen, bis plötzlich aus ihnen das Genie geboren wird. Volkessstimme ist hier wirklich Gottesstimme. Für wahre Liebesheiraten erhoben sich immer aus der Tiefe des Volkes die edelsten Sympathien, vom Aschenbrödel bis zur Luise Millerin, von Agnes Bernauer zu Schön-Düveke, treu hinein bis in unsere Tage, wo immer sich ein Adelskreis zu kalt oder zu stolz gegen ein edles Gebilde der Natur verschließt. Umgekehrt hat dasselbe Volk gegen einen herzlos berechneten Bund zwischen dem Reichtum des Alters und der Schönheit der Jugend, oder gegen die Heirat zwischen Offizieren und Töchterinnen, die, wenn sie arm wären, von ihnen nicht berührt würden, stets einen natürlichen Abscheu gehabt. Und solche Ehen bleiben gewöhnlich auch kinderlos oder die Kinder seelenlos.

Goethe's Mutter war eine „liebe Frau“; und Bismarck's Mutter war „eine bürgerliche“; auch Schiller's Mutter rühmte man ein tiefes und reiches Empfinden nach, und Bismarck's Mutter wiederum hatte „Geist“. Aus nichts wird nichts; das Genie erscheint plötzlich und scheint dann unfaßlich; aber die Liebe ist es, die alles Große, oft lange von Geschlecht zu Geschlecht, in der Stille vorbereitet und endlich an's Licht giebt.

Hier spürt man leise, wie der Geist der Welt sich mühsam gestaltend durch die Geschlechter hindurchringt, um sich trotz seiner Abgabe an den stofflichen Teil des Menschen möglichst klar und kräftig in seinem un-
verjalen Gotteswesen darzustellen.



Ehret den Künstler!

Alles schuf der Herr auf Erden,
Was noch nicht ist, schafft die Kunst;
Darum soll erwiesen werden
Jedem Künstler Himmelsgunst!



Zweig, Ast oder Baum.

Wem ein Gott die Stirne zum Dichter geweiht hat,
Ach, den schicken sie gern in die Schule,
Daß er es mache, wie es die Andern gemacht:
„Fühle, wie Goethe gefühlt,
Forme, wie Schiller geformt,
Glaube, was Milton geglaubt,
Beuge vor Shakespeare dein Haupt!“

Was wohl Homer von Schiller,
Shakespeare von Goethe gelernt?
Treibst du nur das, was Andere trieben,
Bist im fremden Geäst
Immer ein Ast du,
Oder am Zweige der Kunst
Immer nur selber ein Zweig.

Aber, wenn einsam und tief
Die Seele in Gott du gesenkt hast,
Hoch zum Himmel empor
Treibst du als eigener Baum!



Ein kleines Gedicht hat oft ein großes Reich überbauert.



Es giebt goldhaltige Steine und gott haltige Menschen.



Es giebt Sterne, deren Strahl Jahre braucht, um auf unsere Erde zu gelangen, so giebt es Geister, deren Gedanken Jahre brauchen, um in das Herz ihres Volkes zu dringen; man muß sich nichts daraus machen, ob man von den Lebenden gekannt, erkannt und verstanden wird; die Sterne strahlen ruhig in's Unendliche hinein; wen's trifft, der sei gesegnet!



Das Grübeln über Kunst und Kunstgesetze ist für einen Künstler dasselbe, wie für ein blühendes Mädchen das Nachdenken über sein Skelett. Solche Grübeleien sind auf die Dauer stets ungesund. Trotzdem giebt

es ästhetische Professoren und Herausgeber ästhetischer Blätter, die meinen, ohne sie könne der Kunstgeist und der Zeitgeist nicht aufblühen. Sie stehen am Schoß der Zeit und der Kunst wie „Kuge Frauen“ vor einer Jungfer; der Schoß des Volkes ist stets jungfräulich; er zeugt heimliches Leben, das auch die klügste Hebamme nicht voraussagen kann; wer hätte Schiller, Beethoven, Wagner, Bismarck vorausberechnen mögen? Große Geister sind plötzlich da und meist ganz anders und ganz wo anders, als die Zeit- und Kunstgeister sie erwarteten oder gar kategorisch verlangten. Der Schoß des Volkes braucht Stille und Scham, um zu gebären; alles Herumtasten an ihm ist vom Übel; aber das werdende stören und das Gewordene kritisieren, oder ganz verleugnen, das ist das Element dieser ästhetischen Klugschnader; sie dünken sich Hebammen der Zeit und der Kunst und sind doch nur ihre Engelmacherinnen.



Ein Mensch, der nie ein Pferd anders gesehen hat, als wie es ruhig weidet, oder nützlich hinter einem Pflug hergeht, oder einen Karren zieht, wird, wenn er einen Hengst plötzlich im Karrièrè dahinflasen sieht, sagen: „Dat Peerd is verrückt!“. So geht es den Philistern, die nie einen Menschen anders gesehen haben, als wie er ruhig sein Brot ißt, nützlich seinem Beruf nachgeht, oder den Kinderwagen seiner Familie weiterschiebt, wenn sie plötzlich ein Genie daherbrausen sehen, das von der bürgerlichen Fläche verträglichem Erwerbs nur spritzenden Kies und — Schulden unter seinen Hufen aufsprüht, leuchtenden Auges und zitternd in jeder Faser immer nur vorwärts stürmt, um seinen Reiter, die Menschheit, ein Stück weiter zu tragen in die Welt göttlicher Ideen, bis er unter dem Stöhnen der Erlösung zusammenbricht.



Bürger, Schiller, Höpferlin, Kleist, Grabbe, Mozart, Wagner, Beethoven — alle hat man darben lassen; erst, wenn sie ein biographisches Gewerbe aus ihnen machen können, beginnt für gewisse Leute die tiefendste Verehrung für einen Helden; sie laufen sich die Hacken ab, um Gelder für ein Denkmal für „ihren“ Helden zu sammeln, und wenn sie glücklich als Vorsitzende in einem solchen Denkmalskomitée sitzen, kommen sie sich mindestens so erhaben über ihrem „geliebten Gegenstand“ vor, wie ein Fürst, der einen armen Dichter krönt. Sie nennen das eine „Ehrenschild“ abtragen; wenn man sie aber anhalten wollte, einem lebenden Helden die Lebensschulden zu bezahlen, so würden sie diesem klar machen, daß es eine Ehre sei, wenn er dies selbst thue.



Stil Gottes.

Sie reden so viel von Form und Stil,
Ich kann es nicht alles lernen;
Ich richte mich in meinem Gefühl
Nach den Blumen oder den Sternen.

Denn was sich wirklich formen will,
Das wird schon etwas werden,
So wenigstens weben die Dinge still
Am Himmel und auf Erden.

Und was als Blume nicht duften will,
Das mag als Sternlein flimmern,
Ob's gotisch oder romanisch ist,
Das soll mich dabei nicht kümmern.



Christliche Kunst.

Was der Kirche nicht paßt, das nennen sie thöricht Profankunst,
Aber es bleibt doch die Kunst immer ein göttliches Kind;
Wenn sie in Reinheit nur spiegelt die Schöpfung des himmlischen Vaters,
Webt im vollendeten Werk auch seines Sohnes Gemüt!



In Ruhe bewegt.

Feurig durch des Himmels Breiten
Rast der Erdball,
Unter uns doch steht er still;
Feurig schlägt mein Herz, zu singen und zu streiten,
Über ihm mein Haupt ist still.
Und so weih' ich mich den dunklen Fernen
Und bin doch voll Ruh';
Wie der Schöpfer seinen Sternen,
Schau' ich meinem Treiben zu!



Alles Irdische ist nur Formwerdung; und alles Künstlerische obenan; der Endzweck der Welt scheint also ein ästhetischer zu sein; der Künstler, der das Schöne schafft, geht dem bildenden Sinn der Natur voraus. Aber man folgt ihm nicht und ehrt ihn nicht genug. Man hat Schiller früh sterben lassen, dessen kranke Brust unter einem Aufenthalt in Italien aufgelebt wäre, gewiß noch für die fünf Jahre, die er sich selbst noch zur Vollendung der in ihm schlummernden Werke zu leben wünschte; man hat den zarten Hölberlin in Drangsal sitzen, Bürger und Grabbe bekommen, Kleist sich erschießen, Lessing, Mozart und Beethoven bis an ihr

Ende in würdelosen Sorgen verbringen lassen. Man versündigte sich an diesen Genien der Liebe aus Mangel an Liebe. Man sagt so gerne, der Lebende hat Recht, aber hier hatten die Überlebenden bitteres Unrecht. Wer sich für ein paar Groschen ein Buch kauft, glaubt es damit bezahlt, obschon er ihm Erquickung und Erhebung vielleicht für sein ganzes Leben verdankt; aber wie es dem Autor geht, darnach fragt er nicht. In England fandte einmal ein Leser, der ein Buch für zwei Schillinge gekauft hatte, das ihm lieb und nützlich wurde, unaufgefordert und ohne seinen Namen zu nennen, an den Autor zwanzig Pfund, nicht etwa als „Ehrengabe“, sondern als den Preis, der ihn das Buch wert sei. In England mag das einmal vorgekommen sein, in Deutschland gewiß niemals. Und doch ist diese Art, das Künstlerelend zu beseitigen, so edel und einfach wie möglich! Man schwärmt für alles Schöne, aber man wünscht es möglichst kostenlos. Für einen schönen Sonnenuntergang giebt kein Mensch etwas, aber für ein Stück Gold schlagen sie sich tot. So ist es mit den Dichtern und den Börsenjuden; den einen stiebt man zum Spekulieren sein Vermögen zu, und die andern werden als überflüssig so eben noch hingenommen, und doch sind es die Künstler, die uns erleuchtend und veredelnd auf den dunklen Wegen der Natur voranschreiten.



Die Schlange mit dem Edelstein.

Märchen von Paul Nikolaus Coffmann.

(München.)

Die Johannismacht, ja die hat etwas zu bedeuten! Am Johannistag erreicht die Sonne ihren höchsten Stand und entzündet, was gut ist im Herzen, zu neuem Glanze; und in der Nacht zuvor, da ist es einem so eigen wie in keiner andern Nacht des Sommers. Die Tiere fühlen, dass etwas Besonderes vorgeht und versammeln sich in der Johannismacht um ihren König. Einst war der Löwe König, aber jetzt giebt es ja keine Löwen mehr bei uns; d'rum waren die Tiere lange ohne König. Da hörte man eines Tages da und dort erzählen, es sei im Walde eine Schlange, die habe einen Edelstein im Kopfe. Viele sagten, das sei unmöglich; denn bis jetzt habe nie eine Schlange einen Edelstein im Kopfe gehabt. Aber das Gerücht wurde

fauter und fauter, und endlich war nicht mehr daran zu zweifeln: die Schlange hatte einen weithin leuchtenden Edelstein im Kopfe; und nun stand es auch fest, sie musste König sein. Woher die Schlange den Edelstein hatte, weiss niemand. Vielleicht ist es ein Stückchen von der Sonne, welches Gott zur Erde gesandt hat, damit die armen Tiere in der Nacht eine Leuchte haben.

Seitdem versammelten sie sich alljährlich in der Johannisnacht unter einem Baume, am Fiebfngsplatz der Schlange. Für die Zugvögel war's ein Vergnügen; sie liebten, mit vielen beisammen zu sein. Die Eidechsenfräulein kamen, weil sie ihre neue Haut zeigen wollten: sie fanden, das Edelsteinlicht stehe ihnen so gut. Andre wieder kamen in der Hoffnung, irgend einen guten Bissen zu erwischen. Und die Schlimmsten waren die, welche kamen, um nachher denen vom Lichte der Schlange zu erzählen, welche in der Johannisnacht nicht dabei sein konnten; denn sie dachten die ganze Zeit nur darüber nach, was sie nachher erzählen könnten. Und da von dem reinen Licht nicht viel zu erzählen ist, erzählten sie von den anderen Tieren, die da waren, oder berichteten: der Edelstein habe etliche grosse Trübungen, man müsse ihn ausnehmen und in die Fabrik zur Reparatur schicken; oder auch: der Stein sei zwar tadellos, aber er müsse geschliffen werden, dann erst werde er richtig leuchten. Für Andre jedoch war's vollkommener Ernst; sie dachten das ganze Jahr an die eine Nacht, und das Bild der Schlange mit dem Edelstein ruhte in ihrem tiefsten Herzen.

Aber die Schlange war sterblich; nachdem sie viele Jahre denen gelehrt, die ihr Licht suchten, läßte sie den Tod herannahen; lange besann sie sich: „Wer wird den Stein am heiligsten halten?“ . . . Und endlich erkannte sie's: „Wer mich am meisten liebt“. Eines Nachts glitt sie sachte durch das Gebüsch, da erblickte sie eine junge Schlange; sie lag in tiefem Schlaf und träumte. Die alte Schlange hielt an, um den Schläfer nicht zu stören; da hörte sie diesen im Traume ihren Namen nennen; nie hatte er die Schlange mit dem Edelstein gesehen, und in dem Aussprechen des Namens drückte sich die tiefste Sehnsucht aus. Jetzt wusste der König, dass er den rechten Nachfolger gefunden, und küsste den Schläfer auf die Stirne, die im selben Momente vom Glanze des Edelsteins von innen heraus zu leuchten begann. Die alte Schlange begab sich nach Hause und starb.

Die um sie waren, bestatteten nicht den Leib, sondern auf's Künstlichste suchten sie ihn zu erhalten. Sie stopften ihn aus, balsamierten ihn ein, und als die Johannisnacht nahte, verbreiteten sie die Kunde, die Schlange, wenn auch tot, leuchte so schön wie ehedem; die Tiere sollten sich um ihren König versammeln. Und wahrlich: es war eine schöne Leiche; die Farben des herrlichen Tieres waren so glanzvoll wie vormals; nur Eines fehlte — das Licht. Der Regenwurm, der keine Augen hat, sagte: „Ach ja, die Schlange leuchtet so herrlich wie je, ich sehe es genau.“ Viele sprachen es ihm nach; einige kluge Tiere jedoch merkten wohl, dass die Sache nicht in Ordnung war, und nahmen sich vor, das nächste Jahr in der Johannisnacht auszubleiben; denn sie dachten: „Dunkel hab' ich's zu Hause auch.“

Fern im Walde, an einsamer Stelle, da leuchtete und glänzte ein Licht durch die Nacht: die Schlange mit dem Edelstein. Sie gedachte in dieser Nacht ihres Vorgängers im Licht und gebot ihm, sein kostbares Vermächtnis heilig zu halten. Dieses, der Edelstein, durchleuchtete die Nacht — aber niemand sah ihn.



Die Erhaltung der Art.

Ein gar belehram Märlein von Erwin Rosenberger.

(Wien.)



Reich war die Insel Atlantis an liederfrohen Singvögeln. Doch kein Singvogel sang schöner als Baldiibir, der Dichter. Auf Atlantis war es Sitte, auch die lebenden Dichter zu ehren, man zeichnete die großen Männer, auch wenn sie nicht tot waren, durch Errichtung von Denkmälern und mancherlei Auerkennung aus, und so stand denn auch Baldiibir bei jedermann hoch in Ansehen. Sumal der König von Atlantis war dem Dichter sehr gewogen, wiewohl dieser niemals ein unterthänigst Lied zum Preise des Herrschers verfertigt und auch kein unendlich langes Epos hergestellt hatte, worin der untrügliche Nachweis erbracht wird, daß das Geschlecht des Königs in geradester Linie von den himmlischen Göttern abstamme. „Wer kann mir den edelsten Stoff nennen, so auf Atlantis zu finden ist?“ hatte einmal der König bei einem Gastmahl gefragt. Da nannte der Eine kostbares Edelgestein, ein Anderer nannte seltenes Gewürz, ein Dritter nannte den leuchtenden Korallenbaum, der von Seeungeheuern bewacht auf dem Grunde der Meeresbucht sproßt. — schier verächtlich schüttelte der König das Haupt. „Der edelste Stoff“, sagte er endlich, „ist ein Quentchen von Baldiibirs Gehirnsustanz.“

Aber der König wußte auch, daß selbst der gottbegnadete Dichter von Zeit zu Zeit Hunger und Durst empfindet, und der weise König machte dem Dichter ob dieser menschlichen Bedürfnisse keinerlei Vorwürfe, sondern war bestrebt, mit freigebiger Hand jedes Fältchen in des Dichters täglichem Leben zu glätten. Der König hatte dem Dichter auch eine besondere Eibwache an die Seite gegeben. Doch das war wohl eine überflüssige Vorkehrung. Niemandem wäre es in den Sinn gekommen, wider Baldiibir die Hand zu erheben. War ja in die ehernen Gesetzestafeln von Atlantis eine Satzung eingegraben: Wer einen Singvogel mordet, des Blut soll gleichfalls vergossen werden!

Eines Tages ließ der König den Dichter zu sich berufen.

„Du bist unverheiratet, Baldiibir!“

„Jawohl, mein König!“

„Warum führst du kein Weib heim? Du hast doch in tausend Gedichten das Lob der Frauen gesungen.“

„Meine Hand könnte, wenn sie mit dem Ehering beschwert wäre, nicht so regsam in die Saiten greifen. Die Dichtkunst ist mir die höchste Bethätigung des Lebens, die Liebesbethätigung scheint mir, mit meiner persönlichen Wertwage abgesehen, minderwertiger. Soll ich den höheren Wert dem niedrigeren opfern? Es wäre mir unerträglich, wenn in meine Arbeitsstube der Kärm der Kinderstube hineintönte.“

„Es ist mein Wunsch, daß du eine Familie begründest. Die Vorzüge deines Gehirns sollen im Gehirn deiner Nachkommen neu aufleben. Ich kann nicht dulden, daß du deine Fähigkeiten dereinst — mögen dich die Götter noch lange am Leben erhalten! — mit dir in's Grab nimmst. Du sollst deine Geistesgaben auf Kinder deines Leibes vererben, in deinen Nachfahren wird der Funke deiner Begabung weiterglimmen. Er wird mit dir erlöschen, wenn du nicht heiratest; die Göttin der Ehe soll ihn immer vom Neuen ansachen, so daß er zur ewigen Flamme wird.“

„Du sprichst als König. Du betrachtest die Dinge unter dem Gesichtswinkel des Gemeinwohls, sowie dich's deine Erzieher gelehrt haben. Dein Blick ist immer nur auf den Vorteil einer Gesamtheit gerichtet, das Los des Einzelnen scheint dir minder wichtig. Dein Auge ist schon den kommenden Generationen zugewendet, du bist der Ansicht, daß du die Gegenwart zu Nutz' und Frommen einer entlegenen Zukunft mit schonungsloser Hand umkneten mußt. — Ich aber bin kein Hirt der Völker. Das Gemeinwohl bereitet mir keine schlaflosen Nächte. Und ich fühle auch nicht in mir den Drang, mich für kommende Geschlechter aufzuzureiben. Soll ich mir das Heute verbittern, um künftigen Generationen, die ich nicht kenne, das Übermorgen und Überübermorgen angenehmer zu gestalten? Soll ich mir durch Ehestandsorgen mein Dichten und Leben verkümmern, einzig zu dem Zwecke, damit in fernen Jahrhunderten die Menschen durch Dichter, die meinem Leibe entsprossen sind, ergötzt werden? Ich soll mich heute auf Dornen betten — und jedes Ehegemach ist reichlich mit Dornen gespickt —, um jenen zukünftigen Leuten ein Ergötzen zu bereiten? Du willst mich zum Zuchtskier machen: ‚Lebe, um für die Erhaltung deiner Gattung zu sorgen!‘ — Nein, da weiß ich mir wahrlich einen besseren Lebenszweck!“

„Ich höre den Mann sprechen, der den Satz prägte: Es giebt Worte, die viele Millionen Erztonnen schwer sind, aber schwerer als all' diese Worte ist auf der Wertwage das winzige Wörtchen ‚Ich‘. — Ich will mit dir nicht rechten, Balduibir. Stamm ja auch der Satz von dir: Jeder kommt mit einer bestimmten unabänderlichen Wertwage in der Brust zur Welt. Mancher wiegt Stroh gegen Erz, und siehe, Stroh scheint ihm gewichtiger zu sein, denn Erz. Bemühe dich nicht, mit ihm zu rechten! Er wird auf seine Wage weisen und sich höhniisch von dir abwenden. — Wir wollen nicht darüber rechten, Balduibir, ob der Einzelne die Pflicht hat, seine Bequemlichkeit, sein Glück für das Glück einer Gesamtheit hinzugeben, oder ob der selbstherrliche Ich-Mensch unbekümmert um das Gemeinwohl seine ureigensten Sonderwege gehen soll. Ich will auch jetzt nicht mit dir die Frage erörtern, ob das Ehegemach thatsächlich mit einem so bedrückenden Dornen-Dickicht angefüllt ist. Von dir stammt ja das Wort: ‚Ehegemach — Eheungemach!‘ Ich will weiterhin nicht untersuchen, ob das Ehejoch auf die sogenannte poetische Uder einen so heftigen Druck auszuüben vermag, daß die Poesie in dem erwähnten vornehmen Blutgefäße nicht mehr recht zirkulieren kann. Ich bin ein viel zu begeisteter Verehrer deiner Kunst, als daß ich dein Schaffen auch nur der geringsten Störnis aussetzen wollte. Andererseits bestehe ich aber nach wie vor auf der Forderung: Balduibirs Fähigkeiten sollen auf Kinder und Kindeskinde übertragen werden! — Ich hoffe, daß vielleicht auf irgend eine Art diese Forderung erfüllt werden kann, ohne daß du zu lebenslänglicher Ehe verurteilt wirst.“ — — —

Giebt es ein Land, wo der Priester der Dichtkunst inbrünstiger verehrt wird, als auf Atlantis, der meerumbrandeten Insel?

Im lauschigen Lorbeerhaine stand der Tempel, der dem Gotte der Dichtkunst geweiht war. Der König hatte frommen Sinnes das Heiligtum erbaut und die Satzungen des Gottesdienstes festgestellt. Auserlesene Töchter des Landes pilgerten zum Heiligtume und dienten dem Gotte, indem sie dem Priester sich hingaben. Das Mädchen, das vom Kose ausersehen ward, dem Gotte zu dienen, wurde von allem Volke hoch geehrt. Blumen streute man ihn auf den Pfad, weihevollte Gesänge priesen das Glück der Auserworenen. Mit kindlich gläubigem Frohsinn und reinem Gemüte gieng das Mädchen zum Gottesdienste. Und die Frucht der heiligen Liebe wurde am königlichen Hofe von einem Weisen des Landes sorgsam aufgezogen. Man hütete die Priesterkinder, in deren Gehirn der göttliche Funke brannte, wie unendlich kostbare Schätze. Man sah in ihnen die Träger eines edlen Geisteskeimes, welcher dereinst bei ihnen selbst, oder bei ihren Kindern und Kindeskindern, zu herrlicher Entfaltung kommen mußte.

Als Priester des Gottes aber lebte im Heiligtume Baldiibir, der Dichter. Nur zeitweilig brachte er am Altar die satzungsgemäßen Opfer dar. Am Alltag' diente er seinem Gotte durch melodische Gesänge.

Der königliche Hof, allwo die Priesterkinder aufgezogen wurden, lag nicht in der Nähe des Heiligtums, so daß der störende Lärm der Kinderstube nicht zu Baldiibir, dem Dichter, drang.

* * *

Eines schönen Tages saß der greise König in dem edelsteinstrohenden Thronessel und kraute sich verlegen das Haupt. Da in dem sonst ziemlich ausgebildeten Sprachschatze von Atlantis die wichtigen Worte „Etiquette“ und „Ceremoniell“ leider noch nicht Eingang gefunden hatten, so konnte der Herrscher unbeforgt sein königliches Haupt in der erwähnten Weise krauen, ohne irgendwie Anstoß zu erregen. Übrigens war auch in dem Thronsaale nur noch ein einziger Besucher anwesend, ein alter, sehr gelehrter Schulmeister. Und vor Gelehrten, das weiß man, braucht man sich ohnehin nicht sonderlich zu genießen; die verstehen ja selber kaum viel von Etiquette.

„Ja“, sagte der Schulmeister — indem er eine Prise Hat-si (das atlantische Wort für Schnupftabaq) nahm — „ja, mein König, das steht fest: das Experiment ist mißlungen . . . Vielleicht eine Prise Hat-si gefällig, mein König?“

Der König schob mit bekümmelter Miene eine beträchtliche Menge Hat-si in den der Schnupf-funktion dienenden Körperteil, wobei er einen Teil des schwarzen Pulvers auf den prächtigen, goldgestickten Purpurmantel verschüttete. „Also, du behauptest“, senzte der König, „daß die Kinder, die durch Vermittlung Baldiibirs das Licht der Welt erblickt haben, keineswegs die hohen geistigen Fähigkeiten ihres Vaters besitzen.“

„Ich bin jetzt“, sagte der Gelehrte, indem er mit der Hand das schwarze Pulver von des Königs Gewand abräubte, „seit neunzehn Jahren Leiter der Lehranstalt, in der die heiligen Früchte des Gottesdienstes aufgezogen werden. Du weißt, mein König, daß durch die Gnade des Gottes und durch den emsigen Priestereifer Baldiibirs meine Lehranstalt im Laufe der Jahre reich bevölkert worden ist,

so daß ich hinlänglich Gelegenheit hatte, Baldiibirs Sprößlinge zu beobachten. Ich spreche natürlich nur von den Knaben, denn die Mädchen übergeben wir ja nicht dieser Lehranstalt. Und, wie gesagt: die Geistesgaben der Sprößlinge ragen durchaus nicht über das Mittelmaß hinaus. Ja, unter den lebenden Früchten des gottgefälligen Priesterwerkes befanden sich sogar drei regelrechte Idioten. Aber auch in dem Fühlen und Denken der übrigen Zöglinge ist da und dort ein schadhaftes Fleckchen. Wie von Motten angenagt. Ein wahrhafter Geistesheld ist durch Baldiibirs frommes Wirken leider noch nicht geschaffen worden."

Der König seufzte schmerzlich auf.

"Menschen kann man eben nicht züchten wie Rennpferde", fuhr der alte Schulmeister fort; „der Hengst, den du durch eine Priesterbinde dem gläubigen Volke genehm gemacht hast, war gut, doch die Füllen sind größtenteils gewöhnliche Klepper. Du hättest dir übrigens, mein König, das ganze Experiment ersparen können, wir kennen ja schon seit Langem lehrreiche Schulbeispiele für den Satz: Gigantische Väter — zwerghafte Söhne!"

„Es wird also wohl am klügsten sein, wenn ich den Gottesdienst, in dem Baldiibir eine so ergiebige Rolle spielte, wieder abschaffe", sagte der König, indem er entsagungsvoll den Blick zu Boden wandte, „bist du nicht auch dieser Ansicht?"

„Gewiß! Und zwar wirst du schon deshalb den Gottesdienst bald abschaffen müssen, weil — weil — nun weil der Priester seiner heiligen Aufgabe nicht mehr recht nachkommen kann. Ich will Baldiibirs Pflichteifer durchaus nicht in Zweifel ziehen. Er ist sicherlich nach wie vor von dem guten Willen befeelt, sich erfolgreich dem weihervollen Kult zu widmen; aber er ist heute schon ein ältlicher Mann. — Seit vier Jahren ist in meine Lehranstalt kein neuer Schüler mehr aufgenommen worden."

„Wie sich wohl das Volk zur Abschaffung des Gottesdienstes verhalten wird?"

„O, die Töchter des Landes, die ja von Natur aus zur Bigotterie neigen, werden mit der religiösen Reform wohl nicht ganz zufrieden sein, die Söhne des Landes aber werden sich ohne Weiters mit der veränderten Sachlage abfinden. Und schließlich werden die Söhne auf die Töchter gewiß begünstigend einzuwirken wissen. Du kannst ruhig das Heiligtum wieder sperren! — Eine Priße gefällig, mein König?"





Deutsche Lyrik.

Es kommen Stunden.

Es kommen Stunden, wo du hin wirst treten,
voll Inbrunst zum Altar, willst knien und beten,
und keine Bitte ringt sich deinem Leide los —
ach, solche Stunden, die sind elendgroß.

Und Stunden kommen, wo du möchtest geben
dein ganzes heißes Lieben hin, dein Leben,
und niemand ist, der dankbar an es nimmt —
und solche Stunden giebt es, gottergrimmt.

Und wieder kommen Stunden, wo, verlassen
von Gott und Menschen du, von Lieben, Hassen,
die Arme breitest aus und ruffst den Tod —
und stehst vergessen da in deiner Not!

Und Stunden kommen, schleichend, endlos lang,
und nichts wohl kürzt noch ändert ihren Gang;
die junge Welt hinweg weicht vor dir schein —
und du bleibst ganz allein mit deiner Nea . . .

Neue Weise auf einen alten Ton.

Ein Friede tief im stillen Thal
und Ruh' in aller Weite.
Ich schreite wie vom Abendmahl
hinein in Gottsgeleite.

Die weiche Luft von Düften voll,
kaum bebt das Blatt am Halme;
mein Herz, so voll und übervoll,
gleicht einem hohen Psalme.

Wien.

Das Auge trinkt der Sentie Blau,
des Kaarsee's klare Tiefe;
der Firnen Weiß, der Wände Grau —
mir ist, als ob's mich rief.

Ich träum' allein, was schön und gut,
bin jeder Sünd' entledigt,
und alles Wünschen schweigt und ruht
im Bann der Berge-Predigt . . .

Ednard Jedor Kastner.

Vermächtnis.

Der Tag ist stierend kalt und klar,
Der erste Tag im neuen Jahr,
Und wir kommen von Vaters Grabe.
Nun ruhen die Eltern Seit' an Seit',
Heimat versinkt und Knabenzeit, —
Die Pferde laufen im Trabe.

Zwei Hände voll Erde oder drei,
Die Schollen rollen — vorbei, vorbei, —
Im Trabe laufen die Pferde.
Dein gütiges Herz voll adliger Lust,
Von keinem gekannt, von keinem gewußt,
Nun liegt's still unter der Erde.

Der Hufschlag klingend die Heimat versinkt.
Durch überreiste Scheiben blinkt
Wogende Wintersonne.
Und Friede kommt in die wunde Brust,
Müde spürt sie und unbewußt
Einen Hauch von heimlicher Wonne.

glutendes Licht weit, weit über's Land,
Das war, von keinem gewußt und gekannt,
Deines adligen Herzens Sinnen . . .
Durch die Frostluft klappert der Hufe Schall,
Und Sonne, Sonne allüberall,
Licht will mich labend umrinnen.

Wie Meereshauch weht's scharf und rein,
Mir ist, als säh' ich im Mittagschein
Die Brandung fallen und steigen.
Es singt mir in's Ohr wie Wogenschlag, —
Ich grüße dich, leuchtender Lebenstag,
Nun bin ich ganz dein eigen!

Köln a. Rh.

Otto Oppermann.

Der laute Tag wird stumm —

Der laute Tag wird stumm.
Unter dem trockenen, schneidenden Sausen
flattert meine Seele zitternd herum.
Die stille Dämmerung schleicht allmählich heran,
weich schmiegt sich an sie meine Seele,
und lauscht und lauscht
und regt sich in ihren Tiefen
und wiegt sich auf ihren Melodien,
bis der neue Tag sie verstummen macht.

Der grüne Mond ergoß sich in der Stille.
Ich saß mit elsenbeinkalten Händen
in mondscheinbleicher Ruhe.
Daneben, sonnenlusttrunkene Augen
und heißes Entzücken
vor einer blendenden Gletscherwelt.
Ich sah hinein.
Ein noch tieferer Friede
durchströmte meine Seele
und meine elsenbeinkalten Hände.

Baugy sur Clarens.

Maria Markowitsch.

An eine Lilie.

Eine Lilie nickt von meinem Tisch,
 beugt die blätter schweren hohen Stengel
 über mein Papier —
 Geh' mit deinen vorgestreckten Zungen!
 Mein, doch! Bleib' nur, strecher Bengel —
 Du darfst wissen, wen ich angefangen:
 bist ja selbst von ihr.

Nacht.

Leis' verhallen ferne Geigenklänge,
 und ein Köter blüßt gedämpft dazu.
 Milde warnt der Vollmond durch die Scheiben —
 sieht, wie wir uns lieben — ich und du.
 Ach, er gönnt uns unser junges Treiben
 und schiebt alles, was uns stört, zur Anh.

Berlin-Wilmersdorf.

Erich Mühsam.

Die Wollust.

Über Ebenen brennend roten Mohnes
 leuchtet ein Tempel aus eitel Rubin.
 Ein schillernder Drache beleckt darin
 Die durchbohrten Füße des Gottessohnes . . .

Aufzischt er plötzlich und Flammen sprüh'n,
 Die Nüstern, die grünen Augen glüh'n:
 Ein Karren, von Ziegenböcken gezogen,
 Rollt in den Vorhof rofigen Raub.
 Gelöste Locken segeln den Staub.
 Jungfrauenleiber, wie weiße Wogen,
 Versflochten in einen Knäuel von Fleisch,
 Der sich umherwälzt mit Ungstgekreisch.
 Die Knöchel umschnüüren goldene Bänder . . .
 Und fracht auf fracht der schönen Geschöpfe
 Rollt in den feurigen Rachen. Die Köpfe
 Hangen über das Karrengeländer.

Donauwörth.

Rudolf Knuffert.

Die Verführung.

Wie sich um deinen ambrasarb'nen Leib
 Die schwarze Schlange deines Haares ringelt
 Und lechzend nach mir züngelt —
 Bist du das Weib — — ?

Wie deine schweren Brüste niederhangen —
Das Mal von wilden Küffen blüht darauf.
Wie thut dein Schoß sich purpurn auf!
Trägst du nach mir Verlangen?

Ich bin noch jung, weiß nicht, was Liebe ist.
Es schlägt sich in mich ein wie Geierkrallen.
Und in mir fühl' ich's stoßend wallen.
Sag', was das ist!

Sieh mich nicht an — ich bin ja noch so jung!
Wie sich mein Leib in deinen Blicken badet!
Dein Mund ist weich — geh fort! — er ladet
Mich ein zum Trunk.

Dein Küssen reißt an mir. Ich will nicht! Nein!!
Und doch — ich fühl's: mein Leib bebt dir entgegen
Und will sich fiebernd in den deinen legen.
Erbarm' dich mein!

Ich bin so jung! Was soll ich deiner Gier?
In deinen Augen glüht es von Gelüsten,
Und blühend schwellt's auf deinen weichen Brüsten.
Was willst du denn von mir? — —

Du greiffst nach mir — — laß mich! — mich packt dein Arm
Und hebt mich hoch . . . Wo bin ich? . . . Wie im Glanze
Thut sich ein Himmel auf im Strahlenkranz . . .
Du bist so weich und warm — —

Und wie in einem Meer verfunkt der Leib,
Und Wonnen schlagen über ihm zusammen,
Und ihn umlodern höllenheiße Flammen . . .
Du bist das Weib — —!

Das Ende vom Lied.

Das Leben hat von allen seinen Freunden
Die allerkleinste nicht mir zugedacht;
Es hat von seinen Schmerzen, seinen Leiden,
Die allergrößten mir in's Haus gebracht.

Sie setzten sich zu Häupten und zu Füßen
Zu mir an's Bett, in dem ich schlaflos litt.
„Wir sollen von der Einsamkeit dich grüßen“,
So sprachen sie. „Sie kam nicht mit uns mit.“

Sie bricht erst einen Dornenzweig vom Leben
Als Kranz für dein gequältes junges Haupt
Und will ihn dir in dunkler Stunde geben,
Wenn deinen Glauben dir die Welt geraubt.

Und wenn du alles, alles hast verloren,
Verflucht die Frau, die betend dich geboren,
Wenn schon das Glück an dir vorübergeht,
Vor deinen Fenstern die Verzweiflung steht —

Dann kommt die Einsamkeit mit weichen Tritten:
Sie liebt die Menschen, die verlassen litten,
Und tröstend nimmt sie deine jungen Hände
Und singt dein Lied zu Ende — —"

Schöneberg-Berlin.

Andreas Hgenta.

Ober Schöppenstädt.

Heute Nacht konnte ich plötzlich fliegen.
Ich hatte schöne, große Flügel
aus blauem
Seidenpapier.

Aber ich hatte noch die alte Arbeitsschürze um,
und mein verschwitztes, schmutziges Gesicht
war noch ungewaschen.

Gerade

als ich über den Kirchturm flog
und mit der Hand dem alten Knaufgesicht oben
auf die Messingwangen patzte,

da

stand unten auf dem Hauptplatz ganz Schöppenstädt
und starrte mir nach.

Maulaffen!

Und jetzt hatte ich einen glühenden Wunsch,
einen biblischen

Wunsch:

Wenn ich die Schwalbe des Tobias wäre.

Brünn.

Karl Strobl.





Jung-Elsass —

(Eine „Revolution der Litteratur“.)

Von Paul Savreug.

(Straßburg.)

Und nun muß mit dem Alten gebrochen werden — mit Allem, was uns im Wege steht, dem Neuen, Starken, Großzügigen. Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Darum rede ich diese Sprache.

Wie aber wurde die Jugend von gestern alt? Ich meine: alt im Wollen und Fühlen, schwach und charakterlos? Das kam so:

Als die Elsässer französisch wurden, verloren sie ihr Deutschtum nicht. Hätten sie es verloren, wäre es vielleicht besser gewesen, denn sie wären nicht geworden, was sie heute noch sind, besonders seit 1870 sind. Die einen haben es Franzosentum genannt — das ist von vornherein falsch. Die anderen Protestlertum und Nur-Elsässertum — die sahen besser, aber auch falsch. Wenn man unbedingt „tümer“ braucht, um zu charakterisieren, so könnte man mit einem „Nichtstum“ das Richtige treffen. Nihilisten sind unsere „Alten“, aber das bedeutet hier ein Manko an allem Großen und Starken, ein Übersprudeln des Gegenteils — in der Satire. Die Satire ist fast immer unfruchtbar, wenn sie die einzige Erscheinung eines geistigen Lebens bleibt. Und diese kleinliche Schadenfreude, dieses Grinsen des Unvermögens ist das Charakteristikum des Städters, das Charakteristikum seines Unterhaltens am Viertisch und im Theater. Ein schreckliches Philistertum mit Mäuren des überlegenen Skeptizismus; anstatt freien Schaffens im Lichte allgemeinen Wohlwollens, eifendes Oskantwesen und proßenhaftes, möglichst exklusives Mäzenentum. Das gilt für die, die sich um unsere „schöne Litteratur“ näher kümmern,

oder besser: für die, die jetzt Oberwasser haben, denn sicher sind Viele da, die tiefer sehen und ehrlicher denken; aber sie sind zumeist keine überzeugungsstarken Charaktere und schweigen aus lauter Bequemlichkeit. Und unser „Publikum“: — wenn Greber seine naturalistische „Lucie“ auführen läßt, ein trauriges, dumpfes Stück Kleingeuleben voll Elend und Verkommenheit, lachen sie hellauf. Denn lachen wollen sie um jeden Preis, den ganzen Tag, und wenn sie gar in's Theater gehen — wer wird ihnen da das Lachen nicht gönnen wollen! Und sie haben auch Recht: warum sollten sie diese naturalistischen Schauergeschichten anstaunen oder sich rühren lassen! Sie glauben ja doch nicht daran, und lustig ist schließlich so eine Verführungsgeschichte doch, — ich meine vom vierten Rang herab betrachtet. Das soll nun unsere „Heimatskunst“ sein! Elsfässisch daran ist nur die „Sprache“, der Dialekt.

Neulich hat man nun in jenem Lager, das sich Jung-Elsaß nennt, versucht, wirkliche, echte Volkstücke zu schaffen. Aber Kunstwerke „macht“ man nicht, erst recht keine „Volkstücke“ mit vollgiltigem künstlerischem Werte. Und Dichter lassen sich auch keine kneten. Darum kann Abel-Prévosts „Waldbühl“ wenig bedeuten, es ragt ein ganz klein wenig über das Durchschnittsmachwerk dieses Genre's hinaus. Aber ein Verdienst haben sich Stoskopf und Greber als die Gründer des „elsässischen Theaters“ doch erworben. Sie haben ein Leben hervorgerufen, das ein Erwachen aus dumpfem Schlafe war: sie haben dem Elsaßer gezeigt, wie vielleicht einmal etwas werden könnte. Daß etwas werden kann, hat Lienhard bewiesen, der sich als „Elsaßer“ zu seiner hohen Stellung in der deutschen Litteratur emporrang. Er hat auch Wege gewiesen, die hinaus und drüber führen. Aber direkt fruchtbar hat er auf seine Landsleute doch nicht gewirkt, er hat die Fühlung mit ihnen zu schnell verloren; und dann stand auch niemand neben und hinter ihm. Und den Sturz eines so erstarrten Prinzips, wie wir es im Elsaße haben, muß ein von innen heraus treibender Stoß herbeiführen, ein Aufwallen neuer Kräfte aus altgewohnter Bequemlichkeit; Lienhard aber wollte und konnte nur von außen wirken, — konnte nur, denn sein ganzer Bildungsgang führte ihn schnell aus den rein elsässischen Kreisen heraus, und so hatte er in den Augen des Durchschnittselssäers verspielt. Ich glaube wirklich, daß die Luft noch zu rein war, daß die nötigen Zündstoffe fehlten, damit ein Gewitter hätte ausbrechen können; die elsässische Jugend war noch nicht reif. Auch glaube ich, daß Lienhard sowohl als Stord gerade den eigentlichen Charakter des Elsaßers völlig verkannten und noch verkennen: wir haben trotz Allem etwas spezifisch

Gallisches an uns, im tiefsten Wesen der Elsässer birgt sich ein Stück „Französentum“. Unbewußt, völlig unbewußt.

Storck meint, der Dialekt sei ja dem Hochdeutschen so nahe verwandt, daß folglich auch eine Annäherung und schließlich ein völliges Aufgehen im Deutschum sicher bevorstände. So einfach verhält sich aber die Sache nicht. Wie kommt es, daß der Dialekt sich gleich nach der Eingeleibung des Elsasses in die französische Monarchie so gut mit dem Französischen vertrug? Daß der Elsässer gar keinen direkten Gegensatz verspürte, sondern französische Brocken in seinen Dialekt hereinzog und so den charakteristischen Mischmaschdialekt schuf, der heute ruhig weitergesprochen wird? Vielleicht nicht überall bei den Bauern, aber die kommen hier doch weniger in Betracht. Daß die Elsässer Gallisches aufnahmen, war also ganz und gar nicht unnatürlich — und warum sollten wir, die Jüngsten, damit unzufrieden sein? Der Elsässer hat Zeit genug gehabt, den „fremden“ Stoff zu verarbeiten, zu Fleisch und Blut werden zu lassen, um sich nun als ein Ganzes fühlen und aus diesem Ganzen heraus Eigenes schaffen zu können. Er mag dann seinem Volke schenken, was er will — es wird auf jeden Fall Verwandtes oder Eigenes bei ihm finden — und das ist nicht schädlich, sondern unbedingt notwendig. Wir wollen eben nicht als Fremde von außen wirken, sondern aus dem Zeitigen herausbrechen zu einer „Kunst“. Es können auch dem schweren germanischen Blut einige gallische Tropfen gar nicht schaden — in diesem Sinne könnte, ich sage: könnte auch das „Überbrett'l“ nützen —, und diese Vermischung wünscht man ja jetzt bald allgemein herbei. Aber damit die Vermischung eigen werde und Eigenes ergebe, braucht es Zeit — wir Elsässer besitzen dieses Blut; unser ehrliches Dichten muß diesem Charakter entsprechen, wenn wir als Künstler naiv schaffen wollen. Darin liegt eben unsere kulturelle Bedeutung, und darum haben wir ein Recht, unsere „Revolution der Litteratur“ herbeizuführen. Lust wollen wir, und die Rechte der Jungen! Wir haben Neues, Starkes zu geben — und mit unserem Sieg muß das Alte fallen. Wir wollen keine „Heimatskunst“ im heutigen, programmatischen Sinne; mög' es kommen wie es will, wenn es nur vollwertige Kunst ist! Was nützen Programme? Es wird doch kommen, was kommen muß; ein kräftiges Leben hat zu schlagen begonnen, es stürmt wild durch unsere Adern: — darum laßt uns ausleben — wie, ist schließlich egal. Jede Strömung regelt sich selbst. Und jede Litteratur erlebt ihre Revolution, ihre Sturm- und Drangperiode.

Zum Schluß noch ein Wort über unser Verhältnis zum „Elsässischen Theater“, zum „Jung-Elfaß“ von heute. Brechen wollten wir mit ihm

nicht und haben es nie gewollt. Wir wollten aber weder in der satirischen Komödie Stoskopfs, die mit unserer elsässischen klassischen Satire absolut keine Berührungspunkte hat, noch im Naturalismus Grebers stecken bleiben. Wir mußten all den Cliques, oder richtiger gesagt: der einen großen Clique, die eine Art Tyrannis im schlimmsten Sinne des Wortes ausübte, entgegentämpfen; es war aber kein persönlicher Kampf, sondern nur ein Ringen nach Luft: das elsässische Geistesleben schien schon wieder erstarrten zu wollen. Wir wissen, daß wir Leute, wie sie sich unter den amis des arts finden, nur zu notwendig haben werden; tüchtige Männer, die weitherzig jedem Künstler den Willkommen bieten, wenn er nur ein Künstler ist. Wenn wir trotzdem offen und ehrlich gesprochen haben, so — Nun, die uns helfen möchten, werden es uns hoch anrechnen, und die Anderen: — Krieg! Wir halten nur daran, daß die elsässische Kunst sich nicht verleugne, dann wird sie immer „elsässisch“ bleiben. Dialekt und „Lokalfarbe“ spielen keine Rolle. Es muß mit dem Alten gebrochen werden, mit Allem, was auf dem Wege steht zur großen Kunst und hemmt. Hinauf! Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Nur in dieser Sprache können wir zum ganzen Deutschland reden. Darum redete ich diese Sprache, und werden wir sie weiter reden.



Die Berliner Kunstausstellungen.

Von Eugen Kalkschmidt.

(Friedrichshagen.)

Stärkere Gegensätze, ungleichere Geschwister, als die „Große“ und die Ausstellung der „Sezession“ dieses Sommers sind kaum denkbar. In dem gläsernen Labyrinth am Lehrter Bahnhof scheint die Zeit still zu stehen, einen Dornröschenschlaf zu thun, trotzdem die Schnellzüge daran vorüberdröhnen, daß Dach und Wände zittern. Der Münchner Glaspalast — nun ja: schlimm tot war er wohl auch so manches liebe Mal, aber

mit einigem guten Willen konnte man sich doch immer ein tüchtiges Teil Leben zusammensuchen, im Vorjahre sogar mehr bei ihm, als von den deforierten Wänden der Sezession am Königsplatz. Der Berliner Glaspalast dagegen ist so erdrückend öd und leer, so angefüllt mit Mittelmäßigkeit, daß er einen zugleich jammert und beschämt; auch wenn man durchaus nicht mit der vorgefaßten Meinung hineingeht, daß in einer Kunstausstellung lauter Kunstwerke zu finden sein müßten. Ganz trostlos wird die Aussicht, wenn wir uns erinnern, daß hier immer schon eine von Sachverständigen vorgenommene Auswahl zur Schau gestellt ist.

Die Sezession hatte also einen leichten Sieg. Denn auch, wer von Grund seines Wesens gar kein „Sezessionär“ ist, d. h. keiner, der Sensation und Sezession identifiziert und demgemäß immer das Neueste zu treffen sich bemüht — auch der wird, wie Meister Hans Thoma thut, lieber hier in dem zwar reichlich bunten und wechselnden, aber doch lebendigen Strome unserer luminaristischen Problemkünstler mitmachen, als sein Geschaffenes ertränken lassen im toten Meere jener guten Werke, deren öffentliches Dasein mit der Dauer der Ausstellung zusammenfällt, deren Wirkung von derjenigen einer leidlich gelungenen Ansichtspostkarte bei Weitem übertroffen wird. Wahrlich, die Sezession hatte es leicht. Um so anerkennenswerter ist es, daß sie ihre Arbeit schwer nahm: von ihren beiden verstorbenen Ehrenmitgliedern Böcklin und Leibl wurde ein Jeder durch eine überaus ansehnliche und wertvolle Anzahl Werke sichtbarlich vor die Reihe der Lebendigen herausgestellt; unter den Werken der Letzteren finden wir eine starke Hälfte, die sich ästhetisch genießen läßt, und das Meiste vom Übrigen interessiert.

Ein solcher Sieg, der durch meisterliche Einzelwerke ebenso wie durch den künstlerisch unvergleichlich höheren Durchschnitt in der Sezession gegen die Massenkunst gewonnen wurde, thut hier in Berlin aber auch not, mit aller kräftigen Deutlichkeit not, denn die künstlerische Erziehung des äußerst regsamem Berliner Publikums und all der Vielen, die sich von ihm bestimmen lassen, ist eine zwar stark vernachlässigte, arg bespöttelte, aber darum nicht minder wichtige Aufgabe. Die kreisenden Kräfte, die hier zusammen- und wieder auseinander treiben, sind durchaus keine, die außerhalb aller Kunstbedürfnisse dahingeetieren, nur fehlt ihnen das rechte Maß für die Dinge. Die alte Berliner — weiter gesagt: die altpreussische Kultur hat seit den Tagen der Schadow, Rauch, Schinkel noch keinen eigenen Ausdruck gefunden, wohl aber ist der Anschluß an jene Zeit verloren gegangen. Der Reichshauptstädter ist heimatlos in seinen eigenen Mauern, ohne rechten Sinn für das Gewesene, und darum trotz allen Klugredens kritiklos dem Neuen

gegenüber, dennoch aber empfänglich dafür. Das Banausentum konnte nur deshalb eine so laute und oberflächliche Rolle spielen, weil den in die Tiefe Trachtenden das Vertrauen zu sich selber, das Bewußtsein ihrer selbst gar zu sehr mangelt. Das klingt vielleicht seltsam, wenn man sich all der anmaßlichen Dinge erinnert, die dem Berlinertum zur Last gelegt werden; man nimmt eben gewisse durch „Bildung und Besitz maßgebende“ Kreise für die typische und allerdings meist unausstehliche Vertretung des ganzen Berlins, und damit thut man der fleißigen und bildsamen Stadt Unrecht. Ich selber hab' es auch redlich gethan.

So ist es ordentlich rührend und komisch zugleich, wenn man sieht, wie die Leute sich um Böcklin mühen, dessen weltfreudige Phantasierkunst dem auf die praktischen Realitäten des Lebens gerichteten Auge, dem naturfremden Sinn des Millionenstädters als etwas höchst Merkwürdiges erscheinen muß. Früher lachte man über seine Welt, heut nimmt man sie so grimmig und andächtig ernst, daß man darüber gar nicht sieht, wenn Böcklin lacht. Und wie laut und deutlich lacht er hinter dem unvollendeten „Masenden Roland“ her! Ordentlich, daß es dröhnt, und die Spießer auf seinem Bilde, die mit Schaufel und Mistgabel dem zottigen wütenden Helden an den Leib wollen, mit Zittern und Zähneklappen zusammensahren. Noch stehen ihrer Dreie mannlich aneinandergedrückt, zum Angriff bereit; aber im nächsten Augenblick sehen wir sie laufen, mit Geschrei den wüsten Burgberg hinab, wie's die andern drei oder vier Ehrwürdigen teils mit, teils wider Willen allbereits thun. Der wütige Roland aber wird ihnen den Baumstrunk, welchen er mit Macht erhebt, so gewaltig nachschleudern, daß er ganz, ganz wo anders hinfährt, als etwa den bunten Zipfelhauben in's lahme Kreuz. Mord und Totschlag — nein, dazu ist dieser Held ja viel zu wütig. Aber ein Zetermordio giebt es, und keins von schlechten Rehen, — so will es Böcklin. Die Berliner wollen das aber nicht glauben, denn Böcklin ist doch ein bedeutender Künstler, und oheudrein ist er tot, und also geziemt es sich, ihn schwer und ernst zu nehmen. Das ist nun freilich ein lustiger Widerspruch. Doch läßt er sich immer noch besser an, als die einstige widersinnige Lustigkeit.

Die übrigen fünf Gemälde, älteren Ursprungs und aus Privatbesitz entlehnt, sind allerdings so humorig nicht gestimmt. Aber mit Ausnahme der graufigen apokalyptischen Reiter stehen sie doch alle im Zeichen einer wahrhaft beseligenden Weltfreudigkeit. Da entschleiert die schaumgeborne Göttin sich dem holdesten Lichte, und das gloßäugige Ungeheuer, das sie herauftrug, steuert nun mit roten Flossen würdig durch die lustigen flinken Wellen. Da baden bei hellen Pappeln unter'm blauesten Himmel die

„seligen Knaben“, eine Nymphe lagert an Baches Rausch, spielt und sinnt in die golden erdämmernde Weite. Und eine kleine „römische Landschaft“ erinnert an den Böcklin von einst, dessen Palette erst noch Farben gab, die denen Prellers gleichen, und doch schon so unsagbar anderes zu sagen wußten von der verhaltenen Schöne dieser Welt.

Brachte Böcklin die deutsche Phantastik erneut zu Ehren, so ward Leibl die Gabe der deutschen Ehrlichkeit fast im Übermaß zu Teil. Seinen Sinn für die absolute Treue des Gegenständlichen kann man hier recht anschaulich durch manche Stufe der Entwicklung an der Hand von sechzehn Arbeiten verfolgen, die sich in der Mehrzahl aus Studien und Fragmenten zusammensetzen. Ein paar ganz frühe Porträts seiner Eltern, seiner selbst, eröffnen eine Aussicht in das Werden dieses Künstlers, die wahrhaft erstauen macht. Aus dem braven Handwerker, der mit etwa 23 Jahren sich selber nüchtern im braunen Ton der bestellten Familienbilder auf die Leinwand setzt, sehen wir den Schüler Courbets hervorgehen, der des Meisters schwerfällige Technik bis in ihre Wurzeln, bis in die spanischen Altmeister hinein verfolgt. Auch durch Holbeins Art sehen wir ihn sich hindurcharbeiten, mit zäher Festigkeit, und doch haftet all seiner sauren Mühe etwas Tragisch-Verhängnisvolles an, denn in seinem spätesten und besten Werke, dem Bildnis eines oberbairischen Mädchens (aus dem Jahre 1899) vereinigt er wohl eine ganz wundervolle, altmeisterlich gesättigte Farbefülle, bei vornehmster Sachlichkeit der Auffassung, aber doch ist es nicht eigentlich ein abgeschlossenes Kunstwerk im höchsten und letzten Sinne geworden: es fehlt immer noch etwas bei Leibl. Auch in diesem technisch so einheitlich durchgeführten Werke bewundern wir den malerisch auf's Beste festgehaltenen Moment, aber die Totalität der Dinge will sich nicht recht einstellen. Es ist eine Lust, diesen Menschen so dargestellt zu sehen, aber kennen thun wir ihn darum noch nicht. Nicht die psychologische Schärfe, wohl aber die seherische Tiefe fehlt, und erst wenn das erkannt ist, kann man Leibl, dem technischen Genie, gerecht werden.

Thoma ist, — und das beginnt man ihm anscheinend übel zu nehmen: — kein technisches Genie. Seine drei neuen, gegen die drei älteren Bilder gehalten, ergeben den Eindruck, daß ihn technische Probleme weniger beschäftigen denn je. Er malt einfacher, heller, und beschränkt sich weise auf die notwendigsten Kontraste. In seinem „Frühlingskonzert“ bläht ein braunes Vocksgebein versunken über die junge Wiese hin, und darüber erhebt sich in fatter, vertiefter Bläue der Azur. Es ist ganz wunderbar, wie lieblich und stark zugleich die geschlossene Ruhe dieses

einfachen Motivos anmutet. Ein ander Ding ist es mit dem „Sonnenergang über dem Flusse“, denu damals, im Jahr 1878, scheute sich unser Meister nicht, die Sonne leibhaftig in's Bild zu setzen, und eine stattliche Fülle wilden Gewölkes um sie herum. Da wollten denn freilich die Farben nicht recht gehorchen, wenn sie auch zahlreicher waren und kühner befehligt wurden. Das Bild blieb Ansicht (müßte es bei Anderen wohl auch geblieben sein), obwohl ohne Weiteres einleuchtet, was für eine dankbare Weltanschauung damit gegeben werden sollte. Das wichtigste Werk unter allen, ein echter Thoma, ist das „Paradies“: Adam und Eva, diese den Apfel in der Hand haltend, ein wenig stumm und steif in der Mitte, ringsum eine prangeude Welt voll friedlichen Getiers, von dem ein Tiger sich besonders auszeichnet dadurch, daß er sich wohniglich auf dem Rücken wälzt; statt der Schlange spreizt sich ein Pfau im Baume der Erkenntnis. Im Einzelnen gesehen, läßt sich gewiß mancherlei aussetzen, im Ganzen betrachtet ist dieses Bild wie auch eine ältere „Predigt Christi am See“ so voll künstlerischer Frömmigkeit, daß man nur wünschen kann, unsere Kirchenräte jeglicher Konfession gewännen es eublich über sich, dieser Kunst den richtigen Platz dort einzuräumen, wo der Mensch mit seinem Gotte zu reden kommt.

Daß die weltliche Obrigkeit der modernen Kunst durchaus nicht mehr ablehnend gegenübersteht, ja sogar modernste Künstler zu öffentlichen Aufgaben heranzieht, beweist der Fall Klimt in Wien, und Ludwig von Hofmann in Berlin: ein neues Standesamtzimmer ist von diesem durch sechs Wandgemälde geschmückt worden, wie die „Architekturausstellung der Stadt Berlin“ am Lehrter Bahnhof zeigt. So sehr man diesen amtlichen Entschluß, der den daran Beteiligten gewiß nicht kleine Kämpfe gekostet hat, von Grundsatz wegen gut heißen und bestärken kann, so ernstlich muß doch angesichts der neuesten Werke Hofmanns gerade vor der Wahl dieses Künstlers abgeraten werden. Gutes und weniger Gutes schafft jeder Künstler, jeder Mensch in seinem Thun. Hofmann aber, der nach meinem Empfinden auch zu guten Stunden nur eine graziose Atelierkunst schuf, zeigt neuerdings arg übernervöse Anwandlungen experimentierender Schwäche. Nicht, daß er seine Technik gewechselt hat und „punktelt“, ist das Bedenkliche, sondern daß er in punktierten Farben so ganz und gar am bunten Scheine haften geblieben ist, das verstimmt. Seine „Mänade“ besaubert nicht, sie tanzt kaum, sie steht Modell. Die „Rivalen“, zwei nackte Muskelmenschen, kämpfen um ein üppiges Weib, das im Vordergrund abgewendet kauert und zeigt, welchem Preis der Kampf gilt. Wirkliche Leidenschaft lebt in dem Bilde nicht, die Kraft der Ringenden reicht gerade

bis an den Rand des Felsens, aber nicht darüber hinaus in's Verderben. Die Bilder für's Standesamt, in dünnen, geschlossenen Farben aufgetragen, sind ein artiger Ringelreihen, der geistig kaum weiter reicht als das Schönheitsideal unserer Überbrettler, wobei ich die rhythmische Feinheit Hofmann'scher Linien gar nicht verkennen will. Nur ist dergleichen die rechte öffentliche Kunst noch nicht, denn stark vorhandene Subjektivität*) allein reicht eben nicht aus, um die Dinge so naiv zu objektivieren, daß sie allgemein erscheinen, ohne doch flach zu sein.

Es ist sehr merkwürdig, die Begründer des Impressionismus in einigen älteren Werken, aus den siebziger Jahren etwa, zugleich neben neuen Bildern ihrer extremsten Schüler zu sehen. Da fällt nun zunächst das Format auf. In Fontainebleau waren Rousseau, Diaz und Corot selbst bei figürlichen Darstellungen kaum über die bescheidenste Bildgröße hinausgegangen. Wie intim ist Millet noch, selbst Manet wird nicht viel „größer“, bis Monet und Bissaro die Landschaft, die reine Natur gleichsam, schon so groß und bedeutsam empfinden, daß sie sie, auch ohne erst nach einem Menschen in Lebensgröße als Vorwand zu suchen, für sich allein in ungleich kräftigeren Einzelheiten auf die Leinwand bringen. Sie rücken uns die Dinge näher heran und lassen sich, wie Monets beide Hafenbilder beweisen, doch die Ferne so wenig entgehen wie meinethwegen Claude Lorrain. Es liegt in diesen frühen Bildern, auch in zwei lebensgroßen Frauenporträts von Monet und Renoir, ein Ernst und eine Sicherheit, die sich beide in den späteren Bildern, wo das Dargestellte oft nur prismatische Zerlegungsversuche in Farben zu erdulden hat, leider nicht mehr finden lassen. Immerhin, wir sehen doch, wie diese Maler im guten Glauben zu ihrer späten Technik gekommen sind, und damit auch wieder zu kleineren Formaten. Wir sollten besseres zu thun haben, als sie nachzuahmen. Einer, der diese Mahnung beglaubigt, ist der verstorbene Belgier Vincent van Gogh, der schon nicht mehr „punktelt“, sondern ganze Striche ungemischt neben einander setzt, wodurch seine Bilder jegliche Tiefe verlieren, und trotz aller Richtigkeit der Linien und Tonwerte dreinschauen wie ausgeblasen. Er hat wohl das Extremste in dieser Richtung versucht und ist in fünf Bildern gut zu studieren.

*) Theodor Wolbehr bezeichnet in seinem sehr lesenswerten Buche „Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst“ (Leipzig, Eugen Diederichs) Max Klinger und Ludwig von Hofmann als Repräsentanten einer subjektivsten Kunst, die durch Einflüsse Nietzsche's geweckt worden sei. Die Meinung trifft für Hofmann sicherlich zu, wenn auch nicht eben zu seinem Besten. Max Klingers starke und ursprüngliche Persönlichkeit aber sehen wir doch lieber getrennt von Nietzsche, und sehr beträchtlich ferne von Hofmann.

Wie selbstlicher und wurzelhaft wirken neben diesen reinen technischen Seifenbläsereien die Landschaften Leistikows oder Kalkreuths, auch dort noch, wo sie mehr skizzenhaft andeuten als vollendet ausdrücken! Man sollte meinen, es gäbe keine malerisch wertvolle Stimmung aus der Kiefernhaide, die Leistikow nicht schon für seine Leinwand entdeckte, und doch überrascht er auch diesmal wieder (in Dresden wie hier) durch etwas, was vor ihm so noch keiner sah: spärliche hohe Kiefern stehen schwärzlich grau mit den Kronen hoch im kalten Silberlicht des vorlassenen Abendhimmels; ein melancholisches dunkles Wasser vorn, eine weiße schweigende Villa im Hintergrunde; das Ganze giebt fein abgetönt ein typisch märktisches Stimmungsbild voll getragener Poesie. Typische Werte finden sich auch in den schlichten feinfühligen Heimats-Landschaften des verstorbenen Holländers Jacob Maris, und von seinem Landsmann Josef Israels sehen wir in zwei meisterlichen Hauptwerken, wie das trübe Dasein kümmerlicher alter Arbeitsmenschen gleichsam kraftlos und sonder Klage in die Zeit verrinnt.

Jene impressionistischen Werke wollen bekanntlich von fern betrachtet sein. Es giebt noch eine ganze Anzahl, deren Wirkung ebenso auf einen weiten Abstand des Beschauers berechnet ist. Bei Max Liebermanns mit „Schneid“ hingestrichenen „Reitern am Straube“, dem „Miergarten in Leyden“ läßt sich's noch mit ein paar Schritten machen. Bei Wilhelm Trübners meisterhaft gemalten vier Pferdeköpfen ebenso. Fritz von Uhde's drei Töchter sind in dem schmalen Raum schon schwerer als Bild zu fassen, und des begabten Richard Kaisers „Buche“ mit seinen riesig himmelanstrebenden Bäumen wirkt erst durch einen ganzen Saal hindurch mit rechter Kraft. „Für unser Normalzimmer ist so 'was nichts, da muß man sich ja erst Säle anschaffen“, meinte eine wohlwollende Besucherin unzufrieden. Sie hatte Recht, mit dem typischen Ausstellungsbild ist in einer Wohnung wenig anzufangen. Aber ist es denn ein Wunder, wenn sich dieser Typus gebildet hat? Da lob' ich mir Th. Th. Heine! Sein roter Narr, der einen höchst verdrießlichen karpfenmäuligen Drachen umgebracht hat, reicht ungemein galant einer ungemein vornehmen Prinzessin in silbergrauem Krinolinenkleide die zärtliche Ritterhand. Ich glaube fast, Heine hat es diesmal ernst gemeint, weil er einen „Simplizissimus“-Einfall in lebensgroßen Figuren auf der Leinwand kolorierte, statt klein auf dem Papier. Er mag sich mit Oberländer trösten, dessen „ernste“ Gemälde ja auch immer ein dankbares und — fröhliches Publikum gefunden haben. Dagegen ist Martin Brandenburg heuer wirklich recht ernsthaft zu nehmen: die „Menschen unter der Wolke“ sind eine biblische Symbolisierung des nämlichen Gefühles der Abhängigkeit von Gewalten

aufser uns, wie sie Leempoels vor Jahren in seinem bekannten Gemälde „Das Schicksal und die Menschheit“ darzustellen unternahm. Der Belgier gab ein unbewegtes Antlitz am Firmament und bettelnd emporgereckte Hände voll sprechendster Berebtheit; die dazu gehörigen Figuren hatte er einfach weggelassen. Brandenburg charakterisiert uns durch die ganzen Menschen deren vielfältiges Verhalten im Dunkel ihres Weges. Teils brutale, teils ergreifende Szenen spielen sich ab. Über der Wolke, die den Raum als eine zerrissene Decke durchsteift, fallen ein paar violette Rosen einigen Glücklichen zu; auch ein Schusterjunge ist drunter. Trotz des Erzählerischen ist das Bild ein erfreuliches Zeichen von des Künstlers Entwicklung zur Gesundheit; es wäre auch schade um ihn, fräße ihn der große Krake Symbolismus noch mit Haut und Haaren!

Auf Rodins Plastik einzugehen, erübrigt sich nach unserem Dresdner Artikel, auch Meunier ersparen wir uns. Dagegen darf Fritz Klimsch genaue Beschäftigung verlangen. In seiner Gruppe „Der Ruh“ lebt eine ebenso keusche wie formschöne Sinnlichkeit, ohne allen abgestandenen Klassizismus, so „hingegen ganz“. Seine Statuetten befestigen den Eindruck, daß er ein Bildhauer von ursprünglicher und vielseitiger Begabung ist. Wirkliche Freude bereitet auch August Gaul, der Tierbildhauer. Wer gedenkt nicht, wenn er diese wahrhaft monumentale „Löwin“ sieht, der naturalistischen Kraftlöwen Vegas' am Kaiser-Wilhelm-Denkmal mit dem Wunsche, daß diese grimmigen Leuen unbeschadet ihrer tierischen Wildheit sich etwas süßvoller zu haben wüßten! Mit welchem liebenswürdigen Humor sind Strauß und Kaze, Gule und Pelikan von Gaul in ihrem innersten Wesen erfaßt. Und dabei fällt mir ein, welche Fülle von Anregung die Münchner Bildhauer und Maler entbehren müssen, die das wunderliche Treiben der Tiere Wassers und der Erden, die wir hier im „Zoologischen Garten“, im „Aquarium“ belauschen können, nur in leblosen Abbildungen oder aber auf der „Wie'n“ kennen lernen. Man unterschätze auch den Wert solcher Naturanregungen für das Münchner Kunsthandwerk nicht! Das Ornament, alles Dekorative der Gegenwart strebt, sich neue Formen unabhängig vom Hergebrachten zu schaffen. Der Zoologische Garten wird da zur uner schöp flichen Fundgrube, und ich meine in allem Ernst, wenn München sich nicht bald den Bedürfnissen seiner Künstlerschaft anbequemt und nachholt, was Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Breslau mit ihren Sammlungen vor ihm voraus haben, dann darf es sich nicht beklagen, wenn es, statt die Entwicklung selbständig zu bestimmen und zu befruchten, auf Einfuhr neuer Ideen dieser Art von außen angewiesen sein wird.

Die Plastik in der Großen Ausstellung ist voll von steifer Förmlichkeit, und die Denkmalsphrase wird mit einer verzweifelten Ausdauer wiederholt. Wenn man von Meunier kommt und etwa am Denkmal eines Fabrikdirektors den begeisterten Arbeiter von Johannes Voese erblickt, mit „Rad und Zangen, Walz und Bügel“, da wendet sich der Gast mit Grausen. Ehrliche und feine Talente wie Hugo Cauer, Walter Sintenis, Adolfo Wildt (Mailand) kommen gar nicht auf gegen die erdrückende Trockenheit der vielen Andern. Gustav Eberlein, trotzdem seine Phantasie, wie beim Entwurf seines Berliner Wagner-Denkmal zu sehen, gar leichtlich in den Schwung der pathetischen Tirade gerät — Eberlein besteht inmitten der vielen soliden Handwerker immer doch als Künstler; sein „Traum“ — ein jugendlicher Schläfer wird von einem weiblichen Genius auf die Stirn geküßt — glebt zwar das Träumen noch nicht, aber doch dessen Kommen mit Ausdruck wieder. Übrigens sind die 63 Entwürfe zum Denkmal Rich. Wagners für das bedenklich äußerliche Verhältnis der zahlreichen Bewerber zu diesem großen Vorwurf recht kennzeichnend. Das Pathos der Meisten ist selten ohne unfreiwillige Komik, eine Komik freilich, der die bedauerlich ernste Rehrseite nicht fehlt.

Unter den Gemälden hier die stofflich verwandten zusammenzustellen, ist recht dankbar. Da hätten wir den Kaiser in den verschiedensten „Auffassungen“ als Admiral, als General, in Kürassier- und Ulanen-Uniform. Dort hat der Maler einen Schlachtengott gemeint, der Bildhauer hier begnügte sich mit einem Ulanenleutnant. Sehen wir Hanns Fehners Bildnis des Großherzogs Karl Alexander von Weimar dagegen an, so finden wir gottlob einen Menschen darin „mit seinem Widerspruch“. Auch Schlachten werden massenhaft geschlagen, mit und ohne Pulverdampf, auf dem Lande und zur See, in den Jahren 1870/71, 1813/14 und unter'm alten Friesen; Darstellungen zweifelsohne von militärischem, nur leider ohne tieferen künstlerischen Wert. Auch Bismarck trifft man, ob schon selten an, echt volkstümlich, das Bierglas in der Hand, etwa so wie ihn, was ich nicht hoffe, Eugen Richter malen würde, oder Bismarck im Parlament, um ihn geschart die Häupter der Parteien. Dazwischen aber dann hin und wieder Lichtblicke, wenn eine der feinen märkischen Stimmungslandschaften anstaucht, wie Hans Licht sie geschickt in den Raum zu stellen weiß, oder wenn Eugen Bracht uns mit einiger Absicht zeigt, wie man herbstbraunen Vordergrund und blaue Ferne oft unvermittelt zu Gesicht bekommt. Paul Meyerheims farblustige Menageriestücke ergögen einen Augenblick; die schillernden Marinen Willy Samachers zeigen, ein wenig eintönig zwar, aber doch eigen, das schwer-

flüssige Farbenspiel der Wellen; Hans Bohrdt hat einen historischen Wurf gethan und erzählt nun mit hochgeordneten Seglern die Schlacht der Lübecker bei Gotland. Tiefer aus der Anschauung geboren ist, wie er das Kämpfen der Nebelfonne in der Elbmündung zeigt. Hans Dahl — ei, ihm lachen die rudernden Mädchen immer noch so gern und genau so ohne Grund, wie alle die Jahre vorher. Auch gemalte Romane, ertrunkene Mädchen, den rechten Busen — oder den linken — unschuldig entblößt, treffen wir; dazu mancherlei Märchenpoesie mit Nymphen, Jägern und Hunden — das alte Lied nach alter Weise. Interieurs, in denen „alles mit der Hand gemalt“ ist und die darum — ach, wie nett! gefallen, fehlen nicht.

Aber das Bemerkenswerteste sind doch die Gesamtausstellungen von Werken einzelner Maler. Da ist, um nur die wichtigsten aufzuführen, Franz Hoffmann-Fallersleben mit 71, Werner Schuch mit 32, Konrad Lessing mit 30, Ascan Lutteroth mit 34, R. Müller-Kurzwelly mit 26, Ernst Henseler gar mit rund 100 Bildern vorhanden. Diese zusammenfassende Art des Ausstellens ist nur zu loben, besonders dann, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, deren Entwicklung der Allgemeinheit klar zu machen nötig ist. Die Werke der Genannten in diesem Sinne zu verfolgen, wäre eine unfruchtbare Aufgabe; denn so reblich ihrer aller Arbeit war, neue Werte haben sie uns doch nicht erschlossen, sondern nur fleißig und zum Teil mit gutem Gelingen bildlich vervielfältigt, was von Stärkeren erworben ward. Wir sehen sie als Verwerter bald dieses, bald jenes Motiv aufgreifen, heute einen Wasserfall in Norwegen und morgen ein Kolonistenhaus im Warthebruch, und so erreichen sie allmählich in der Wandlungsfähigkeit einen ungewöhnlichen Grad. Denn das ist das Wertwürdige, im Grunde aber Natürliche an dem so Geschaffenen, daß bei den Meisten in jedem neuen Werke die Persönlichkeit eine ganz andere geworden zu sein scheint. Es erinnert das an die erstaunliche Fähigkeit mancher Schauspieler, die in der Rolle scheinbar völlig aufgehen, ihr eigenes Wesen bis zur Unkenntlichkeit verbergen, dennoch aber niemals original wirken, sondern immer nur als Kopie, sei es der Natur oder eines schöpferisch begabten Vorgängers in ebender selben Rolle. Oder denken wir an die originalen Geister in der Malerei: wie subjektiv, wie auf den ersten Blick als sie selbst offenbaren sich Böcklin und Thoma, oder Corot, oder Watts; auch wie übertrieben subjektiv zeigte sich unter den Jüngeren oft Leistikow, wenn er das Objektivieren der Dinge zu Gunsten einer vorgefaßten dekorativen Idee außer Acht ließ, was ein reines Kunstwerk ebenso wenig verträgt wie jede andere, meinethwegen das Moralische predigende Tendenz. Diese Sachlichkeit ist von den Sammel-

ausstellern eigentlich nirgend überschritten, aber das, wodurch die Sachlichkeit künstlerische Bedeutung erhielt: die fest in sich beruhende Persönlichkeit vermißt man. Mit mannigfachen Gradunterschieden, versteht sich. Lutteroth z. B. bleibt in seinen Orientlandschaften immer derselbe, hienge man seine Bilder aber unter diejenigen anderer Orientaler von nähnlicher Durchschnittsbegabung, sie, die Bilder, würden spurlos untergehen. Müller-Kurzweil, Hoffmann-Fallerleben, so mannigfaltig und bunt es in ihren Werken aussieht, sind in manchen feinen Einzelheiten glücklich, das Ganze aber ist immer wieder „nichts Ganzes“. Das Publikum nun, dem jedes Neue von selbständiger Bedeutung, wenn es unvermischt dargeboten wird, säuerlich schmeckt, ist ungemein dankbar, wenn ihm dieses Neue mundgerecht hingelegt wird, und kommt denn auch mit der Zeit der Ursprungsquelle auf den Geschmack. So ist ein guter Teil dieser vermittelnden Kunst trotz Allem lebensberechtigt, wenn dieses Leben auch dem Gesetz der natürlichen Auslese zufolge kein dauerndes sein kann.

Die Architektur ist dem durchschnittlichen Ausstellungsmenschen ein Gräuel, auch braucht man davon nichts zu verstehen, wena's nur der Baumeister weiß. Ach, daß man doch lernte, auch an diesen Dingen fleißig teilzunehmen! Wenn es auch nicht möglich ist, aus diesen Plänen oder Gipsmodellen den vollen Eindruck mit fort zu nehmen, auch ein Teilbild hat hier seinen Anschauungswert und wirkt im Stillen. Außer manchen Ansichten von neuen Geschäftshäusern im üblichen durchgehenden Säulensstil Messels sind es vor Allem öffentliche Bauten, die eine sehr interessante Übersicht gestatten; es geht allenthalben, namentlich wo die modernen Raumaufgaben zu bewältigen sind, mit ziemlicher Zuversicht vorwärts.

Um nur ein Beispiel zu nennen: wenn sogar das königl. preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten den 5 $\frac{1}{2}$ Millionenbau des neuen Berliner Landgerichts I (unweit vom Stadtbahnhof Alexanderplatz fährt man daran vorbei) in merklich neuen Stilformen anzulegen gestattet, darf man doch Gutes auch fernerhin erhoffen. Was soll man aber zu der Überraschung sagen, die Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in seiner „Architektur-Ausstellung der Stadt Berlin“ bietet? Ich meinsteihs gestehe, daß ich nicht wenig erstaunte, diese als geschmacklos vielgelästerte Preußenstadt in einer ganz riesigen Arbeit begriffen zu sehen, um ihren öffentlichen Pflichten nicht nur praktisch, sondern zum Teil wirklich schön nachzukommen. Man höre, was in den allerletzten Jahren hier allein von Magistrats wegen teils gebaut ist, teils wird: siebenzehn Schulen jeder Art, meist doppelte Gemeindefschulen; acht öffentliche Wohlfahrtsanstalten, als

Turnhallen, Volksbäder u. s. w.; vier Krankenhäuser, darunter ein Irrenhaus in Buch bei Berlin für 1500 Menschen; ein großes Museum, das märkische; und dann noch Brücken und Brunnen und allerhand dekorativer Kleinkram. Ich meine, schon diese nüchterne Aufzählung giebt einen genügenden Begriff von der Lebensenergie, die diese Stadt entwickelt. Es ist geradezu ein Glücksfall, daß Ludwig Hoffmann, der Erbauer des stolzen Leipziger Reichsgerichts, während dieser für Berlins architektonische Entfaltung so ungeheuer wichtigen Zeit hier seine Kraft bethätigen kann. Seine Architekturausstellung ist das bei Weitem Sehenswerteste am Lehrter Bahnhof, ich bedaure sehr, daß mir Zeit und Raum verbieten, heute hier näher darauf einzugehen. Denn dort lebt etwas auf, das wie Berliner „Heimatskultur“ aussieht, das dem ruhelosen Großstädter zu jenem stolzen Heimbewußtsein verhelfen könnte, welches den Florentinern, den Venetiern des Cinquecento das Gemeinwesen lieb und wert machte. Die preußische Kunst ist noch unerschöpft, denn im Kaiser-Wilhelm-Denkmal, im Dom, im neuen Marstall, in all diesem leeren Formenprunk finden wir sie — gottlob! noch nicht. Am Ausgange unserer Ausstellung zwar, da haben wir sie auf kleinster Leinwand: einen „Besuch im Balzwerk“ von Menzels Meisterhand. Eine Skizze nur, voll rotem Dunst und Maschinenlärm, und inmitten die Begrüßung der feinen Herren im Zylinder. Vorn handhabt ein hochaufgerichteter Arbeiter seine Kohlenschaufel, und schaut uns geradezu und derb in's Gesicht. In diesem bildlichen Zeichen steht die preußische, steht die Berliner Kunst; und das Zeichen weist in die Zukunft.





Zur Geschichte König Ludwigs II.*)

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Die kleine Schrift führt einen Titel, der große Hoffnungen erweckt. Endlich Einer, der um diese außerordentlichen, dem Publikum noch tief verschleierten, in der Litteratur kaum noch tastend berührten Kunstfest-Spiele im königlichen Hoftheater zu München Bescheid weiß wie wenige zur Mitwirkung Auserwählte! Endlich ein Kenner und Könner, der den Schleier von einer wunderbar eigenartigen und fesselnden Erscheinung im deutschen Theaterleben des vergangenen Jahrhunderts zieht und den suchenden Historikern, Psychologen und Dichtern eine Fülle von zuverlässigen Thatfachen und intimsten Künstler-Sensationen auf den Arbeitstisch schüttet! Ein als Schauspieler und Regisseur an den geheimnisvollen königlichen Separat-Vorstellungen zunächst Beteiligter ergreift das Wort, ein Eingeweihter spendet die Schätze seiner Erinnerungen! Erinnerungen — also wohl auch Dichtung zur Wahrheit gemischt, aber in jener sachlichen Schärfe, in jener tiefgründigen Zuverlässigkeit der Zusammenhänge, in jener Durchhellung und Präzisierung des Problematischen, wie sie nur das rückwärts schauende Auge des lebengestaltenden, berufenen Künstlers zu bieten vermag! Haben wir uns nicht lange genug nach diesen Offenbarungen geseht? Hat uns nicht schmerzlich genug die Empörung gepackt, daß die Freiheit und Saumseligkeit, die Rücksichtnahme und Byzantinerei der Wissenden uns die Kusschlüsse vorenthielt, die wir von dem Leben dieses genialen, zu so tragischem Ende gekommenen Königs fordern durften, wir als seine Zeitgenossen, wir als die Mitstreiter um die geläuterte Kultur unseres engeren Vaterlandes, wir als die treuesten Befenner und Diener seiner königlichen Ideale im Reich der Schönheit?

Denn von Poffart hat uns mit seinen Erinnerungen einigermaßen enttäuscht. Er hat die Gelegenheit nicht benutzt, ein einzig reizvolles Blatt intimster königlicher Kunstgeschichte zu schreiben, seine Energie und sein Wissen in den Dienst eines der feinsten Probleme der modernen schüdenwissenschaftlichen Litteratur zu stellen. In dekorativer Plaudermanier, wie sie aus der pathetischen Epigonenzeit der Münchener Stiltschule der sechziger und siebziger Jahre in unsere künstlerisch viel ausspruchsvollere, ausdrucks-technisch viel differenziertere Gegenwart als feuilletonistische Spielart hereinragt, ergötzt er sich in Mitteilungen, die wir zum allgeröchtesten Teile bereits seit Jahren aus Karl von Heigels Königsbuch kennen, gefällt er sich in breiten Potemkinen, die längst gegenstandslos sind, und verliert sich in Abschweifungen, die kaum zur schärferen oder farbigeren Beleuchtung seines Themas beitragen.

Sein Schriftchen beginnt mit Zitaten aus einem französischen Buche. Dieses Buch betitelt sich „Louis II. de Bavière“ und ist von einem Herrn Jacques Bainville

*) Ernst von Poffart: Die Separatvorstellungen von König Ludwig II. (München, bei C. S. Wed.)

verfaßt, der keinerlei litterarischen Namen in Deutschland, nach irgend welche gewichtigere Bedeutung im Schrifttume Frankreichs hat. An diese vollkommen belanglose Stribenten-Seele erschwendet Herr von Passart auf einer Reihe von Seiten seine polemische Kunst. Wenn es noch polemische Kunst ist, gegen einen Schatten zu sechten, gegen offene Thüren anzurennen und Behauptungen, deren Albernheit und Abgeschmacktheit meilenweit sichtbar ist, mit grahem Ernst und Wortaufwand zu widerlegen.

Dieser französische Stribisag Jacques Bainville ist für uns Deutsche in der Geschichte unseres grahen bayerischen Künstler-Königs Ludwig II. eine absolut gleichgiltige Figur. In der großen psychologischen Debatte des Königsproblems wird er niemals zum Worte zugetassen werden. Die Dummheiten, die er sich leistet, sind für uns ohne jedes Interesse, die Vogen, die er mit seinen Schwähereien fällt, sind durchaus Makulatur. Welchen guten Grund kann ein deutscher Künstler und Schriftsteller haben, sich mit dieser Null zu beschäftigen oder Pariser Windbeutelereien als solche vor einem ernsthaften deutschen Publikum mit Emphase zurückzuweisen? Gar keinen. Ich verstehe wirklich nicht, wie uns Herr von Passart mit diesem nichtigen Jacques Bainville kommen mochte. Hier tiegt bedauerliches Vergreifen im Abschätzen der Distanz und der Wertverhältnisse oor. Ober gewinnt ein beliebiger Schmierant einem König Ludwig II. gegenüber schon allein dadurch Gewicht und fordert die Beachtung heraus, weil seine Schmieralie in französischer Sprache verfaßt ist? Diese naive Schätzung nationaler Wechselwirkung gehört für uns heutige Deutsche doch der Vergangenheit an.

Wollte aber Herr von Passart seine Schrift um jeden Preis mit dem an sich ja ganz interessanten Schauspiel einer schneidigen Polemik einleiten, so wären ihm dafür ganz andere Partner deutscher und ausländischer Nationalität zur Verfügung gestanden, wenn er sich in der Litteratur, die sich seit einem Menschenalter um das Problem Ludwig II. aufbaut, gründlich umgesehen hätte, statt sich aan dem ersten besten Jacques Bainville auf's Eis führen zu lassen.

Auf Seite 7 seiner Schrift kommt endlich Herr von Passart zur Sache und besinnt sich auf sein Thema. Auf drei bis vier Seiten giebt er uns eine wenig einbringende, aan jeder tiefer spürenden und schürfenden Psychologie freie Erzählung der äußeren Umstände, die auf Ludwig II. für die Einführung von Separat-Vorstellungen bestimmend wirkten. Aber selbst in dieser, außer einigen Namen und Daten an geringerer Wichtigkeit wenig Neues bietenden Erzählung wendet sich Herr von Passart noch einige Male zu Monsieur Bainville zurück, um ihm die Zähne zu zeigen. Und siehe da, so sehr ist er in polemischer Stimmung, daß er dem Leser sofort ein neues Scharmäkel verspricht, diesmal gegen eine Dame vom Theater, Frau Charlotte Wolter. Die bekannte Burgschauspielerin hat ihr einziges Gastspiel oor Ludwig II. zum Anlaß genommen, einiges Titeltantische und sehr aiel direkt Verkehrtes über die Separat-Vorstellungen im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse“ abzutagern. Herr Karl von Heigel hat bereits oor einem halben Dugend Jahren in seinem Königsbuche die irrigen Angaben der schreibseligen Burgtheater-Dame widerlegt mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit — Herr von Passart widerslegt die Tote noch einmal. Seite 12 stellt er mit gepferstem Druck die erschütternde Thatfache fest, daß Herr Jacques Bainville niemals einer Separat-Vorstellung beigewohnt, Frau Watter aber nur einer einzigen! Seite 13, 15 und 17 spuken noch einmal Zitate aus Bainville im französischen Urtezt — s'il vous platt! — und dazwischen hinein erfahren wir einiges Altbekannte über die dramatische Mitarbeiter-schaft an den Separat-Vorstellungen von Seite der Herren Fresenius, Schöneegans u. s. w.

Von Seite 18 an glauben wir endlich vor diesem windigen Patran Bainville Ruhe zu haben und uns am glatten Flusse der Erzählung erholen und belehren zu können. Halt bewahre! Herr von Passart hält sich oor seinem Gewissen und der Kunstgeschichte für verpflichtet, Herrn Karl oan Heigel gegen die thörichten Bemerkungen dieses ewigen Bainville in Schutz nehmen zu müssen. Es wird mit gesperrter Schrift versichert, daß Herr Bainville die Heigel'sche Dichtung „Die Aufführung der Esther in Saint Cyr“ niemals zu Gesicht bekommen! Und dann folgen bis Seite 27 summarische Übersichten über den Inhalt und die effektoollsten Szenen einiger Heigel'schen Dramen.

An diese, an sich und für die Litteratur- und Kunstgeschichte wenig bedeutungsvollen Exkurse durch die dramatischen Arbeiten Karl van Heigels reiht sich die schmerzliche Klage Passarts, daß die „Öffentlichkeit“ den Dichter Heigel so abfällig beurteilt habe und daß er nun „lebendig begraben“ sei, denn „seine Werke gehörten nicht mehr ihm, sie modern im Staube des Archivs!“

Hier wird nun der polemische Erzähler plötzlich von seiner tragischen Grundstimmung überwältigt und er bricht in die Worte aus: „In dem Bewußtsein, bitteres Unrecht erlitten zu haben, ertrag er schweigend sein Los. So lebt nun der einsame Poet fern von der Stätte, wo ihm einst jedes neue Werk neue Anerkennung seines Ramarchen und ehrlichen, freudigen Dank der begeisterten Darsteller gebracht; aber er darf in stolzem Bewußtsein das alternde Haupt erheben, denn er gab der Welt mehr, als sie ihm gegeben!“

Das klingt rührend, fast tiradenhaft. Aber, die Sache sachlich genommen, ist Verschiedenes dazu und dagegen zu sagen. Erstens hat kein Mann schweigend sein Los zu tragen, wenn er das Bewußtsein hat, daß ihm bitteres Unrecht geschehen, sondern er hat für sein Recht und gegen das Unrecht zu kämpfen bis zum letzten Atemzug. Das ist einfach eine fittliche Verpflichtung. Zweitens ist es eine sehr wertwürdige Thatsache, die uns da oon Herrn von Passart aufgetischt wird, daß die Werke eines Dramatikers nicht dem Autor, sondern dem „Staub des Archivs“ gehören. Sind Heigels Dramen für die Separat-Vorstellungen des verstorbenen Königs lebendige Kunstwerke und dazu noch so glänzende, wie sie Herr von Passart uns schildert, so gehören sie dem Leben und nicht dem Archivstaube, und das königl. Hoftheater hätte die Verpflichtung, sie auszuführen. Hat man etwa andere künstlerische Besitztümer des oerstordnen Königs dem „Staub des Archivs“ überankooortet? Hat man nicht, wie aller Welt bekannt, gleich nach dem Tode Ludwigs II. eine Menge seiner kunstgewerblichen Kleinadien aus seinen Schlössern in alle Winde oerstreut, einen Teil daoon zu wirklichen Schleuderpreisen in die öffentliche Zirkulation gebracht? (Ich erinnere an die Königsausstellung des Rommerzienrats Ghni in Stuttgart!) Oder hat man etwa die Königschlösser selbst, die vollendeten und unvollendeten, in ihrer heiligen Einsamkeit gelassen? Hat man sie nicht aller Welt zur Schau gestellt bis in ihre intimsten Räume? Warum fallen also gerade die Königsdramen des Dichters Heigel unter Niegel und Siegel bleiben? — Hat man nicht auch die kostbaren Ausstattungen, Requisiten und Möbel aus den Separat-Vorstellungen des Königs später für die Inszenierung moderner Werke benützt, neuerdings sogar Teile der „Parfisa“-Ausstattung für das Ballet „Pan im Busch“?

Was hat also der Jammerruf Passarts „lebendig begraben!“ eigentlich für einen logisch und juridisch zulässigen Sinn den Werken des Dramatikers Heigel gegenüber? Wir hoffen und wünschen, Herr von Passart möge die erste Gelegenheit ergreifen, die literarische und künstlerische Öffentlichkeit hierüber aufzuklären, nachdem er selbst zuerst diesen merkwürdigen Fall an die publizistische Bloede gehängt und unser Nachdenken rege

gemacht. Van Herrn aan Heiget aber erwarten wir, daß er seinem „atternden Haupt“ die Anstrengung nicht erspare, mit durchschlagenden guten Gründen sich und seinen dramatischen Werken, denen der Intendant aan Passart in dieser Schrift das höchste Lob zollt, das Recht der Lebendigen zu erstreiten. Keinem gattbegnadeten Dichter darf es je in den Sinn kommen, seine Werke ruhig im „Staub des Archias lebendig begraben“ zu lassen.

Seite 28 wiederum ein Zitat des gebenedeiten Jacques Vainaille! Und wiederum seine überflüssige Absuhr durch Herrn aan Passart! Warum um's Himmelswillen kannte uns Herr aan Passart nicht alles über die Separat-Vorstellungen mitteilen, was er erlebt und beobachtet hatte, ahne uns fartwährend mit diesem atbernen Patron anzudeuten? Was haben denn die stolzen künstlerischen Unternehmungen unseres Königs mit dem dummen Geschwäg dieses Schmieranten zu schaffen? Hat sich denn deutsche Kunst aor jedem hergetausenen Unsinnssträmer, aar jedem fremden Schmac zu rechtfertigen?

Endlich auf Seite 30 das erlösende Wort: „So viel zur Braschüre des Herrn Vainaille und zur Abwehr der darin enthaltenen absanderlichen Behauptungen.“ Ich möchte nur wissen, wer außer Herrn aan Passart sich jemats auch nur einen Augenblick für diese — „absanderlichen Behauptungen“ interessiert und sie einer Abwehr gewürdigt hätte!

Kaum aus der Skylla Vainaille heraus, stürzt Herr aan Passart sich und den Leser in die Charybdis der Frau Wotter. Hat Herr Kart aan Heigel die falschen Angaben dieser Dame in seinem prächtigen Königsbuche nicht genügend richtig gestellt? Doch! Aber ein Herr Dr. Sulzbach erhebt in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ gelinde Zweifel gegen Heigels Richtigstellung — und Herr Fresenius antwortet dem Dr. Sulzbach in der „Allgemeinen Zeitung“ in treffender Weise. Diese Geschichte spiette schon 1893. Ist sie ja wichtig, daß sie im Jahre 1901 nachmals ausgenommen und reabiert und überprüft werden muß? Gewiß, Frau Walter ist als Darstellerin nicht die Erste Beste gewesen — aber ist sie auch als feuilletonisierende Plaudertasche eine historische Größe, eine geschichtliche Autorität? Was Herr aan Passart wiederum mit Verschwendung einiger Seiten seiner Braschüre Neues zur Sache bringt, ist kleiner Kram zur Charakteristik der Frau Walter, aber belanglos für die Pragmatik der königlichen Separat-Vorstellungen.

Erst aon Seite 40 an kammt der Verfasser in das ruhige Fahrwasser des klugen, fesselnden Erzählers und weiß uns allerlei Ernstes und Humanistisches aus dem Betrieb der Separat-Vorstellungen aorzusehen, aber 20 Seiten später ist's damit auch zu Ende. Der Verfasser spricht ein warmes Schlusswort zum Preise des Königs — und seines Nachfolgers, und mit Seite 65 schließt die Braschüre. Eine aalle runde Geschichte der Separat-Vorstellungen hat uns Herr aan Passart mit seinen Erinnerungen und Paleniken nicht geboten. Er hat nur einen kleinen Beitrag im Zustande des Rohmaterials dazu geliefert. Wie überaus bezeichnend ist es für den dermatigen Stand unserer künstlerischen Kultur und Kunstschreiberei in der ersten Kunststodt Deutschlands, daß wir ein Vierteljahrhundert nach dem Tode dieses phänomenalen Künstler-Königs noch nicht einmal eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten und interessantesten Teile seines ausschließlic der Kunst und Kultur geweihten Lebenswerkes besitzen in einer Bearbeitung, die der Höhe moderner wissenschaftlicher Forschung und Geschichtschreibung entspricht!

Aus dem Schlussworte Passarts muß noch eine Bemerkung wegen ihrer historischen Ungenauigkeit in's Licht der Kritik gerückt werden. Herr aan Passart spricht aon einem „künstlerischen Lieblingsvermächtnis Königs Ludwig II.“ — was nur heißen kann: aon einem Vermächtnis, das unter allen Vermächtnissen dem König am innigsten an die

Seele gemacht war. Wer rät, was damit gemeint ist? Ein Vermächtnis! Van jähem Tode wurde der König dahingerafft. Eine Kundgebung seines letzten Willens ist der Welt niemals offenbar geworden. Das Festspielhaus, das er dem Meister Wagner auf der Höhe des Jzarufers erbauen wollte, wurde bekanntlich in Bayreuth errichtet und in Anwesenheit des Königs mit der Aufführung der „Nibelungen“ 1876 eingeweiht. Herr aan Passart belehrt uns nun, daß durch den pietätvollen Oheim des Königs die Verwirklichung „einer schon aعلان gegebenen Idee: die Errichtung des Semper'schen Festspielhauses“ beschlossen sei. Damit meint er wohl den Bau des „Prinzregenten-Theaters“ durch die Architektenfirma Heilmann und Lüttmann. Das soll „das künstlerische Lieblingsvermächtnis König Ludwigs II.“ sein? Bear wir uns diese Vergabe aneignen können, muß uns Herr aan Passart doch erst die authentische historische Begründung nachweisen. Ein „Vermächtnis“ hat einen Wortlaut, einen scharf formulierten. Um diesen Wortlaut müssen wir bitten. Besteht dieser Wortlaut des Vermächtnisses, wie kann dann sein Inhalt eine — „schon aعلان gegebene Idee“ sein? Die Erfüllung eines Vermächtnisses durch die Verwirklichung einer schon verlaoren gegebenen Idee — die Errichtung des Semper'schen Festspielhauses durch das Prinzregenten-Theater der Herren Heilmann und Lüttmann auf den Gründen der Münchener Terrain-Gesellschaft, wie reimt sich das reinlich zusammen? Hier spielen Begriffe und schillern Farben in einander, die sich nicht aetragen. „Nichts ist groß, was nicht wahr ist,“ sagt Lessing. Ich aermisse hier die große Wahrheit und die schöne Wahrhaftigkeit. Ich sehe den guten Zusammenhang nicht, in den Herr aan Passart die heilige tragische Gestalt des Königs Ludwig II. mit dem Prinzregenten-Theater bringen möchte. Ich sehe auch nicht die Identizität des Semper'schen Festspielhauses mit dem Theaterbau der Firma Heilmann und Lüttmann. Ich sehe zwar ein an sich schönes und begrüßenswertes Theater-Unternehmen, aber ich entdecke darin kein „künstlerisches Lieblingsvermächtnis König Ludwigs II.“ Wir bitten Herrn aan Passart um einen authentischen Text.

In eigener Sache. — Der Herausgeber dieser Zeitschrift Dr. Arthur Seidl hat gegen den Redakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten“ Dr. Willy Kallinghoff auf Grund eines von diesem an ihn gerichteten Schmähbriefes Beleidigungsklage eingeleitet. (Vgl. N. Bai.-Post S. 244.)

Zur Duellfrage hat Fürst Karl zu Löwenstein, der Führer der deutschen Katholiken, im „Deutschen Adelsblatt“ eine „Erklärung“ veröffentlicht. Er hatte diese Erklärung bisher in den ihm näher stehenden Kreisen aebreitet und bis jezt gegen 118 Unterschriften erhalten, darunter 64 aon adeligen Herren. Die Zahl würde — wie er meint — „schon jezt unaergleichlich größer sein, wenn die Offiziere ohne Gefahr für ihre militärische Stellung frei ihre Ansicht belunden könnten“. Das

„Deutsche Adelsblatt“ hat dieser Zuschrift obendrein eine Motiaierung beigelegt, der die „Münchnrr Neuesten Nachr.“ folgende Sätze entnehmen: „Die Geseftigten bezeugen hiernit öffentlich ihre grundsätzliche Verwerfung des Duells als einer Einrichtung, die der Vernunft und dem Gewissen, den Forderungen der Jialifikation und den bestehenden Gesezen, dem Wahle der Geseellschaft und des Staates zuwiderläuft. . . Sie erklären es für ein leeres, ungerechtes Vorurteil, daß, wer sich nicht im Zweikampfe schlägt, darum den Barwurf der Feigheit aerdne, und betrachten Denjenigen, der ein Duell aus Überzeugung ausschlägt, als einen Ehrenmann, dem sie ihre volle Achtung zollen. In un-aerkürzter Aufrechterhaltung ihres Rechtes jedach, Beleidigungen auf jede gesez-

mäßige Weise von sich abzuwehren und, wenn die Umstände es erheischen, für dieselben Genugthuung zu verlangen, crachten sie die Errichtung von Ehrengerichten für unbedingt gebaten, deren Entscheidung dem Beleidigten wirkliche Genugthuung verschafft, so daß derselbe nicht mehr verleitet wird, sich diese selbst auf zweifelhafte und unerlaubte Weise mit der Waffe zu suchen." — In der That könnte u. Er. durch „Ehrengerichte“ im Großen und Ganzen nach weit mehr als bisher geschehen bezw. aershütet werden. Der Reford aber on moralisch-religiöser Umwertung der Werte auf diesem Gebiete war so wohl erreicht durch folgende wohlverbürgte Geschiehte aus dem modernen Quellunwesen, die von der Stadt Mainz berichtet word. Bevar nämlich die beiden Leutnants Vogt und Richter im Mainzer Festungsgroben om Morgen des Himmelfahrts-Feiertages das bekannte Schnellfeuer aufeinander eröffneten (es hot, wie mitgeteilt wurde, ein dreizehnmaliger Kugelwechsel zwischen den Beiden stattgefunden), sollen Beide dos „heilige Abendmahl“ genommen haben. Wa ist der „Pratetant“, der gegen eine falsche Verdrehung und Verunreinigung seiner Lehre ehrlich protestierte? Hot man nicht auch zu Teyels Zeiten sich Tags aorher schon einen „Ablass“ genommen für den Raub, den man in der Nacht darauf frivol genug on der Kirchenkasse selber begiang?

Auch eine Kritik. — Daß die „Kritik“, nämlich die Berliner Zeitschrift, on unserer Garden-Adresse in ihrer Weise Kritik üben würde, wor bei ihrem satifam bekunnten, nochgerade etwas aersöhrtten Standpunkte gegenüber dem Herausgeber der „Zukunft“ ahne Weiteres aorauszu sehen. Habeat sibi! — Dos Vergnügen wollen wir ihr nicht stören. Aber nicht habeat sibi der Herausgeber eben jener „Kritik“, Dr. jur. Richard Wrede; oielmehr festgenogelt muß hier doch werden, daß der Genannte unsere „Gesellschaft“ als

Denunziantin gerne hinstellen will, indem er schreibt: „Schließlich sei noch die Frage ausgeworfen, ob darin nicht ein gewisser Widerspruch liegt, daß man in der einen Nummer einer Zeitschrift einen Begnadigungsrummel inszeniert, nachdem man in der aarigen Nummer der Reduktion einer aarnehmten litterarischen Halbmanatschrift den Staatsanwalt auf den Hals zu hegen versuchte?!" Diese „Frage“ meint also affenbor unsere Notiz im II. Roi-Vest (unter „Randglossen“), die Briefkasten-Rloge des „Litter. Echo“ über die Münchner Postverhältnisse betreffend. Es spricht aber nicht eben für dos pädagogische Geschick eines Journalisten-Hochschullehrers (der aermuthlich seine Unterweisung auch besonders darauf richten wird, wie man ohne Honorarentschädigung schreiben soll), wenn der Herr nicht einmal Zeitschriften richtig zu lesen versteht. Glaubt man doch in unseren Nummern Bd. II, Heft 2 u. 5 („Kritische Ede“) auch ouherdem deutlich genug gezeigt zu haben, daß wir gewisse Zustände, eine natorische Lässigkeit der hiesigen Post auf's Korn nehmen wollten, um nicht erst besfürchten zu müssen, in unserer Tendenz hier mißverstanden zu werden. Mit unserem scharfen, kritischen „Aut—aut“ kanstruierten wir also — um dos hier nachmols oudrücklich festzustellen — unsrer Münchner Postverwaltung den circulus vitiosus, nicht Herrn Dr. Josef Ettlinger, mit dem uns — wie es auch seine Mitunterzeichnung der Adresse hätte lehren können — die ungemächsten Beziehungen seit Langem verbinden, und mit dessen Person wir auch seither, und gonz zuletzt noch, wiederholt freundschaftliche Empfindungen ousgetauscht haben. Zur näheren Erläuterung aallends, wie wir es damals meinten, mog heute gern nach kurz folgendes mit angeführt sein: Unter'm 17. 6. haben wir beim „Postamt II München“ wegen einer noch dem Poststempel um volle 18 Stunden zu spät uns zugestellten Eilsendung (unter Vorlage des betreffenden Umschlages) Beschwerde geführt; bis heute

ist uns darauf keinerlei Antwort geworden. Für solche dogmatischen „Post-Reservate“ bedanken wir uns ganz — unergebenst.

Leseerfrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoß- seufzern.

Ende Mai scheint, nach der Antwort davoruf von allerhöchster Stelle, ein Huldigungs-Telegramm des „Verbundes katholischer Lehrer“ aus Noria Saach das Gelübnis dieser Herren ausgesprochen zu haben: „Ihre ganze Kraft daran zu setzen, um die ihr unvertraute Jugend in Liebe und Treue zu Thron und Altar zu erziehen.“ Wir lebten bislang des naiven, aber anscheinend bereits etwas rüchständigen, Glaubens, die Aufgabe der Erziehung sei war Allen: Menschen zu bilden. Womit wäscht man einen Tiger? „Mit Lebensgefahr.“ Warin und wazu verzicht man Menschen? „In Liebe und Treue zu Thron und Altar“ . . . so muß es ober künftig doch wohl heißen!

Sport sei ein Produkt der Kultur, soll der neue preußische Handelsminister von Roeller bei der Begräbnung der Poriser Wettfahrt-Automobilisten gesagt haben. Und wirklich, man muß sich immer wieder von Neuem ungelegentlich vorhalten, daß sich dergleichen auch zur „Kultur“ als solcher rechnet, wenn man Ratigen liest wie die folgenden: „Der van der Stadt Leipzig den französischen Zeitnehmern an der Lourensahrt Paris—Berlin gewidmete Kammer im Krystallpalast wurde sehr beeinträchtigt durch die über die Stadt Leipzig hereingebrochene Bonkafatastraphie. Der Oberbürgermeister, der kammoudierende General und der Kreishauptmann, sowie die Vertreter der Stadt und der Handels-

kammer hatten abgefogt. Trohdem war der große Saal bis auf den letzten Ploß von einem eleganten Damen- und Herrenpublikum gefüllt. Die von der sehr onstrengenden Fahrt übermüdeten Fronzosen waren (vielleicht tott- und geschmackvoller Weise?) zum Teil gar nicht erschienen.“ Oder „Der Fernföhrrer Dresser, Lenker eines Motorwagens, hatte das Unglück, in Reims den zehnjährigen Knoben Brotier zu überfahren. Das Kind ist tat. Dresser kannte, o, daß er das noch kannte! noch holbitündigem Kaufenthalte die Fahrt fortsetzen.“

Es wor zwar wieder einmal (wie so oft) kein Wort wahr daran und alles nur aus den bekannten Fingern gefogen, wie nachmalen ein offizielles Dementi konstatierte. Aber es las sich doch so hübsch, was man da vor einiger Zeit, in gewissen Blättern natürlich zuerst, von einer Unterredung des Kaisers mit dem Hamburger Rhederei-Direktor Bollin ersuhr. „Der Monarch deutete an, daß er Herrn Ballin für einen Ministerposten in Aussicht nehme, und der Direktor hielt es daher für seine Pflicht, dem Kaiser zu sagen: ‚Mojestät scheinen nicht zu wissen, daß ich Jude bin.‘ Der Kaiser worf ein: ‚Nun, dos läßt sich doch ändern . . .‘ ‚Rein, Majestät,‘ bemerkte Herr Ballin, ‚dos löht sich nicht ändern; ich bin Jude aus Überzeugung‘ . . .“ Hei, wie klang das so gor stolz und prächtig, dieses „Jude aus Überzeugung“! Es klang geradefo, wie wenn Unsereiner sagen wälte: „Ich bin nämlich Deutscher aus Überzeugung“! Vielmehr ich bin es eben von Geburt — da läßt sich holt nichts daran ändern, und mon kann besonnlich nicht vorsichtig genug sein in der Wohl seiner Eltern.





„Wanderer.“

Betrachtungen bei Gelegenheit einer neuen dichterischen Publikation.

Die wahren großen Fortschritte in der Entwicklung der Menschheit und einzelnen Rassen sind, genau betrachtet, stets — Rückschritte gewesen. Es klingt dies paradox und widersinnig. Doch man werde sich des Sinnes der auffallenden historischen Neuerungen und strebender Neuerer bewußt, und man wird finden, daß ihr Bemühen immer aus unhaltbar gewordenen und, reine Geister bedrückenden Zuständen an Überkultur, Asterzialifikation, Konvention und Lügenherrschaft sich hinaushebt, zurück in die Einfachheit reinen Menschentums und freier Natürlichkeit, als der einzig wahren Grundlage edler und freier Kultur. Ein Sichbefinnen, ein Sichzurückziehen war es stets, und ein reiniges Rückkehren an den mütterlichen Busen der liebenden Natur, an dem allein alle edlen Eigenschaften menschlichen Wesens erwärmt und zu wirkendem Leben erweckt werden. Schon allein ein Blick auf die herausragendsten der geschichtlichen Umwälzungen bestätigt dies. Man betrachte Renaissance, Reformation und Reaulation.

Was aber an Sehnsucht und Streben in solchen Perioden unter Leitung außerordentlicher Geister ganze Völker bewegte, dieses selbe Element ist gleicher Weise und immerwährend eine der wichtigsten wirkenden Triebfedern für die höchste Produktion menschlicher Thätigkeit und Kultur gewesen, für das künstlerische Schaffen. Kultur und Kunst in einen Gegensatz zur Natur bringen zu wollen, konnte nur einer scholastischen Theologie und ähnlichen Denkungsarten einfallen. Ungetrübtes und rein menschliches religiöses Denken und Fühlen, sei es heidnisch, sei es christlich, kennt da jedoch keine Schranken, ja es beweist im Gegenteil in allen seinen Äußerungen die innige Verwandtschaft und Einheit jener.

Es ist fahderbar, wie in unserer modernen Zeit, in der alles gährt in Erwartung eines Neuen und Besseren auf allen Gebieten religiösen, sozialen, kulturellen Lebens, wie dieses Sehnen nach freier Kulturentfaltung reinen inneren Menschenwesens im Einklang mit reiner Natur im Ausdruck der Kunst, zu den merkwürdigsten, verschiedensten Versuchen geführt hat. Einer nach dem andern ist innerhalb nicht gar sehr vieler Jahre gegen Ende des 19. Jahrhunderts gemacht, keiner brachte die Erlösung, die allgemeine Befriedigung. Nach ist es nicht gelungen, die Kultur unserer Klasse in ernster Selbstbestimmung wieder auf sich selbst zurückzuführen; nach sind die Hindernisse nicht geräumt, die unser modernes Leben an einem innigeren Zusammenhang mit der Natur und reinsten Menschentums trennen; nach sind die unleugbar bestehenden Gegensätze und gährenden Klüfte zwischen Religion und Kultur und Kunst und Wissenschaft und sozialem Leben nicht überbrückt.

In der Kunst ersuchte man es anfangs mit Realismus, mit krasser Wirklichkeits-schilderung; man bildete sich ein, und bildet sich zur Zeit noch ein, der Natur und der Wahrheit dadurch näher und immer näher zu kommen. Jedoch, je mehr man sich mit kaltem, aber, menschlicher Unvollkommenheit gemäß, stets dem Irrtum ausgesetzten Verstand der Wirklichkeit ergab, um so weiter entfernte man sich thatsächlich von der Wahrheit inneren Verständnisses und unbedingter Vereinigung durch das Gefühl. Man mischte

oftmals Leidenzen hinzu, meist sozialer Art, gieng und geht, vamentlich im Theater, auf Probleme aus und störte sich dadurch den Zauber des künstlerischen, ohne doch den rechten Einfluß auf das wirkende Leben zu gewinnen. Man vertraute dem Stolz der Überhebung moderner Wissenschaft, die da vorgiebt, Weltträsel lösen zu können, und in ihrer Beschränktheit nicht ahnt, daß — je mehr ihr Wissen zunimmt, um so mehr das Bewußtsein des Weltwesens, das jede ungetrübte, nicht fragende, sondern nur liebende, rein fühlende Menschenseele in sich trägt, unaussprechlich, undefinierbar, schwindet. Dann, enttäuscht, in's Gegenteil sich flüchtend, ergab man sich Symbolismus, Mystizismus, Okkultismus. Das Unausprechliche soll durch Gleichnis mitgeteilt werden; die Wirklichkeit, die allzu laut schwägend doch nichts zu sagen hatte, wird geleugnet, nur Geist und Empfindung sollen gelten, — doch, ach, nur im Gehirn moderner Defakenten. Je mehr man sich in die Traumwelt und das Geistesreich aerliert und auu dort her Erklärung des Weltwesens erwartet, geht die Fähigkeit des Schauens der Welt aerlaren, das künstlerisch und religiös zugleich ist, welches das Überfünftliche im Sinnlichen zu sehen aermag, das Göttliche im Weltlichen, — das durch die Sinneserfahrung die Seelengewißheit gewinnt, durch Hingabe des ganzen gefunden individuellen Menschen an Welt und Wesen sich diesem vereint. Mit Mystizismus aersperrt man sich den Weg zu reiner wahrer Mystik; mit Symbolistik trübt man sich den reinen, untrüglichen Symbolspiegel der Naturwahrheit; statt nach einer Weltanschauung, nach einem Glauben, der eben aus dem Schauen der Welt gewonnen, jahndet man nach Traumsystemen.

So sind wir, — so sehr die Vertreter der einzelnen Richtungen auch jeder für sich versichern, daß wir eine große, neue Kunst besäßen, — so sind wir doch durchaus in einem Wirrwarr befangen von Versuchen und Bestrebungen, von denen keine noch allgemeine Erlösung gebracht hat und sich allgemeine Geltung hat verschaffen können. Wirklich, ein wahrhaftes Wirrwarr bieten moderne Kunstausstellungen, moderne Schauspielhäuser, moderne Zeitschriften dem Auge des Betrachters dar. Nach ist kein wirklicher Fortschritt, keiner von denen, die einen willkommenen „Rückschritt“ bedeuten, ein Sich-Befinnen, eine Wiedervermählung der klar und rein hervorstrahlenden Menschenseele mit der liebend angeschauten und intuitiv verstandenen Natur!

Allerdings, wohlverstanden: gelöst ist die Frage aan einigen Einzelmenschen schon. Wir besäßen in der Malerei schon einen Hans Thoma und einen Arnald Bödlin; ja, das 19. Jahrhundert besaß bekauntermaßen einen der größten Seelen aller Zeiten, der eine allerhöchste Kunst und zugleich aus eigenstem künstlerischem Wesen der Idee einer reinsten Kultur Ausdruck aerlich: Richard Wagner. Jedoch diese Namen sollten nie mit dem Begriff moderner Kunst verbunden werden: höchste Kunst und reinste Kultur stehen im Grunde außerhalb alles dessen, was irgendwie mit dem Worte „modern“ bezeichnet werden könnte. Nach aber aperiert man, trag jenen, mit diesem Begriff; nach wagt es im Wirrwarr moderner Welt hin und her. Wer wird hier Klarheit und Ruhe schaffen?

Zu obigen Betrachtungen wurde der Verfasser durch eine merkwürdige Publikation veranlaßt, die in mannigfacher Hinsicht Interesse und Anregung erweckt. Es ist eine Folge aan Gedichten, die in einfacher aber eigenartiger künstlerischer Ausstattung gedruckt vor mir liegt und in jeder Hinsicht, äußerlich und innerlich, auf einen sehr ariginellen und vielersprechenden Autor und Herausgeber hindeutet. Der Titel ist: „Wandere r. Gedichtfolge in zwei Reihen. — Die erste Reihe“ aan Jajij. Das kleine Werk erschien im Selbstaelrag des Verfassers, und zwar auf Subskription, ist also der breiteren Öffentlichkeit nach nicht übergeben. Nach Art des Autarenbrauchs des 18. Jahrhunderts,

wo Litteratur und Kunst noch nicht in dem Maße mit Handel und Industrie verknüpft waren, wie leider heutzutage, wendet sich unser Dichter zunächst an einen engeren Kreis von Freunden und Liebhabern, von denen er sich eher ein ernstes prüfendes Eingehen auf seine Kunst und sein Wollen versprechen kann. (Interessenten beziehen durch den Verlag des Verfassers: Kleinschmidstraße 24 in Heidelberg; Preis des Exemplars R. 2,50. Im Ganzen 300 nummerierte Exemplare. Druck und Ausstattung nach Angabe des Herausgebers von H. Bruckmann in München.)

Diese Art der Herausgabe erforderte die Abfassung und vorherige Versendung eines, den noch verfügbaren Exemplaren nunmehr beigelegten Zirkular-Prospettes; wodurch dem Dichter zugleich Gelegenheit geboten war, von seinem Wollen und Streben, das gleicher Weise in die Gebiete von Kunst und Kultur hineinzielt, und von der Art seiner Weltanschauung, aus welcher auf dem Wege des künstlerischen jene Gedichte entstanden waren, Rechenschaft abzulegen. Indem der Schreiber dieser Zeilen, seiner Regensenten-aufgabe nachkommend, seiner Anzeige die obigen, weiter ausgreifenden Betrachtungen voranschickte, bewies er schon, daß er von dieser neuen Erscheinung nichts Unbedeutendes halte und auf den Autor große Hoffnungen setze. Wir haben einen künstlerischen Menschen vor uns, der den Wirrwarr, ja die bedrückende Ungeheuerlichkeit moderner Kultur und moderner Kunst, oder besser gesagt, den eigentlichen Mangel solcher, tief-innerlichst unter Schmerzen empfindet, der nach Befreiung und Erlösung und nach der Begründung eines Neuen sucht, und der sich sehrender Seele zur Natur und Einfachheit und Seelenarbeit und Reinheit freien Menschentums flüchtet, von hier aus neue Kultur erhoffend und hier seine eigene Kunst soll kraftvoller Empfindung und bedeutender Anschauung gründend! Unter dem Bilde des „Wandlers“ sieht er dichterisch seinen eigenen leidenden, irrenden, rastlosen Seelenzustand, dessen höchstes, wundervolles Streben dahin geht, sich Befreiung und Frieden zu schaffen durch Aufgeben der Individualität zu Gunsten einer Hingabe an das All der Natur, der schullosen, reinen, die er unter dem Begriff der Mutterliebe und landschaftlicher Eindrücke sehneud-befiehend, schmerzvoll-befieeligt erfährt. —

Diese Andeutungen möchten genügen, für die Publikation in weiteren Kreisen Interesse zu erregen und dem neu auftretenden Dichter die Wege zu bahnen! Es wäre wünschenswert, daß, wenn die Subskription ihre Wirkung gethan, die Gedichte durch eine allgemeinere Publikation weiter verbreitet würden. Ihr hoher dichterischer Wert wird ihnen Freunde erwerben; die Gedanken aber, das Wollen und Streben des eigenartigen Verfassers sollten jedermann, der es mit den Fragen modernen Lebens und moderner Kunst ernst nimmt, zu tieferem, fruchtbarem Nachdenken anregen!

Dr. Alfred Felber.

Verbücher.

Ludwig Jacobowski: Leuchtende Tage. Neue Gedichte (1896—1898). 2. Aufl. Minden, Bruns' Verlag.

Diese Gedichte, die ja bereits ihren Platz in der neuesten Litteraturgeschichte haben, gehören zu jenen wertigen, die man immer wieder gerne heroorholt, in der Dämmerung vielleicht, wohl auch in Stunden

tiefter Wehmut oder grenzenlosen Glücks, um darin zu blättern und von Zeit zu Zeit, von Gedanken und Bildern überwältigt, das Buch in den Schoß sinken zu lassen. Jacobowski ist ja nicht einer von jenen Großen, die in stiller Klarheit über den Dingen schweben und uns in ihren Versen die reifen Früchte eines langen Lebens in goldenen Schalen reichen. Es

ist sehr viel Sturm und ungebürdige Leidenschaft in diesen Gedichten; aber was sie uns so wert macht und höher schätzen läßt, als sie es vielleicht ihrem absoluten poetischen Werte nach verdient, das ist die tiebenswerte, echt empfindende, warmblütige Persönlichkeit, die aus ihnen redet. Wir vernehmen die innersten Laute einer Natur, die für alles Schöne in Liebe und alles Gemeine in Haß erglüht, der es aber nicht gelungen ist, sich über ihre leuchtenden Tage hinaus von einem übermächtigen Dange zur Melancholie und Bitterkeit zu befreien. Es ist oft beinahe, als ob die Ahnung eines frühzeitigen Endes aus diesen Bekenntnissen klagte. Und so sind es eigentlich mehr wetterleuchtende Tage, deren düstere Flammen uns aus den Liedern Jacobowski's entgegentadern. Wie traurig, daß dieser zum Dichten geschaffene Mund sich so früh schließt, daß dieses edle, reine Herz so bald versteinert mußte! Wir besitzen nicht allzu viele Gedichtbände, die trotz offensichtlicher Schwächen im Stande wären, ähnlich intensiv zu seßeln wie diese „Leuchtenden Tage“, und nicht viele, die so unmittelbar aus dem Leben unserer ringenden, an Gegensätzen überreichen Zeit herausgebaren sind. Aber es kann ja nicht meine Aufgabe sein, hier sozusagen gelegte Eier nachmals zu legen. Ich habe nur den einen Wunsch, daß diese Gedichte — neben den übrigen Werken des Autors — in jeder guten, deutschen Bucherei zu finden sein mögen. Gar Mancher wird sie bald zu seinen liebsten Freunden zählen.

Richard Braungart.

Richard Wagner: Evangelium der Verachtung. Soziale Satire. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Fritz Boré: Junge Secte. Berlin, Gase & Teptaff.

Nomina sunt odiosa! Und es giebt Namen, an deren Träger man schon um eben dieser Namen willen hohe Anforderungen

zu stellen sich berechtigt glaubt. Wenn aber der Autor des „Evangeliums der Verachtung“ auch einen weniger klangvollen Namen trüge, dürfte dieses Buch doch der Kritik nicht Stand halten.

Die Handlung ist gleich Null. Die alte Geschichte von dem oerkannten Genie, dem sein Vermögen aeruntreut wird, das sich schließlich eine bescheidene Lebensstellung erobert und durch den Sumpf der Kokotten- und Ehasanantenneliebe in der Verbindung mit einer (natürlich angetrauten) Frau die „Reinheit“ findet und sich entföhnt. Die Frau stirbt ihm dann, und er geht an der Sehnsucht nach ihr zu Grunde. Ein — moht dem Realismus zu Liebe — auftauchendes Lungenleiden verhilft ihm übrigens noch zu einem gottfötigen Ende. — Das Buch föhrt aber auch den Untertitel „Soziale Satire“. Diese Satire auf soziale Zustände äußert sich hauptsächlich im Schimpfen auf alles Bestehende, womit sich ein nicht immer sehr geschmackvoll geäußelter Antifemismus noch aerquidat. Bezüglich einer Erklärung für diesen Titel des Buches bleibt der Verfasser so gut wie alles schuldig. Und außerdem hat er mit der, getinde gefagt, sehr ungenierten Babelzene à quatre im Watde, welche für die Handlung sehr überflüssig ist, der Lüsternheit des Lesepublikums eine Konzession gemacht, welche sehr schlecht zu der mit Nachdruck betonten Verachtung der „tierischen Eier und Sinnlichkeit“ paßt.

Einiges ist allerdings gut und treffend empfunden. Was Wagner (Seite 11) über Jugenderziehung und Religionsunterricht, (S. 31) über den Gegensatz zwischen Bibel und Ehrenkadez und über Vernunftstehen schreibt, wirft ein scharfes Schlaglicht auf gewisse aerrottete Zustände unserer Gesellschaft. Allein diesem wenigen Guten steht ein oder Schwulst von tangatmigen Phrasen und Behauptungen gegenüber, durch den man sich förmlich durchbeissen muß. Der Autor selbst hat das geföhlt, denn er schreibt Seite 9:

„Jung endlich an und las die saulen Witz,
Du wirst veracht sein noch im Kladderadatsch —
Sonnstags, wie ein Antrag Lieber-Hitz
Ist dein groteskum, hässliches Sequatich.“

Außerdem hat es sich Herr Wagner mit den Versen sehr leicht gemacht, denn auch der mildeste Beurteiler kann folgende Reime nicht mehr passieren lassen: Schule — Schmale; Alltagschutte — Zwirn und Jute; Plastik — Rast dich; Esterhazy — Kajalaj Nazi (sic); Klang — Engagement; Wade — Schate. (Horribile dictu!) Des Ferneren war es dem Herrn beschieden, einen Reim auf Menschen zu finden, an welchem Worte man gewöhnlich behauptet, daß sich darauf überhaupt nichts reime. Er fand sogar der Verse zwei — allerdings — doch, bitte selbst zu urteilen:

„Die Bestie jagt kein Engel aus dem Menschen,
Von Kanjanz bis nach Kyslowitz und Bentzen
Schreit sie vom Königsstuhl bis zum Stawenschen
Kausfadenbinder . . .“

Nach diesen Stichproben können die Akten über dieses „Caangelium“ wohl geschlossen werden und darf ich das Nächste heranziehen.

Nachdem ich eine Zeit lang in dem zweiten Buche gelesen hatte, sah ich nochmals nach dem Namen des Autors, denn mir war's, als hätte ich Heine's „Buch der Lieder“ gar mir liegen. Gedichte wie „Vision“, „Sehnsucht“, „Heimweh“ sind solch getreuer Heine-Absfluß, daß man darüber süßlich überhaupt nichts mehr sagen kann. Anderes, wie: „Als ich Abends an dir gieng“, „Warnung“, haben allerdings keinen Anklang an Heine, sind aber wieder so dilettantenhaft und schablonenmäßig geraten, daß sie fast komisch wirken. Besser sind die Gedichte des Abschnittes „Magdalene“, die teilweise ein wirklich tiefes, zartes Empfinden verraten. „Als mir dein Leib entgegenblähte“, „Im Jach“, „Die Lerche“ zeigen sogar die Spuren einer starken lyrischen Begabung, und „Wie er starb“, „Das franke Kind“, „Memento“ ragen so turmhoch über die Gedichte des ersten Abschnittes empor, daß man das Urteil über dieses Buch in den Rat für den Verfasser

zusammensaffen kann: Mehr Disziplin und Selbstkontrolle, sowie ein beherztes Ausmerzen aller Neigung zur Vielschreibererei, dann kann Fritz Barbé vielleicht einmal — wenn auch noch nicht morgen oder übermorgen — etwas ganz Gutes schaffen.

Villi Arber.

Dramen.

Karl Frankhauser: Der Herr Professor. Lustspiel in fünf Aufzügen. — Opfer der Liebe. Trauerspiel in fünf Akten. Straßburg. Gf., J. D. Gd. Heß.

Franz Reubauer: Pflaumen. Komödie in drei Akten. Leipzig, Richard Böpke.

Ludwig Sittenfeld: Johanne. Charakterbild in einem Akt. Breslau, Rud. Dülfer.

Erich Michael: Die Pfarrer an Gränzhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Walsch Baum.

Friedrich Jansen: Die Katherinen. Drama in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Karl Frankhauser scheint es mit dem Dichterberuf nicht allzu ernst zu nehmen. Papier und Druckerfchwärze wird oft und viel gemißbraucht; doch selten habe ich ein so nichtsagendes und läppisches Buch zu Gesicht bekommen wie Frankhausers „Herr Professor“ oder sein „Opfer der Liebe“. Mögen ihm die Götter gnädig sein — ich kann es nicht. Wenn sich der Ehrgeiz des Dichters damit begnügt, die ersten besten auf der StraÙe aufgeschlagenen Trivialitäten, gleichviel ob sie mit einander harmonieren oder nicht, zu einem „Trauerspiel“ aneinander zu reißen, oder die Professorswitze eines Jahrgangs der „Fliegenden“ zu einem „Lustspiel“ zusammenzusetzen, dann kann an Kunst und Kunstkritik süßlich keine Rede mehr sein. Gegen die schiefen Anschauungen über Menschenrecht und Menschenschuld, die auf diese Weise namentlich in das „Opfer der Liebe“ hineingeraten sind,

würde ich nach schärfer protestieren, wenn ich glauben könnte, daß es Gemüter giebt, naiv genug, um sich dadurch überhaupt irreführen zu lassen. Ich meine aber, Gestalten wie der Herr Professor, der die These aufstellt, Goethe habe keine Flöhe gehabt, und sie mit wütender Hartnäckigkeit und Überzeugungsstarrheit zu verteidigen weiß — solche Gestalten werden selbst von Fräulein Eulalia nicht mehr ernst genommen.

Anderß steht es um Franz Neubauer. Neubauer ist ein Dichter, wengleich sein Werk noch keine Dichtung ist. Eine Satire fall es sein, eine Satire auf — Rußland. Dem Verleger, der uns dies ankündigt, sitzt augenscheinlich der Schalk im Nacken; er wäre fast weniger in die Ferne geschweift und hätte dies Rußland (beim Dichter heißt es Phrasien) bei seinem rechten Namen genannt. Neubauer hat offenbar zu viel gewallt. Gegen St. Bureaukratism wollte er zu Felde reiten; das gieng aber über seine Kräfte. Er war nicht der Mann, die Vielseitigkeit seines Themas zu meistern, und vermochte doch auch nicht diese Vielseitigkeit durch weise Beschränkung einzudämmen. So streift er in feulletanistisch-oberflächlicher Weise bald soziale, bald ethische, bald religiöse Fragen, ohne die höhere Einheit zu finden, unter die sie gestellt und unter der sie behandelt sein wollen. Während er sich mäht, alle Fliegen auf einen Schlag zu erledigen, flattern sie ihm alle auf einen Schlag davon. Da ist Tragik, um fa mehr, als sich neben den vielen fast ungläublichen Wunderlichkeiten des Buches auch recht hübsche Einsätze und Gedanken finden, und auch der dramatische Aufbau in den entscheidenden Szenen nicht übel ist. Daß solch ein wirres, scheinbar ziellos und planlos konzipiertes Werk noch nichts bieten und geben kann, liegt auf der Hand. Aber aersprechen kann es, und ich glaube, wir dürfen Besseres von Neubauer erwarten, wenn seine Phantastie — hassen wir: in nicht zu langer Zeit — den Weg

aus Phrasien zurück nach — Deutschland gefunden haben wird.

Ludwig Sittenselds „Johanne“ ist ein anspruchloses Charakterbild. Ein Genrestücklein, das in seiner ungeläufigsten Treuhertzigkeit Freunde zu finden und geliebt zu werden aerdient. Freilich, die zum Ausdruck gebrachten Gedanken und Stimmungen sind nicht neu und originell; Johanne, die alte treue, ihrer Herrschaft alles apfernde Dienstmagd, ist schon oft in Vers und Prosa besungen worden, wenn auch mehr von den rückwärts schauenden Panegyrikern der guten alten Zeit, als von unsern im modernen Leben stehenden Poeten. Aber die Art, wie Sittenseld diesen Charakter hinzustellen und zu entwickeln weiß, ist beachtenswert; sie ist so frei von jeder Pose, jeder Theatralik, daß man weder die allzu kanoentianelle Folge der Ereignisse noch das überrasche Tempo der Handlung, oder den etwas thränenfeligen Schluß unangenehm empfindet.

Erich Michaels Trauerspiel „Die Pfarrer von Grünhain“ reicht in seinem Thema über alle bisher besprochenen Werte hinaus. Nicht so in der Ausführung! Die religiöse Idee, die ihm zu Grunde liegt, der Konflikt zwischen dem harten, undarmherzigen und dem weichen, vergebungreichen Christentum, ist in ihrer Konzeption offenbar der Entwicklung und Ausgestaltung der äußeren Handlung aar ausgegangen. Es fehlt der innige Kontakt beider, es fehlt die tiefere Notwendigkeit, mit der Außerliches aus Innerlichem, innerliches Erleben aus äußerlichen Geschehnissen folgt. Etwas Paradigmatisches liegt so von aarn herein in der Fabel des Drama's, und es ist nur natürlich, daß fa alles auf die Spitze getrieben erscheint und es an Absichtlichkeiten und erzwungenen Extremen, namentlich in der Charakterzeichnung, nicht mangelt. Die Schwarz-Weiß-Malerei längst überwandener Epochen wird wieder lebendig, die einzelnen Gestalten sind nicht aiel mehr als Personifikationen bestimmter Begriffe.

In besonderer Weise gilt dies von dem Bösewicht des Stückes, Georg von Buchau, und von dem Vertreter der Religion der Liebe, Hans Reichardt, der denn doch des Guten zu viel thut, wenn er sich in seinem hochherzigen Empfinden als Versführer seiner, den Künsteln Georgs zum Opfer gefallenem Cousine ausgiebt, freiwillig den Fluch des alten Reichardt, seines strenggläubigen Onkels, auf sich nimmt, und seine Stellung, die ihm allein Glück und Frieden geben kann, niederlegt. Solcher Wunderschickungen finden sich in Michaels Buche noch mehr. Dem Gesamteindruck stören sie nicht. Es liegt etwas Johannesstimmung, seinem tieferen Kerne nach, über dem Drama. Der harte Ernst des Buspredigers triumphiert, bis die siegende Liebe kommt und mit glänzender, selbstloser That das Wirken der strengen Gerechtigkeit in den Schatten stellt. In diesem Kampf, dieser Auseinandersetzung zweier einander entgegengesetzter Welt- und Lebensanschauungen liegt der Schwerpunkt des Werkes; hierauf hat Michael auch alle Kraft konzentriert. Eine größere bühnentechnische Erfahrung hätte diese Szenen immerhin noch wirksamer herausarbeiten und Mäßigung im Gebrauche überschwänglicher Vibelität hätte zu ihrer inneren Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit nur beitragen können.

In Friedrich Jansens Drama fällt die Linie, die uns bisher aufwärts führte, wieder auf einen bedenklichen Tiefpunkt herab. Es ist in Jamben geschrieben, zum Teil in fürchterlichen Jamben. Ein geschichtlicher, übrigens ganz dankbarer Stoff ist in der denkbar bequemsten und konventionellsten Form behandelt. Ein typisches Epigonenwerk, Schablonenarbeit niedrigster Rache. Nirgends ein Stückchen Dichter-individualität, das neugierig und nachdenklich über die Mauern dieser Puppenwelt hinwegschaut. Denn ein Puppentheater ist es. Am liebsten sprechen diese Puppen abendrein in Ronalogen. Sehr stolz war ich, als ich neben den vielen sprachlich schlechten

Verse, deren sie sich bedienen, auch einen in metrischer Hinsicht unmöglichen und ungläublichen entdeckte; wer ihn lesen will, findet ihn auf der ersten Seite des Buches. Die Kuriosa sangen aber noch früher an; schon auf dem Titelblatt: es meldet uns, daß es sich hier um eine zweite Auflage handelt. Dies Faktum giebt uns denn doch ein wenig zu denken!

Eberhard Buchner.

Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten von Friedrich Duckmeyer. München, Staegmeyer'scher Verlag.

Ein für Alle. Eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Duckmeyer. Ebenda.

Der Zeitungsbauer (Agrarier). Trauerspiel in vier Akten von Fritz Stoffel. Bühnenverlag von Lucas in Ebersfeld.

Die beiden Bücher des Herrn Duckmeyer, eines Maläanders, der schon eine große Fülle Materialur geliefert hat, führen uns in die Ferne, das eine in's alte Rom, das andere nach Samarkand. Es läßt sich schlechterdings nichts dabei sagen und denken, als daß sie eine in ihrer Art unübertreffliche Mischung von plattester Geschmacklosigkeit und schrecklicher Langweiligkeit zu Wege brachten.

Fritz Stoffel dagegen besitzt lebediges, nicht tiefes, aber kräftiges Talent zur Bühnenschriftstellerei; auch ist mit einigen Kürzungen sein Stück für kleinere Bühnen zweifellos empfehlenswert.

Theodor Lessing.

Vermischtes.

Wagneriana. Erlebte Ästhetik von Dr. Arthur Seidl. I. Band: „Crede einer Richard Wagner-Kultur.“ — Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. (Bd. II und III folgen nach bis Februar 1902.)

Da der Herausgeber dieser Zeitschrift doch unmöglich von einem ihrer Mitarbeiter sich hier herausstreichen lassen kann (das

Verzauen möchte schon weit eher angehen), ja sei nachfolgend lediglich zur knappen Charakteristik und Vermiedung etwaiger, bei dieser Veröffentlichung naheliegender Mißverständnisse wenigstens eine Art von Auseinandersetzung und Wechselrede dem Buche mit auf den Weg gegeben, wie sie sich (frei nach dem „Tannhäuser“) bei seinem Erscheinen zwischen den älteren „Wagnerianern“ strikter Observanz, den eigentlichen „Bayreuthern“ und Rittern des hl. Grals-Kultes, und dem Verfasser des Werkes vom „Modernen Geist in der Tannkunst“ sehr wohl abspielen aber abgepielt haben könnte . . .

Jd: „Im Traum war mir's, als hörte ich,
Was meinem Ohr so lange fremd!
Als hörte ich der Gloden fromm Geläute: —
O sagt! Wie lange hört ich's doch nicht mehr?
Ich wanderte in weiter, welters Fern', —
Da, wo ich nimmer Rast noch Ruhe fand.
— — — — —
Da, jetzt erkenne ich sie wieder,
Die schöne Welt, der ich entrückt!“

Bayreuth: „Er kehrt zurück, den wir ver-
loren!“

Jd: „Lobt mich! Mir frommet kein Verweilen,
Und nimmer kann ich rastend sehn;
Mein Weg führt mich nur vorwärts ellen,
Denn rückwärts darf ich niemals sehn!“
Sdl.

Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Dr. Egan Komorzynski. Berlin, B. Behrs Verlag.

Der Verfasser, der in erster Linie Literaturhistoriker zu sein scheint, sucht in zwei Abschnitten Schikaneders Leben sowie dessen Thätigkeit als Theaterdichter zu schildern, aber auch zu beleuchten. Mit Glück wird uns ein Bild vom „Erdenwallen“ des großen, in der Erfindung von neuen Kniffen und Effekten unerschöpflichen Theater-technikers gegeben und dabei mit mancher Fabel und Legende aufgeräumt. Auch die Analyse von Schikaneders überaus zahlreichen Stücken, von seinen ersten Singspielen aus den Jahren 1776 bis zu seinen

mährischen Ritter- und Zauberstücken von 1812, die in ihrer kindlich-phantastischen Weise einzig dastehen, all' das ist vom Verfasser mit Sorgfalt und Verständnis gegeben. Doch ist Komorzynski auch bemüht, seinen Heiden von schweren Vorwürfen (s. z. B. der Fall Mozart) „reinzuwaschen“, ja selbst auch den Stücken zum Teil einen höheren Wert zuzuerkennen. Bekanntlich war Schikaneder der Librettist der „Zaubersitte“, und dieser widmet der Verfasser ausführliche Betrachtungen. Der Musikfreund wie der Forscher wird hier für die Entstehung der Oper manches Neue finden und oiesach angeregt werden. Doch möchte ich auch auf einige kleine Mängel hinweisen, die dem trefflichen Buch als solchen natürlich noch nicht zu schaden brauchen. Warum geht der Verfasser der Musik, die in Schikaneders Leben eine so heroarragende Rolle spielte, so ängstlich aus dem Wege? Von Schikaneders Kompositionen erfahren wir nur einmal in einem kurzen Satze (S. 81); bei Mozarts „König Thamos“, dem ja der Verfasser selbst (S. 134) für die Entwicklung des Komponisten eine Bedeutung zuerkennt, hätte doch kurz (S. 118 etwa) auf die programmatischen Ansätze, die sich in ihm finden, hingewiesen werden sollen. Auch oermißt man (auf S. 105 ff.) die Verarbeitung und Einbeziehung von Leopold Schmidts ausgezeichnetem Buche „Die Märchenoper“, das für die Einschätzung der Brunk- und Zauberoper so wertvolles Material bietet. Wäre nicht ferner auf dem Münchener Kreisarchiv nach manches Interessante zu halen gewesen? Verdiente nicht ebenfalls der oenetianische Bucentaurus (S. 102) eine größere Anmerkung, die auf dessen Beliebtheit im 17. und 18. Jahrhundert hinwiese? — Wohl niemand wird das Buch ohne Nutzen aus der Hand legen.
Ludwig Schiedermair.

Bibliothek der Länderkunde. Die gewaltige Ausdehnung, die der deutsche Handel genommen, das Kolonialfieber, das

weite Kreise ergriffen hat, in Verbindung mit dem uralten Interesse für fremde Länder, daß im deutschen Volke besonders lebendig ist, wie schon der Umstand beweist, daß in Nürnberg der erste Globus, in Basel die erste Kosmographie geschaffen wurden: diese drei genannten Dinge sichern gerade heute geographischen Werken eine Teilnahme, wie sie nicht gleich wieder Büchern aus anderen Wissenszweigen entgegen gebracht wird. Selbst verhältnismäßig kostspielige Werke, wie etwa die Reiseskizzen des Brachhaus'schen Verlages, finden guten Absatz.

Unsere geographische Litteratur braucht aber auch bezüglich Quantität und Qualität den Vergleich mit der anderer Nationen nicht zu scheuen. Wir verfügen sowohl über eine stattliche Zahl von Kampenbien, als auch über eine noch höhere von Detailwerken. Was uns jedoch bisher fehlte, das war eine allgemeine, auf der neueren Forschung basierende Länderkunde. Diese wirklich aarhandene „Lücke“, — man ist gegen dieses Wort mit nur allzu viel Recht mißtrauisch geworden! — die Sieaers nicht ausfüllen konnte, soll nun die im Verlage von Alfred Schall in Berlin erscheinende, von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fikner herausgegebene „Bibliothek der Länderkunde“ ausfüllen. Die Herausgeber haben eine Reihe der hervorragenden Geographen für das Unternehmen gewonnen, so daß ein gutes Gelingen der Aufgabe: nämlich „auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage jeden der in Betracht gezogenen Erdräume von einem tüchtigsten Kenner desselben in seinen Wesenszügen gemeinverständlich, an der Hand guter Beranschaulichung, durch naturgetreue Bilder und zweckmäßig gewählte Spezialkarten zu schildern“, nicht in Zweifel zu ziehen ist.

Der vorliegende erste Band von Dr. Karl Frieder ist der „Antarktis“ gewidmet. Frieder steht auf der Höhe seiner Ausgabe. In den sieben Kapiteln des Buches ist alles zusammengetragen, was wir über die

südlüche Kalatte unseres Planeten wissen, und in lichtvoller, fesselnder Darstellung vor dem Leser ausgebreitet. Wir lesen die gerade hier so wichtige und interessante Geschichte der Erforschung des unwirtlichsten aller Erdgebiete, wir werden über Oberflächengestaltung und gealogischen Aufbau, über Klima, Eisverhältnisse, Vegetation und Tierleben aufgeklärt, und ein eigenes Kapitel ist der Zukunft der antarktischen Forschung gewidmet, die in dem Direktor der Seewarte in Hamburg, Georg Reumayer, den eifrigsten Förderer einer deutschen Südpolexpedition hat (an welcher bekanntlich demnächst auch ein Münchner Arzt, Dr. med. Hans Gazert, persönlich sich beteiligen wird, v. Schriffl.). Freilich, materielle Güter sind in jenen eisstarrten Regionen nicht zu haben; wohl aber giebt es physikalische und biologische Fragen, die nur im Gebiete des Südpols zu lösen sind, wenn wir auch nicht jene grandiosen Hoffnungen teilen können, die der phantastische Wilhelm Bölsche in seinem Artikel „Das Geheimnis des Südpols“ ausspricht. Frieder versteht es jedoch ganz außerordentlich, für diese Fragen, wie überhaupt für sein Thema, zu interessieren; trotz strengster Wissenschaftlichkeit webt er einem leisen romantischen Schleier um die südlüche Thule, die ja seit den Tagen Hipparchos und Ptolemäus' einen besonderen Reiz auf Denker und Entdecker ausgeübt hat.

Der Text wird durch eine schöne Anzahl vorzüglicher, authentischer Illustrationen und Karten wirksam unterstützt, die Ausstattung ist eine durchaus gebogene und läßt den Preis von fünf Mark pro Band gering erscheinen. Halten sich die folgenden Bände auf der Höhe der „Antarktis“, dann darf man der „Bibliothek der Länderkunde“ mit allem Recht den ersten Rang in unserer geographischen Litteratur anweisen.

Karl Bienenstein.

„Ernst von Wolzogens Überbrettel in Wort und Bild“ hat Frau A. Hertwig in München (im Selbstverlag) er-

scheinen lassen. Das kleine Album enthält die nach Liebhaberzufnahmen der bekannten Amateur-Photographien hergestellten Porträts des „Brettli-Barons“ und seiner lustigen Kameraden. Die Bilder sind durchwegs gut gelungen, zum Teil sogar vorzüglich, wie z. B. die Wolzogens selbst, der Olga Destrée, Bogumil Zepfers und Hessners, der einem sein „Serous, kleine Kröte“ entgegen zu rufen scheint; und Bierbaums „lustiger Ghemonn“ dreht sich wirklich „wie ein Pfau“ in seinem Kostüm der dreißiger Jahre. Was den Text anlangt, so besteht er nur aus einigen Zitaten der bekannten Brettlieder. Frau Hertwig hat sicherlich den vielen Freunden des „bunten Theaters“ Freude mit diesem kleinen, bescheidenen Büchlehen machen wollen; aber es wäre doch zu wünschen gewesen, daß die Herausgeberin ihr Werkchen mehr dem Stil des „Überbrettli“ angepaßt, oder doch Alles von ihm ferngehalten hätte, was an unsern heutigen, aufdringlichen Zeitungs-Klameffil zugleich erinnert. Und dazu gehört vor

Allem die Anpreisung der Kompositionen des „Brettli-Repertoires“. Doch ferner auf der letzten Seite „Sonotagen als glänzend bewährtes Mittel bei allen neurosthenischen Zuständen“ empfohlen wird, soll doch die Leser und Besucher nicht etwa in jart bedeutender Weise darous aufmerksam machen, daß es geroten sei, sich gerade hier mit solchen Reklamementen vorzufehen? Und daß die Bilder mit „Gdrj' Doppel-Knostrigmat“ ausgenommen sind, was bei allen Bildern immer wieder eigens betont wird, erinnert doch bedenklich on jene alle 14 Tage in der „Woche“ erscheinenden Momentaufnahmen mit demselben Apporot, die Herr Scherl doch sicherlich nicht aus Interesse für die Fortschritte der Photographie in seinem „Weltblatt“ bringt. (Zum Mindesten klingt das alles wie eine leidige Reminiszenz, an den ebenso unkünstlerischen und abscheulichen wie aufdringlichen Annoncen-Vorhang von E. von Wolzogens „Buntem Theater“ on der Berliner „Sektions-Bühne“.) Franz Bogner.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Lindhammer, Hedwig: Die Wohlfahrts-einrichtungen Wiens. Herausgegeben vom Verein für Fraueninteressen. München, August Schupp. 195 S. M. 1,20.

Kudlinski, E.: Der Imperator. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, G. Pflers. 335 S.

Fürer, Dr. Hermann: Die Entwicklung in der Aufs. Ein Erläuterungsversuch. Straßburg, J. D. Ed. Heis (Heg & Haasch). 71 S. M. 1,50.
Füllig, H.: Das zehnjährige Gwerchschicksel, die Entwicklung und wirtschaftlichen Kämpfe der zehnjährigen Gwerchschichten. Leipzig, Verlaganstalt der Leipz. Volkzeitung (H. Feinlsh). 190 S. M. 1,—.

Krugras, Gaston: Der Herzog von Sausun und die intimen Kallerte 1747—93. Aus dem Französischen überfetzt von Paul Bornstein. München, Albert Langen. I. Band 267 S., II. Band 337 S.

Krause, Wilhelm: Das neue Lieb. Zur Ästhetik der modernen multitalischen Lyrik. Heft 4 der Sammlung moderner Flugchriften: „Freie Worte“, herausgegeben von Dr. Ludw. Jacobsohn. Bünden I. B., J. G. C. Brunk. 44 S. Brauch. M. 0,80, geb. M. 1,—.

Raupfants, Gut de: Das Loth. Ri. Bibl. Langen, Bünden. 121 S.

Ravay, H. G.: Die Weltkraft in Bergengraffelt, Gegenwart und Zukunft. Zur Jahresbeziehung.

- Berlin-Oern, Klademischer Verlag f. soziale Wissen-
schaften (John Gutfreund). 727 S. M. 10.—
- Reincke, Wilhelm: Wirtschaftliche Kolonial-
politik III. Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G.
Weincke). 47 S.
- Reyer, Dr. phil. Heinrich: Die Sprache der
Burren. Einleitung, Sprachleber und Sprachproben.
Göttingen, Franz Hunder. 87 S. M. 2.—
- Reyer, Richard W.: Goethe als Psycholog.
Festschrift. Sonderdruck aus dem „Goethe-Jahr-
buch“ 22. Band. 26 S.
- Reyde, Rina: Finken unter der Kiefer. Roman.
Leipzig, Paul Zsch. 345 S. M. 3.—
- Richter, Alfred: Künstler und Publikum.
Eine literarische Studie für Italien. Oberwall-
Berlin, Verlag „Jung-Deutschland“ (G. Döhl).
70 S. M. 1.—
- Ronalds Bericht über Kunstwissenschaft und
Kunstlehre. Vortrag von Hugo Wehling, abgedr.
von dem Schulz in Stornberg; Heft 1—7.
München, Hugo Wehling.
- Rangrod, Paul: Ulfslaf. Gedichte. Leipzig,
Hermann Hermann Nachf. 214 S. M. 3.—
- Rastlowski, Alexander: Das über-Büch-
Licht. Leipzig, Ernst Reils Nachf. (G. m. b.
H.). 110 S. M. 1.—
- Ruff, Dr. Christian: Humanitäre und
Realistische Bildung. Berlin, G. Grese. 88 S.
- Ruff, Dr. Alfred: Revolution des Sozialismus.
I. Band. I. Teil. Berlin-Oern, Klademischer Verlag
f. soz. Wissenschaften (Dr. John Gutfreund). 277 S.
M. 4.—
- Ratljen eines Eaten aus der Literatur
der Geisteswissenschaften, in 7 Fragehefte geordnet.
Berlin, Siegfried Grossbach. 74 S. M. 1.—
- Reiterwig, Hermann: Warum darf und soll
man in der Lektüre spielen? Eine Antwort auf
die Frage: „Das Glück in der Lektüre“. Dessau,
Hermann Dietrich. 24 S. M. 0,25.
- Rezeleide: Was sind Odo-Jelam-Grüder und
was wollen sie? Wesen, Bedeutung und Ziele der
Odo-Jelam-Kogen. Oberndorf. 22 S. M. 0,50.
- Ritzmanns, J.: Horn und Jarde. Hamburg,
Alfred Janßen. 212 S.
- Ritter, Wido: Berlin wie es war und wurde.
Zur Geschichte der Stadt. 111 S. M. 2,50, geb.
M. 4.— — Das Reich der Freysch. Schauspiel
in 5 Akten. 72 S. Broch. M. 1,50 — Der neue
Stern. Drama in 5 Akten. 84 S. Broch. M. 1,50.
— Im Geiste der Fächer. Fünf naturwissenschaftliche
Skizzen. 148 S. Broch. M. 1,50, geb. M. 2,50. —
Schmiltz: Leipzig und Berlin, Georg Heinrich
Reyer.
- Verfall, K. von: Aus der Geschichte der Ober-
Kas. Göttinger Bibliothek? Nr. 2. Ber-
lin W., Rich. Göttinger Nachf. (H. Ströger). 96 S.
M. 0,50.
- Wardien, Friedrich Dr. Hermann von der:
Mitteltische Skizzen I. u. II. Neue Folge. München,
G. v. Sed (Oskar Beck). Band I 248 S., Band II
263 S. Jeder Band brosch. M. 4,50, geb.
M. 5,50.
- Worben, Otto v. der: Werden und Wesen
des historischen Drama's. Heidelberg, Carl Winter.
207 S. M. 3,50.
- Wittliphon, Professor Dr. Ludwig: Haben
wirklich die Juden Jesus gekreuzigt? 2. Auflage.
Leipzig, W. B. Kaufmann. 64 S.
- Wocke, Dr. J.: Der Schlaf und das Schlaf-
zimmer. Ein hygienisch-dietetisches Handbuch als
Wegweiser zur Erlangung eines natürlichen und
erquickenden Schlafes. Berlin SW., Edward Beyer.
107 S. M. 1,50.
- Wocke, Wilhelm: Schlaflose. Novellen. Ham-
burg, Alfred Janßen. 190 S.
- Wolens, Wilhelm von: Eugenisland. Dorf-
geschichten. Berlin W., Fontane & Co. 87 S.
M. 1.—

- Wrasow, Max: Der gelbe Domino. Roman.
Aus d. Franz. übertr. von Hans Jürgen. München,
Albert Langen. 174 S.
- Wieland, Eugen: Gottlieb der Deutsche.
Dem deutschen Volk vor Augen geführt. 115 S.
— Gottlieb. Biographische Skizze. 81 S. Seides:
Berlin, Gottlieb-Verlag.
- Weller, Dr. Kurt: Sagen, Gedächtnis und
Sprachwörter des Nibelungen. Rempfen, J. Rößel.
Band I. 167 S., Band II. 640 S. Broch. Heft
M. 1.—
- Weligton der Zukunft: II. Teil. „Das
rallende Rad des Lebens und der freie Aufbruch“
am 1. d. Schluß. 3. Aufl. Frankfurt a. M.,
Neuer Frankfurter Verlag (H. m. b. H.). 195 S.
M. 2.—
- Werner, Paul: Dreygloden. Ein Schauspiel.
Berlin und Leipzig, Schuber & Köster. 56 S.
- Wittler, Paul: Hermann: Über die materielle
und soziale Lage des Dichterjünglers. Ein Wahr-
ruf an Eltern, Hausväter und Erzieher. München,
Rar. Voelk. 39 S.
- Wohlfarth, Henry: Abenteuer meines Lebens.
Deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Stutt-
gart, Robert Kug. Band I 376 S., Band II 410 S.
- Wolter, Arthur: Es giebt keine Feinde.
Ein Klugenbuch. München, August Schupp. 138 S.
- Womatz, L. v.: Dichtergedichte. Gedächtnis-
Kas. Göttinger Bibliothek? Nr. 3. Berlin W.,
Rich. Göttinger Nachf. (H. Ströger). 84 S. M. 0,50.
- Wolferberg, Paul: Kapitol I. am Schluß
seines Lebens. Übertragen von Oskar Worsing
von Wiesbaden. Leipzig, G. Schmidt und C. Götter.
277 S. (97 Illustrationen). Broch. M. 1,50, geb.
M. 10.—
- Wollnauer, Benno: Sportlerleben aus
Grenzbüch. Über Schindler, Kunst und Kultur.
Strasbourg I. G. J. d. Gd. Feig (Weig & Rübner).
192 S. M. 3.—
- Wollnauer, Dr. Paul: Ernst von Schuch.
Leipzig, Hermann Hermann Nachf. 31 S.
- Wolke, Hugo: Selamanna im Bode. Schauspiel
in einem Aufzuge. München, Albert Langen. 58 S.
- Wolke, Friedrich: Die Kunst und
Leben. Studien und Selbstbilder. München, Fr.
Brudmann S.-G. 224 S. M. 4.—
- Wolke, Eugen Heinrich: Das Talfer
und seine Bedeutung für unsere Kultur. Leipzig, Eugen
Diederichs. 482 S. Broch. M. 5.—, geb. M. 6.—
- Wolke, Hermann: Theater-Handbuch. Novelle.
Leipzig, Ernst Reils Nachf. 110 S. M. 1.—
- Wolke, Dr. med. F.: Von Krüden und Patienten.
Entstehung und unheiliger Väterleben. 2. Aufl. München,
Geig & Schauer. 160 S.
- Wolke, Wilhelm von: Kanette von Drosche.
Eine Auswahl aus ihren Gedichten, mit Kanette-
rhythmus der Dichterin. Leipzig, Eugen Diederichs.
247 S. Broch. M. 4.—, geb. M. 5.—
- Schiffsteller und Journalisten-
Kalender, herausgegeben von Emil Thoman.
Leipzig, Walter Fischer. 342 S.
- Schwann, Woldemar: Liebe. Leipzig, Eugen
Diederichs. 296 S. Broch. M. 5.—, geb. M. 6.—
- Schwartz, Karl Job.: Der Ungeduldige.
Roman. 215 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4,50. —
Der Weg zur Ehe. Schauspiel in 3 Akten. 80 S.
M. 2.—, — Seides: Oberwall-Verlag,
„Jung-Deutschland“ (G. Döhl).
- Schwarz, Heinrich: Friedeländers Lebenslauf.
Für große und kleine Leute erzählt. Berlin SW.,
G. G. Heinrich Meyer. 389 S. Broch. M. 3.—,
geb. M. 4.—
- Schwarz, Carl: Das Venezianische Weltbild I,
die Vita. Heidelberg, Carl Winter. 106 S.
M. 3,00.
- Scheidtgen, Fr.: Drei Geboden. Roman.
Leipzig, E. Staackmann. 298 S. Broch. M. 4.—,
geb. M. 5.—

Der Spielmann. Heft 4 und 5. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Berlin W., Fischer & Franke. M. 0,80.

Girren, Maurice Reinhold von: Kündenlicht. Neue Gedichte. Wien-Wien-Verlag, C. Herr. Verlagsanstalt. D. 2.

Stod, Dr. Otto: Friedrich Hegelsche der Philosophie und der Philosophie. Braunschweig, Georg Westermann. 62 S.

X-Städien. Zeitschrift, Heft I—VII. Erscheint jeden Montag. Wien XVIII./L, Währinger Gürtel 111. Heft 32 S. M. 0,20.

Strobl, Karl Hans: Aus Gefunden und Abgefunden. Hymnen aus dem Alltag und von drüben. Leipzig, Hermann Hermann Nachl. 173 S.

Szaboda, Alsdorf: Ideale Lebensstile. Band I. 391 S.; Band II. 506 S. Leipzig, G. G. Raumann.

Theodor, Josef: Das Entschleht. Drama in 3 Akten. Sonderabdruck aus der Monatschrift „Nord und Süd“.

Theodorson: Fahrten und Tatumme deutscher Maler. Biographische Bilderbogen lebender Künstler. (Zeitschrift) Berlin W., Fischer & Franke. Heft M. 2.— bis M. 2,50.

Tiele, Adolf: Ethnauf zur lebenden Kunst! Baumgedanken. Chemnitz, Selbstverlag des Verfassers. 40 S. M. 0,20.

Thoma, Ludwig: Die Rebelle. Komödie in einem Akt. München, Albert Langen. 102 S. M. 1,50.

Tolstol, Graf Leo von: Kultur an die Menschheit. Übersetzt von Albinus Gumbton. Leipzig, Eugen Diederichs. 113 S.

Ueberside: Die Sklaverei unserer Zeit. Aus dem Russischen übersetzt von E. H. Gausl. Berlin, Otto Janke. 130 S. M. 1,—.

Zamiatz, Hugo: Erläuterung der Epr: „Die Pastora“, Gedichte von Nikolaus Henck zur Ruhf von Antonio Smeraglia. Leipzig, C. Hoffbauer. 23 S.

Zischka, Anton: Ja, die Brauereimutter! Al. Blin. Langen, München. 160 S.

„Büchertisch“ — Quindecim Monatschrift, herausgeg. von E. R. Kren, Dr. phil. Heft I, und II. München, Verlag „Büchertisch“ — Leipzig, bei Otto Reiser (vorm. Sud. Gregers Rasparage-Gesellschaft-Verlag).

Waldsch, Theodor: Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtnis des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Eugen Diederichs. 114 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Walgand, Wilhelm: Hieran Geer. Ein deutsches Teuerfest in 5 Aufzügen. Leipzig und Berlin NW., Georg Felisch Meyer. 143 S.

Wille, Dr. Bruno: Materie nie ohne Geist. Vortrag. Berlin-Bern, Akadem. Verl. f. Ges. Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 33 S. M. 1,—.

Wird, Richard: Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. München, J. Neumann. 236 S. M. 4,50.

Wuertmann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, I. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 667 S.

Wolf, Prof. Dr. Julius: Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Berlin, Georg Reimer. Vierteljahr. M. 4,—.

Wotgast, Helm. und Spodr, Wilh.: Einblick Künstlerische für die Kinder. Beiträge zur Frage der Jugendliteratur und des Bilderbuchs. Berlin W., Verlag „Genies Wollen“. 16 S.

Yabel, Eugen: E. R. Tolstol. Die Sammlung „Dichter und Dichter“ VI. Band, herausgeg. von Dr. Rudolf Leber. Leipzig und Berlin, C. H. Hermann & Wien (Gesellschaft für Genetische Industrie). 152 S.

Yahn, G.: Herzogtsäden. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 327 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Yota, Emil: Die Kiste Davids. Der Stieglitz der Biederzeit. Übersetzt von Paul Zeltner & Kauf 293 S. — Arbeit. Roman in 2 Bänden (3 Bücher). Der „Die Gangelien“ 2. Teil. Übersetzt von Leopold Holzweil. Geb. M. 4,—, geb. M. 5,—. — Helber: Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

NB. Das nächste Heft der „Gesellschaft“ erscheint gegen Mitte August als Doppelheft!

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaufbachstraße 87, II.
Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von 4 $\frac{1}{2}$ —6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unentgeltlich eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiläufig — Brief- und Manuskripte, Zeitschriften- wie Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anfragen oder Geldbestellungen: an den Verlag erbeten. — Prospektliste auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pierzon's Verlag (A. Linde) in Dresden.



Eduard Aly.

Nach einer Plafette des Direktors B. Ibbhaus
Arnold Kramer.



Band III. * 1901. * Heft 3/4.
*

„Auf drehbarer Bühne.“*)

Festspiel

mit Musik und Gesang, eigens verfaßt zur feierlichen Eröffnung des
Münchener „Prinzregententheaters“.

Mitwirkende:

Rabbi Sichel, Oberrabbiner, Intendant, Professor, Ritter hoher Orden, aber
noch nicht des Zivilverdienstordens.

von Pfiffig, ganz heimlicher Rat, Anwesenbesitzer in unmittelbarer Nähe
des Prinzregententheaters.

Knurrig und Immergrün, Verleger des vornehmsten Blattes Mittel- und
Süddeutschlands. 97 000 Auflage. Kunst-, Alpine und Sport-
Zeitung. Täglich zweimal.

Theilmann und Schnittmann, Baumeister mit und ohne Akkord. Eigene
Abteilung für Immobilien- u. Terraingesellschaft. Telefon Nr. 97 714.

Pfründner, Rentner, Aufsichtsrat der Terraingesellschaft.

Pinsel, Advokat, stiller Berater der Immobilien- und Terraingesellschaft.

Schöps und Trottelberger, Münchener Bürger, Schöps nebenbei noch
Mitglied des Münchener Gemeindefollegiums vom Jahre 1865.

April, Tonkünstler und Musikkritiker, Spezialvertreter der Firma Wagners
Witwe und Sohn.

Die sechszwanzig Redakteure des vornehmsten Blattes Mittel- und
Süddeutschlands.

*) Durch besonders günstige Umstände sehen wir uns in die angenehme Lage versetzt,
unseren geschätzten Lesern bereits heute den authentischen Text des Festspiels dar-
zubieten, das am 20. August in dem neuerbauten Münchener Bühnenhause sich abspielen
wird.
Die Schriftleitung.

Das Münchner Kindl.
Die Bavaria.
Die Zuschauer.
Die drehbare Bühne.

Die genaue, sorgfältige Inszenierung des ganzen Festspiels, sowie die Oberleitung, hat sich Herr Intendant Rabbi Sichel persönlich vorbehalten.

Musikalische Leitung: Herr Hofkapellmeister Tumppe, künftiger Generalmusikdirektor.

Decorationen, Beleuchtung zc.: Meister Lautenspieler, der zugleich Erfinder der drehbaren Bühne.

Die Rollen des Rabbi Sichel, der Anurrig und Immergrün, der Herren von Pfiffig, Pfündner, Pinsel und der beiden Architekten werden von stadtbekanntem Münchener Persönlichkeiten verkörpert, auch der Darsteller des Tonkünstlers April dürfte sich eines Rufes erfreuen. Die sechsundzwanzig Redakteure werden dargestellt von lauter ausgeprägten Individualitäten. Für Schöps und Trottelberger sind solide Kräfte aus alten Bürgerkreisen gewonnen worden, die Rollen der Bavaria und des Münchner Kindl wurden von den betreffenden Herrschaften selbst in liebenswürdigster Weise übernommen.

Was die Zuschauer betrifft, so bestehen sie zum ersten Teil aus den bekannten, gewappelten Erscheinungen der oberen Zehntausend. Maler, Dichter, Chinareisende, die sich immer gern sehen lassen, kommen dazu. Universitätsprofessoren mit gleicher Absicht keineswegs ausgeschlossen. Zum offiziellen Aufpuß: ein Bürgermeister, drei Minister, Beamte, Landtagsabgeordnete in trachtledernen Hosen.

Den zweiten Teil der Zuschauer stellen die von der eigens gebildeten Eintrittsbilletspreisermäßigungskommission zugelassenen Menschen. Hier kommt es weniger auf einen Namen und auf Geld an, als vielmehr auf breite Hände und gute Lungen. Daher sind Leute aus allen Ständen geduldet.

Beginn der Komödie:

Erstes Bild.

Es treten sechs Posaunenbläser auf die Brüstung des Prinzregententheaters und blasen das eigens hierzu komponierte Reklamemotiv. Die Zuschauer, vor dem Theater schon lange versammelt, ziehen auf, in die einzelnen Sitzreihen. Jede Gruppe wird geführt von einem Angestellten der Firma Theilmann und Schnittmann, Abteilung für Terraingesellschaft, im Kostüm der Herolde, „Tannhäuser“ II. Akt. Weibevolle Stimmung. Das unterirdische Orchester spielt den Einzug der Gäste. Die Zuschauer jagen: „Freudig begrüßen wir . . .“ in angemessenem Tempo mit. Wenn der letzte Ton verklungen, erhebt sich tosender Beifall, geleitet von der Eintrittsbilletspreisermäßigungskommission. Herr Hofkapellmeister Tumppe steckt den Kopf einen Augenblick aus einer Luke des unsichtbaren Orchesters hervor. Neuer Beifallsturm. Herr Tumppe will auch sofort wieder erscheinen, aber die Kommission winkt den Zuschauern ein bißchen zu früh ab. Jetzt tiefe Stille. Große Spannung. Plötzlich teilt sich der Vorhang ein wenig, und

es erscheint das bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Münchner Kindl mit offenen Armen. Es spricht:

Zum Anbeginn der hehren Feier
Grüß ich Euch all, ob Müller oder Meier,
Ich grüße Euch mit hohem Freudentriller,
Wie Ihr auch heißt, ob Mayer oder Miller,
Ob Schmitt mit dt oder Gruber,
Ich grüße Euch, vereinte G'schaf'thuber.

(Es sieht sich um.)

Dem Himmel töne Lob und Preis,
Es fehlt kein einz'ger Jubelgreis,
Ein Jeder sitzt im dicksten Fett
Auf seinem großen Freibillet
Und dünkt sich sonderlich erlauch't,
Dieweil er nichts zu zahlen brauch't.

(Es faltet bewundernd die Hände.)

Mein trunk'nes Mug' kann kaum sich finden,
Ich seh' die Herren all' im Frack,
Im Kaltenehemd und weißen Binden,
Und in der Hand den Chapeau-claque.

Ein holder Damenkreis inmitten,
Die Steine auf dem stolzen Haupt,
Die Taille möglichst ausge schnitten,
So weit die Sitte es erlaubt.

Es strahlt von Osten, Westen, Norden,
Von Süden rings, in Gold geschient,
Das echte Feuer hoher Orden,
Die alle gar so schwer verdient.

(mit einem tiefen Seufzer)

Doch ach! Wer zählte wohl die Gruppen,
Wer nennt die Namen mancherlei,
Der Peterln auf allen Suppen,
Die, wo was los ist, stets dabei?

Mag darum keiner zornig wettern,
Der mir in solcher Eil' entwich,
Es druckt ihn ja mit fetten Lettern
Das Hauptblatt Münchens unter'm Strich.

Mit diesem Troste soll er weilen
In Eurer Mitte frohen Sinns, —
Und nun mag sich der Vorhang teilen
Zum Zeichen sicheren Beginns.

Aufprasseln sollen alle Dünste
Des Schwefels in ein Flammenmeer,
Und durch Herrn Lautenspielers Künste
Schiebt sich die Bühne hin und her.

Da seht Ihr im Vorüberlaufen,
Wie mit den Jahren viel sich dreht,
Und wie im schönen Bogenhaufen
Ein neues Festspielhaus entsteht.

Es tritt auf die Seite. Im selben Augenblick träufeln gelbe Dünste vor dem Vorhang auf, die sich langsam verdichten. Das Orchester unter Hofkapellmeister Lumpe's umsichtiger Leitung stimmt den Schunkelwalzer an. Die Musiker singen mit: „Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume geseh'n!“ Immer höher ziehen die Dämpfe, wilder brodeln sie auf. Endlich, als die Musik die Schlupfackorde spielt, steigt rein und geläutert aus ihnen das alte Hofbräuhaus hervor.

Zweites Bild.

Ringsherum die historischen Arkaden. Stimmungsvolles Milieu aus dem Jahre 1865. Die Maß Bier nur fünf Kreuzer. Glückliche Zeiten. Keine Preußen im Lande. Baiern selbstherrlicher Staat. Stinkt nach Mettig und Käse. Großes Treiben vor der Schenke. Gemeindebevollmächtigter Schöps trifft beim Ausspülen des Kruges Bürger Trottelberger.

Schöps (nach langer Pause, sehr zufrieden). Dem hammer's g'steckt, dem gar andern.

Trottelberger. Wem denn?

Schöps. Dem Wagner Richardl, dem herg'laufana Musikanten.

Trottelberger. Habl's es eahm g'steckt?

Schöps. G'höri hammer's eahm g'steckt, und 'm Rini a, dem grad extra, 'm Rini, grad extra!

Trottelberger. Was habt's denn 'than?

Schöps. 'Nausg'schmissen hammer'n, den verhungerten Dubelsackpfeifer, jetzt kann er schaug'n, wo er sei Theaterbuden hinbaut, der Freimaurersg'sell, der dreckige. Mir geben Ioan Strich her vom heiligen Münchna Boden, am wenigsten für so an preußischen Schwimmer.

Trottelberger. Recht habt's, oes vom Gemeindefollegium, ganz recht.

Schöps. Nix da, mür san mür und bleiben's al! So, jetzt laf i mir an Stoa auf de Anstrengung hin.

Trottelberger. Gamma oan Weg, Herr Nachbar.

(Sie gehen zur Schenke.)

Das Orchester spielt und singt: „Hinum, herum, allerweil laudumm, laudumm, herum, hinum, allerweil laudumm.“

Das Münchner Kindl tritt wieder vor und spricht:

Herr Schöps und Crottelberger,
Die sind gar fein gepaart,
Sind sprechende Beweise
Von echter Münchner Art.

Im Wefen schlicht und bieder,
Aus altem Schrot und Korn,
Den weiten Blick im Schädel,
Die Westenkнопf' aus Horn,

Den Rosenkranz im Sacke,
Im Portemonnaie das Geld,
So spucken sie zu Boden,
Wie's grade kommt und fällt.

Sold' unerschrock'ne Männer
Geh'n immer gradeaus
Und weichen auch im Leben
Nie einem Andern aus.

Sie rempeln jeden nieder,
Und wenn der noch so schreit,
Das ist nun 'mal so Sitte,
Das ist Gemütlichkeit.

Freu' dich, o schönes München,
Und dank' mit mir dem Herrn,
Es halten solche Söhne
Jedweden Geist dir fern.

(Es klatscht in die Hände.)

Jetzt aber will ich präsentieren
Zwei Herr'n mit feineren Manieren!

Die Bühne dreht sich und mit ihr drehen sich zirka dreißig Jahre im Fluge.

Drittes Bild.

Eine öde Landschaft. Unbebautes Feld. Weite Kiesgruben. Im Hintergrunde Ziegeleien mit steilen Kaminen und verfallenen Häuten. Die ganze Szenerie nach der Natur aufgenommen von der Firma Theilmann und Schnittmann, Abteilung für Terraingesellschaft. Es ist Nacht. Tiefe, unheimliche Stimmung.

Rabbi Sichel (tritt auf in der Maske von Napoleon I. Grauer Mantel, Schiffhut und Regen. Geste von Waterloo. Er steigt in den Vordergrund der Bühne). Ich hörte marschierende Kolonnen . . . Sind's meine Grenadiere? Sind's die Fahnen, die ich geführt zu Kampf und Sieg? (Springt entsetzt zur Seite

und singt das hohe A.) Kommst du zu mir, entsetzliches Gespenst der Nacht, aus dunkeln Nebeln neu erstanden? Wer bist du? Steh! Ich banne dich!

von Pfiffig (tritt sehr leise auf). Glaub' gar, das ist der Rabbi Sichel? Richtig, ja! Warum schreien S' denn so?

Rabbi Sichel (in der Maste von Franz Moor). Verraten, ausgespioniert vom Hoftheater und dem Münchener Publikum, alle Geister gegen mich losgelassen! O Freund, Freund! Daniel von der billigen Grube, gib mir Ehr' und Stellung wieder!

von Pfiffig. Jetzt sind S' amal ruhig und erholen Sie sich a bissel! Da heroben is a recht gute Luft. Schöne Lag'. Angenehme Verbindung mit der Stadt. Neue Brücke. Wissen Sie was? Sie könnten sich eigentlich neben mir ankaufen?

Rabbi Sichel (als Octavio Piccolomini). War das die Meinung, Buttler, als wir schieden? Bei Gott, ich hebe meine Hand, ich bin an dieser ungeheuren That nicht schuldig!

von Pfiffig. Jetzt kommen S' nur mit mir, es wird sich schon alles machen. Kommen Sie, lieber Herr Rabbi! (Seht ab, indem er winkt.)

Rabbi Sichel (allein, in seiner Urmaske in „Freund Frih“). Und da sagt mer noch immer von de Juden, . . . de Juden . . . de Juden . . . (Er sinkt in die Knie und folgt dem Herrn von Pfiffig.)

Das Orchester spielt und singt: „Seh'n Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein“.

Das Münchner Kindl erscheint wieder und spricht:

Freundschaft, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken
Jetzt dein schönes Heiligtum.

Aber weh! Schon flücht die Presse
Dort ein Untier, wild erregt,
Und es naht die liebe Presse
Voll und ganz und unentwegt.

Mit 'ner Schar von Regensenten
Stürmt sie vor und wirft das Netz,
Denn die treuen Abonnenten
Brauchen manchmal eine Hez.

Die Bühne dreht sich wieder.

Viertes Bild.

Redaktionsbureau des vornehmsten Blattes Mittel- und Süddeutschlands. Hübscher Raum in nationalliberal-freisinnig-demokratischem Styl, der in allen

Farben schillert, vom zartesten Rosa bis zum grellsten Rot. Eigentlicher Charakter nicht recht zu entziffern. Entworfen und ausgeführt von einem ehemaligen Achtundvierziger. An den Wänden Porträts von Kaiser Wilhelm II., Dreyfuß, Bismarck, Rudlmeier, Goethe und Otto Ernst. Im Hintergrunde sitzen dreizehn Redakteure um einen großen Tisch und schreiben einen Leitartikel für die Abendnummer.

Alle im Chor (während sie schreiben). . . so möge denn auf jenen Höhen eine stolze Villenkolonie heranblühen, zu Ehr' und Nutzen unserer Mitbürger . . .

Verleger Knurrig (sitzt im Vordergrunde und raucht sehr gemächlich seine Zigarre). Bravo, meine Herren, nur immer schreiben, recht schön schreiben, mit einer gut gemäßigten Gefinnung, dann werden wir noch mehr Auflagen kriegen, noch mehr Annoncen, und so wahren wir am besten die alten Traditionen unseres Blattes. (Reibt sich die Hände und raucht weiter.)

Plötzlich geht die Thüre auf und sein Associé, Herr Immergrün, stürzt herein, gefolgt von den übrigen dreizehn Redakteuren der Zeitung.

Immergrün (in höchster Rage). Bei meinem ritterlichen Schutzpatron, der den Drachen getötet hat, so eine Gemeinheit war noch nicht da!

Knurrig. Was ist denn los?

Immergrün. Habt Ihr vielleicht noch nichts gehört? Der Pfiffig hat eine Villa gebaut, der Rabbi daneben, und jetzt ist der Rabbi über der Villa gar Direktor geworden von unserem Hoftheater!

Knurrig. Mein Gott, was ist denn da dabei?

Immergrün (immer heftiger). Was da dabei ist? Das will ich Euch zeigen. Das Handwerk will ich ihnen legen, einen Artikel will ich schreiben, daß der Pfiffig genug haben soll.

Seine dreizehn Redakteure (im Chor). . . genug haben soll.

Knurrig. Bitte, wir müssen Rücksichten nehmen, wir sind eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung . . .

Seine dreizehn Redakteure. . . mit beschränkter . . .

Immergrün (haut auf den Tisch). Tod und Teufel, is mir ja wurscht, wir legen los!

Seine dreizehn Redakteure. Wir legen los!

Immergrün (noch fanatischer). Auf der Stelle! Es ist kein Zufall, meine Herren, daß gerade jetzt in dieser gewitterschwangeren Zeit der Geist unseres seligen Ludwig herumgeht.

Tonkünstler April (tritt ein). Sehr treffend bemerkt! Unter dreihundert Spielabenden nur vierhundert Wagneropern! Das ist ein Skandal!

Immergrün. Das muß anders werden!

April. Das Orchester muß tiefer liegen!

Knurrig. Aber, meine Herren —

Immergrün. Der Pffiffig muß 'naus aus der Stadt!

April. Die Tempi müssen viel breiter werden!

Immergrün (steigt auf den Stuhl). Zur That, zur That! Uns der Pffiffig, dem April der Rabbi. Und das sage ich Ihnen, meine Herren: Pardon wird nicht gegeben! Hurra, hurra, hurra!

Seine dreizehn Redakteure. Hurra, hurra, hurra!

Chor der Rache. Alle ziehen den Federwisch und singen. Das unterirdische Orchester spielt den vierten Akt der „Hugenotten“. Knurrig und seine dreizehn Redakteure stürzen sich wütend auf die ganze Gruppe. Große Keilerei. Das Orchester geht von Meyerbeer zu Wagner über, „Meistersinger“, Prügelszene, II. Akt. Die Immergrünen bleiben Sieger und werfen die Knurrigen hinaus. Dann setzen sie sich an den Tisch und schreiben den Artikel. Tonkünstler April hat sich schon gleich zu Beginn der Keilerei empfohlen, um schnell nach Bayreuth zu telegraphieren.

Der Vorhang schließt sich.

Große Pause von einer Stunde. Die Zuschauer bewegen sich im Foyer. Die Terraingesellschaft läßt Champagner servieren, aber nur an besonders Gewappelte. Starke Erregung im Publikum — nicht über den Champagner, sondern über das packende, hochdramatische Festspiel. Der furchtbare Konflikt: Knurrig—Immergrün—Pffiffig erscheint Allen unlösbar und von den weittragendsten Folgen für München. „Was wird jetzt werden? Wird unser Hauptblatt gar gespalten und getrennt zweimal erscheinen?“ „Das wäre entsetzlich“, meint ein den gebildeten Ständen angehöriger Herr. Ein anderer, besonders rechtlich Denkender stürzt auf eine Gruppe zu: „Sagen Sie, dieser Pffiffig ist doch jetzt ganz und gar unmöglich?“ „Mir ist der Immergrün so sehr sympathisch“, flüstert eine fast zu weit ausgeschnittene Dame, „der weiß so recht, was er will.“ „Aber dabei hat man noch keine Ahnung“, sagt ein ganz naives Mädchen, „wie aus dieser Geschichte ein Festspielhaus entstehen soll.“

Allgemeine Verlegenheit. Plötzlich zeigt ein Herr erregt nach einer Richtung. Dort steht in eifrigstem Gespräch von Pffiffig mit dem Generaldirektor Rabbi Sichel. Ganz in der Nähe befinden sich die Architekten Theilmann und Schnittmann mit Pfandrücker und Pinsel. Diese große Gruppe lugt unaufhörlich zu einer andern hinüber, die in kühler Reserve sich völlig zurückhält. In ihr befinden sich die Herren Knurrig und Immergrün, noch etwas schmolend, im Verein mit ihren sechsundzwanzig Redakteuren und dem Tonkünstler April. Die erste Gruppe lächelt der zweiten unaufhörlich zu, anfangs noch vergeblich, besonders Herr Immergrün macht heftig abweisende Bewegungen; aber Pfandrücker und Pinsel, in der Redaktion seit Jahren beständig eingeführt, nähern sich und spielen die Vermittler, und nun folgen die Andern einfach nach. Die beiden Gruppen schmelzen zu einer. Gegenseitiges Händedrücken. Endlich löst sich Herr Rabbi Sichel los, er muß zur Bühne zurück.

„Und nicht vergessen, meine Herren, alles im Geiste Ludwigs II.!“ ruft er freudestrahlend. Tonkünstler April ruft ihm nach: „Über keine Konkurrenz mit Bayreuth! Das bitt' ich mir aus!“

Wiederbeginn der Vorstellung. Alles auf seinen Plätzen. Fieberhafte Spannung.

fünftes Bild.

Der Vorhang geht auseinander, ohne Ouverture. Die Bühne hat sich mit der gesamten Redaktion inzwischen wieder gedreht und stellt den großen Raimsaal dar. Herr Intendant Rabbi von Sichel als Vortragmeister auf dem Podium. Neben ihm Hofkapellmeister Straffenkragen am Klavier. Beide zum Besten des Pensionsfonds deutscher Journalisten.

Intendant Rabbi von Sichel (sehr breit und eindrucksvoll). „Meine hochzuverehrenden Damen und Herren! Es wird bekanntlich nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. (Klavierspiel.) Von diesem erhabenen Grundsatze ausgehend, und um allen weiteren Belästigungen auszuweichen, hat sich eine Gesellschaft gebildet, die es unternommen hat, auf jenen historischen Höhen, droben über der wildrauschenden Isar ein Haus zu bauen, ein Haus, das bei zwanzig Mark Eintritt (Klavierspiel) alles Vergangene zudeckt und künftigen Geschlechtern die Möglichkeit giebt, im Geiste Ihrer großen Vorfahren zu genießen. (In hoher Begeisterung.) Ja, es giebt noch Kunst für das Volk, es giebt eine Vorsehung! (Klavierspiel) Dank den allbeliebten, angesehenen Bürgern, die mir zu dem schönen Werke in so selbstloser Weise (Klavierspiel) die Hand gereicht haben, wird dort bald Villa an Villa, halb Zinshaus an Zinshaus stehen, ein neues Stadtviertel wird sich bilden, die Wüste wird sich zum Eiland wandeln, die Plätze steigen im Preise. (Klavierspiel.) Das, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, ist der Zweck und die hohe Bestimmung des neuen Hauses und in diesem Sinne sei es geweiht!“

Er giebt ein Zeichen. Heftiger Donnerschlag. Hofkapellmeister Straffenkragen verschwindet für immer, während Herr Tumpe mit dem ganzen Orchester „die Weihe des Hauses“ anstimmt. Die Bühne verwandelt sich in die Szenerie vom dritten Bilde. Majestätisch steigt das neue Theater als hohes Symbol „der deutschen Kunst“ aus der Versenkung. Rechts und links davon große Affischen auf Holztafeln und Bretterwänden: „Baupläne günstig zu verkaufen. Näheres Terraingesellschaft. Telefon Nr. 97714“. Oben auf dem ragenden Giebel des neuen Hauses thront die allen Münchnern nur zu gut bekannte Statue der verpöhten Gelegenheit. Sie ist, wie das ganze Haus, in leichtem Verputz und hält ein großes Plakat in Händen, auf dem in weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen ist: „Wieder hereingebracht von der Firma Theilmann und Schnittmann, Baugeschäft, München.“ Aus dem Innern tönt mit schmetternden Fanfaren das variierte Walhall-Motiv: „Prahlend prangt der trotzige Bau!“ Vor dem Hause in bewegten Gruppen weißgekleidete Jungfrauen, Hotelbesitzer,

Fremdenführer, Rutscher, Ansichtspostkartenverkäufer und viele Angehörige der in Eile gegründeten Eintrittsbilletspreisermäßigungskommission. Pfründner und Pinsel, Knurrig und Immergrün im Frack daneben mit allen sechsundzwanzig Redakteuren, Schöps und Trottelberger, beide ziemlich gealtert, beide Mitglieder des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Ludwig II. Von Pffiffig hält sich ein bisschen im Hintergrunde und sieht der ganzen Szene schmunzelnd zu.

Gesamtchor (weißblaue Fahne schwingend, zum Intendanten). Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen, bideldum, bideldum, bideldum!

Rabbi von Sichel (in tiefster Ergriffenheit). Euch macht Ihr's leicht, mir macht Ihr's schwer . . . (Er nimmt seine Lieblingsmaske als Napoleon I., diesmal in der Geste von Kusterlich an.)

Immergrün (mit einer Festrede im Ragen). Herr Intendant . . . Herr Intendant. Was der unvergeßliche Ludwig entworfen hat . . .

Schöps und Trottelberger (laut heulend). O, unsa Luudwig, unsa guata Luudwig!

Immergrün (fortfahrend). . . was er im Verein mit Richard Wagner und Gottfried Semper geträumt hat . . .

Schöps und Trottelberger (immer lauter heulend). Wenn er nur g'rad den Tag no' erlebt hätt'!

Immergrün (unbeirrt). . . heute steht es vollendet, und zwar so, wie er sich's nicht hätte träumen lassen . . . (Die Rührung übermannt ihn, er kann nicht mehr weiter reden.)

Knurrig (übernimmt für ihn das Wort). . . Unser Blatt aber darf sich nicht ohne ein Gefühl stolzer Gehobenheit sagen, daß es an dieser neuen Schöpfung sein redlich Teil hat . . .

Pfründner und Pinsel. Sehr richtig! Sehr richtig!

Knurrig. Immer, wo es galt, die besonderen Interessen der Allgemeinheit und die allgemeinen Interessen der Besouderen zu vertreten . . .

Pfründner und Pinsel. Bravo! Bravo!

Knurrig. . . hat unser Blatt im vordersten Treffen gestanden und wird es auch ferner stehen, das versprechen wir Ihnen, Herr Intendant!

Die sechsundzwanzig Redakteure (nunmehr alle auf einen Ton gestimmt). Das versprechen wir Ihnen, Herr Intendant!

Sechstes Bild.

Während der Intendant noch immer als Napoleon mit verschränkten Armen steht, erscheint plötzlich unter Donner und Blitz die Bavaria. Sie führt statt des Löwen den jetzt völlig zahmen und vorerst gebändigten Tonkünstler April am Bändchen mit und spricht zu Rabbi von Sichel:

Heil dir, o großer Meister,
Ich neige meine Stirn,
Für solche That gebührt dir
Der Lorbeer um das Hirn.

Der Neid, der Haß, die Mißgunst
Sind heute all' besiegt,
Da unser stolzes Mönchen
Zu deinen Füßen liegt.

Und die dich erst bekrittelt
Mit ähndem Verstand,
Sie fressen heute prächtig
Aus deiner gü't'gen Hand.

Die Sänger, die sie fanden
Verludert und moros,
Die singen, wie sie finden,
Mit einem Mal famos.

Die Musiker da unten,
Auf die sie stets gezielt,
Die haben, wie sie schreiben,
Nie besser noch gespielt.

Die Donner und die Blitze,
Sie schlugen nie recht ein,
Nun aber meint ein Jeder,
Sie führen richtig drein.

Siebi jetzt nicht Gegenordre
Die strenge Cosima,
Dann sitzest du, o Rabbi,
Für stets gesichert da.

Doch solcher großen Leistung
Gebührt ein sond'rer Lohn —
Drum komm' zur Ruhmeshalle
Mit mir, mein lieber Sohn!

Dort blüh' dein Lorbeer weiter,
Der nimmermehr verdorr',
Es wartet schon der Tilly,
Der Leibniz und der Pschorr.

(Sehr laut und deutlich.)

Bei uns ist alles möglich,
Soll das nicht möglich sein?
Es hilft dir nichts, mein Bester,
Auch du gehörst hinein.

Sie bekränzt ihn. Apotheose. Alle knien vor ihm nieder und singen die bayrische Nationalhymne, die das Orchester begleitet. Aus der höchsten Höhe läßt sich der heilige Michael in vollem Glanze direkt auf's Haupt des Intendanten nieder. Bengalisches Feuer. Der Vorhang schließt sich langsam.

Siebentes und Letztes Bild.

Tosender Jubel im Auditorium. Man war zwar anfangs von der unerwarteten Wendung etwas verblüfft, aber man gewöhnt sich ja in München bekanntlich an alles und denkt überhaupt nicht zu lange nach. Deshalb ununterbrochener Beifall, dem gerne stattgegeben wird. Erst erscheinen die Darsteller des Pfiffig, des Immergrün, des Knurrig, des April, des Schöps und Trottelberger zwanzigmal an der Rampe. Stürmische Rufe: „Tumpe! Tumpe!“ Der Kapellmeister erscheint dreißigmal mit den Darstellern. Dann ertönen neue, leidenschaftliche Rufe: „Rabbi, Rabbi, Rabbi!“ Es dauert lange. Die Rufe schwellen zum Orkan. Endlich erscheint sehr langsam der Gefeierte in der Maske Richard Wagners. Er giebt ein Zeichen, daß er reden will. Der Sturm legt sich.

„Sie haben jetzt gesehen, was wir können. (Lebhafte Zustimmung.) Wollen Sie — wir haben eine Kunst!“ (Frenetischer Jubel.)

Der Intendant wird fünfzigmal gerufen, nach ihm Meister Lautenspieler und endlich, unter wahrhaft süßlichem Beifallsgetrampel, die Firma Theilmann und Schnittmann mit der ganzen Terraingesellschaft, den Palieren, den Ziegelträgern und sämtlichen Körteleweibern im reizenden Arbeitskostüm.

Aber noch nicht will der Orkan sich legen. Die Eintrittsbilletspreiskermäßigungskommission funktioniert tadellos und giebt ununterbrochen ermunternde Zeichen. Alle Leute bleiben wie gebannt auf ihren Plätzen, und endlich tönt wie aus einer Kehle ein durchdringender Ruf durch das herrliche Haus: „Verfasser! Verfasser! Verfasser!“

Der Intendant erscheint mehrmals und endlich beginnt er:

„Meine hochverehrten Herrschaften! Der Verfasser hat mir den schmeichelhaften Auftrag erteilt, in seinem Namen den herzlichsten, tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die so überaus ehrende Aufnahme, die Sie seinem Werke bereitet haben.“

Aber das genügt nicht. „Namen nennen, Namen nennen!“ tönt es von allen Seiten, und der Sturm beginnt von Neuem. Wieder erscheint der Intendant vor der Rampe, verlegen lächelnd, als wollte er sagen: „Unmöglich“, „ich darf nicht“, „ich kann nicht“. Erst, als er sieht, daß das begeisterte Auditorium wie im Fieber rast und die Bänke zu zerbrechen droht, entschließt er sich und giebt abermals das Zeichen, daß er reden will.

„Sie wollen es“, beginnt er endlich, „nun gut! Das entzückende Festspiel, das wir soeben mit vereinten Kräften aufgeführt haben, verdanken wir der liebenswürdigen Feder unseres hochgeschätzten Münchner Poeten, des Herrn

Josef Ruederer.



Ein Rückblick auf Graf Caprivi's Handelsverträge.*)

Von Professor Dr. Walther Loß.

(München.)

Graf Caprivi, den der Tod im Februar 1899 — ein halbes Jahr nach dem Hinscheiden seines Amtsvorgängers, des Fürsten Bismarck — hinwegraffte, erlebte noch die Genugthuung, zu beobachten, wie trotz der Angriffe, die nach seinem Ausscheiden gegen ihn in oft sehr verletzender Weise gerichtet wurden, Deutschlands auswärtiger Handel gegen Ende des 19. Jahrhunderts und ebenso Deutschlands industrielle Blüte einen Aufschwung nahmen, den auch die begeistertsten Verteidiger der Handelsvertragspolitik 1891 kaum voraussehen konnten.

Die naheliegendste Betrachtungsweise der Wirkungen der Vertragspolitik besteht in der Gegenüberstellung der Einfuhr- und Ausfuhrziffern der beiden Nachbarländer Deutschland und Frankreich, die vom 1. Februar 1892 verschiedenartige Grundsätze der Handelspolitik befolgten. Der erste Eindruck dieser (hier gestrichenen, v. Schr.) Ziffern geht dahin, daß auch in Deutschland — wie anderwärts — der Rückgang der internationalen Konjunktur 1892/1894 auf den Außenhandel nicht einflußlos geblieben ist. Ebenso ist aber auch zu erkennen, daß der Rückgang in Frankreich gleichzeitig ein viel stärkerer gewesen ist und daß Deutschlands Außenhandel die Periode der Depression besser überstanden hat. Georg Gothein**) macht übrigens darauf aufmerksam, daß 1890/94 nicht nur in dem hochschulgöllnerischen Frankreich, sondern auch in dem freihändlerischen England der

*) Mit besonderer freundlicher Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Verlages Duncker & Humblot, Leipzig, entnehmen wir diese, in den jetzigen Zeiläufen besonders wertvollen Ausführungen (hier lediglich um die streng wissenschaftlichen Nachweise und einiges Entbehrliche an Tabellen getürzt) dem soeben erscheinenden 92. Bande der „Schriften des Vereines für Sozialpolitik“, wo sie das Schlußkapitel zu einer größeren Arbeit des Münchner Gelehrten über „Die deutsche Handelspolitik unter dem Grafen Caprivi und dem Fürsten Hohenlohe“ bilden. D. Schriftl.

**) Vgl. Georg Gothein, Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen. Berlin 1901, S. 91.

Rückgang der Ausfuhrwerte größer als in Deutschland gewesen ist. Seit 1895/96 nahm Deutschland an dem internationalen wirtschaftlichen Aufschwung vollen Anteil. Während Frankreichs Ausfuhrwert erst 1899 die Ziffer von 1890 erreichte und um 323 Millionen Mark überstieg, ist Deutschland von 1890 bis 1899 in seiner Ausfuhr um 880, bis 1900 um 1285 Millionen Mark vorangeschritten.

Die Handelsbilanz Deutschlands war schon seit 1889 — d. h. seit mit Aufnahme Hamburgs und Bremens in's Zollgebiet eine brauchbare Statistik möglich war — um 800 bis 1000 Millionen passiv. Im Jahre 1900 überstieg der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr noch um etwas mehr, um 1154 Millionen Mark. Es ist bekannt, daß hieraus Schlüsse auf eine ungünstige Zahlungsbilanz in keiner Weise gezogen werden dürfen. Auf etwa 500—600 Millionen Mark ist der Betrag der Zinsforderungen allein zu rechnen, die Deutschland aus Wertpapieren vom Auslande jährlich einfassiert und zur Bezahlung eines Teiles seiner Einfuhr verwendet. Hierzu kommen die Erträgnisse solchen deutschen Kapitalbesitzes im Auslande, der in anderen Formen als in Wertpapieren angelegt ist, ferner die Frachtoerdienste nicht nur der deutschen Seeschifffahrt, sondern auch der deutschen Eisenbahnen und der Binnenschifffahrt beim Durchfuhrverkehr zwischen der Seeküste und Rußland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Ferner wurden in einzelnen Jahren Guthaben durch Rückzahlung ausländischer Wertpapiere, sowie insbesondere durch Abstoßung amerikanischer Wertpapiere in's Ursprungsland erworben.

Letzterem Aktiosten stehen allerdings, seitdem Deutschland mit Anleihen in letzter Zeit auch ausländische Märkte aufgesucht hat, einige kleinere Posten für Zinszahlungen an's Ausland auf der Gegenseite gegenüber. Ein weiteres Moment in der deutschen Zahlungsbilanz bilden die Summen, welche von Amerikanern, Engländern und Russen in Deutschland ausgegeben werden, wovon wiederum die Ausgaben deutscher Vergnügungs- und Geschäftsreisender im Auslande und solche Gelderporte abzuziehen sind, die mit dem Wanderungsverkehr, z. B. italienischer Bauarbeiter u. s. w., zusammenhängen.

So weit die Edelmetallbewegung statistisch erfassbar ist, ist in jedem einzelnen Jahre zwischen 1889 und 1900 ein Überschuß der Edelmetalleinfuhr erkennbar, der sich 1889—1900 auf insgesamt 821 Millionen Mark belaufen würde, wenn diese Statistik ganz zuverlässig wäre.

Sehr schwierig ist die Frage zu beantworten, wie die Handelsverträge auf unseren Handel mit den einzelnen Ländern, mit denen wir Tarifverträge schlossen, gewirkt haben. Bei Gothein finden wir Zusammenstellungen, aus denen eine beträchtliche Zunahme unserer Ausfuhr nach Österreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz und Rußland, dagegen eine nur geringe Entwicklung der Ausfuhr nach Italien und eine unbefriedigende Entwicklung der Ausfuhr nach Rumänien hervorzugehen scheint. Es ist jedoch aus der Statistik des Handels nach einzelnen Ländern ohne sorgfältigste Zergliederung der Einzelheiten nicht allzu viel zu folgern, 1. weil unsere Ausfuhr auch Wiederausfuhr eingeführter Waren enthält, 2. vor Allem deshalb, weil in der Statistik trotz sorgfältigster Bemühungen Nachbarländer häufig als Absatzgebiete erscheinen, die thatsächlich nicht die letzten Abnehmer unserer Waren sind. Es ist bekannt, daß ein sehr

großer Teil unseres scheinbar mit Belgien und Holland bewirkten Umsatzes in Wirklichkeit Verkehr mit Nordamerika, Südamerika, Rumänien u. s. w. ist.

Ebenso ist es unzutreffend, nur die Länder, mit denen Tarifverträge abgeschlossen worden sind, bei Prüfung der Erfolge der Caprioi'schen Handelspolitik in's Auge zu fassen. Unser Handel mit Ländern, denen gegenüber wir nicht Tarifabmachungen besitzen, wie mit Großbritannien, Frankreich, den Vereinigten Staaten, Argentinien u. s. w., wurde ebenfalls dadurch günstig beeinflusst, daß wir infolge der Handelsverträge verhindert waren, unter Nachgeben gegenüber augenblicklichen Strömungen Zollerhöhungen vorzunehmen, die unsere Rohstoffe und Lebensmittel verteuert und damit unsere Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigt hätten.

So weitverzweigt Deutschlands Beteiligung am Welthandel ist, so konzentrierte sich doch der Wert des deutschen auswärtigen Handels ganz besonders auf folgende Gebiete, welche die Hälfte der deutschen Ausfuhr (dem Werte nach) aufnehmen: Großbritannien samt seinen Kolonien, Österreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten und Rußland.*)

Eine besonders schwierige Aufgabe ist die Feststellung, welchen Ausfuhrinteressen die Handelspolitik 1891—1900 vorwiegend zu Gute gekommen ist. Für die Einzelheiten sei auf das umfangreiche Werk von Gothein hier verwiesen. Eine Uebersicht der gruppenweisen Zusammenstellungen der deutschen Statistik führt zu dem Ergebnis, daß den schon zur Freihandelszeit exportfähigsten Gewerben, den Textilindustrien, im großen Ganzen der Bestzustand von 1890—1898 nach mancherlei Schwankungen verblieben ist. Einzelne Zweige weisen hier einen Rückgang, andere eine Steigerung der Ausfuhr auf.

Viel gewaltiger ist der Vorteil, den durch Steigerung der Ausfuhr die chemischen Industrien, welche enorme Zunahme aufweisen, erlangt haben. Nächst dem überraschen die Fortschritte der Ausfuhr an groben und feinen Eisenerzeugnissen und Maschinen.

Von den außer den genannten Industrien schon 1890 hervorragend exportfähigen Gewerben weisen 1890—1899 die Porzellanindustrie, die Erzeugung von Büchern, Karten, Musikalien und Farbendruckbildern, sowie die Spielzeugindustrie einen großen Fortschritt des Exports auf. Bei den Lederindustrien ist die Entwicklung nicht einheitlich; ebenso bei der Glasindustrie, in letzterem Zweige jedoch vorwiegend günstig.

Überaus irrig wäre es jedoch, bloß die nach der Statistik an der Ausfuhr beteiligten Gewerbe als an Handelsverträgen interessiert anzusehen. Der Roheisenproduzent, dessen Erzeugnisse nach mannigfacher Umformung von Maschinenfabrikanten exportiert werden, der Kohlengrubenbesitzer, der an Exportwebereien Feuerungsmaterial liefert, der Spinner, der an exportierende Industrien liefert, nicht minder aber alle die Landwirte, welche Rohstoffe an Exportindustrien und Lebensmittel an Arbeiter liefern, die in Exportindustrien beschäftigt sind: sie alle sind indirekt an der Erhaltung des Auslandsmarktes —

*) Nach einer Zusammenstellung, die bei W. Loß, Schutz der deutschen Landwirtschaft u. s. w., S. 55 ff., für den Export 1897 (einschließlich der Edelmetalle) gegeben ist, entfiel damals 53,1 Prozent des Wertes der Ausfuhr auf die genannten vier Gebiete, nur 0,2 Prozent dagegen auf die deutschen Kolonien.

wenn sie es auch oft nicht wissen und nicht glauben wollen — auf's Allerlebhafteste interessiert. Ebenso aber sind die Haushalte des Reiches, der Einzelstaaten und der Gemeinden, so weit sie Steuern von den an der Ausfuhr beteiligten Unternehmern und Arbeitern empfangen, von der Gestaltung des Außenhandels abhängig.

Bei Abschluß der Handelsverträge im Dezember 1891 erwarteten die verbündeten Regierungen zunächst einen Rückgang der Zolleinnahmen. Wenn die Zollermäßigungen, die den Vertragsstaaten zugestanden wurden, verallgemeinert würden, schien ein Zollausfall von 36 Millionen Mark möglich. Die Regierung erklärte sogar, als sie nach der Militärvorlage von 1893 Steuererhöhungen durchsetzen wollte, die Einnahmen des Reiches seien „in den letzten Jahren infolge der abgeschlossenen Handelsverträge um erhebliche Beträge verringert worden“. Es war dies — da in erster Linie diese Steuererhöhungen für Ausgabevermehrungen gefordert wurden — eine äußerst wenig glückliche Motivierung. In den ersten Jahren nach Inkrafttreten der Handelsverträge benutzten die Gegner derselben mit Vorliebe das Argument von der großen Schädigung der Reichsfinanzen, die die Handelsvertragspolitik gebracht habe.

Schon 1895 jedoch konnte Graf Posadowsky als Reichsschatzsekretär darauf hinweisen, daß der Rückgang der Einnahme aus zollermäßigten Artikeln durch Mehreinnahmen aus Zöllen auf Kaffee, Kakaó, Thee, Petroleum, Tabak aufgewogen sei. Es brachten dem Fiskus also Zölle auf solche Artikel Ersatz, für welche die Massen bei oerbilligtem Lebensbedarf mehr ausgeben konnten. Auch die Getreidezölle brachten im Allgemeinen im Verlaufe der Handelsvertragspolitik, wenn die Jahre 1893 und 1894 ausgenommen werden, trotz der niedrigeren Zollsätze mehr ein, als 1891 unter höheren Zollsätzen. Die Gesamteinnahme des Reiches aus Zöllen blieb nur 1892 bis einschließlich 1894 hinter den höchsten Biffern der Ertragnisse der vorausgegangenen Jahre zurück. Ohne daß — von der geringfügigen Zolltarifnovelle 1895 abgesehen — erhebliche Erhöhungen in den Zollsätzen bewirkt wurden, frieg — nach einem Rückgang 1892 bis 1894 — der Bruttoertrag der Zölle, der im finanziell günstigsten Jahre vor der Caprivi'schen Handelspolitik (1891) 406 Millionen Mark betragen hatte, 1895 auf 414, 1896 auf 464, 1897 auf 472, 1898 auf 505 Millionen Mark; 1899 sank er auf 494 Millionen Mark.

Im größten Staate Deutschlands, in Preußen, gestaltete sich ohne Erhöhung der Steuersätze unter der Geltung der Caprivi'schen Handelspolitik die Einnahme aus direkten Steuern folgendermaßen:

Jahresbetrag der in Preußen von physischen Personen veranlagten Einkommensteuer in Mark:

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1893/1894:	83 763 440	30 034 605	113 797 945
1899/1900:	110 749 828	35 831 866	146 581 694

Zahl der Censiten (physische Personen) mit 900—3000 Mark (kleiner Mittelstand):

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1893/1894:	1 204 589	955 872	2 160 461
1899/1900:	1 571 881	1 129 328	2 701 209

Ertrag der preussischen Ergänzungssteuer in Mark nach der Veranlagung:

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1895/1896:	19 208 574	11 837 261	31 045 836
1899/1900:	21 820 261	12 303 131	34 123 392

Zu den wichtigsten Symptomen wirtschaftlichen Fortschrittes gehört der Verbrauch an Kohle, Roheisen und Baumwolle. Die betreffenden Ziffern weisen durchweg eine Steigerung auf, mit Ausnahme der Jahre 1896 und 1899 für Baumwolle.

Verbraucht wurde pro Kopf der deutschen Bevölkerung in Kilogramm:

	Kohle (Steinkohle u. Braunkohle)	Roheisen	Baumwolle
1881/85:	1445	74,2	3,34
1886/90:	1686	88,6	4,19
1891/95:	1940	99,9	4,95
1896:	2153	122,9	4,85
1897:	2276	134,1	5,36
1898:	2352	136,4	6,30
1899:	2470	154,9	5,71

Nach Berechnungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller betrug der Anteil der drei wichtigsten Industrieländer an der Roheisenproduktion der Welt in Tons:

	1880	1890	1899
Vereinigte Staaten	3 896 554	9 349 943	13 838 634
Großbritannien	7 800 266	8 030 374	9 454 000
Deutschland (inkl. Luxemburg)	2 729 038	4 658 451	8 142 017

Die Stahlproduktion betrug in Tons:

	1880	1895	1899
Vereinigte Staaten	1 287 983	6 312 074	10 709 209
Großbritannien	1 341 690	3 365 109	4 933 010
Deutschland	624 418	2 830 468	6 290 434

Die Kohlegewinnung stieg nach Schätzungen 1889/99 in Großbritannien von 176,9 auf 220 Millionen Tons, in Deutschland von 67,3 auf 101,6, in den Vereinigten Staaten von 126 auf 218 Millionen Tons, in Frankreich nur von 23,85 auf 32,3 Millionen Tons.

Die vollspurigen deutschen Eisenbahnen weisen am Ende des Rechnungsjahres 1891 einen Verkehr von 11 679 Millionen Personenkilometern und 23 328 Millionen Tonnenkilometern, am Ende des Rechnungsjahres 1899 einen solchen von 18 595 Millionen Personenkilometern und 34 981 Millionen Tonnenkilometern auf. Die Eigentumsbahnlänge stieg gleichzeitig nur von 42 269 auf 48 989 Kilometer.

Die Überschüsse der Betriebseinnahmen über die Ausgaben der vollspurigen deutschen Eisenbahnen stiegen 1891—1899 von 472 auf 751 Millionen Mark.

Die Tragfähigkeit der statistisch in dieser Hinsicht kontrollierten deutschen Fluß-, Kanal-, Haß- und Küstenschiffe stieg folgendermaßen:

1882:	1 058 266	Tonnen
1892:	2 760 553	"
1897:	3 370 447	"

Im Binnenschiffahrtsverkehr selbst zeigte sich folgende Entwicklung:
Auf deutschen Binnenwasserstraßen betragen

Jahr	Die Mengen der		Die geleisteten Tonnenkilometer
	angekommenen	abgegangenen	
	Güter		
1875	11 Mill. Tons	9,8 Mill. Tons	2900 Mill. tkm
1885	14,5 " "	13,1 " "	4800 " "
1895	25,8 " "	20,9 " "	7500 " "

Der Verfasser dieser Berechnungen, Baurat Sympher, nimmt die Länge der brauchbaren und wirklich benutzten Wasserstraßen 1875—1895 unverändert mit 10 000 Kilometer an. Die Schiffbarkeit dieser Wasserwege wurde allerdings sehr erheblich verbessert.

Der gewaltige Aufschwung endlich der deutschen Seeschifffahrt ist anlässlich der Flottenvermehrung sehr wirksam dem deutschen Volke vorgeführt worden. Hier sei nur an folgende Ziffern erinnert, bei welchen die Transportleistungsfähigkeit der Segelschiffe mit der der Dampfer dadurch verglichen ist, daß eine Dampfer-tonne gleich drei Segelschiffstonnen gerechnet sind.

Die Transportleistungsfähigkeit (in 1000 Brutto-Registertons) wird demgemäß geschätzt:

Jahr	Welthandels- flotte	Groß- britannien	Deutsch- land	Frank- reich	Ror- wegen	Bereinigte Staaten
1874/75	30 204,3	14 431,1	1511,8	1692,9	1502,3	4487,8
1894/95	56 519,1	32 606,6	3767,7	2802,6	2516,1	3384,7
1898/99	65 355,2	35 889,9	5412,4	3137,5	3030,0	3718,3

Auch hier zeigt Deutschland ebenso wie in der Statistik des auswärtigen Handels vor Allem eine Überflügelung des ihm früher überlegenen Frankreich. Im Übrigen zeigt sich die alte Erfahrung von der maritimen Rückständigkeit der stark schutzvulnerischen Länder (Frankreich, hier auch die Vereinigten Staaten) gegenüber ihren Konkurrenten bestätigt.

Die Gebühreneinnahmen von Post und Telegraphen stiegen im Deutschen Reiche 1891—1899 pro Kopf der Bevölkerung von 4,8 auf 7,1 Mark. In Einzelnen zeigte der Postanweisungsverkehr, Paketverkehr, Briefverkehr und Telegrammverkehr eine stärkere Zunahme, als der Zunahme der Bevölkerung entsprechen würde.

Der Abrechnungsverkehr der Banken, welcher 1891 17 663 Millionen Mark in Deutschland umfaßt hatte, zeigte 1892 zwar einen geringfügigen

Rückgang, stieg aber dann ohne daß — abgesehen von Elberfeld — neue Abrechnungsstellen eröffnet worden wären, fortgesetzt bis 1899, in welchem Jahre die Summe von 30 238 Millionen Mark erreicht wurde. 1900 kündigte sich die verschlechterte Konjunktur in einem Rückgang auf 29 473 Millionen Mark an.

Der Sparkassenverkehr in Preußen und Bayern gestaltete sich folgendermaßen:

Preußische Sparkassen 1890 und 1898.

	Zahl der umlaufenden Bücher am Schluß des Rechnungsjahres		Betrag der Einlagen am Schluß des Rechnungsjahres	
	1890	1898	1890 Mark	1898 Mark
Städtische Sparkassen . .	3 080 490	4 482 340	1 571 009 470	2 551 921 500
Kirchspiel-, Flecken- und Landgemeinde-Sparkassen	196 704	276 924	162 009 752	302 241 094
Kreis- u. Amts-Sparkassen	1 393 961	2 016 261	981 475 760	1 596 079 809
Provincial- und städtische Sparkassen	303 895	440 663	117 953 412	195 737 223
Bereins- u. private Sparkassen	647 612	833 411	449 122 607	641 255 428
Sparkassen überhaupt . .	5 592 662	8 049 599	3 281 571 002	5 287 235 057

Im Jahre 1890 entfielen auf 100 Einwohner Preußens 18,65, dagegen 1898 24,37 Sparkassenbücher.

Bayerische Sparkassen.

Jahr	Gesamteinlagen in Mark am Jahreschluß	Zahl der Einleger auf 100 Einwohner
1890	184 080 963	10,3
1897	283 861 462	12,8

Die Anschauung des Grafen Caprioli, daß Deutschland entweder Menschen oder Waren exportieren müsse, bestätigte sich insofern, als eine stark steigende Bevölkerung bei zunehmender Entwicklung von Handel, Industrie und Verkehr innerhalb Deutschlands Arbeitsgelegenheit gefunden hat. Die deutsche Bevölkerung ist 1890—1895 prozentuell stärker gestiegen als jemals seit Begründung des Reiches, mit Ausnahme von 1875—1880, nämlich um jährlich 1,12 Prozent. Im Jahrzehnt 1895—1900 aber betrug die Zunahme im Jahresdurchschnitt 1,50 Prozent der mittleren Bevölkerung. Diese Zunahme ist seit 1820 ohne Gleichen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in Deutschland beträgt 1900 104,2 Einwohner auf 1 qkm, während Frankreich Mitte 1898 nur 72,2 Einwohner pro Quadratkilometer aufweist, andererseits Großbritannien und Irland zusammen 132,0 Einwohner pro Quadratkilometer ernähren. In Städten mit mehr als 100 000 Einwohner leben in Deutschland 16,17 Prozent

der gesamten Bevölkerung.*) Die Zunahme der Bevölkerung 1890/1900 ist erfolgt, obwohl Deutschland nicht mehr so übermäßige Geburtenziffern wie 1871/80, sondern ungefähr dieselben Geburtenziffern wie 1841/50 aufweist. Trotzdem ist der Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen in keinem Jahrzehnt seit 1841 so groß gewesen, als in dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Während 1841/50 auf 1000 Einwohner jährlich 37,6 Geborene und 28,2 Gestorbene, also 9,4 als Überschuß der Geborenen entfielen, wurden 1891/99 auf 1000 Einwohner 37,4 geboren, wogegen nur 23,5 verstarben, so daß ein Geburtenüberschuß von 13,9 pro Mille erreicht wurde. Die Häufigkeit der Eheschließungen hat zwischen 1879 und 1891 niemals die Ziffern erreicht, wie zwischen 1896 und 1899. Dagegen blieb die Ziffer der Eheschließungen auf 1000 Einwohner in den Jahren 1892/95 etwas hinter den Ziffern der Jahre 1889/91 zurück. Die überseeische Auswanderung Deutscher — soweit statistisch kontrollierbar — hat in den Jahren 1881 bis 1892 zwischen 220 902 und 83 225 geschwankt. Sie fiel 1893 auf 87 677 und hat seitdem fast jährlich sich vermindert. Im Jahre 1900 verlor Deutschland nur 22 309 Einwohner durch überseeische Auswanderung.**)

Auch die Prophezeiungen, daß der Viehstand unter der neuen Handelspolitik sich verringern werde, sind glücklicher Weise nicht eingetroffen. Bei einem

*) Trotz der stark gewerblichen und kommerziellen Entwicklung Deutschlands darf man sich nicht vorstellen, daß in Deutschland ein ganz besonders großer Bruchteil der Bevölkerung in Städten über 100 000 Einwohnern zusammengedrängt sei. Bei im Allgemeinen weit geringerer Volksdichte weisen die Vereinigten Staaten größere Agglomeration in Großstädten als Deutschland (18,64 Prozent Großstadtbevölkerung) auf. In Großbritannien und Irland entfallen 29,3 Prozent der Bevölkerung auf Großstädte gegen 12,44 Prozent in Frankreich und 8,14 Prozent in Österreich.

Daß auch trotz der Zunahme der städtischen Bevölkerung eine „Entvölkerung des platten Landes“ nicht eingetreten ist, zeigt folgende Zusammenstellung. In Wohnorten von weniger als 2000 Einwohnern wurden im Reich gezählt:

1871:	26 219 352	Seelen	=	63,9	Prozent	der	damaligen	Bevölkerung
1875:	26 070 188	„	=	61,0	„	„	„	„
1895:	26 216 680	„	=	50,1	„	„	„	„

Freilich ist ein Mangel, daß einige Gemeinden unter 2000 Einwohner bei verschiedenen Zählungen verschieden rangieren und daß die Zählung von 1871 weniger als die von 1875 mit der 1895 vorgenommenen methodisch vergleichbar ist. Ferner sind die Verschiebungen des Altersaufbaues zu Ungunsten des platten Landes hier nicht zu sehen. Immerhin ist aber deutlich, daß der Ausbruch „Entvölkerung des platten Landes“ eine arge Übertreibung enthält, wie dies ja auch aus dem Vergleich der Berufszählungen der Erwerbstätigen 1882 und 1895 hervorgeht.

**) Vgl. Stat. Jahrb. f. d. Reich 1901, S. 13. — So erfreulich vom nationalen Standpunkte aus diese Feststellung ist, so darf ihr doch nicht übermäßiges Gewicht beigelegt werden. Erstens wird die überseeische Auswanderung stark durch die amerikanische Konjunktur beeinflusst, die erst 1897 sich besserte. Zweitens ist die sonstige Auswanderung nicht zu berechnen, da nur der Wanderungsverlust, d. h. deutscher Abzug minus Zuzug aus Rußland, Österreich-Ungarn u. s. w. zu ermitteln ist.

Vergleiche der Viehzählungen von 1892 und 1897 erweist sich nur bei den Schafen eine Fortsetzung des auch unter der früheren Zollpolitik bemerkten Rückgangs, diesmal von 13,59 auf 10,867 Millionen. Die Zahl der Schweine hat sich dagegen von 12,17 auf 14,27 Millionen vermehrt. Der Rindviehbestand stieg bei beträchtlicher qualitativer Verbesserung von 17,556 auf 18,401 Millionen, der Pferdebestand von 3,836 auf 4,038 Millionen.

Und auch die Prophezeiung eines Rückgangs der Forstwirtschaft hat sich nicht erfüllt. Ebenso weisen die Ziffern der landwirtschaftlichen Zwangsversteigerungen in Preußen nur angesichts der auch in anderen Ländern verhängnisvollen Jahre 1892—1896 ungünstige Ziffern auf, um seitdem fortwährend sich zu verringern. (Hier folgt im Text noch ausführlicher tabellarischer Nachweis in Ziffern, auf den wir an dieser Stelle verzichten müssen. D. Schriftl.) Auch in Bayern, und zwar in Folge der besseren Methode der Statistik weit deutlicher, ergibt sich, daß vor Allem die großen Anwesen der Vergantung besonders anheimfallen. Im Übrigen ist zeitlich die Entwicklung in Bayern anders als in Preußen verlaufen. Ein besonderer Umstand zur Erklärung der bayerischen Vorgänge ist, daß 1889/98 durchschnittlich 47,3 Prozent der verganteten Landwirte noch in einem anderen als dem landwirtschaftlichen Berufe thätig waren, dessen Mißerfolg ebenso gut wie landwirtschaftliche Not zum Zusammenbruch geführt haben kann. (Als Nebenberufe werden Brauerei, Wirtschaftsbetrieb, Handel, Gewerbe, auch Bauhandwerk und endlich Tagelöhnerie genannt.)

So weit aus der Erntestatistik auf die Anbausflächen geschlossen werden darf, ist seit Ermäßigung der Getreidezölle nur bei Spelz ein gewisser Rückgang der Ernteflächen gegen 1890 im Jahre 1900 wahrzunehmen. Die Erntefläche für Roggen ist dagegen 1900 um 130 000 ha, die Erntefläche für Weizen um etwa 89 000 ha gegen 1890 gestiegen. Auch die Erntefläche für Kartoffeln ist gestiegen. Die durchschnittliche Höhe der Getreidepreise ist keineswegs in jedem Jahre und an allen Märkten, wenn von dem Ausnahmejahre 1894 abgesehen wird, stets erheblich unter denen des Jahrzehnts 1880—1890 gewesen, doch überwiegt ein durchschnittlich niedrigerer Preisstand. Immerhin verzeichnen die deutschen Märkte auch beim Sinken der Getreidepreise unter dem $3\frac{1}{2}$ Marktzoll in manchen Jahren die höchsten Notierungen der Industriestaaten der Welt.*) Im Osten ist gegenüber dem Weltmarktpreis seit 1894 der $3\frac{1}{2}$ Marktzoll voll verteuern zur Wirkung gekommen und somit wenigstens in Jahren einer guten Ernte in höherem Maße als Schutz wirksam, als es früher vor Aufhebung des Identitätsnachweises der 5 Marktzoll sein konnte. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß die Erhebungen

*) Ein Vergleich der Weizen- und Roggenpreise für bayerische gute und mittlere Ware mit den Notierungen von Amerika, Belgien, England, selbst Frankreich, zeigt 1892—1900 für München die höchsten Preise, mit Ausnahme der Jahre 1894 und 1897, in welchen der Weizenpreis in Paris denjenigen Münchens überstieg. — Anders steht es mit den Berliner Getreidepreisen, die insbesondere 1897/98 von den Preisen in Wien stellenweise überflügelt wurden und auch regelmäßig hinter Paris zurückblieben. Mit Hilfe der Einfuhrzölle und der Eisenbahnausfuhrtarife ist von Norddeutschland Weizen und Roggen nicht unerheblich 1897—1899 nach Österreich-Ungarn exportiert worden.

des deutschen Landwirtschaftsrates, welche nur eine Rentabilität von durchschnittlich 2,1 Prozent für eine Anzahl untersuchter Betriebe nachwiesen, insofern ein nicht unrichtiges Bild geben, als die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe keineswegs so günstige Gewinne im letzten Jahrzehnt aufwies, wie einige gut situierte chemische Werke, Eisenwerke und Elektrizitätsgesellschaften. Gerade nach denselben Erhebungen des Landwirtschaftsrates kann dies Ergebnis jedoch nicht in erster Linie dem Getreidepreise zur Last gelegt werden. Denn von den Gesamteinnahmen aus dem Verkauf selbsterzeugter Produkte entfielen bei den untersuchten Wirtschaften auf Getreide nur 26,4 Prozent, während allein aus Vieh und Viehprodukten 40,6 Prozent der Einnahmen flossen.

Im Übrigen ist gegenüber der in Deutschland üblichen Auffassung hervorzuheben, daß die infolge ihrer Lage zum Weltverkehr am meisten der internationalen Konkurrenz ausgesetzten Länder: Niederlande, Belgien, Dänemark, bei rationeller Entwicklung der Viehwirtschaft ohne Getreidezölle relativ viel besser als Deutschland die Agrarkrise zu überstehen scheinen.

Daß sogar in einer Anzahl von landwirtschaftlichen Betrieben mit Verlust gearbeitet worden ist, besonders in den ungünstigen Jahren 1893/94, ist nicht bloß den Getreidepreisen, sondern für die Kleinbäuerlichen Wirtschaften auch der Futternot und Mängeln der Technik zuzuschreiben.*) Abgesehen von der preussischen Steuerreform haben zur Erleichterung des Überganges in der landwirtschaftlichen Krise die Regierungen eine Menge von Opfern gebracht.***) Speziell in Bayern ist auf dem Gebiete der Zuschüsse zur Ablösung der Bodenzinse, zum Viehverversicherungswesen und zur Förderung der für den Bauern so wichtigen Tierzucht sehr Erhebliches geleistet worden, wenn auch nach amtlichem Zeugnis gerade auf dem Gebiete der Rindviehzucht in mehreren Regierungsbezirken Bayerns noch technische Mängel leider anzutreffen sind.***)

Am kritischsten gestaltete sich die Lage derjenigen landwirtschaftlichen Betriebe, die in erster Linie auf den Getreidewerkauf als Einnahmequelle angewiesen sind. Wiederum am schwierigsten unter diesen Wirten sind diejenigen daran, die durch Mangel an Betriebskapital gezwungen sind, auch dann bei

*) Vgl. z. B. „Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern, München 1895“.

**) Vgl. die bereits zitierte preussische Denkschrift von 1896, sowie die Denkschrift: „Die Maßnahmen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Verwaltung in Bayern 1890—1897, München 1897“.

***) In dem Berichte des königl. Landesinspektors für Tierzucht, Dr. Vogel, (Wochenblatt d. landw. Vereins in Bayern 1900, Nr. 47 ff.), wird der Zuchtbetrieb in Oberbayern als in der Mehrzahl der Fälle „mittelmäßig, hauptsächlich infolge einer ungenügenden Ernährung der Zuchttiere über den Winter und der sehr mangelhaften Kulturausfuhr“, der Zuchtbetrieb in Niederbayern als „im Großen und Ganzen nach sehr mangelhaft“ bezeichnet u. s. w. — Von anderem Standpunkte aus kommen auch private Kritiker zu der Meinung, daß auf dem Gebiet der Züchtung für praktische Bedürfnisse noch sehr viel zu leisten wäre, so für Bayerns Rindviehzucht: Jakob Tomalski, „Die Rindviehzucht in Bayern und ihre wirtschaftl. Ziele. München 1900“, und für Deutschland im Allgemeinen: E. Pott, „Formalismus in der landwirtschaftlichen Tierzucht. Stuttgart 1899“.

überwiegendem Getreidebau zu verharren, wenn sie nicht besonders günstigen Getreideboden bewirtschaften. Die Erhebungen der Statistik von 1895 veranschaulichen, daß der Rindvieh- und Schweinebestand pro Fläche um so kleiner ist, je größer der Güterumfang. Man kann allerdings vermuten, daß der Mangel an Betriebskapital pro Hektar Fläche vielfach mit der Größe der Güter steigt und daß hierin für viele Besitzer das Hindernis für den Übergang zu stärkerer Viehhaltung liegt.

Unter dem Druck der agrarischen Krisis ist nicht ein technischer Rückgang, sondern ein großer technischer Fortschritt 1890—1900 in der deutschen Landwirtschaft zu verzeichnen. Abgesehen von den Fortschritten des Genossenschaftswesens, dessen großartige Entwicklung 1890 kaum geahnt werden konnte, zeigt sich der Fortschritt — wenn auch nicht notwendig des Einkommens aller Besitzer, aber doch der Landeskultur — am stärksten gerade in der Zeit, in welcher durch Caprioi angeblich die Landwirtschaft in Grund und Boden ruiniert worden ist.

In Bayern ist allein durch Flurbereinigungen 1889/98 ein Mehrwert bäuerlicher Grundstücke erreicht, der amtlich auf insgesamt 4,4638 Millionen Mark geschätzt wird. An Meliorationsdarlehen sind im Durchschnitt 1889/98 jährlich vom Staate 380 953 Mark in Anspruch genommen worden. Die auf allen Eisenbahnen Deutschlands im Inlandsverkehr beförderte Menge von Düngemitteln einschließlich Kunstdünger betrug 1890 2 690 000, dagegen 1899 5 698 000 Tons. Die Agrarkrisis zwang den Bauern zum Fortschreiten, nicht minder aber auch den Rittergutsbesitzer.

In einem Teile der Rittergutsbetriebe des Ostens war es herkömmlich gewesen, daß der Besitzer nicht die Landwirtschaft berufsmäßig erlernte, sondern seine Lehrjahre in der Armee absolvierte. Angesichts der schwierigen Lage des Großgrundbesitzes und der Notwendigkeit, bei dem Fortschritt der landwirtschaftlichen Technik dieses Gewerbe berufsmäßig genau so wie die chemische Industrie oder die Baumwollweberei zu erlernen, wird allerdings eine Änderung des Systems immer unoermeidlicher. Es ist nicht zu leugnen, daß damit der Armee eine Anzahl ausgezeichnete Offiziere in den unteren Chargen entgehen werden. Die übrigen Befürchtungen für die Wehrkraft Deutschlands, die bei stärkerer Industrialisierung gehegt wurden, haben heute, wenn nur die Ernährung der Industriearbeiter nicht verschlechtert und verteuert und die Arbeiterschutzesgebung kräftig weiter ausgebildet wird, nicht mehr die Bedeutung wie vor einem Jahrzehnt.*)

Am meisten ist in der Öffentlichkeit gestritten worden, ob nun angesichts dieser Entwicklung die Getreidezölle zu erhöhen seien. Beim Streite über diese zukünftige Regelung der Getreidezölle stehen sich zunächst zwei Standpunkte gegenüber:

Die Vertreter des einen Standpunktes nehmen an, daß für die Erhaltung der Landwirtschaft, des landwirtschaftlichen Großbetriebes, wie der Bauern, höhere Getreidepreise unentbehrlich seien, und sie betrachten erhöhte

*) Vgl. hierzu Brentano und Kuczynski: Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft, Stuttgart 1900.

Getreidezölle als ein geeignetes Mittel, um für die heutigen Grundbesitzer befriedigende Ergebnisse herbeizuführen und vielleicht Deutschland von Getreideeinfuhr unabhängig zu machen. Die jetzigen Preise aber werden von diesen Männern als unter den Produktionskosten*) liegend bezeichnet.

Die Vertreter des anderen Standpunktes befürchten zunächst, daß höhere Getreidezölle und höhere Getreidepreise der Landwirtschaft selbst gar nicht auf die Dauer Nutzen bringen, daß sie vielmehr nur eine Liebesgabe an die augenblicklichen Besitzer darstellen, die bald in höheren Preisen kapitalisiert werde. Sie betonen aber außerdem, daß bei unserer heutigen Grundbesitzverteilung keineswegs alle ländlichen Schichten am Getreideverkauf interessiert sind. Es ist sehr bedauerlich, daß erstens keine Statistik der ländlichen Grundeigentumsverteilung für ganz Deutschland zugänglich ist und man sich damit der Betriebsstatistik begnügen muß, und daß zweitens nicht, der Anregung des Zentrumsabgeordneten Bachem entsprechend, durch eine Reichsenquete festgestellt ist, wie viel Landwirte am Verkauf von Brotgetreide interessiert sind. Man ist somit auf die unvollkommene Methode der beiden Reichskanzler, Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe,

*) Wie wechselnd die Schätzungen der Produktionskosten von Getreide in Deutschland sind, möge folgende Übersicht einiger im Reichstage von Sachleuten gegebenen Ziffern zeigen: Am 24. Dez. 1890 (Sten. Ber. d. Reichst. 1890—92, Bd. V, S. 3408) wies der bayerische Zentrumsabgeordnete v. Pfetten darauf hin, daß in der Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern 1885, S. 54, 142 ff., als mittlere Kosten des Weizenbaues 15,74, des Roggenbaues 15,50 Mk. pro Doppelzentner berechnet seien, und daß im Einzelnen die Produktionskosten pro 50 Kilogr. Weizen zwischen 6,51 und 10,25 Mk., pro 50 Kilogr. Roggen zwischen 6,51 und 8,76 Mk. geschwankt hätten. — In einer Petition des ostpreussischen landw. Vereins war als Ergebnis von Ermittlungen im Jahre 1884 ein durchschnittlicher Selbstkostenpreis von 144 Mk. pro Doppelzentner Weizen und 129 Mk. pro Doppelzentner Roggen angegeben (Anl. zu d. Sten. B. d. Reichst. 1892—93, Bd. II, Nr. 209). — Graf Kanitz erklärte am 10. Dez. 1891 im Reichstage, damals vor 4 Jahren seien die Produktionskosten für 1 Tonne Roggen in den östlichen Landesteilen auf 150 Mk., in den westlichen auf 160 Mk. berechnet worden; jetzt müsse man wegen gestiegener Löhne und der Lasten der Altersversicherung 30 Mk. mehr rechnen (St. B. d. R. Z. 1890—92, Bd. V, S. 3315). Am 1. März 1894 schätzte Graf Kanitz die Produktionskosten pro Tonne Roggen in den östlichen Provinzen auf 150 Mk., im übrigen Deutschland auf 160—180 Mk. (St. B. d. R. Z. 1893—94, Bd. II, S. 1512). — Graf Caprivi wies gegenüber den Berechnungen des Grafen Kanitz im Reichstage am 14. April 1894 darauf hin, daß in einer vom Zentralverein ostelbischer Landwirte an den Kaiser gerichteten Eingabe die Selbstkosten für Weizen pro Tonne mit 160 Mk., für Roggen mit 140 Mk., für Hafer mit 120 Mk. angegeben seien (St. B. d. R. Z. 1893—94, Bd. III, S. 2132). — Graf Bernstorff bestätigte, daß nach seinen Erfahrungen diese von Graf Caprivi mitgeteilten Zahlen der Wirklichkeit näher kämen als die beim Antrag Kanitz erstrebten Preise. (Ebendaselbst S. 2136.) — Der bayerische Konservative Luß behauptete am 27. Febr. 1894 (St. B. d. R. Z. 1893—94, Bd. II, S. 1471), die Produktionskosten pro 100 Kilogr. Roggen betragen in Bayern 13,50 Mk.

In einer 1901 erschienenen Schrift von O. Kabe, „Vierzig Jahre Brotgetreidebau“ werden unter sehr günstigen Verhältnissen (S. 30 u. 31) die Produktionskosten

angewiesen, die annahmen, daß die Betriebe über 5 Hektar anfiengen, Brotgetreide über den eigenen Verbrauch hinaus zu verkaufen. Indem Fürst Hohenlohe die Betriebe bis 5 Hektar nicht als am Getreideverkauf interessiert ansah und $3\frac{2}{3}$ Personen hier auf den Betrieb rechnete, kam er mit Verwertung der Ziffern von 1882 zum Ergebnis, daß 76 Prozent der Betriebe oder 15 Millionen landwirtschaftliche Bevölkerung keinen Vorteil, eventuell sogar Nachteil, etwa 4 Millionen Menschen dagegen ein Interesse an höheren Getreidepreisen hätten.

Wendet man dieselbe Methode auf die Ziffern von 1895 an, so würde nur eine Zahl von 3 Millionen an höheren Getreidepreisen interessiert sein. Die Methode des Fürsten Hohenlohe kann jedoch vom agrarischen Standpunkte aus damit angegriffen werden, daß er nur für die im Hauptberuf thätige landwirtschaftliche Bevölkerung die Betriebsstatistik verwertet. Um diesem Einwand zu begegnen, sei lediglich die Betriebsstatistik von 1895 verwendet und angenommen, daß alle 1 805 632 Betriebe über 5 Hektar am Getreideverkauf interessiert seien und daß in diesen durchschnittlich nicht $3\frac{2}{3}$, sondern 5 Personen Familie pro Betrieb zu ernähren seien: auch dann sind es höchstens $6\frac{1}{2}$ Millionen deutsche Bevölkerung unter gegenwärtig 56 Millionen, also ein Neuntel des deutschen Volkes, welchem eventuell durch höhere Getreidepreise geholfen werden kann.

auf mitteldeutschen Ackerböden für Roggen z. B. mit 99,50; 106,92; 107,74 Mk. pro Morgen, für Weizen mit 118,25; 113,17; 116,48 Mk. pro Morgen berechnet. Dabei ist eine 3-prozentige Verzinsung mit Annahme des sehr hohen Bodenwertes (Ackerbödenpreise!) von 1000 Mk. pro Morgen zu Grunde gelegt. Trotzdem der Verfasser mitteilt, daß etwa 13 Zentner 27 Pfund Roggen und 16 Zentner 7 Pfund Weizen pro Morgen durchschnittlich geerntet wurden, zieht er aus diesen Produktionskostenberechnungen die Konsequenz, daß zur Garantie der Grundrente ein Zoll von 80 Mk. pro 100 Kilogr. Brotgetreide angemessen sei! — Viel wertvoller als diese Anstellungen dürften heute noch immer die Produktionskostenerrechnungen sein, welche Professor Drechsler 1880 in der „Festgabe für Georg Hansen“ (S. 251) veröffentlicht hat. Für 12 bzw. 14 Wirtschaften wurde festgestellt, daß die Produktionskosten für Roggen 105,4—191,8 Mk. pro Tonne, die des Weizens 130,6—192 Mk. betragen. Durchschnittsberechnungen sind das Trägerischeste, was es geben kann, da, wo nicht gleichartiger Boden, gleichartige Technik, gleichartige Ankaufspreise vorliegen. Überdies ist der Willkür in Berechnung der Getreideproduktionskosten überall der weiteste Spielraum gelassen, wo Getreide als Zwischenfrucht neben anderen Nutzungen in Betracht kommt. Unbestreitbare Resultate sind dagegen in Gebieten, wo, wie in Dakota, Jahr für Jahr Weizen gebaut wird und die Viehwirtschaft keine Rolle spielt, am leichtesten aufzustellen. Immerhin weisen die Ziffern Drechsler's darauf hin, daß eine enorme Verschiedenheit der Produktionskosten des Getreides in Deutschland sogar in einem einzigen Distrikt existieren. Somit wird nicht die gesamte Landwirtschaft und auch nicht der gesamte Getreidebau bei niedrigen Preisen und fortschreitender Technik unmöglich, und Preissteigerung durch Zollschuß kann den Betrieb unter ungünstigen Verhältnissen zwar gerade noch möglich, aber nie rentabel machen, während den Betrieben mit günstigen Bedingungen dann eine sehr hohe Differenzrente geschenkt wird. Vgl. hierüber auch H. Diegel, Weltwirtschaft u. Volkswirtschaft, Dresden 1900 und H. Diegel, Kornzoll und Sozialreform, 1901.

Es ist klar, daß diesem Reumtel nicht von der Gesamtheit auch mit den höchsten Agrarzöllen geholfen werden kann, wenn infolge der Agrarpolitik die wirtschaftliche Existenz der übrigen acht Reumtel der Bevölkerung gefährdet wird.*)

Der Streit wird nun darüber geführt, ob erhöhte Getreidezölle mit den Interessen der übrigen deutschen Bevölkerung vereinbar seien.

Die Anhänger höherer Getreidezölle versprechen zum Ausgleich einen lückenlosen Schutzolltarif auf alle agrarischen, auch die kleinbäuerlichen Erzeugnisse; sie unterstützen ferner die Schutzollwünsche der Industrie.

Nach der politischen Lage in Deutschland steht und fällt die Bewegung für höhere Getreidezölle mit der Begeisterung der Kleinbauern für Vieh-, Fleisch- und Hopfenzölle, ferner mit der Fortexistenz des Begünstigungssystems in Eisenbahntarifen und Zöllen, dessen sich die kartellierten Großindustrien erfreuen.

Der Kampf zwischen den organisierten Gruppen, die durch Verteuerung der Inlandspreise Vorteile beziehen, und anderseits denjenigen Exportunternehmern, welche nicht kartelliert sind und daher vom Zollschuß ebenso wie ihre Arbeiter und wie die an Versorgung dieser Arbeiter interessierten Bauern Schaden haben, wird einmal in Deutschland ausgekämpft werden, auch wenn durch sogenannten Ausgleich auf mittlerer Linie etwas Zeit gewonnen werden sollte.

Die wissenschaftliche Entscheidung würde weit leichter sein, wenn 1. exakte Erhebungen über die Kosten der Lebenshaltung der Arbeiterschaft in Deutschland und in den industriellen Hauptkonkurrenzländern England, Belgien, Nordamerika zu Gebote ständen. Was publiziert ist, läßt schon heute den Schluß sehr naheliegend erscheinen, daß bereits jetzt der Arbeiter, um eine gleich wirksame Ernährung zu erlangen, in keinem der drei konkurrierenden Industrieexportländer so viel vom Nominallohn aufwenden muß, als in Deutschland, und zwar infolge des bereits heute herrschenden Agrarschutzes. Es bleibt aber hier noch viel Raum für Forschungen.

Die Entscheidung würde ferner leichter sein, wenn nicht 2. überhaupt von einigen deutschen Gelehrten angesichts der Verflechtung Deutschlands in den Weltmarkt die Rückkehr zum Agrarstaat und der Verzicht auf den Export als wünschenswert oder überhaupt als möglich bezeichnet worden wäre.

Es ist Ende des 19. Jahrhunderts bei einigen Autoren eine Begeisterung für den geschlossenen Handelsstaat zu Tage getreten, die 1. auf der Meinung, daß die Lage der industriellen Arbeiter ewig unverbesserlich sei, 2. auf der Annahme beruht, daß der Export weit unsicherer als der heimische Markt und daß speziell die Zukunft des deutschen Industrieexports sehr unsicher sei.**)

*) Daß statt der unvollkommenen Schätzungen des Grafen Caprivi und des Fürsten Hohenlohe eine Reichsenquete über das Interesse der landwirtschaftlichen Bevölkerung am Getreidemarkt auf dringend nötig ist, leuchtet auch nach den Veröffentlichungen von Dr. Dade in Nr. 3 der Nachrichten des deutschen Landwirtschaftsrats, 1901, ein. Vgl. auch einen demnächst erscheinenden Aufsatz von W. Loh in Conrad's Jahrbüchern.

**) Vgl. insbes. die Verhandlungen des soz. Kongresses 1897 (vor allem die Reden von Oldenberg, A. Wagner und anderseits R. Weber).

Es mag zum Schlusse dieses Überblicks über die Entwicklung der deutschen Handelspolitik gestattet sein, diejenigen Gründe darzulegen, aus denen gerade, wenn man die Ergebnisse der deutschen Entwicklung 1890—1900 zusammenfaßt, die Pflege und Weiterentwicklung des Exports nicht nur, sondern auch der Wareneinfuhr unentbehrlich erscheint:

1. Zum Teil kann Deutschland allerdings seinen Bedarf an solchen Genußmitteln und Rohstoffen, die bei unserem Klima nicht erzeugt werden können (Thee, Kakao, Kaffee, Reis, Pfeffer u. s. w., Baumwolle, Jute, Seide u. s. w.), durch die Zinsen seiner Forderungen im Auslande decken, aber es muß auch Waren exportieren zur Begleichung der Importe.

2. Die Einfuhr aller solcher Rohstoffe und Lebensmittel, die in unserem Klima zwar hergestellt werden, aber entweder nicht für 56 Millionen Einwohner quantitativ ausreichend oder nicht zu genügend wohlfeilem Preise erhältlich, kann wohl beschränkt, aber nicht ohne Ruin des deutschen Wirtschaftslebens völlig entbehrt werden. Es ist nicht die geringste Aussicht, daß wir zugleich unseren Holz- und Getreidebedarf, zugleich unseren Fleisch-, Häute-, Eier-, Futtermittel-, Obst- und Gemüsebedarf, unseren Wollbedarf und unseren Flachsbefdarf durch nationale Produktion und zu annehmbarem Preise decken können*); es sei denn, dieser Bedarf wird durch Dezimierung unserer Bevölkerung nach einem schweren Krieg oder durch Auswanderung der Industriearbeiter oder durch allgemeine Verarmung auf das Niveau von 1850 herabgedrückt. Auch der energischste Agrarschutz kann nur in einigen Zweigen den Erfolg haben, Deutschland unabhängig von Zufuhr zu machen. Auch mit einem lückenlosen Zolltarif müssen wir gewisse Produkte, an denen unsere Forst- oder Landwirtschaft ein Defizit aufweist, vom Auslande beziehen, müssen sie bezahlen und deshalb Waren ausführen.

3. Wenn Arbeitsgelegenheit für die Erwerbsfähigen unter den 56 Millionen Deutschen erhalten bleiben soll, kann die Bevölkerung im Lande nur ernährt werden, indem die Arbeitskräfte mit der größten Wirtschaftlichkeit beschäftigt sind, d. h. jedem überlassen wird, sein Kapital und seine Arbeit so zu verwenden, daß der größte Erfolg erzielt wird. Auch wenn sie durchaus unparteiisch vorgehen, könnte keine Regierung so weise sein, für 56 Millionen Menschen auszurechnen, welche Beschäftigungen den größten Erfolg für Kapital und Arbeit bringen, welche dagegen eine Verschwendung wirtschaftlicher Kraft bedeuten. Wollen wir uns dies an einigen Beispielen veranschaulichen. Wenn die Engländer harte Kammgarne und Baumwollgarne feinsten Nummern mit einem geringeren Aufwand von Arbeit und Kapital als die Deutschen herzustellen vermögen, so kann die deutsche Arbeiterschaft, welche bei abgeschlossenem Handelsstaate zur Erzeugung dieser Produkte herangezogen würde, nie so günstig gelohnt werden, als wenn wir im Austausch gegen deutsche Spezialitäten, die diese Arbeiter dann herstellen, die harten Kammgarne und die feinen Baumwoll-

*) Vgl. B. Vog, Schutz der deutschen Landwirtschaft u. s. w., S. 44, und der Artikel von Andres „Forsten“ im Handwörterbuch, 2. Aufl., wofelsü nachgewiesen ist, daß zum Erfasse für die deutsche Mehreinfuhr an Holz 4273000 Hektar aufgeforstet werden müßten, mithin, da nur 1 Mill. Hektar hierfür verfügbar, 3¼ Mill. Hektar der Landwirtschaft entzogen würden.

garne importieren. Viel häufiger ist noch ein anderer Fall, der zeigt, daß es wirtschaftlich sein kann, zu exportieren und zu importieren, auch wenn die heimische Produktion gerade den heimischen Bedarf deckt. Nach der Reichsstatistik betrug der deutsche Verbrauch von Roheisen 1898 7,436 Millionen Tonnen. Die deutsche Produktion betrug 7,301 Tonnen. Man könnte hieraus schließen wollen, daß Deutschland, da es nicht einmal ganz seinen Bedarf produziert, keinen Anlaß hat, zu exportieren. Ist es doch selbst bei Gelehrten eine landläufige Anschauung, daß man nur exportiert, wenn der heimische Markt nicht die gesamte Produktion aufnimmt. Es ist hier zunächst die Statistik zu berichtigen, da als Inlandsverbrauch hier auch der Bedarf der für den Export arbeitenden Fabrikanten von Fertigroheisen verbucht ist. Genau genommen wäre der inländische Verbrauch unter Umrechnung des in verarbeiteter Form exportierten Roheisens auf nur 5,580 Millionen Tonnen Roheisen im Jahre 1898 festzustellen, also allerdings ein Überschuss für den Export vorhanden gewesen. Allein selbst wenn ein solcher Überschuss nicht vorhanden wäre und zum Export gedrängt hätte, selbst wenn Deutschland kaum seinen Eisenbedarf für's Inland befriedigen könnte, wäre es äußerst unwirtschaftlich, wenn an der Grenze gelegene Produktionsstätten, wie Oberschlesien, ihr Produkt ausschließlich an den deutschen Markt, der nur mit hohen Frachten erreichbar ist, absetzen würden. Es ist wirtschaftlicher, daß Oberschlesien einen Teil seiner Eisenproduktion — eventuell weiter verarbeitet — nach Rußland, Polen, als nach Thüringen oder Westpreußen verkauft, ebenso wie der Bezug ausländischen statt einheimischen Eisens an gewissen Seep lägen wirtschaftlicher sein kann — ganz abgesehen von Qualitätsunterschiedenheiten. In ähnlicher Weise empfiehlt es sich, ostdeutschen Weizen seit 1894 in gewissen Fällen zur See auszuführen, statt ihn nach Westdeutschland zu schicken, wenn er sich zur Vermischung mit dem dortigen Produkt nicht eignet. Ein Export von Getreide kann in bestimmten Regionen wirtschaftlich empfehlenswert sein, obwohl der gesamte Getreidebedarf Deutschlands nicht hinlänglich von der deutschen Landwirtschaft gedeckt wird.

Alle nahe der Grenze gelegene Produktion von Gütern, bei denen die Fracht eine große Rolle spielt, würde Schaden leiden, wenn der Gedanke des geschlossenen Handelsstaats verwirklicht würde.

4. Das Hauptbedenken gegen diejenigen, welche Deutschland von der Rolle eines exportierenden, vorwiegend industriellen Staates abbringen möchten, liegt aber in einem Umfange, dessen Heroerhebung sehr paradox erscheinen mag: es wäre nämlich das größte Unglück, wenn Deutschlands Gesetzgebung die Absatzbedingungen aller in Deutschland hergestellten Waren regeln könnte. Es ist der größte Segen, daß es für unsere kartellierte Industrie noch die Gefahr ausländischer Konkurrenz giebt, wenn sie bei Lieferungen an Marine oder Staatsbahnen oder Gemeinden ihren Vorteil allzu rücksichtslos wahrnt. Wären wir nicht in den Weltmarktsverkehr verflochten und nicht gezwungen, auf dem Weltmarkt zu konkurrieren, so würde das Agitieren für Aufrechterhaltung veralteter Technik, das Beeinflussen der Staatsverwaltung zwecks Gewährung hoher Preise, kurz, das Umprägen politischen Einflusses in wirtschaftlichen Vorteil geradezu privilegiert. Eine Korruption unseres öffentlichen Lebens durch Trübschmerzhaftigkeit und Terrorismus, den die wirtschaftlich Stärksten ausüben, und

dem gegenüber dann eine gewaltsame Reaktion der Unterdrückten und Ausgebeuteten, würde drohen.

Gegenüber denjenigen, die aus Abneigung gegen die industrielle Entwicklung den Export bekämpfen, sei hier auf Betrachtungen eines besonders agrarisch gestimmten Schriftstellers, Dr. Ballod, verwiesen. Dr. Ballod unternimmt den Versuch, abzuschätzen, wie viel Liebesgaben infolge Verteuerung der deutschen Produkte durch Zölle die landwirtschaftliche und die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung einander gewähren. Der Versuch ist prinzipiell interessant, trotzdem die Ziffern im Einzelnen an einer sehr großen Schwäche und manchen kleinen Schwächen krank. Es kann nämlich sehr wohl für den Getreideverkauf seit 1894 und für die Eisenindustrie — soweit sie in Deutschland selbst verkauft — angenommen werden, daß in Deutschland um den Zoll teurer als am Weltmarkt verkauft wird. Es ist jedoch durchaus irrig, für nichtkartellierte Gewerbe, wie es die meisten Zweige der Weberei und Wirkerei sind, ebenso zu kalkulieren, wie viel Verteuerung den inländischen Verbrauchern auferlegt werden könnte, wenn der Zoll — was hier meist nicht geschieht — zur teureren Versorgung des Inlandes ausgenützt würde. Die Ziffer, welche Ballod für 1894—1896 als Tribut an die Eisenindustrie berechnet (130 Millionen Mark), bedarf außerdem einer Nachprüfung, weil keineswegs die gesamte Roheisenproduktion ausschließlich Roheisenexport im Inlande verbleibt, vielmehr ein großes Quantum in Form verarbeiteten Eisens — zeitweise unter Gewährung von privaten Ausfuhrzuschüssen — zum Weltmarktspreise am Weltmarkte verkauft wird. Es ist ferner nicht so, daß die gesamte nichtlandwirtschaftliche von der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung und umgekehrt infolge der Eisenbahntariffpolitik und der Schutzzölle durch höhere Inlandspreise subventioniert wird. Es ist vielmehr in Landwirtschaft und Industrie eine Minorität, die den Zollschutz auf Kosten der übrigen Bevölkerung und des Staates ausnützt.*)

Es erscheint mir jedoch nicht ganz ausgeschlossen, daß der Grundgedanke Ballods zutrifft, daß die Agrarier mit ihren Schutzzöllen kein sehr gutes Geschäft gemacht haben im Vergleich zu den Gewinnen, die gewisse Industrien durch Aufrechterhaltung übermäßigen Zollschutzes zogen. Nur beschränkt sich dieser Vorteil auf die kartellierte Gewerbebranche. Die übrige Industrie, ferner die Kleinhandwerker und Kleinbauern besitzen nicht die Absatzorganisation, um für sich den Zollschutz entsprechend auszunützen. Dafür zahlen sie mit zu den Steuern, aus denen für Schienen und Panzerplatten an deutsche Fabriken in Deutschland höhere Preise als diejenigen, zu denen dieselben Leute an's Ausland liefern, bezahlt werden. Für die Eisen verarbeitenden Industrien ist beim Hereinbrechen der Depression, nachdem sie im voraus zu teureren Preisen ihr Material einkaufen mußten, der für die eigenen Produkte genossene Schutz vielsach irrelevant gegenüber der Verteuerung, die sie durch Zölle auf Rohmaterialien und die Macht der Rohstoffsyndikate empfinden.

*) In einem Beitrage in den Münchener Volkswirtschaftl. Studien wird von Herrn Th. Vogelstein demnächst dies System privater Ausfuhrzuschüsse im Einzelnen beleuchtet. Im Übrigen vgl. die Berechnungen im Handelsammerbericht Ruhrort 1900/1901, wonach es erheblich wohlfeiler ist, aus deutschem Eisen in Holland als in Ruhrort Flußschiffe zu bauen!

Unter dem Grafen Capriovi war ein Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der unbedingt auf den Export angewiesenen Exportzweige und der Schutzzollinteressenten versucht, und in Vielem hatte die Regierung Recht, wenn sie ihre Politik als Fortführung der Ideen von 1879 bezeichnete. Es blieb die Praxis der Solidarität von Interessenten, die sich als die wirtschaftlich Schwachen ansahen.

Ob bei dem Ablauf der jetzigen Handelsverträge ein solches Kompromiß möglich und haltbar ist, erscheint sehr zweifelhaft. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ebenso wie unseren offenen Zuckereexportprämien auch unseren versteckten privaten Ausfuhrprämien in Eisen u. s. w. Ausgleichszölle des Auslandes folgen. Es ist ferner zwar vorübergehend möglich, im Bunde mit den industriellen Schutzzöllnern recht hohe Lebensmittelzölle in einen Tarif hineinzubringen. Es ist aber — wie die Erfahrung 1891 zeigte — nicht einmal ein Fünftelzoll auf Brotgetreide von den ausgesprochensten Agrariern zu verteidigen, wenn eine einzige schlechte Ernte in den Hauptexportgebieten eine Teuerung herbeiführt. Noch weniger ist Deutschland in seiner Ernährung durch hohe Zölle unabhängig zu stellen, wenn mehrere Missernten in Deutschland aufeinander folgen und eine Industriedepression hinzukommt.

In Deutschlands Hand wäre, nachdem es seit 1879 im Protektionismus Schule gemacht und 1891 in der Vertragspolitik die Führung übernommen hatte, vielleicht jetzt und nie wieder die Macht gegeben gewesen, auf die künftige europäische Entwicklung durch sein Vorbild der Mäßigung zu wirken. Daß Deutschland 1879—1891 daheim Schutzzoll predigen und Hochschutzzölle aufrichten, draußen aber feste Zollsätze beanspruchen konnte, war ein Ausnahmefall, der nie wiederkehrt, eine Gunst, die schon seit 1. Februar 1892 nicht mehr auszunützen war. Möge unser Vaterland den richtigen Weg rechtzeitig betreten.

Die Schwierigkeiten sind mit Rücksicht auf Deutschlands innerpolitische Entwicklung, weniger mit Rücksicht auf die übrigen Nationen, weit größer als vor einem Jahrzehnt. Vielleicht wird, wenn die Folgen der jetzt geplanten Zollerhöhungen nach einigen Jahren empfunden werden, später auch in weiteren Kreisen erkannt, wela' große Leistung für das Vaterland Graf Capriovi und seine Mitarbeiter 1891—1894 durch die vielgeschmähte Handelsvertragspolitik vollbracht haben.





Neues von Christian Morgenstern.

(Berlin.)

1. Der erste Kuss.

Wie sollte ich dir nicht eine Denkstele aufstellen wollen, und sei sie noch so klein, lieblichstes Ereignis meiner frühesten Knabenzeit, da ich den ersten und seligsten Kuss meines Lebens auf ein paar frische Mädchenlippen drückte!

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen; aber je älter ich werde, desto lebendiger und rührender steigt jene holde Begebenheit vor mir auf.

Es war in einem malerischen Dorf der oberbayrischen Hochebene. Die Sommergäste aus München, die sich in dem Gasthaus zur Post allabendlich versammelten, bereiteten ein Gartenfest mit lebenden Bildern vor, auf dessen einem meine kleine Person als Amor mitwirken sollte.

Was die etwa dreizehnjährige Tochter des Majors von K. dabei zu thun hatte, weiss ich nicht mehr; jedenfalls aber hatte sie mir damals meine kleinen Pfeile selbst in's Herz gedrückt; denn Amor selbst war der über die Massen Verliebte.

Ich sehe sie noch vor mir.

Ihre Augen hatten das leuchte Braun von Waldteichen im Mondschein; ihr volles Haar, von dem selben Con und Glanz, umwollte weich, warm und schwer das bleiche Oval eines Madonnengesichts. Die schlanken Vortrühlings-Formen umfloss ein von den Schultern bis zu den Schuhen hinabfallendes lila-braunes Wollkleid, das unter'm Busen ein Gürtel leicht um die Hüfte fieng.

Sie war erst vor wenigen Tagen aus dem Kloster, in dem sie erzogen ward, in die Ferien gekommen; und eben dieser klösterlich strenge Hauch über einer warm-sinnlich aufquellenden Natur machte sie doppelt geheimnis- und anziehungsvoll.

War es nun, dass sie sich an Amors Pfeilen selbst ein wenig verwundet hatte, oder auch nur eine mehr mütterliche Liebe der Älteren zu dem Sechs- oder Siebenjährigen im Spiele war; genug, eine plötzliche Flamme schlug über uns zusammen, als wir uns bei Gelegenheit einer Probe einen Augenblick zu Zweien allein belanden.

Oh, die vollkommene Crunkenheit jenes Kusses, der rätselvolle Rausch jener ersten Annäherung, jenes unklare Glück, in das noch kein Verstand seine Lichter warf, und über das hinaus noch nichts nach anderen Genüssen verlangte!

Jene vielleicht feinste Blume der Liebe, die ahnungsvoll aufdämmernde Leidenschaft eines Kinderherzens, ich habe sie einen Augenblick meines Lebens kosten dürfen, um sie nie mehr aus meiner Erinnerung zu verlieren.

Es war damals das einzige Mal, dass wir uns küssten.

Mochte sie sich schämen? Waren wir nicht mehr allein? Ich weiss es nicht mehr.

Bald darauf reiste sie wieder in's Kloster zurück, und ich habe sie niemals wiedergesehen.

2. Dichtungen.

Aberschlag.

Was wissen wir von euch noch, liebe Leute,
die ihr in euren Puppenheimen sitzt
und zum Geläute alter Glocken noch
euch härrnt und euch an Märchenrocken noch
die Finger rührt,
von euch, die ihr noch heute
vor toten Gözzen Blut und Thränen schwigt!

Ihr saht noch nicht Natur in's tiefe Auge,
das fühl und fühllos unser Aller lacht,
ihr trankt die Lauge ihres Spotts noch nicht,
ihr kennt das Urtheil eures Gotts noch nicht:
daß seine Macht
nur noch für Kinder tauge,
daß er schon längst in Acht und Aberacht.

O Weltspiel, Poffenpoffe aller Poffen —
wo du gleich Spieler und Betrachter bist,
selbst eingegossen in die Form Nothwendigkeit,
gleich Göttlichkeit und gleich Elendigkeit —
wem, der da ist,
wär' deine Komik ganz erschlossen!
Nicht Einem; — denn der stürb' zur selben Frist.

Windglück.

Mit wilden Atemstößen wirft der Sturm
des Turms Geläut' mir dröhnend in's Gemach,
als ob er eines Springbrunnns wehend Haar
nach einer Seite weit hinüberkämme.
Comüberschüttet steh'n die Häuser hier,
indes die jenseits nur ein fernes Klingen
vernehmen. Und mich überwältigt tief,
wie alles Glück nur Windes Gunst und Spiel.

Totenzug.

Wenn ich auf die zurücke schau',
die mit mir groß geworden, —:
Ein Zug des Schweigens, grabesgrau,
ein stummer Totenorden —.

Der starb, zerstört, im Hospital.
Der stoh sich selbst, nach langer Qual.

Der fiel von einer Seuche Gift.
Der las des Tiefstins dunkle Schrift.

Der rang mit Gott, bis daß er starb.
Der warf sein Pfund hin und verdarb.

Den sog'n Sorg' und Armut leer.
Der starb am Fieber über'm Meer.

Der gieng hinweg aus Liebesgram.
Und der aus wunder Ehr' und Scham.

Der fiel durch Weiber und versank.
Der trank sich tot, und der ertrank.

Doch über allen steht das Wort,
um das sich viel vergiebet:
Und mußt'n sie auch balde fort:
Sie haben „gelebt und geliebet“.

Vom ewigen Leben.

Ich singe das Lied des Lebens,
wie tausende vor mir
und tausende nach mir.
Es ist eine Küge zu sagen:
Leben ist Glück,
den Tag zu verleumden
um seiner Nacht willen.
Wenn du einmal
aufgehoben wurdest
bis zum Gipfel der Liebe,
dann weißt du,
daß dort die Welt geheiligt liegt,
daß du dorthier das große Ja
rieffst, vergessend des geistigen Hochmuts,
danfbar wie das Tier,
wie die Pflanze,
lebend, liebend,
aufrecht, wie der Stamm,
der am Felsenhang noch,
ein Pfeiler, zum Lichte wächst.
Und sollt' ich es je,
zermürbt,
zerbrochen,
verfluchen, —
es wär' eine Küge.

Denn über allem Gram und Grauen
waltet unirrbar
ewiges Wachstum,
legionenweltig
auf jedem Geviertschnh
der aber und aber Legionen Welten.

Ich singe das Lied des Lebens
mit dem Vogel zu meinen Häupten,
und der Blume zu meinen Füßen
und dem Baum und dem Bach
und den Wolken und wehenden Winden, —
und es ist nicht mehr
als das Zirpen einer Grille, —
aber wir sollten es alle singen,
Millionen Menschen, Brüder und
Schwestern,
an jedem Morgen,
dem Lichte zugewandt,
mit einer Seele,
unirrbar,
wie die Tanne,
die noch am Felsenhang,
ferzengerad,
zum Himmel emporwächst.

3. Bildhauerische Phantasieen.

Iris, auf einem aus Wolken springenden Regenbogen zur Erde hinab schreitend. En miniature oder als kolossale Anlage. Vielleicht als Thor nach einer offenen Landschaft.

Die sterbende Schönheit. Weib, in der Umklammerung eines Bären verblutend.

Statue der Keuschheit. Weib, vom Kopf bis zu den Füßen herab in fein blondes Haar gefüllt.

Die Sünde. Weib, hinter einem Felsen hervorkauernd. Vorn Weg. Hinten Abgrund.

Der Philosoph. Ein sitzender Niese, der auf einer über seine Knie gelegten Tafel die Dinge der Welt gleich einem Kinderpielzeug aufstellt, ordnet und betrachtet.

Mann, mit einem Bliß in der Faust in ein zurückgezwungenes Sphinghaupt sitzend.

Weiblicher Kopf mit Schlangenkäueln statt der Augäpfel.

Die Heimkehr des Todes. Der Tod, als Nimrod, einer Felsenhöhle zuschreitend, um den Gurt Fangschlingen mit Toten, den Rucksack mit gleicher Beute gefüllt.

Tanzendes Weib, vom Tod angeblickt: im Tanz erstarrend.

Der Mörder. Mann, auf seinem Lager sich wälzend. Decken und Hemd von einem fraßhaften Ornament überfät: dem Furienkopf der ihn verfolgenden That.

Abgestürztes Geschütz mit in die Stränge verwickelten, zu Boden gerissenen, totwund sich wälzenden Rossen. Kolossalgruppe.

Der Zweifel. Jüngling-Mann, sitzend, das linke Bein über das rechte geschlagen, das grüblerisch zusammengezogene, von schmerzlichem Hohn zerrissene Antlitz in die Linke (deren Ellenbogen auf dem Knie aufliegt) gestützt, die vier Finger dieser Hand in die Stirn gegraben, daß sie nur bis zum Mittelgelenke sichtbar sind.

Dhnmacht. Edle Jünglingsgestalt, kraftvoll, aber mit gebrochenen Handgelenken. Hoffnungslos traurig im Ausdruck. An einem langen, um die Schulter gehängten Riemen ein Schwert.

•

Grabreliefe. Eine edle Matrone, Mutter Erde, in weitem, würdigen Gewande, öffnet mit dem Ausdruck gütiger Milde die Arme gegen einen müde heranschwankeuden Menschen. Oder: Dieselbe, ihres heimgekehrten Kindes Haupt bereits in ihrem Schoß haltend und lieblich die Hände über seinem Nacken verschlungen. Den Blick, dessen kaum merkliches Lächeln im Zweifel läßt, ob Wiedersehensfreude, Mitleid oder kühle Göttlichkeit ihre Seele erfüllt, weit über ihn fort in die Ferne gerichtet.

•

Statue eines Peters. Mensch in tiefstem Schmerz, das Antlitz nach oben gewendet, die Hände über sich gegen den Himmel gerungen, so daß die Handflächen gleichsam eine Schale nach oben bilden. In dieser Schale — ihr Boden-Fingergesicht gleichsam durchwachsend — sein Widerantlitz, mit idealisirteten, vergöttlichten Zügen auf ihn niederblickend, Aug' in Auge. Der Mensch in dunkler Tönung; das Widerhaupt ätherisch in Hell oder Gold, im Übrigen entweder fragmentarisch, nur als Maske, oder aber als voller Kopf von reichen Locken überwallt, die noch teilweise seitwärts über die Hände herabfallen und andererseits das Ganze nach oben abschließen.

•

Die Sehnsucht. Junges nacktes Weib auf divan-ähnlichem Lager. Ein feiner, fast krankhaft zarter Körper in weißem Marmor, wie durchsichtig. Die Beine leicht über einander gelegt, die Arme zu beiden Seiten über die Kanten der Lagerstatt hängend, aber nicht schlaff, sondern gespannt, da sie mit den Handflächen nach oben, den Ellenbogen nach unten gewendet sind. Die Haltung dieser Arme sowie die Partie der durch sie aus einander gezogenen Büste wird einen hohen Grad von Ungeduld, von aufgesammelten, empfangsbereiten Kräften ausdrücken, den die halb geöffneten Lippen, die leicht geblähten Rüstern und vor Allem noch die Augen erhöhen werden, die als Einziges an der ganzen Figur in Bernstein (oder Ähnlichem) ausgeführt, den Betrachter durch die Mischung kindlichen Flehens und verschleierte Sinnlichkeit erschrecken und bezaubern. Das Haar ist an der einen Seite aufgegangen und fällt dort in langen Strähnen am Lager hinab. Das Ganze steht — der gebreiteten Arme wegen — auf einem größeren, mosaikartig gemusterten Sockel.





Aus „Wolkenkuckucksheim“.*)

Von Eduard Aly.

Wenn man bei den „Neun Mäusen“ in Wolkenkuckucksheim, — so heißt das letzte Häuschen rechter Hand, — den Theorieweg einschlägt, — der Leser kann nicht fehlen, wenn er einmal von Alltagsleben aus in den Traumwald kommen sollte, — gelangt man zunächst auf die Praxiswiesen. Man muß sich hüten, den Theorieweg um die Wiesen herum im Kreise zu verfolgen, sonst kommt man statt nach Normalheim in die sogenannten Brüche. Die Praxiswiesen sind eine frische, grüne Weide, welche die Wolkenkuckucksheimer an heißen Sommerabenden gerne benutzen, um sich in das Gras zu legen. Als einmal die Normalheimer zu Anfang des Jahrhunderts die Praxiswiesen durch ihr Rindvieh abgrafen ließen, — die Normalheimer besitzen über tausend Stück Rindvieh, das Kleinvieh nicht gerechnet, — wäre es beinahe zu einem blutigen Zusammenstoße zwischen ihnen und den Wolkenkuckucksheimern gekommen. Die Normalheimer behaupteten, ihre Ochsen hätten so viel Rechte, als die Wolkenkuckucksheimer. Die Wolkenkuckucksheimer stützten sich dagegen auf den Rechtsgrundsatz: „quod licet Jovi, non licet bovi“ und gewannen ihren Prozeß in siebenundzwanzig Instanzen.

*) Fast kein Mensch kennt den Schriftsteller Eduard Aly, früher in Coburg — jetzt in Dresden. Unter den mancherlei „Aliquen“ ist er nicht mit zu finden, und seine Bücher, sich jeder Kategorisierung hartnäckig entziehend, haben sich nicht vom lauten Markt her wiederhallende Fragen des Alltags zum Thema gewählt; sie führen sogar etwas gespreizte, zunächst wenig verständliche oder besonders einladende Titel, wie: „Wolkenkuckucksheimer Delamerone“, „Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien“, „Liebe will keine Reijsterin!“. Dennoch scheint er uns ein sehr aparter Schriftsteller und einer unserer hörenswerthen Humoristen in Deutschland, der allen denen etwas zu bieten hat, die in den Stunden der Erholung und Anregung den Lärm des Lebens nicht zu hören lieben: was für unsere aufmerksamen Leser hoffentlich schon aus dem einen Kapitel hervorgeht, das wir aus dem erstgenannten Buche — mit gütiger Erlaubnis des Verlags F. Fontane & Co. — hier als Probe seiner Feder wiedergeben dürfen.

Die Schriftleitung.

Um den rechten Weg nicht zu verfehlen, braucht man nur am Mephistodenkmal rechts durch die Wiesen zu gehen. Den Traumwald läßt man einfach links liegen.

Das Mephistodenkmal hat ein alter Wolkentucksheimer, ein gewisser Goethe aus Frankfurt a. M. sich hier gesetzt, der auch sonst vor hundert Jahren viel von sich reden gemacht hat.*) Heute sind seine Werke veraltet, besonders seit die Alltagslebener Dichterschule den Sachsen-Siebenbüdern ein tieferes Verständnis für die höchsten Ziele der Poesie eröffnet hat. Das Denkmal besteht aus einem ungeheuren Granitblock von edlen Formen, welcher die Aufschrift trägt: quos ego! Am achtundzwanzigsten August jeden Jahres um Mittag kommt von den Höhen des Traumwalds ein mächtiger Adler gestiegen. Dreimal umkreist er den Granitblock mit gewaltigen Flügelschlägen. Dann läßt er sich auf der Spitze nieder und hält scharfe Umschau über die Lande. Die Wolkentucksheimer sind an diesem Tage vollzählig auf den Praxiwiesen versammelt und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit, ob der Adler einen Schrei ausstoßen wird. Wenn der Adler auf dem Mephistodenkmal seinen Schrei ertönen lassen wird, ist der Prinz geboren, der das bis zum Himmel wuchernde Gestrüpp mit blankem Schwerte durchhauen wird, Dornröschen zu befreien. Bis zum achtundzwanzigsten August eintausendachtundachtundneunzig hat der Adler nicht geschrien.***) Stumm ist er stolzen Flugs Jahr für Jahr zu seinem Horste im Traumwald zurückgekehrt. —

Der Weg führt in zahllosen Windungen langsam bergab. Die anmutige Aussicht ist durch das Bild Woldemar Poppers: „Alltagsleben von der Praxis aus“ so allgemein bekannt geworden, daß ich der Beschreibung mich überhoben glaube. Hinter den Praxiwiesen gelangt der Wanderer in dichten Wald, der vor Bäumen kaum zu sehen ist. Er liegt schon auf Normalheimer Gebiet und führt den sonderbaren Namen: Irrtum. Der „Irrtum“ hängt durch einen gratförmig zugespitzten Bergrücken mit dem Traumwalde zusammen. Der Abstieg von Traumwald über den Grat zum „Irrtum“ ist nur für Geübte gangbar. Vor einigen Jahren ist dort ein englischer Lord abgestürzt, welcher sich im Traumwalde zu dem Gedanken vertiegt hatte, die Engländer wären das liebenswürdigste Volk von der Welt. Bei dem Abstieg nach Normalheim, den er trotz aller

*) Die Wolkentucksheimer setzen sich der Einfachheit wegen ihre Denkmäler selbst, wenn sie es dazu haben. Der Gebrauch ist schon seit der römischen Kaiserzeit nachweisbar. (Horaz Carm. lib. III, 30.)

**) So weit wir Kunde eingezogen haben, auch nicht bis zum 28. August 1900; ob er es wohl in diesem Jahre thun wird? D. Schriftleitung.

wohlgemeinten Warnungen führerlos unternahm, kam er in das Rutschen und stürzte mit rasender Schnelligkeit in den unter ihm gährenden „Irrtum“. Daß er mit dem Leben davon kam, hat er nur dem Umstand zu danken gehabt, daß er, wie sich alsbald herausstellte, auf den Kopf gefallen war, wodurch eine Verletzung edlerer Teile zum Glück verhütet wurde. Nachdem er sich im Hospital zu Normalheim den durch den Sturz verschrobenen Kopf zurecht hatte setzen lassen, konnte er als normaler Engländer entlassen werden. Nur die rechte Ansicht ist schief geblieben, trotz der Kunst der Normalheimer Ärzte.

Die Normalheimer benutzen den gefährlichen Weg grundsätzlich nie, weil sie nicht frei von Schwindel sind. Sie gehen am liebsten in den schattigen Gründen des „Irrtum“ spazieren. Wenn sie sich in den Traumwald wagen, nehmen sie den bequemen Weg über die Pragismiesen.

Wenn man sich vom „Irrtum“ aus auf halber Höhe des Berges halbwegs zwischen Wolkenkuckucksheim und Normalheim seitwärts in die Büsche schlägt, gelangt man auf eine Pichtung, welche die „Toleranz“ heißt. Eine steinerne Treppe von siebenundsiebzig Stufen führt auf eine kleine Plattform, welche mit bunten viereckigen Steinchen mosaikartig gepflastert ist. In der Mitte des Mosaiks liest man die Worte: „Hier liegt der Hund begraben“. Die Geschichte dieses seltsamen Orts reicht in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters zurück.

Es wird am ersten April eintausenbeihundertundelf nach Gründung der Stadt gewesen sein, — ich bemerke, daß Normalheim genau ein Jahr, einen Monat und einen Tag nach der Schlacht am weißen Faden gegründet worden ist, — als ein Normalheimer Bürger, Namens Peter Hund, seines Zeichens ein ehrfamer Schuhmacher, von einer Krankheit befallen wurde, welche weder Arzt noch Vater zu erklären wußten. Der Mann hatte viele Jahre still und gottesfürchtig gelebt, gegessen, getrunken und geschlafen, wie andere Leute, und seine Schuhe und Stiefel schlecht und recht über denselben Leisten geschlagen. Am Sonntage Misericordia, als sich Peter zur Messe zu gehen bereitete, war sein Blick auf den Leisten gefallen. Von dem Leisten, den er unzählige Male in der Hand gehabt hatte, gieng ein sonderbares Licht aus, welches, je länger Peter den Leisten ansah, sich weiter und weiter verbreitete, bis es in seinem Kopfe hell wurde. Da erlosch das Licht am Leisten. Seitdem war Peter wie umgewandelt.

Er dachte nicht mehr an Essen und an Trinken, vernachlässigte sein Geschäft, veräumte die Messe und trieb sich Tage lang herum, auf dem Markt, auf den Gassen, wo es etwas zu hören und zu sehen gab. Am Samstag vor Jubilate kam die Krankheit zum Ausbruch. Peter Hund

begann, unter großem Zulauf des Volks, auf öffentlichem Markte in Normalheim die Wahrheit zu sagen. Er bewies mit fecklichem Mut, daß der Herrgott den Menschen verschiedene Füße gegeben habe, diesem einen langen, jenem einen kurzen, dem einen schmalen, dem Andern einen breiten, und daß es daher wider Gottes Gebot sei, der es in seiner Weisheit und Güte also eingerichtet habe, damit jeder auf seinem eigenen Fuße lebe, Stiefel und Schuhe über denselben Leisten zu schlagen.

Die Normalheimer erschrafen zuerst über solch frevelhafte Kezerei, dann aber lachten sie, johlten und schrieten: „Hört den verrückten Schuster!“ Einige aber liefen in Sankt Antonius' Kirche, den Kaplan zu holen. Der Kaplan erschien eilends mit Stola und geweihtem Wasser, den bösen Geist zu bannen, der in Peter Hund sein Absteigequartier genommen zu haben schien.

Der aber ließ sich nicht anfechten. Er sagte dem geistlichen Herrn die Wahrheit zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. Da entsetzte sich das Volk, und der geweihte Mann versuchte Peter Hund im Namen des Gottes, welcher die Liebe ist. Die Stadtknechte kamen mit Piken und Hellebarben, um Peter Hund zu greifen und in den Turm zu werfen. Er aber schrie, wie besessen: „Je größer der Fuß, um so größer der Leisten, je kleiner der Fuß, um so kleiner der Leisten!“

Die Normalheimer hätten Peter Hund ohne Zweifel gesteinigt, wenn sich nicht die Stadtknechte seiner bemächtigt und ihn gefesselt fortgeführt hätten, damit er sich vor dem wohllehrbaren Räte der Stadt wegen seiner Irrlehre verantworte. Wie sie ihn unter Johlen und Geschrei der Menge fortschleppten, kam von Rastenhäusen her zufällig Graf Ivo der Gerechte auf schnaubendem Rapphengst mit großem Gefolge auf den Markt geritten. Die Stadtknechte senkten vor dem gestrengen Herrn die Piken, und die Normalheimer schwenkten ihre Mützen und Hüte und riefen: „Vivat Graf Ivo, unser allergnädigster Herr!“ Viele knieten vor seinem Rosse nieder und die Treuesten küßten den Schmutz von seinen Stiefeln. So beliebt war Graf Ivo bei den Normalheimern. Er war ihnen auch gar wohl gewogen, weil sie alles gut hießen, was ihm zu thun beliebte.

Graf Ivo ritt lächelnd mitten hinein in den Haufen und fragte den Führer der Knechte, was es mit dem Gefangenen für ein Bewenden habe.

„Selbst mir, Herr Graf!“ rief der geängstete Schuster.

„Wir wollen ihn henken, den Schelm!“ schrieten die Normalheimer durch einander, „darum, daß er auf offenem Markte gewagt hat, uns und dem geweihten Priester die Wahrheit zu sagen.“

„Er ist ein Ketzer, gestrenger Herr Graf“, nahm der Priester das Wort und trat hervor aus dem Hausen. „Verflucht sei er in Ewigkeit!“

„Ei, ei“, sagte der Graf und strich sich den Schnauzbart. „Glaub's wohl, daß du mit der Wahrheit nichts zu schaffen haben willst, Priester.“ Denn Graf Ivo war den Pfaffen nicht grün, weil sie viel Gut an sich gebracht hatten von den Normalheimern, das er sich selbst zuzuwenden getrachtet hatte.

„Tritt herzu, Schuster“, rief er grimmig, „laß hören, was du zu sagen hast!“

Peter Hund trat zu dem Grafen, nahe an das unruhig stampfende Pferd. Der Graf dachte, er wollte ihm die Stiefel küssen. Peter Hund aber besah nachdenklich den linken Stiefel des Grafen. Dann sagte er mit fester Stimme:

„Euer Stiefel ist zu groß, gestrenger Herr. Ihr habt einen kleinen Fuß und braucht einen kleineren Leisten. Der große Leisten taugt nicht für Euren Fuß.“

Da ergrimmte Graf Ivo, weil der verrückte Schuster auf offenem Markte ihm die Wahrheit gesagt hatte. Er gab dem Hengst die Sporen, daß er in die Luft stieg und Peter Hund und einige alte Weiber zu Boden warf, die nie fehlen, wenn auf offenem Markte Gericht gehalten wird.

„Henket den Schelmen!“ schrie er kirchrot vor Zorn, wandte den schäumenden Gaul und ritt davon.

„Vivat unser allergnädigster Herr! Vivat Graf Ivo der Gerechte!“ schrien die Normalheimer in hellem Entzücken und schwenkten ihre Mützen und Hüte.

Während Graf Ivo auf dem Rathaus von dem wohllehrbaren Räte ber getreuen Stadt Normalheim den Ehrentrock in goldenem Becher huldvollst entgegennahm, wurde Peter Hund auf der „Toleranz“ an der größten Tanne, unter dem Jubel des Volks, von den Stadtknechten aufgeknüpft.

Die Einen glauben, Peter Hund sei auf der Plattform über der „Toleranz“ begraben worden. Nach ihrer Meinung wäre der Mann, der von den Bürgern gesteinigt, von dem Priester verflucht und von Ivo dem Gerechten zum Strange verurteilt wurde, weil er auf offenem Markte zu Normalheim die Wahrheit gesagt hatte, ein für alle Male tot und begraben. Es geht aber die Sage, daß die Stadtknechte ihres Amtes schlecht gewaltet hätten und daß, nachdem Volk und Knechte die Richtstätte verlassen hätten, um sich nach gethaner Arbeit in der Stadt gütlich zu thun, zwei Wollenkuckucksheimer, welche vom „Irrtum“ aus der Exekution zugehören, Peter

Hund eifertig abgeschnitten und ihn durch stärkende Getränke in das Leben zurückgerufen hätten. Peter Hund soll, von den Wolkentuckucksheimern heimlich verborgen, unter dem Namen Peter Pustkuchen als Nachtwächter in Wolkentuckucksheim noch lange Zeit gelebt haben. Um aber die Normalheimer zu täuschen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hätten, so sagt man, die Wolkentuckucksheimer oberhalb der Nichtstätte den Kadaver eines gefallenen Hundes eingegraben. So viel steht fest, daß die Wolkentuckucksheimer den Platz hergerichtet und die Inschrift gesetzt haben, und daß noch heutzutage dicht oberhalb der „Toleranz“ im „Irrtum“ der Hund begraben liegt.

Die Äder, an welcher entlang Peter Hund zur Nichtstätte im „Irrtum“ geführt wurde, heißen noch heutigen Tages „die Wahrheit“. Sie gehören jetzt den Wolkentuckucksheimern, sind aber von den Normalheimern auf ewig und drei Tage gepachtet worden. Daher rührt der volkstümliche Ausdruck: er hat die Wahrheit gepachtet. Vom „Irrtum“ über die „Wahrheit“ nach Normalheim ist es ein starkes Stück. Der mit guten Vorsätzen schlecht gepflasterte Weg führt eintönig und langweilig schnurgerade fort bis zum Phrasenthor. In der Phrasengasse liegt linker Hand der „grüne Esel“, das beste Wirtshaus in Normalheim. Auch der Gasthof „zum blauen Dunst“ — hier verkehren viel Handlungsreisende, von denen es in Normalheim wimmelt, — kann unbedenklich empfohlen werden.

Von den Normalheimern wird es als ein großer Übelstand empfunden, daß sie, um zum „Irrtum“ zu gelangen, die heiße Straße an der „Wahrheit“ vorbei gehen müssen. Die Wolkentuckucksheimer sind besser daran. Sie gehen aber äußerst selten nach Normalheim — ich selbst bin erst einmal im „grünen Esel“ gewesen — und kehren regelmäßig vor dem Phrasenthor um. Wenn man nur nicht immer wieder durch den „Irrtum“ gehen müßte! Denn zur „Wahrheit“ giebt es von Wolkentuckucksheim nur den einen gefahrlosen Weg: „Theoriweg“ — „Praxiswiesen“ — „Irrtum“.





Zu Friedrich Nietzsches Gedächtnis.*)

Epigramme von Kurt Piper.

(Freiburg i. Br.)

Tragischer Konflikt.

Der Außenpflicht geht nach bereit
Die träge Vielgeschäftigkeit,

Der Innenpflicht, dem tiefsten Drang,
Des Denkers thätiger Mühsiggang.

Derlicht des höchsten Menschen Band
Die Zwei in ein harmonisch Band,

Am Außen stößt sich Herdenswund
Der tiefste Geist und geht zu Grund.

Zwei Kose hast du, liebe Seele:

Sauft oder Zarathustra. Wähle — —

Nietzsche.

Man hört als Menschenhaß verschreien,
Was Menschenliebe herb und tief,
So tief, daß sie der Augenschein
Als ihren Widerpart vertief.

Mensch und Übermensch.

a) Goethe.

Das Menschenmögliche zu meistern,
Dir war's gegönnt vor andern Geistern,
Die ähnlich Menschliches begehrt.
Am Übermenschlichen zu krankem, —
Klugheit bewußter Menschenranken
Hat dir's verwehrt.

b) Nietzsche.

Doch diese klug vermied'ne Schranke, —
Dein übermenschlicher Gedanke
Durchbrach sie. An der Trümmer letzter Macht
Schlugst frei du aus verbrauchtem Menschenhirn
Den Geist, den Gott. Du lodrendes Gestirn,
Hellglänzend in die dunkle Menschennacht!

*) Gestorben am 25. August 1900. D. Schr.

Das Lied vom Falken.

Von Maxim Gorjki.



Das Meer schlummert.

Ungeheuer groß und hier am Strande träge atmend, ist es schon eingeschlafen und liegt unbeweglich in der blauen mondbestrahlten Ferne. Sammetweich und schwarz, hat es sich dort mit dem blauen südlichen Himmel verschmolzen und schläft fest, das durchschimmernde Gewebe der federfeinen, unbeweglichen Wolken abspiegelnd, welche die goldenen Sterngebilde kaum verhüllen.

Es scheint, der Himmel neige sich immer näher zum Meer, um zu laufen, wovon die rastlosen, den Strand schläfrig hinaufstreichenden Wellen küstern.

Die waldbedeckten, phantastisch sich nach Nordost biegenden Berge heben mit scharfem Schwunge ihre Gipfel in die darüber ruhende blaue Wüste, und ihre dürftigen, rohen, in warmes und freundliches Dunkel der südlichen Nacht gekleideten Umrisse runden sich ab.

Die Berge scheinen tief in Gedanken versunken. Ihre schwarzen Schatten fallen auf die üppigen, grünlich schimmernden Wellenkämme und umhüllen sie, als ob sie die einzige Bewegung hemmen und das unermüdlige Plätschern und die Seufzer des Schaumes verdecken wollen: — die einzigen Töne, welche die geheimnisvolle Stille unterbrechen, die zusammen mit dem bläulichen Silberglanz des immer noch hinter den Gipfeln verborgenen Mondes ringsum schwebt.

— A-ala-ach-a-akbar! . . . seufzt leise Nabyr-Ragim-Dgly, ein alter krimmscher Tschaban*), ein immer in Moll gestimmter, hoher, grauer, von der südlichen Sonne verbrannter, dürerer und weiser Greis.

Wir liegen zusammen auf dem Sand neben einem sehr großen, einst vom Muttergestein entrißenen, jetzt in Schatten gekleideten, bemoosten und so sehr traurig und finster blickenden Stein. Die zum Meere gewandte Seite haben die Wellen mit Schlamm und Meergras bedeckt, und der damit bekränzte Stein macht den Eindruck, als wäre er an den

*) Hirte.

schmalen, das Meer von den Felsen trennenden Sandstreifen gefesselt. Unseres Nachtfeuers Flamme beleuchtet ihn von der zum Berge gelehrten Seite; und zuckt die Flamme auf, so laufen Schatten über den alten, mit einem dichten Netz von Furchen bedeckten Stein. Es scheint, als ob er denke und fühle . . .

Wir kochen eine Suppe aus den eben gefangenen Fischen, und befinden uns Beide in jener ausnahmsweise vorkommenden Stimmung, in welcher alles phantastisch und beseelt erscheint, und die es gestattet, sich in sich selbst zu vertiefen, wenn das Herz so klar und leicht, wenn alle Wünsche außer dem zu denken fern sind.

Und an den Strand schmiegt sich das Meer, und die Wellen tönen so melancholisch-liebkosend, als wollten sie bitten, sich am Feuer erwärmen zu dürfen. Nur selten läßt sich aus der ganzen Harmonie des Plätscherns ein erhöhter, mutwillig-verschmitzter Ton heraushören; — dies rührt von den kühneren Wellen her, die zu uns näher herangeschlichen kommen. Schon hat Ragim die Wellen mit Weibern verglichen und den Verdacht gehegt, daß sie uns umschlingen und abfließen wollen.

Das Haupt in den Händen, auf die Ellbogen gestützt und zum Meer gewandt, liegt er mit der Brust im Sand und blickt, in Gedanken vertieft, in die trübe Ferne. Seine zottige Schafsfellmütze ist ihm in den Nacken geglitten, und des Meeres Frische streicht seine hohe, von feinen Furchen ganz bedeckte Stirn. Er philosophiert, ohne danach zu fragen, ob ich ihn anhöre, ohne auf mich im Geringsten Acht zu geben, als wenn er mit dem Meere spräche: — „Ein Gott treuer Mensch kommt in den Himmel. Und der, welcher Gott und dem Propheten nicht dient? . . . Vielleicht ist er hier in diesem Schaum . . . Und jene silbernen Flecken auf dem Wasser? . . . Vielleicht ist er es auch . . . wer kann das wissen!“ . . .

Das dunkle, mächtig hin- und hervogende Meer wird heller; stellenweise erscheinen auf der Oberfläche die sorglos hingeworfenen Blicke des Mondes. Er ist schon hinter den zottigen Berghöhen hervorgeschlitten und gießt nun melancholisch sein Licht auf das Meer, das ihm seinen leichten Obem entgegenhaucht.

— Ragim! . . . Erzähle mir ein Märchen . . . — bitte ich den Alten.

— Warum? — fragt Ragim, ohne sich zu mir zu wenden.

— Nun! . . . Ich liebe deine Märchen.

— Ich habe dir schon alle erzählt . . . Mehr kenne ich nicht. —

Er will nämlich, daß ich ihn bitte. Ich bitte.

— Willst du, daß ich dir ein Lied erzähle? — willigt Ragim ein.

Ich will das alte Lied hören, und er erzählt es in einem traurigen

Rezitativ, indem er sich bemüht, die eigenartige Steppenmelodie des Liedes beizubehalten, und die russischen Worte fürchterlich radebricht.

I.

„Hoch zu den Gipfeln kroch eine Natter und ließ sich nieder in einer Bergschlucht am Rand des Meeres.

Die Sonne strahlte im hohen Himmel, die Gipfel glühten hinein in's Blaue und unten kämpfte die Well' mit Felsen . . .

Und in der Bergschlucht, in Nacht und Nebel, lief, Steine wälzend, ein wilder Bergstrom dem Meer entgegen.

Bedeckt mit Schaum, grau und gewaltig, durchriß er Berge und sprengte donnernd des Meeres Tiefe . . .

Da stürzte plötzlich in jene Bergschlucht vom hohen Himmel ein kühner Falke, die Brust zerschlagen, die Federn blutig.

Mit kurzem Schreie fiel er zu Boden; und um sich schlug er, und preßte grollend den Busen gegen die kalten Steine.

Erst floh die Natter; doch gleich begriff sie, daß schon der Falke dem Tode nahe.

Sie kroch nun näher an den Zerschlag'nen und zischte höhnißch ihm in die Augen:

— Du stirbst wohl, Liebster?

— Ja, ja, ich sterbe! — so sprach der Falke und holte Atem.

— Wie schön ich lebte: . . . Ich weiß, was Glück ist! . . . Ich kämpfte tapfer! . . . Ich sah den Himmel . . . Du wirst ihn nimmer so nahe sehen! . . . Du ärmste Natter!

— Was ist der Himmel? . . . Ein leerer Raum nur . . . Könnst' ich dort kriechen? Ich fühl' mich wohlher in dieser feuchten und warmen Bergschlucht.

So sprach die Natter und lachte heimlich dabei zur Seite; und dachte also:

— Flieg' oder krieche, gleich ist das Ende: es stirbt doch jeder und wird zu Asche.

Da plötzlich raffte sich auf der Falke, hob sich ein wenig und blickte um sich im Felsenmeere.

Die tiefe Bergschlucht war feucht und düster; aus grauen Steinen ronn kühles Wasser, die Luft roch übel und war erdrückend.

Mit Schmerz und Wehmut schrie da der Falke aus allen Kräften:

— Oh, könnt' ich nur noch zum letzten Male mich in die Wolken zum Feinde schwingen . . . Ich würde an ihn die Wunden pressen

und . . . ihn ersticken mit meinem Blute! . . . Oh, Kampfeswonne! . . .

Die Natter dachte: Vielleicht ist's wirklich so schön im Himmel; würd' er sonst stöhnen?! . . .

Und sie schlug vor nun dem freien Vogel: — Rüd' doch zum Rande der Bergschlucht näher und stürz' hinunter!

Vielleicht erheben dich deine Schwingen und du wirst doch noch in deinem Reiche ein wenig leben.

Der Falke zuckte erfreut zusammen; und schwach aufschreiend gieng er zum Abgrund, die glatten Steine kaum überwindend.

Schnell wie ein Steinwurf, fiel er hinunter, am harten Felsen die Federn, Schwingen zerzausend, brechend . . .

Des Stromes Welle ergriff den Kühnen und trug ihn wogend, befreit vom Blute, in Schaum gekleidet, zum Meeresgrabe . . .

Und seine Leiche verschwand im kühlen, tief-blauen Wasser . . . Und, traurig stöhnend, schlug an die Felsen des Meeres Brandung . . .

II.

Die Natter dachte sehr lange über des Vogels Ende und seine Sehnsucht zum weiten Himmel.

Und da versenkte sie ihre Blicke in jene Ferne, die unaufhörlich mit Glücksträumen die Augen füllet.

— Was hat der Falke in jener Wüste, ohn' Grund und Grenzen, so oft gesehen? Warum verwirren die so Gestorb'nen, durch ihre Liebe zum hohen Himmel, die Seelenruhe? Was liegt so klar dort vor ihren Augen? . . . Auch ich könnt' alles sogleich erfahren, wenn ich zum Himmel mich schwingen würde.

Gesagt — gethan . . . Aus allen Kräften schwang sie sich aufwärts und blitzte hell auf im Sonnenlichte.

Erzeugt zum Kriechen — kann ja nicht fliegen! . . . Dies ganz vergessend, fiel sie zu Boden, doch ohne Schaden, und lachte laut auf.

— Darin liegt also der Reiz des Schwebens im hohen Himmel . . . Im Fallen nämlich! . . . Die droll'gen Vögel! Die Erde lernen sie gar nicht kennen und fliehen von ihr, sich hier nur grämend, hoch zu dem Himmel, im schwülen Luftmeer das Leben suchend . . . Nur Leere herrscht dort. Ja, Licht in Fülle, doch keine Nahrung und auch kein Stützpunkt für unsre Körper. Wozu der Stolz dann? Wozu der Vorwurf? Nur zum Verbeden der tollen Wünsche, der Unbrauchbarkeit zum wahren Leben? . . . Die droll'gen Vögel! . . . Doch niemals wieder täuschst mich ihr Reden!

Ich kenne alles! Ich — sah den Himmel . . . Ich war ja oben, hab' ihn ermessen, erkannt' das Fallen, brach nicht die Knochen, und glaub' nun fester nur an mich selber. Laß die nur, welche die gute Erde nicht lieben können, in Täuschung leben . . . Ich — kenn' die Wahrheit . . . Und ihrem Ausruf schenk' ich nicht Glauben. Der Erde Schöpfung — leb' ich von ihr.

Und stolzen Blickes ließ sich die Ratter zufrieden nieder, den schlanken Körper auf einem Steine zusammenringelnd.

Das Meer erglänzte in hellem Lichte und wütend wogte die hohe Brandung.

Im Kampfesdonner erklang ein Loblied vom stolzen Vogel; die Felsen bebten vom Wellenanprall, der Himmel bebte vom Schall des Liedes:

„Der Tollheit Kühner sei unser Preisen! . . .

Die Tollheit Kühner — des Lebens Weisheit! . . . Oh, kühner Falke! Im Kampf mit Feinden bist du verblutet . . . Doch kommen Zeiten — und deines edlen und heißen Blutes vergoss'ne Tropfen erglüh'n, wie Funken, in finst'rem Leben, und sie entflammen in vielen kühnen und heißen Herzen ein tolles Dürsten nach Licht und Freiheit!

Du bist gestorben! . . . Doch für die Lieder der Geisteskühnen und Geistesstarken wirst du auf ewig ein Vorbild bleiben, ein stolzer Ausruf zum Licht, zur Freiheit!

Der Tollheit Kühner sei unser Lieb' . . .“

. . . Es schweigt die schillernde Meeresweite, melancholisch plätschern die Wellen auf den Sand, und ich schweige, indem ich Ragim anschau, der jetzt damit zu Ende ist, dem Meer das Lied vom Falken zu erzählen. Das Wasser bedeckt sich mit immer mehr silberglänzenden Flecken der Mondstrahlen . . . Still fängt unser Feldkessel an zu kochen.

Eine der Wellen rollt spielend den Strand hinauf und schleicht sich, mit herausforderndem Brausen, zu Ragims Haupt.

— Wo willst du hin? . . . Geh' weg! — winkt ihr Ragim mit der Hand, und gehorsam rollt sie zum Meere zurück.

Mir scheint das Auftreten des wellenbeseelenden Ragim gar nicht lächerlich oder furchteinflößend . . . Alles rund herum sieht seltsam-lebhaft, sanft und freundlich aus. Das Meer ist so wunderbar ruhig, und in seinem frischen Hauch nach den Bergen, die sich noch nicht von der Tageshize erholt haben, fühlt man viel verborgene, mächtige, verhaltene Kraft. In den goldenen Sternzeichen am dunkelblauen Himmel liegt etwas Feier-

liches, das die Seele bezaubert und den in süßer Erwartung einer Offenbarung harrenden Geist verwirrt.

Alles schlummert, aber nur ganz leise, und es scheint, daß gleich im nächsten Augenblick alles erwachen und in einer wohlgestimmten Harmonie unaussprechlich-süßer Töne erschallen wird. Und diese Töne erzählen von den Geheimnissen der Welt, erklären sie dem Geist, löschen ihn dann, wie ein Irrlicht, aus und reißen die Seele mit sich hin; hoch in das tiefblaue Unergründlich-Unendliche, von wo ihr die schimmernden Sterngebilde in wundervollen Offenbarungsklängen entgegengönen werden . . .

Übersetzt von R. O.



Fliegende Blätter.

Von Ft. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

Wir lieben Spott, weil er uns dem Verspotteten überlegen macht, oder doch zum Mindesten, wenn auch nur für einige Zeit, von seinem lähmenden Eindrücke befreit.

Darum ist es eine doppelte Klugheit und Tugend der Großen, Spott ertragen zu können. Sie müssen den Menschen im Untertanen einmal zum Rechte kommen, will sagen, sich für seine Unterwerfung schadlos halten und alle Bosheit austräuspeln lassen: Spott ist ein Ventil, das den Kessel vor Explosionen bewahrt und das Zuviel an Dämpfen abführt, damit die Maschine desto sicherer und besser weitergeht. Oder, in anderem Bilde: Spott erlauben ist ein Nachlassen der Zügel, damit das Pferd besser an's Gebiß herangeht und den Hals noch mehr beugt . . .

Es wird aber noch eine zweite Fliege mit dieser Klappe geschlagen; besser: dieser Eine Kunstgriff dupliert nicht nur den Willen, sondern auch die Vorstellung des Unterworfenen. Er wird nicht allein willig gestimmt; er bekommt auch eine große Vorstellung von der Macht des Herrn, der sich über Lob wie Spott erhaben fühlt. —

So fangen bekanntlich die Soldaten des römischen Triumphators nicht etwa Lob, sondern Spottlieder auf ihren Feldherrn im Augenblick seiner höchsten Macht; dies war sein Geschenk an sie und zugleich eine Offenbarung seiner Erhabenheit über ihren Gesang.

•

Bei einer Schuloisitation. — Lehrer: Renne mir eine Giftpflanze.
Schüler: Belladonna. Lehrer: Was heißt das auf Deutsch? Schüler: Schöne
Dame. Lehrer: Warum heißt die Pflanze so? Schüler: Weil sie giftig ist.
Inspeizient: Junger Bessimist!

*

Wir sind in der Ehe dem Weibe zu nahe; es oerliert, wie eine schöne
Gegend, in zu großer Nähe; man sieht nur noch die Einzelheiten.

Darum ist im bürgerlichen Leben, als wo alles auf einander hocht, die
Geringschätzung des Weibes am höchsten; es sinkt zum Haustier herab und
wird nur nach Bequemlichkeitsrücksichten abgeschätzt; seine „Tugend“ ist eben,
daß es ein braves Haustier ist, das viel Vergnügen und möglichst wenig Um-
stände bereitet und sich eoentuell auch schlachten läßt . . .

Der Aristokrat dagegen schätzt es höher ein und liebt es tiefer, nicht
nur infolge seines mächtigeren Gefühlslebens, sondern auch, weil er als Krieger,
Jäger und Abenteuerer oft und lange von ihm getrennt ist; dadurch wird das
Verlangen von Mann und Weib, die Spannung zwischen Mann und Weib
und der erfolgende Ausgleich mächtiger und heftiger. Hier werden die Ge-
schlechtsunterschiede vertieft, dort verflacht, wo nicht verwischt. Aber machen
Sie doch selbst einmal das Experiment, meine Herren Ehemänner — vertreiben
Sie auf ein paar Wochen! . . .

*

Aus der ars amandi. — So liebebedürftig ist das Weib, daß es
sich vom Manne schlecht behandeln läßt, um ihm Gelegenheit zu geben, es
wieder gutzumachen . . .

*

Das Weib ist unbilliger als der Mann. Sein Leben ist Lieben, und
die Liebe ist die unbilligste Leidenschaft.

*

Soldat, Beamter, Weib, — alle lassen einen Andren ihr Schicksal be-
stimmen, einen Andren für sich sorgen. Ihre Aufgabe ist nur die, sich dauernd
in seiner Gunst zu halten. Ebenso der Christ — er verdankt alles der
Gnade Gottes.

*

Wir leben wie die Tiere von einander und nur insofern für einander . . .

*

Nebel, Alkohol, spleen — ich fürchte, die Karten ihrer Verbreitung
werden sich decken.

*

Daß der Genießende, „Glückliche“ höher geschätzt wird, als der Schaffende,
mit Schmerzen Gebärende, ist feige, klembürgerliche Moral!

*

Oft kommen wir durch Widerspruch, und allein durch ihn, auf den rechten Weg; wir ranken uns, so zu sagen, an unstem Gegner empor, zu unsrer Höhe.

•

Tauschen und täuschen sind gleichen Stammes — das sagt viel über den Kaufmann aus . . .

•

Elektriker-Variante: Es wächst der Mensch mit seinen größern — Feinden.

•

Du bläsest: Willst du ausblasen — oder schützen?

•

Auch eine Perspektive. — Je näher man den Dingen kommt, desto — kleiner werden sie.

•

Der Wert mancher Geister ist der, daß sie unumgänglich sind: sie liegen auf der Heerstraße des Geistes.

•

Rein Dogma mehr wollen, ist das letzte Dogma.

•

Wer eine Wahrheit findet, nimmt uns damit eine Arbeit ab; Anderen nimmt er die Arbeit ab.



Münchner Nekrologe.

2. Max von Pettenkofer.

Von Generaloberarzt Dr. Adolf Schuster.

(München.)

In der Nacht vom 9. zum 10. Februar l. Js. ist mit Max von Pettenkofer ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name als Forscher und Gelehrter weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europa's hinaus bekannt und berühmt war; ein Mann, der in der Geschichte der

Medizin und besonders der Hygiene noch in der fernsten Zukunft mit Auszeichnung genannt werden wird; ein Mann, dessen unablässiges, von einer unbeugsamen Thatkraft getragenes Trachten während weitaus des größten Theiles seines langen Lebens stets dahin gerichtet war, die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse zu verbessern und den nach seinen Anschauungen zur Verhütung der vermeidbaren Krankheiten erforderlichen Maßregeln zur Durchführung zu verhelfen; ein Mann zugleich, der durch die Erfolge, welche er dabei erzielte, unsagbar viel Unglück und Weh verhindert, unendlichen Segen der Menschheit gebracht hat; aber auch ein edler, prächtiger Mensch, ein Charakter, rein wie gediegenes Gold, ein treuer Freund, ein hervorragender Lehrer, den ein Band inniger Liebe und Verehrung mit seinen zahlreichen Schülern verband.

Mag von Bettenkofer wurde am 19. Dezember 1819 zu Lichtenheim bei Neuburg a. d. Donau geboren, woselbst sein Vater ein kleines Gut bewirtschaftete. Mit acht Jahren kam Bettenkofer, der studieren sollte, nach München zu einem Bruder seines Vaters, der dort königl. Hof- und Leibapotheker war. Er wäre am liebsten Philologe geworden, allein der Wunsch seines Oheims war, daß er Naturwissenschaften und dann Pharmazie studiere, um ihm einst im Alter eine Stütze zu sein.

Bettenkofer besuchte nun zunächst zwei Jahre die Universität und trat dann in die königl. Hof- und Leibapothek als Lehrling ein. Allein das strenge Regiment seines Oheims scheint dem schwärmerisch angelegten jungen Mann nicht besonders behagt zu haben. Er wurde Schauspieler und trat in Augsburg unter dem Künstlernamen Tenkof auf. Hier lernte er in dem nahen Friedberg seine Cousine Helene kennen und lieben. Die Geliebte versprach ihm Herz und Hand, wenn er der Bühne Lebewohl sagen und zu seinen Studien zurückkehren wolle. Bettenkofer willfahrte der Geliebten; schon zwei Jahre später, im Jahre 1843, bestand er in rascher Aufeinanderfolge das Approbationsexamen als Apotheker und das Examen als Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe mit Auszeichnung.

Seine väterlichen Freunde, der berühmte Mineraloge und Chemiker Joh. Nep. von Fuchs und Doktor Rajetan Kaiser, Professor der Chemie an der polytechnischen Schule, bewogen ihn dann, die akademische Laufbahn zu ergreifen, indem sie darauf hinwiesen, daß die Errichtung eines Lehrstuhles für medizinische Chemie an der Universität München in absehbarer Zeit zur Notwendigkeit werden müßte.

Bettenkofer arbeitete nun zunächst ein Semester bei dem physiologischen Chemiker Scherer in Würzburg; von hier gieng er nach Gießen, wo Liebig wirkte. Das Semester, welches er hier verbrachte, war für seine

ganze fernere Laufbahn von ausschlaggebender Bedeutung: in Gießen machte er seine ersten Entdeckungen auf dem Gebiete der physiologischen Chemie.

Nach München zurückgekehrt, wurde Pettenkofer von einer herben Enttäuschung betroffen, denn der Vorschlag des Obermedizinalausschusses, an der Universität eine Professur für medizinische Chemie zu errichten und diese Pettenkofer zu übertragen, wurde seitens des damaligen Ministeriums (Abel) ohne Weiteres einfach abgelehnt. So sah sich Pettenkofer wieder vor die Frage gestellt, ob er als praktischer Arzt oder als Apotheker sein Brot verdienen sollte. Ein glücklicher Zufall brachte ihm eine unerwartete Lösung: eine Assistentenstelle am königl. Münzamt wurde frei und Pettenkofer bewarb sich darum in der Hoffnung, daß er da in der Gold- und Silberscheideanstalt chemisch weiter arbeiten könne. Er erhielt sie, und so trat denn der junge Gelehrte, der nun seine Braut heimführen konnte, im Jahre 1845 in die königl. Münze ein. Sehr bald gelang es ihm, auch hier Proben seines technischen Könnens und seines originellen Scharfblickes abzulegen, indem er den bis dahin unbekanntem Gehalt der damals zur Einschmelzung gelangenden Kronenthaler an Platin entdeckte und dadurch manche Schwierigkeiten in der Scheidung des aus diesen Münzen gewonnenen Goldes vom Silber zu erklären und zu beseitigen vermochte. In jene Zeit fallen auch seine Untersuchungen über die Unterschiede zwischen dem Portlandzement und deutschen hydraulischen Kalken. Pettenkofer hat der Zeit, während deren er an der Münze thätig war, stets gerne gedacht; noch im hohen Alter sagte er oft, daß sie die glücklichste seines Lebens gewesen.

Es ist daher wohl begreiflich, daß es für Pettenkofer nicht leicht wurde, sich von der ihm lieb gewordenen Thätigkeit zu trennen, als er im Jahre 1847 auf die nun nach dem Sturz des Ministeriums Abel doch noch errichtete Professur für medizinische Chemie berufen wurde. Allein er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen; denn jetzt war er auf der richtigen Bahn. Seine Anstellung hatte er, teilweise wenigstens, unmittelbar der Gunst des kunstbegeisterten Königs Ludwig I. zu verdanken, die er sich erworben hatte durch die Wieder-Entdeckung der Herstellung zweier schon den alten Römern bekannter prächtiger Glasflüsse, des roten Hämatinon- und des Aventuringlases, deren Darstellungsweise aber im Laufe der Zeiten in Vergessenheit geraten und trotz vielfacher Bemühungen Anderer vorher nicht wieder gelungen war. Als dem König Proben vorgelegt wurden, rief er aus: Pettenkofer muß Professor werden, er hat das porporino antico erfunden.

Als Professor betrat Pettenkofer jenes Arbeitsfeld, auf dem er bahnbrechend wirken sollte. Seine Lehrthätigkeit begann er zunächst mit Vorlesungen über diätetische Chemie, während er zugleich in dem ihm zur

Verfügung gestellten, kleinen und ärmlich ausgestatteten Laboratorium einige Schüler, zu deren ersten sein späterer langjähriger treuer Freund und Mitarbeiter, der Physiologe Karl von Voit zählte, praktisch in der physiologischen Chemie unterwies. Seine Vorlesungen erweiterten sich dadurch, daß er immer weitere Gebiete in den Kreis seiner Forschungen zog, mehr und mehr und führten schließlich zu den Vorlesungen über Hygiene.

In den ersten Jahren beschäftigte sich Pettenkofer allerdings hauptsächlich noch mit Fragen der reinen und der technischen Chemie. In dieser Zeit entstand seine Arbeit „über die regelmäßigen Abstände der Äquivalentzahlen der sog. einfachen Nabitale“, welche er im Jahre 1850 der königl. Akademie der Wissenschaften in München vorlegte. Diese Arbeit wurde damals vollkommen verkannt und erst später ganz gewürdigt. Einer der hervorragendsten gegenwärtigen Vertreter der Chemie bemerkt hierüber, daß, wenn Pettenkofer sonst gar nichts geleistet hätte, diese Arbeit vollkommen hinreichen würde, seinem Namen einen ruhmvollen Platz in der Geschichte der Chemie zu sichern. Die deutsche chemische Gesellschaft feierte im Jahre 1899 das fünfzigjährige Jubiläum der Veröffentlichung dieser Abhandlung dadurch, daß sie Pettenkofer eine goldene Erinnerungsmedaille überreichte, die auf der einen Seite das Bildnis Pettenkofers, auf der andern die Worte trägt: „Gewidmet von der deutschen chemischen Gesellschaft 1850—1900“. Diese Ehrung und Anerkennung hat Pettenkofer große Freude bereitet und ihn mit um so lebhafterer Genugthuung erfüllt, als die frühere Geringschätzung seiner Arbeit ihn tief gekränkt hatte.

In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Darstellung von Leuchtgas aus Holz, die in holzreichen Gegenden Süddeutschlands vielfach praktische Verwertung fand.

Und hier sei gleich einer späteren Leistung Pettenkofers gedacht, die namentlich in der Kunstwelt berechtigtes Aufsehen erregte. Es waren dies seine Untersuchungen über die Ursachen des Verderbens der Silber und die Mittel zu ihrer Wiederherstellung. Wie es zuzieng, daß er mit dieser Frage sich befaßte, schilderte Pettenkofer selbst bei einem im Jahre 1887 in der „deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren“ zu München gehaltenen Vortrag mit köstlichem Humor folgendermaßen: „Die jüngeren Mitglieder dieses zeitgemäßen Vereins für rationelle Maltechnik werden sich vielleicht wundern, wie ich als Professor der Hygiene dazu komme, mich mit Silberputzen zu beschäftigen. Viele halten mich vielleicht in dieser Gesellschaft für ebenso unpassend wie Saul unter den Propheten, oder so überflüssig wie Pontius Pilatus im Credo. Aber die älteren Mitglieder erinnern sich wahrscheinlich noch, daß ich, wenn auch

vor mehr als 25 Jahren (1862) mich vorübergehend auch mit etwas Bilderhygiene abgegeben habe. Ich arbeitete damals das sog. Regenerationsverfahren aus, welches auf eine für mich überraschende Weise entstand. Es war damals, als Friedrich Becht sein großes Donnerwetter gegen die Konservierung und die Konservatoren unserer damaligen Gemäldesammlungen eröffnete und so lange fortdonnerte, bis auch von oben herab es donnerte und blühte, und infolge davon eine Kommission zusammen-gesetzt wurde, welche sich mit mehreren technischen Fragen zu beschäftigen hatte. Ich kam in diese Kommission wirklich wie der Pontius in's Credo. Ich wußte zuvor gar nichts, erhielt auf einmal ein Reskript vom Kultusministerium, ich sei Mitglied einer Kommission für Konservierung unserer Gemäldegalerien.“ Pettenkofer erzählt dann weiter, wie er sich anfangs gesträubt habe, denn er habe sich nie mit Gemälden abgegeben, er sei weder Maler, noch Kunstkennner, noch Kunstkritiker; aber es half ihm nichts: es wurde ihm einfach bedeutet, daß die Ursache des Verderbens der Ölbilder Schimmelpilze seien, zu deren Bestimmung der Botaniker Radlkofers der Kommission beigelegt sei; da aber die Schimmelbildung von verschiedenen Ursachen abhängen dürfte, und die Lüftung der Gallerien gewiß dabei auch eine Hauptfache sei, so dürfe sich Pettenkofer der Aufgabe nicht entziehen. Pettenkofer gedachte nun, vorerst ruhig die Untersuchungsergebnisse Radlkofers abwarten zu wollen, allein diese waren ganz unerwarteter Art. Es zeigte sich nämlich sofort, daß auf den untersuchten Bildern keine Spur von Schimmel vorhanden war, sondern daß es sich um stoffliche Veränderungen handle, infolge deren die Oberfläche der Bilder manchmal ganz trüb erscheine. Pettenkofer selbst gelang es dann nachzuweisen, daß die ganze Erscheinung durch physikalische Veränderungen in den die Bilder bedeckenden Firnissen bewirkt sei. Diese verlieren allmählich ihren Zusammenhang; die feinen Risse und Bläschen, welche hierbei entstehen, füllen sich mit Luft, und es tritt infolgedessen Undurchsichtigkeit ein, wie bei gepulvertem Glas, durch das man auch nicht sehen kann. Dieser Erkenntnis entsprang die Schlußfolgerung, daß das Trübwerden der Ölbilder dadurch hintangehalten werden könne, daß man die Firnißschicht innen durchsichtig erhält. Dies kann aber, wie Pettenkofer durch Versuche ermittelte, damit erreicht werden, daß man auf Harzfirnisse mit Alkoholdämpfen gesättigte Luft einwirken läßt, während Ölfirnisse mit einer aus Kopaiwabalsam und Ammoniak bereiteten Seife behandelt werden müssen. In der richtigen Anwendung und Ausführung dieser Mittel besteht das Pettenkofer'sche Regenerationsverfahren, das eine ausgedehnte praktische Verwertung gefunden und viele wertvolle Bilder gerettet hat.

Im Jahre 1846 wurde Pettenkofer zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften und 1852 zum ordentlichen Professor für medizinische Chemie ernannt. Auch mit der Pharmazie kam er wieder in engere Berührung durch seine, nach dem Tode seines Oheims im Jahre 1850 erfolgte Ernennung zum Vorstand der königl. Hof- und Leibapothek, welches Amt er bis wenige Jahre vor seinem Tode beibehielt. Um ihn jedoch von seiner Lehr- und Forscherthätigkeit nicht zu sehr abzuführen, wurde ihm sein Bruder Michael Pettenkofer als Oberapotheker beigegeben, dem die unmittelbare Führung der Geschäfte oblag. Im Jahre 1852 gelang es Pettenkofer, der als Vertrauensmann des Königs Max II. mit dem berühmten Chemiker Liebig unterhandelte, diesen für München zu gewinnen. Auch die Anregung zur Gewinnung des Liebig'schen Fleischextraktes gieng im Wesentlichen von Pettenkofer aus.

Verschiedene Ursachen mögen schuld gewesen sein, daß sich Pettenkofer mit der Zeit wieder mehr der physiologischen Chemie zuwandte. Vielleicht hat die Choleraepidemie des Jahres 1854 in München, die Pettenkofer eingehendst studierte, das Ihre dazu gethan; auch die aus England stammende Anschauung, daß es richtiger und verdienstvoller sei, die Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen, war darauf gewiß nicht ohne Einfluß, denn Pettenkofer war stets einer ihrer eifrigsten Vorkämpfer. Sein praktischer Blick und sein scharfer, durchbringender Geist hatten schon sehr bald die klare Erkenntnis in ihm gereift, daß unser Befinden von so Vielem abhängt, was außerhalb des Organismus liegt: von Luft, Boden, Wasser, Kleidung, Wohnung u. s. w. Eine Erforschung dieser Dinge hielt Pettenkofer für durchaus notwendig und er erblickte darin die Aufgabe einer neuen Wissenschaft, der Hygiene, die er deshalb oft als „Physiologie der Umgebung des Menschen“ gekennzeichnet hat. Es hat zwar, was Pettenkofer immer selbst betonte, stets eine Hygiene gegeben; instinktiv hat der Mensch von jeher Erfahrungen gesammelt über das, was ihm wohl thut und was ihm schlecht bekommt. Aber man war dabei nur zu gewissen empirisch gewonnenen, vielfach durch die jeweils in der Medizin herrschenden Anschauungen und Lehren beeinflussten und mit ihnen sich ändernden Meinungen gekommen. Dem ein Ende zu machen und die Hygiene mit den Mitteln und Methoden der exakten Naturwissenschaften auf eine feste Grundlage zu stellen, war das Ziel, das Pettenkofer vorschwebte, und dem er fortan unablässig zugesteuert hat. Stets trachtete er — und das bezeichnete er selbst als das Entscheidende seiner Betrachtungsweise — quantitative Vorstellungen zu gewinnen, die Vorgänge und Einflüsse zu messen, die Menge oder die Intensität der die Gesundheit mitbestimmenden Faktoren festzustellen.

So wurde Pettenkofer zum Begründer der jetzigen experimentellen Hygiene, der „Vater der Hygiene“, und diese Begründung bleibt, so hoch man auch seine Arbeiten als Epidemiologe schätzen mag, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus sein größeres, unvergängliches Verdienst.

Der erste Gegenstand, welchem Pettenkofer seine Aufmerksamkeit zuwendete, war die Wohnung, wobei er zuvörderst den Unterschied zwischen Ofen- und Luftheizung untersuchte. Durch diese Arbeit gelangte er dazu, die Ventilation experimentell in Angriff zu nehmen. Vor Allem empfand er bei diesen Untersuchungen das Bedürfnis nach einem Maßstab, der gestatten würde, den Grad der Verunreinigung der Luft in bewohnten Räumen möglichst genau zu bestimmen. Einen solchen vermutete er in dem Kohlen säuregehalt der Luft, indem er annahm, daß die Menge der anderen gasförmigen Stoffe, die zugleich mit der Kohlen säure bei der Atmung und Ausdünstung der Menschen ausgeschieden werden, und die hauptsächlich die Luft in bewohnten Räumen verderben, zu jener der Kohlen säure im geraden Verhältnis stehe. Durch die Erfindung eines ebenso einfachen als genauen Verfahrens zur quantitativen Bestimmung des Kohlen säuregehalts der Luft gelang es Pettenkofer denn auch festzustellen, daß seine Voraussetzung im Großen und Ganzen richtig sei, und er stellte auf Grund zahlreicher Untersuchungen den auch heute noch gültigen Satz auf, daß wir kein Recht haben, eine Luft für gut zu erklären, die mehr als 1 pro mille Kohlen säure enthält. Es hat später nicht an Bemühungen gefehlt, um Verfahren zu finden, die den Grad der Verunreinigung der Luft in Wohnräumen auch auf andere Art zu bestimmen erlauben; aber keines der bisher angegebenen Verfahren hat sich noch mit jenem der Pettenkofer'schen Kohlen säurebestimmung an Einfachheit und Genauigkeit messen können, und so ist es denn bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich in Gebrauch geblieben.

Nachdem Pettenkofer seine Studien über Ventilation noch durch Untersuchungen in den neu erbauten und künstlich gelüfteten Pariser Krankenhäusern Lariboisière und Beaujon vervollständigt hatte, faßte er deren gesamte Ergebnisse und seine Schlußfolgerungen in der im Jahre 1858 veröffentlichten Abhandlung „über den Luftwechsel in Wohngebäuden“ zusammen, die mit Recht als die Grundlage der heutigen Ventilationslehre gilt. Pettenkofer hat damals schon die Notwendigkeit der Trennung von Heizung und Lüftung, und den Vorzug einer Lüftung durch Einblasen von Luft gegenüber jener durch Abhaugen erkannt; er war sich aber auch darüber schon vollkommen klar, daß selbst durch die ausgiebigste Lüftung die Sorge für Reinlichkeit in Wohnräumen nicht überflüssig gemacht wird; „ein

Raum, welcher einen verwehenden Misthaufen einschließt“, schrieb er in seiner drastischen Weise, „wird trotz aller Ventilation eine ekelhafte Wohnstätte, ein Herd für schlechte Luft bleiben. Erst wo Reinlichkeit durch rasche Entfernung oder sorgfältigen Verschuß luftverderbender Stoffe nichts mehr zu leisten vermag, beginnt das Feld der Ventilation.“ Eine fernere Frucht dieser Untersuchungen war die Erkenntnis der Thatsache, daß in unseren Wohnräumen ein beständiger Luftwechsel stattfindet, der im Wesentlichen durch Temperaturunterschiede zwischen der inneren und der äußeren Luft bedingt ist. Um die Größe dieses sog. natürlichen Luftwechsels bestimmen zu können, ersann Pettenkofer gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem Mathematiker Seidel, ein ebenso einfaches als durch Originalität des Gedankenganges ausgezeichnetes Verfahren. Durch höchst originelle und schlagende Versuche wies Pettenkofer dann nach, daß unsere Baumaterialien, vor allem der Mörtel, porös und luftdurchlässig sind, und eben dieser Durchlässigkeit legte er eine große Bedeutung für unser Wohlbefinden in Wohnräumen bei.

Die Erfindung der Methode der Kohlensäurebestimmung in der Luft hatte noch eine weitere, sehr wichtige und folgenschwere Erfindung Pettenkofers im Gefolge, nämlich die Konstruktion des großen Respirationsapparats, mittelst dessen es erst möglich wurde, den Gesamtstoffwechsel des Menschen und größerer Tiere einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Durch die Freigebigkeit Königs Max II., der aus eigenen Mitteln 10 000 Gulden spendete, wurde die Ausführung des Respirationsapparats ermöglicht. Derselbe wurde im physiologischen Institute zu München aufgestellt, und es begann nun die lange Reihe der berühmten, für die Ernährungslhre bahnbrechenden Versuche über den Stoffwechsel. An diesen, in Verbindung mit Professor Karl Voit ausgeführten Versuchen beteiligte sich Pettenkofer anfangs lebhaft, überließ sie aber später, infolge von Überhäufung mit anderen Arbeiten, ausschließlich seinem Freunde.

In den Anfang der sechziger Jahre fallen weiterhin die Untersuchungen Pettenkofers über die Wirkungsweise der Kleidung, die bis dahin nahezu noch gar nicht der Prüfung unterzogen worden war. Nachdem er mittelst einiger überraschend einfacher, physikalischer Untersuchungsmethoden verschiedene Eigenschaften der Kleiderstoffe, namentlich ihre Luftdurchgängigkeit und ihr Verhalten zum dampfförmigen und tropfbarflüssigen Wasser, festgestellt hatte, leitete er durch geistvolle Kombinationen eine Reihe von Schlussfolgerungen aus seinen Versuchen ab, die auch heute noch die Grundlage der Lehre von der hygienischen Wirkungsweise der Kleider darstellen. Pettenkofer erklärte schon damals, daß die Kleidung nicht den

Zweck habe, den Menschen von der Luft abzuschließen, sondern daß ein fortwährender Luftwechsel in unseren Kleidern für unser Wohlbefinden unbedingt erforderlich sei; die Kleidung habe nur die Aufgabe, die Bewegung der Luft so weit zu mäßigen, daß diese Letztere Zeit hat, sich in den Kleidern, die wir mit der vom Körper abgegebenen Wärme heizen, zu erwärmen, so daß sie uns bei der Berührung mit der Haut keine unangenehme Empfindung mehr verursacht. So könne es kommen, daß ein Kleidungsstoff porös und doch warm sein kann, und daß thatsächlich gerade jene Stoffe am porösesten sind, welche uns erfahrungsgemäß am wärmsten halten.

Ein Gegenstand, dem Pettenkofer ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, war der Boden. Schon bei seinen Forschungen über die Verbreitungsart der Cholera im Jahre 1854 war er zur Überzeugung gelangt, daß die Bodenverhältnisse bei der Ausbreitung dieser Krankheit eine wichtige Rolle spielen, und er hatte damals schon erkannt, daß hierbei namentlich der Grad der Durchfeuchtung des Untergrundes einen mächtigen Einfluß ausübt. Die Folge davon war, daß Pettenkofer unmittelbar nach dem Erlöschen der damaligen Choleraepidemie anfieng, regelmäßige Messungen des Grundwasserstandes in München zu machen, welche dann Jahrzehnte lang fortgesetzt wurden.

Eine weitere Veranlassung für Pettenkofer, sich mit dem Boden zu beschäftigen, war die Beobachtung, daß Cholera und Typhus mit Vorliebe an solchen Orten sich festsetzen, deren Untergrund durch menschliche und tierische Abfallstoffe verunreinigt ist. So bemühte er sich denn, einen Maßstab zur Messung der Bodenverunreinigung zu finden. Dabei kam er auf den Gedanken, ob man nicht vielleicht den Kohlen säuregehalt der Bodenluft als einen solchen Gradmesser benützen könnte. Er gieng dabei von der vollkommen richtigen und durch Versuche bestätigten Voraussetzung aus, daß die Kohlen säure im Boden aus der Zersetzung kohlenstoffhaltiger organischer Stoffe stamme, die mit den Verunreinigungen in den Boden gelangen. Infolge dessen wurden sofort regelmäßige Bestimmungen der Kohlen säure in der Grundluft vorgenommen und durch eine Reihe von Jahren fortgesetzt. Das Endergebnis dieser Untersuchungen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Größe des Kohlen säuregehaltes der Grundluft zwar in einer gewissen Abhängigkeit von dem Grad der Bodenverunreinigung sich befindet, daß sie aber doch auch sonst noch von verschiedenen anderen Umständen beeinflusst wird, so daß sie nicht als ein zuverlässiger Maßstab für den Grad der Bodenverunreinigung verwendet werden kann.

Seine Studien über den Boden und dessen Beziehungen zum Menschen führten Pettenkofer schon sehr bald zu praktisch wichtigen Schlußfolgerungen,

die er in seiner im Jahre 1865 veröffentlichten Abhandlung: „Über die Wahl der Begräbnisplätze“ niedergelegt hat. Er vermochte nicht nur den Unterschied zwischen Fäulnis- und Verwesungsvorgängen in zutreffender Weise als früher zu erklären, sondern auch die Ansicht zu begründen, daß ein Friedhof, wenn er richtig angelegt und richtig betrieben ist, keine Gefahren für die Gesundheit der Anwohner verursacht.

Die außerordentliche Bedeutung der Reinerhaltung des Bodens für die darauf lebenden Menschen war Bettenkofer schon bei seinen Forschungen über die Choleraepidemie des Jahres 1854 zur unbezweifelbaren Thatsache geworden, und der Sorge um die zweckmäßigsten Mittel, wie die Verunreinigung des Bodens zu verhindern sei, hat er fürderhin einen großen Teil seines Lebens geopfert. Seinen Bemühungen in dieser Richtung verdankt auch München, das noch bis gegen das Ende der siebziger Jahre nicht mit Unrecht als eine gefährliche Typhusstadt gefürchtet war, seine Befreiung von dieser bössartigen Krankheit.

Die ersten Maßnahmen, die auf Bettenkofers Rat in München durchgeführt wurden, nämlich das Verbot der früher allgemein gebräuchlichen Schwind- oder Verfüßgruben, und die Vorschrift, daß alle Gruben wasserdicht gemacht werden müssen, riefen einen heftigen Widerstand seitens der Hausbesitzer hervor, weil diese jetzt ihre Gruben, die vorher nur in Zwischenräumen von vielen Jahren, zum Teil auch gar nie geräumt zu werden brauchten, ein paar Mal im Jahre räumen lassen mußten.

Die Überzeugung von der Schädlichkeit eines mit Abfallstoffen verunreinigten Bodens war indessen nach und nach allgemein zum Durchbruch gekommen, und folgerichtig trat nun die Frage nach der besten Art der Entfernung der Abfallstoffe mächtig in den Vordergrund.

Anfangs, in den Jahren 1867 und 1868, neigte sich Bettenkofer, der übrigens schon damals die Annehmlichkeiten der Wasseraborte anerkannte, noch mehr dem Abfuhrsystem zu, weil er befürchtete, es werde schwierig sein, Kanäle so dicht herzustellen, daß nicht auch durch sie eine Verunreinigung des Untergrundes herbeigeführt werden würde. Bald aber überzeugte er sich, teils durch die Besichtigung der Kanalanlagen in England, teils durch Untersuchungen über den Grad der Verunreinigung des Bodens unter Kanälen, daß von gut angelegten, reichlich gespülten und mit richtigem Gefäll versehenen Kanälen eine Verunreinigung des Untergrundes viel weniger zu besorgen sei als von Gruben, die ja auf die Dauer doch nicht undurchlässig bleiben und außerdem Veranlassung zum Austritt ganz gewaltiger Mengen übelriechender oder giftiger Gase in die Häuser geben.

In seinen, allgemeines Aufsehen erregenden, im Winter 1873/76 im Münchener ärztlichen Verein gehaltenen Vorträgen über „Kanalisation und Abfuhr“ trat Pettenkofer bereits mit Entschiedenheit für die Schwemmkanalisation ein und widerlegte auf Grund seiner Forschungen alle die Einwände, welche die Anhänger des Abfuhrsystems und die Vertreter der Landwirtschaft — diese des Düngers wegen — gegen das Abschwemmen der Abfallstoffe und Fäkalien geltend machten. Als in Folge der Cholera-epidemie der Jahre 1873/74 auch in München die Frage, wie der Verunreinigung des Untergrundes fernerhin vorgebeugt werden solle, brennend geworden war, war es ebenfalls Pettenkofer, der für die Einführung der Schwemmkanalisation sich einlegte und sie nach gar manchem harten Strauß endlich auch durchsetzte. Wenn schon ihm dabei die thatkräftige Unterstützung des damaligen 1. Bürgermeisters Erhard und des Stadtbaurats Zenetti mächtig zur Seite stand, so gieng doch die Anregung zur Durchführung dieser für München so außerordentlich segensreichen Maßregel von Pettenkofer selber aus; ihm in erster Linie ist es zu danken, daß aus dem verurtheilten Typhusnest, der „Peststabi“ München, eine gesunde, typhusfreie Stadt seitdem geworden ist!

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Kanalisierung steht natürlich die Frage: wohin man denn die aus dem Kanalsystem ausfließenden Abwässer ableiten solle. Das Nächstliegende ist ohne Zweifel ihre Einleitung in einen Fluß, und diese Art, sich der Abwässer zu entleiben, wurde auch in der ersten Zeit, nachdem man angefangen hatte zu kanalisieren, ausschließlich in Anwendung gezogen. Allein, bald zeigten sich an vielen Orten, namentlich in England, sehr schlimme Folgen, indem die Flüsse oft in der entsetzlichsten Weise verunreinigt und in wahre Pestloaken verwandelt wurden. Diese Mißstände veranlaßten selbstverständlich die Hygieniker, wieder auf Mittel und Wege zu sinnen, wie solche Flußverunreinigungen am zweckmäßigsten verhütet werden können, und andererseits festzustellen, ob es überhaupt und unter allen Umständen unzulässig sei, den Flüssen die Kanalabwässer zuzuführen, beziehungsweise unter welchen Bedingungen deren Einleitung in die Flüsse ohne die Gefahr einer gesundheitschädlichen Verunreinigung gestattet werden könne. Für Pettenkofer handelte es sich darum, zu entscheiden, ob München seine Abwässer in die Isar einleiten dürfe oder nicht. Er begann, die Verhältnisse der Isar auf's Gründlichste zu studieren; namentlich wurde auch auf seine Veranlassung der Grad der Verunreinigung der Isar durch die ihr schon damals, also vor der Kanalisierung, in großen Mengen zugeführten Abfallstoffe Münchens eingehenden Untersuchungen unterworfen. Die Ergebnisse

waren so befriedigend, daß Pettenkofer zur Überzeugung gelangte, daß auch die Einleitung sämtlicher Abwässer Münchens, einschließlich der Fäkalien, eine bedenkliche Verunreinigung der Isar unterhalb Münchens nicht im Gefolge haben werde. Allein es war nicht so leicht, dieser Überzeugung auch in weiteren Kreisen und bei den maßgebenden Behörden Eingang zu verschaffen, und vornehmlich seine Anschauung von der Zulässigkeit der Einleitung auch der Exkremente in die Kanäle und die Isar stieß auf hartnäckigen Widerstand von den verschiedensten Seiten. Aber auch hier gelang es Pettenkofer, durch unermüdete Ausdauer und durch Beibringung immer neuer tatsächlicher Beweise, endlich seiner Meinung Geltung zu verschaffen und den Erlaß einer Ministerialentschließung vom 28. Dezember 1892 durchzusetzen, durch welchen die Einführung der Schwemmkanalisation in München mit Einleitung der Abwässer, einschließlich der Fäkalien, in die Isar genehmigt wurde. Es sei hier gleich angefügt, daß sich Pettenkofers Voraussetzungen glänzend bestätigt haben; denn trotzdem der bei Weitem größte Teil der Abwässer der wachsenden Großstadt München jetzt schon seit Jahren der Isar überantwortet wird, haben sich bis jetzt in der Isar unterhalb Münchens keine erheblichen Mißstände ausgebildet, geschweige denn jene Zustände, die von den Gegnern in den schwärzesten Farben ausgemalt worden waren. Pettenkofer hatte seine Isar wohl studiert und abzuschätzen gewußt, was ihr zugemutet werden dürfe, und sie hat sein Vertrauen in die Kräfte der ungestümen, wilden Tochter des Gebirges nicht getäuscht.

Desgleichen wurde Pettenkofer nicht müde, auf reichliche und gute Wasserversorgung der Städte energisch zu dringen. Aber nicht, weil er im Wasser den gewöhnlichen Vermittler der epidemischen Ausbreitung erblickte — vielmehr war dies gerade eine Ansicht, die er bis zu seinem Lebensende auf's Heftigste bekämpfte; sondern, weil er der Meinung war, daß erstens gutes Wasser eines der hervorragendsten Genußmittel sei — von weit größerem Werte als guter Wein und gutes Bier; und zweitens, daß zur Reinigung der Wohnräume und Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, zum Besprengen der Straßen einer Stadt u. dergl. reines Wasser unbedingt erforderlich sei, mindestens ebensosehr wie reine Luft zur Ventilation unserer Häuser. —

Viele Arbeitsgebiete, die Pettenkofer bearbeitete, oder durch seine Schüler bearbeiten ließ, können hier nicht erörtert werden. Überall war der Altmeister der eigentliche Anreger. Und gerade darin zeigte sich sein hervorragendes Forschertalent, seine außerordentliche Begabung und die streng naturwissenschaftliche Schulung seines Geistes im hellsten Lichte, daß

Bettenkofer überall, oft schon aus Versuchen, die er in der einfachsten Weise und mit den einfachsten Mitteln angestellt hatte, die richtigen, den Kernpunkt treffenden Schlüsse zu ziehen wußte, daß aber auch allen seinen Versuchen eine klare Fragestellung zu Grunde lag, und ihre Anordnung trotz aller Einfachheit nicht nur zweckmäßig, sondern in hohem Grade geistreich war. So war es ihm möglich, in allen diesen Dingen die Grundlagen der Erkenntnis zu schaffen, die wohl erweitert werden konnten, aber in ihrer grundsätzlichen Richtigkeit unerschüttert geblieben sind.

Im Jahre 1865 wurde Bettenkofer zum Professor für Hygiene in München ernannt, und zu gleicher Zeit wurden an den beiden andern bayerischen Universitäten Würzburg und Erlangen Lehrstühle für Hygiene errichtet, außerdem aber auch die Hygiene als ordentlicher Prüfungsgegenstand für die Mediziner eingeführt. Den Ruhm, daß Bayern weitaus der erste und für lange Zeit der einzige Staat war, in dem diese für die Ausbildung der Ärzte so überaus wichtigen Einrichtungen getroffen waren, verdankt es in erster Linie seinem Bettenkofer. Im Jahre 1872 aber erhielt Bettenkofer einen Ruf nach Wien, wo ihm als Professor der Hygiene ein Institut nach seinen Wünschen gebaut werden sollte. So sehr Bettenkofer an München hing, so mußte doch die Aussicht, in den Besitz eines eigenen Instituts zu gelangen, in dem er ungestört arbeiten und seine Wissenschaft weiter fördern konnte, natürlich sehr verlockend sein. Der Zwiespalt, in dem er sich befand, wurde schließlich dadurch gelöst, daß die einzige Bedingung, an welche Bettenkofer sein Verbleiben in München knüpfte — die Erbauung eines hygienischen Instituts — von der bayerischen Regierung angenommen wurde. Für sich selbst hatte Bettenkofer in unelgennützigster Weise nichts verlangt. Im Jahre 1878 wurde das neue hygienische Institut eröffnet, das erste seiner Art auf der Welt und viele Jahre lang das Muster für alle später errichteten hygienischen Institute in verschiedenen Ländern. Jetzt wuchs rasch die Zahl der Schüler, die sich schon in den beschränkten Räumen des physiologischen Instituts, wo ihm vorher ein kleines Laboratorium eingeräumt war, um den Meister geschart hatten, und heute kann man mit vollem Rechte von einer „Bettenkofer-Schule“ sprechen, deren Vertreter in der ganzen Welt, auf Universitäts-Lehrstühlen und in hohen staatlichen Stellungen, erfolgreich wirken.

Nicht lange nachher wurde Bettenkofer die Ehre eines neuen Rufes zu Teil, diesmal nach Berlin, wo er an die Spitze des 1876 neu errichteten Reichsgesundheitsamtes treten sollte. Allein aus Dankbarkeit für das große Entgegenkommen, das ihm die bayerische Regierung bewiesen hatte, lehnte er auch diese Auszeichnung ab und blieb München so abermals erhalten.

Wir haben bis jetzt Pettenkofer nur in seiner Eigenschaft als Hygieniker betrachtet; allein er war auch Epidemiologe, und man darf wohl sagen, daß er den größten Teil seiner Zeit und Arbeitskraft gerade der Epidemiologie gewidmet hat, die ihm denn auch vornehmlich seinen Weltruf eintrug. Es muß jedoch sofort bemerkt werden, daß gerade seine Anschauungen über die Ursachen der Entstehung und Weiterverbreitung von Cholera und Typhus, und über deren Verhütung und Bekämpfung, ihn in langjährige, heftige Kämpfe mit seinen Gegnern verwickelt haben, die ihm zwar viel Ruhm, aber auch viel harte Arbeit und manche persönliche Anfeindungen eintrugen. Pettenkofer ist den Anschauungen, zu welchen er schon frühzeitig auf Grund eingehendster Forschungen gelangt war, und zu deren Begründung er fort und fort neue Beweismittel aus der ganzen Welt zusammentrug, bis an sein Lebensende treu geblieben, trotzdem sie von vielen Seiten auf das Festigste angegriffen wurden, namentlich in späteren Zeiten von den Bakteriologen. Aber was ihn daran festhalten ließ, war nicht böswilliger Eigensinn, der sich absichtlich der Erkenntnis des Wahren verschließt — das ist nach dem ganzen Wesen Pettenkofers von vorneherein ausgeschlossen —, sondern seine innerste wissenschaftliche Überzeugung. Ost noch in seinen letzten Lebensjahren äußerte er die feste Zuversicht, daß seine Auffassung sicher mit der Zeit allgemein anerkannt werden würde, weil sie auf den „großen epidemiologischen Thatsachen“ aufgebaut sei, deren Beachtung man nicht vernachlässigen dürfe, wenn sie auch vielleicht mit manchen Beobachtungen der Bakteriologie u. s. w. noch im Widerspruche zu stehen scheinen, oder sich wenigstens nicht ohne Weiteres mit ihnen in Einklang bringen lassen.

Es ist äußerst schwierig, in kurzen Zügen eine Darstellung der Anschauungen Pettenkofers auf diesem Gebiete und der Gründe, welche ihn zu ihrer Aufstellung und Festhaltung bestimmten, zu geben.

Die Choleraepidemien in Bayern und insbesondere in München vom Jahre 1854 gaben Pettenkofer zuerst Veranlassung, sich mit diesen Fragen zu befassen. Als Mitglied einer Kommission zum Studium der Cholera in Bayern konnte er sich um so mehr auf's Gründlichste mit allen einschlägigen Verhältnissen vertraut machen, als ihm die Verarbeitung des ganzen gesammelten Materials zufiel. Der „Hauptbericht über die Cholera in Bayern im Jahre 1854“ und die „Untersuchungen und Betrachtungen über die Verbreitungsart der Cholera“, die gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten, waren die Früchte seiner umfassenden Forschungen. Schon damals kam Pettenkofer zu der Erkenntnis, daß die Ausbreitung der Cholera von einer ganzen Reihe von Umständen abhängig

fei, deren ursächlicher Zusammenhang mit der Cholera vorher entweder nicht beachtet oder bestritten worden war, und die damals gemachten Beobachtungen und thatsächlichen Feststellungen bildeten die Grundlage seiner späteren Theorie der Ätiologie der Cholera und des Typhus.

Nach Pettenkofer nun ist die Cholera eine Krankheit, die durch den menschlichen Verkehr verschleppt wird; indessen haftet sie sich durchaus nicht immer an den Kranken, sondern sie kann auch durch Gesunde und leblose Gegenstände verschleppt werden. Andererseits genügt es aber keineswegs, daß der Cholerakeim aus einer von Cholera ergriffenen Lokalität an einen Ort gebracht wird, um dort eine epidemische Ausbreitung der Cholera hervorzurufen, sondern es sind dazu noch verschiedene andere Bedingungen notwendig, und zwar spielt hierbei die Örtlichkeit selbst eine ausschlaggebende Rolle. Es ergibt sich dies schon aus den einfachen Thatsachen, daß die Cholera durchaus nicht immer den großen Verkehrsstraßen folgt, sondern vielfach ihre eigenen Wege geht; dann, daß die Art ihrer Verbreitung in keiner Weise durch die außerordentliche Steigerung und Verdichtung, die der Verkehr in der zweiten Hälfte des verflohenen Jahrhunderts erfuhr, sich geändert hat, sondern daß sie sich noch genau so ausbreitet, wie zur Zeit, da es noch keine Eisenbahnen und keine Dampfschiffe gab; ferner, daß die Cholera keineswegs überall dort zur Epidemie sich entwickelt, wohin der Cholerakeim eingeschleppt wird, sondern daß es zahlreiche Orte und Städte giebt, in welchen, trotz lebhaften Verkehrs mit Choleraorten und trotz einzelner Fälle von Cholera, doch keine „Epidemie“ entsteht, während andere rings umher mehr oder weniger schwer davon befallen werden; ja, daß oft einzelne Teile von Städten frei von Cholera bleiben, während sie in anderen Teilen in mörderischer Weise wüthet. Es müssen also, so schließt Pettenkofer weiter, gewisse mit der Örtlichkeit eng zusammenhängende Verhältnisse vorhanden sein, die bewirken, daß in dem einen Falle eine Choleraepidemie entsteht, in einem anderen aber nicht. Wegen der wichtigen Rolle, die Pettenkofer bei der Entstehung von Choleraepidemien der Örtlichkeit, der Lokalität, zuschreibt, wurde seine Anschauung die „lokalistische“ genannt, eine Bezeichnung, die er selbst auch angenommen hat.

Die Geneigtheit eines Ortes zur epidemischen Ausbreitung der Cholera, die „örtliche Disposition“, wie er dies nennt, verlegt Pettenkofer in den Boden. Orte, die auf einem porösen, für Luft und Wasser durchgängigen Boden, z. B. Alluvialboden, liegen, der mit faulenden organischen, aus den Excrementen von Menschen und Tieren und aus häuslichen Abfällen stammenden, Stoffen verunreinigt ist, sind ganz besonders für die

Entwicklung von Choleraepidemien geeignet. Auf kompakten Felsen oder auf einer undurchlässigen Thonschicht liegende Orte dagegen sind unempänglich, „immun“ für Cholera. Doch selbst in empfänglichen Orten kommt es, auch wenn der Keim eingeschleppt wird, nicht zu allen Zeiten zu Epidemien, sondern es gehört dazu ein gewisser Feuchtigkeitsgrad des Bodens; weder zu große Trockenheit, noch zu große Feuchtigkeit des Bodens sind der Entwicklung der Cholera günstig. Da jedoch die Feuchtigkeitsverhältnisse eines Bodens mit örtlicher Disposition großen Schwankungen unterworfen sein können, so kommt es auch auf einem solchen Boden nur dann zu Choleraepidemien, wenn der der Cholera günstige Feuchtigkeitsgrad zeitlich wirklich vorhanden ist; es giebt also nach Pettenkofer auch eine „örtlich-zeitliche“ Disposition. Zum Beweise für die Richtigkeit dieser Ansichten hat Pettenkofer im Laufe der Jahre eine Unsumme von Thatsachen gesammelt. Was namentlich die Abhängigkeit von örtlichen und zeitlichen Umständen anlangt, so dürfte eines der schlagendsten Beweise das Verhalten der Cholera in ihrem Heimatland, in Indien, sein. Auch da gedeiht die Cholera nicht überall in gleicher Weise, sondern es giebt Bezirke, in welchen sie endemisch ist, d. h. jahrein, jahraus mit mehr oder weniger großer Heftigkeit haust; ferner solche, in welchen nur zeitweilig Epidemien auftreten, und endlich solche, in welchen die Cholera niemals festen Fuß zu fassen vermag trotz ununterbrochenen Verkehrs mit cholerareichen Gegenden. Aber auch in den endemischen, wie in den epidemischen Bezirken zeigt sich die Häufigkeit der Choleraerkrankungen abhängig von der Bodenfeuchtigkeit. Dies wird dadurch bewiesen, daß ein Zusammengehen der Häufigkeit der Choleraerkrankungen mit der Jahreszeit und den darnach verschiedenen Regenmengen stattfindet. Diese letzteren wirken jedoch an verschiedenen Orten in sehr verschiedener Weise, je nach ihrer Größe und der dadurch bedingten Befeuchtung des Bodens. Dies läßt sich an dem Beispiel des Verhaltens der Cholera in den drei Städten: Kalkutta, Lahore und Madras aufs Deutlichste darthun. In Kalkutta, welches im endemischen Gebiete der Cholera an der Mündung des Ganges liegt, beginnt im großen Jahresdurchschnitt die Abnahme der Sterblichkeit an Cholera mit dem Eintritt der Regenzeit, und fällt die Zeit der höchsten Regenmenge mit der geringsten Zahl der Todesfälle an Cholera zusammen; dann fangen mit dem Aufhören der Regen die Choleratodesfälle an zuzunehmen und erreichen ihre größte Höhe zur Zeit der größten Hitze und Trockenheit gerade vor dem Beginn der Regenzeit. Hier wird durch die massenhaften Niederschläge, die im Mittel eine Höhe von 1600 Millimeter erreichen, der Boden für die Entwicklung der Cholera zu feucht, und erst bei seiner allmählichen Aus-

trodnung während der trocknen Jahreszeit wieder für sie geeignet. In Lahore im Pendschab (im nordwestlichen Indien) dagegen ist die Zahl der Todesfälle an Cholera am geringsten in der heißen und trockenen Jahreszeit und erreicht ihre größte Höhe zur Zeit der stärksten Niederschläge. Aber es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der Regenmenge von Raskutta und Lahore, indem letzteres nur eine Regenhöhe von 482 Millimetern besitzt. Hier ist also der Boden in der trockenen Jahreszeit für die Cholera zu trocken und erreicht erst durch das Eindringen der verhältnismäßig geringen Regenmenge die für die Entwicklung der Krankheit nötige Feuchtigkeit. Wieder anders verhält sich die Cholera in Madras im Südosten Indiens. In Madras findet jährlich zweimal ein Ansteigen und ein Abfallen der Zahl der Cholera-Todesfälle statt. Während der trockenen Monate Januar und Februar herrscht die Cholera zunächst ziemlich heftig; dann aber tritt ein Nachlaß ein, und im April, Mai und Juni, während deren noch immer große Trockenheit herrscht, erreicht die Zahl der Todesfälle an Cholera einen sehr niedrigen Stand; jetzt mehrten sich die Niederschläge, hoch ist ihre Menge noch verhältnismäßig gering, und damit beginnt die Cholera wieder zuzunehmen, bis sie im Juli, August und September wieder eine sehr beträchtliche Höhe erreicht. Im September beginnt die eigentliche Regenzeit, die im November ihren Höhepunkt erreicht, zugleich aber erfolgt wieder eine beträchtliche Abnahme der Cholera, bis sie im November neuerdings einen Tiefstand erreicht, um schließlich mit dem nun erfolgenden Aufhören der Regen wieder anzusteigen. Dieses Verhalten der Cholera in Madras erklärt sich folgendermaßen. Im Januar und Februar besitzt der Boden infolge der vorhergehenden Niederschläge, die im Jahresdurchschnitt eine Höhe von 1214 Millimeter erreichen, einen für die Cholera sehr günstigen Feuchtigkeitsgrad. Dann aber erfolgt allmählich eine hochgradige Austrocknung und dem entsprechend der erste Nachlaß der Cholera. Mit dem neuerlichen Auftreten von Niederschlägen wird der Boden wieder feuchter, für die Entwicklung der Cholera günstiger, und sie erhebt auf's Neue ihr Haupt, bis die dann folgenden heftigen Regengüsse den Boden in einem Maße durchfeuchten, das der Cholera nicht paßt; die Zahl der Todesfälle sinkt infolge dessen, und erst, wenn der Boden nach dem Aufhören der Niederschläge wieder zu trocknen anfängt, stellen sich die für ihre Vermehrung günstigen Bedingungen im Boden wieder her. Pettenkofer hat für die Richtigkeit seiner Erklärung dieser Vorgänge in Indien noch eine Menge von Einzelheiten vorgebracht, allein es geht über den hier gesteckten Rahmen hinaus, auf diese näher einzugehen.

Die Cholera zeigt jedoch solche Abhängigkeit von Ort und Zeit nicht

bloß in Indien, sondern ebenso bei uns. Es giebt auch in Europa eine große Zahl von Städten, die noch nie epidemisch von Cholera ergriffen wurden, wie Lyon, Versailles, Stuttgart, Würzburg, Salzburg, Innsbruck u. s. w.; dann andere, die sehr viele und schwere Choleraepidemien zu bestehen hatten, wie z. B. Hamburg, und endlich solche, die die Cholera auf ihren Zügen mitunter befallen, zu anderen Zeiten aber wieder ganz verschont hat. Auch für die Abhängigkeit der Cholera von der Jahreszeit läßt sich bei uns ein schlagendes Beispiel beibringen. Während der Jahre 1848—1859, während deren die Cholera in jedem Jahre in Preußen herrschte, verteilt sich die Zahl der Todesfälle in höchst merkwürdiger Weise: die geringste Zahl der Todesfälle trifft im Durchschnitt auf den April, dann steigt sie regelmäßig fortschreitend, bis sie im September ihre größte Höhe erreicht, um hierauf wieder auf ihre Mindestgröße im April zu sinken. Und so gewaltig ist der Unterschied, daß, wenn man die in der ersten Hälfte des April vorgekommenen Todesfälle = 1 annimmt, ihre Zahl mit schrecklicher Regelmäßigkeit bis zur ersten Hälfte des September auf das 620fache steigt und dann mit der gleichen Regelmäßigkeit wieder abnimmt bis zum nächsten April. Die absolute Zahl der gesamten Todesfälle beträgt in der Zeit vom 1.—15. April 50, vom 1.—15. September 31048.

Einen Maßstab für den Feuchtigkeitsgrad des Bodens vermutete Pettenkofer schon sehr bald im Stande des Grundwassers, und er begann deshalb schon im Jahre 1856 in München mit den regelmäßigen Messungen des Grundwasserstandes. Pettenkofer erblickt in dem Grundwasser selbst nicht ein Moment, durch welches die Ausbreitung der Cholera und des Typhus in geheimnisvoller Weise beeinflusst wird, sondern es ist für ihn nichts weiter als ein genauer Zeiger für die Schwankungen des Feuchtigkeitsgrades der über dem Grundwasser liegenden Bodenschichten. Je mehr der Grundwasserspiegel sinkt, um so trockener ist der Boden über ihm; und umgekehrt bedeutet ein Steigen des Grundwassers eine starke Durchfeuchtung des darüber befindlichen Bodens.

Das zeitliche Zusammentreffen gewisser Veränderungen im Stande des Grundwassers mit der Häufigkeit des Vorkommens gewisser Krankheiten wurde zuerst für den Typhus in München von Buhl nachgewiesen. Buhl konnte schon im Jahre 1865 zeigen, daß die Zahl der Todesfälle an Typhus im Münchener Krankenhaus in ganz bestimmten Beziehungen zum Stande des Grundwassers stehe, daß sie mit dem Sinken des Grundwasserspiegels zunimmt und mit dem Steigen sinkt, und der berühmte Mathematiker Seibel hat kurz darauf berechnet, daß zwischen dem Grundwasserstand und der Regenmenge einer- und der Typhus-

sterblichkeit in München andererseits mit einer Wahrscheinlichkeit von 36 000 : 1 ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Später wurde dann auch die Zahl der Typhus-Todesfälle in ganz München mit den Grundwasserschwan- kungen verglichen, und es hat sich auch hiebei das regelmäßige zeitliche Zusammentreffen hohen Grundwasserstandes mit wenigen, dagegen tiefen Grundwasserstandes mit vielen Typhustodesfällen vom Jahre 1850 bis zum Beginne der achtziger Jahre, also während mehr als 30 Jahren, feststellen lassen. Seitdem hat allerdings diese Übereinstimmung aufgehört; diese Thatsache läßt sich nicht bestreiten, und sie wird in der neueren Litteratur nicht selten von Gegnern Pettenkofers als im Widerspruch mit der sog. Grundwassertheorie stehend angeführt — aber vollständig mit Unrecht. Das Verschwinden der Übereinstimmung beruht eben lediglich darauf, daß seit den achtziger Jahren der Typhus aus München nahezu ganz verschwunden ist und dadurch das eine Vergleichsobjekt, die Typhus-Todesfälle, in Wegfall gekommen ist. Die Bodenfeuchtigkeit schwankt in München nach wie vor, aber sie ist auch nicht der einzige Faktor, durch welchen die Entwicklung des Typhus in München bestimmt wird, sondern eben nur einer derselben. Es muß also ein anderer und zwar, wie es scheint, mächtigerer aufgehört haben zu existieren, und als solchen bezeichnet Pettenkofer die Verunreinigung des Bodens, die infolge der Durchführung der Kanalisierung und vornehmlich auch der Erbauung des Schlachthauses und des Verhotes, anderswo in der Stadt als dort zu schlachten, eine wesentliche Besserung erfahren hat.

Der Zusammenhang zwischen Grundwasserschwan- kungen und Typhus hat sich aber auch anderwärts als in München nachweisen lassen; er ist für Berlin von Virchow, für Frankfurt a. M. und Bremen von Soxka, einem der begabtesten Schüler Pettenkofers, dargethan worden.

Wie für den Typhus, so konnte Pettenkofer dann auch für die Cholera in München ein Zusammentreffen mit den Grundwasserbewegungen feststellen, und zwar gelegentlich der durch ihren Verlauf höchst merkwürdigen Epidemie des Jahres 1873/74. Diese Epidemie zerfällt zeitlich in zwei vollkommen getrennte Abschnitte, eine Sommerepidemie 1873 und eine darauf folgende Winterepidemie, die beide durch einen Zeitraum von mehreren Wochen, im Oktober und Anfang November 1873, von einander getrennt sind, während dessen nur ganz vereinzelte Cholerafälle mehr vorkamen, so daß die Epidemie amtl. schon als erloschen erklärt worden war. Der Vergleich mit der Bewegung des Grundwassers zeigt nun unverkennbar, daß dieser Unterbrechung der Epidemie ein durch äußerst reichliche Niederschläge im August, die den langjährigen Durchschnitt von 100 mm

um 71 mm überschritten, bewirktes Steigen des vorher tief gestandenen Grundwassers entspricht, auf welches aber nach kurzer Dauer wieder ein neues Sinken folgte, das dann mehrere Monate anhielt und während dessen die Winterepidemie verlief, die erst mit dem neuerlichen Steigen des Grundwassers im Frühjahr 1874 ihr Ende fand.

Gegen seine Lehre, daß die Cholera nur auf einem für Luft und Wasser durchgängigen Boden gedeiht, war Pettenkofer wiederholt der Einwand gemacht worden, daß die Cholera auch auf kompaktem Felsboden vorkomme, und es wurden als Beispiele namentlich Gibraltar und Malta angeführt. Um sich persönlich von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen, unternahm Pettenkofer schon im Jahre 1865 eine Reise, bei welcher er u. A. auch Gibraltar und Malta besuchte. Aber was er fand, war nur eine neue glänzende Bestätigung seiner Anschauungen; denn die Stadt Gibraltar liegt auf ganz durchlässigem Boden, in welchem sich Grundwasser in so reicher Menge findet, daß es eine beträchtliche Quelle der Wasserversorgung für die Bevölkerung bildet; und die Felsen von Malta bestehen aus ganz porösem Gestein, welches das Wasser wie ein Schwamm aufsaugt und derart durchlässig ist, daß es auf englischen Schiffen früher vielfach als Material zum Filtrieren von Wasser benützt wurde.

Obgleich Pettenkofer, wie erwähnt, die Cholera für eine Krankheit erklärte, die durch den menschlichen Verkehr verschleppt wird, so hielt er sie doch nicht für contagiös, d. h. von Person zu Person ansteckend. Nach Pettenkofers Anschauung wird eben der Krankheitserreger, den er sich schon von jeher als ein organisiertes Lebewesen, eine Art Bazillus, vorstellte, nicht im lebenden Menschen ansteckungsfähig weiter gezüchtet und mit den Excrementen entleert; sondern, damit es irgendwo zu einer Choleraepidemie kommt, muß der Cholerakeim in den Boden gelangen und dort erst die zu seiner weiteren Entwicklung nötigen Bedingungen finden. Nur wenn dies der Fall ist, wenn er im Boden entweder in genügender Menge sich vermehrt hat, oder die nötige Virulenz erworben hat, um infektionstüchtig zu sein, ist er im Stande, Menschen krank zu machen. Damit jedoch thatsächlich Erkrankungen von Menschen erfolgen, müssen erst noch ein paar weitere Vorbedingungen erfüllt sein. Einmal muß der jetzt erst zum eigentlichen Krankheitserreger gewordene Keim in den menschlichen Körper gelangen, und zweitens muß der Körper eine gewisse Veranlagung, eine sog. „individuelle Disposition“ zur Erkrankung an Cholera besitzen. Als den gewöhnlichen Weg, auf welchem der Cholera- oder auch der Typhus-Erreger (denn für den letzteren nahm er die gleiche Entwicklungsart an) in den Menschen eindringt, bezeichnete Pettenkofer die Luft. Nach seiner Ansicht

muß der Krankheitserreger aus dem Boden in die Luft übergehen und wird dann mit dieser eingeathmet.

Die Lehre, daß Cholera und Typhus nicht contagiös seien, hat Pettenkofer viele Gegner gemacht und ihn in viele heftige Fehden verwickelt; allein er hat eine ganze Reihe schlagender Gründe für seine Ansicht in's Feld geführt, von welcher hier nur die hauptsächlichsten kurz angeführt seien. In erster Linie war es der Umstand, daß die Cholera sich bei ihrer Verbreitung durchaus nicht streng an die großen Verkehrsstraßen hält; dann, daß sie bei Weitem nicht an allen Orten, in welche sie bei ihren Zügen gelangt, sich festsetzt, sondern nur in verhältnismäßig sehr wenigen; daß an manchen Orten, selbst wenn die Cholera nachweisbar eingeschleppt wurde, nicht zu allen Zeiten sich eine Epidemie entwickelt und daß es überhaupt eine große Zahl von großen, verkehrsreichen Städten giebt, die überhaupt noch nie epidemisch von Cholera befallen worden sind, obgleich der Cholerakeim schon oft in sie eingeschleppt wurde; weiter, daß die Personen, welche mit der Pflege Cholerakranker beschäftigt sind, insbesondere Ärzte und Wärter, im Durchschnitt auch nicht häufiger erkranken als andere, welche nie mit einem Cholerakranken in Berührung gekommen sind; endlich, daß die Ausbreitungsart der Cholera, der Gang der Choleraepidemien ein vollständig anderer ist als der der zweifellos contagiösen Krankheiten, wie der Blattern u. dergl. Jeden einzelnen dieser Gründe vermochte Pettenkofer mit vielen treffenden Thatsachen zu belegen und allen Einwänden seiner Gegner wußte er mit Gegenbeweisen aus dem reichen Schatz seiner epidemiologischen Kenntnisse und Erfahrungen entgegenzutreten, oder ihnen die unrichtige Deutung scheinbar zu Gunsten ihrer Ansicht sprechender Beobachtungen nachzuweisen.

Neben der Contagiosität der Cholera und des Typhus hat Pettenkofer namentlich auch die weit verbreitete Meinung, daß diese Krankheiten durch das Trinkwasser verbreitet werden, die sog. Trinkwassertheorie, auf's Entschiedenste bestritten. Oft und oft hat er betont, daß er selbst im Jahre 1854 als Trinkwassergläubiger an das Studium der Cholera in Bayern herangegangen sei. Aber seine Untersuchungen und Beobachtungen gelegentlich dieser Epidemie, namentlich in München, haben ihm die gänzliche Haltlosigkeit der Trinkwassertheorie zur unumstößlichen Überzeugung gemacht, und in späterer Zeit hat er Duzende und Duzende von Beweisen für ihre Unhaltbarkeit beigebracht. Alle die Beobachtungen, die als besonders schlagende Beweise für die Verbreitung von Cholera und Typhus durch das Trinkwasser von seinen Gegnern angeführt wurden, hat er näher untersucht und in unbarmherziger Weise die Beweisführung der

Letzteren zerpfückt; überall stellte sich schließlich heraus, daß die Entwicklung der betreffenden Epidemien sich in viel einfacherer und weniger widerspruchsvoller Weise erklären lasse, ohne Zuhilfenahme des Wassers. Pettenkofer hat zwar die Möglichkeit, daß eine gewisse Beteiligung des Wassers bei der Entstehung von Cholera- und Typhus-Epidemien vorkommen könne, nicht vollkommen geleugnet. Er sagte: Wasser kann in einem Ort oder Haus, in dem es gebraucht wurde, gesundheits-schädliche Wirkungen ausüben, entweder dadurch, daß es Nährstoffe für pathogene Mikroorganismen führt, welche Nährstoffe sich durch das Verdunsten des Wassers im Haus und auf dem Boden desselben mehr und mehr konzentrieren, oder auch dadurch, daß das Wasser die Rolle des menschlichen Verkehrs übernimmt und pathogene Keime mit sich führt, welche allerdings in der enormen Verdünnung, in welcher sie im Wasser sind, ohne Schaden getrunken werden können, welche aber auf einem günstigen Nährboden im oder am Hause sich in der Weise vermehren und dann auf den Menschen überzugehen vermögen, daß dieser nun dadurch infiziert werden kann. Allein diese beiden Möglichkeiten sind die einzigen Zugeständnisse, die er den Trinkwassertheoretikern machte. Im Übrigen steht Pettenkofer mit seiner Beurteilung der Trinkwassertheorie durchaus nicht vereinzelt da. So lautet ein von Pettenkofer gern angezogener Ausspruch von James Cuninghame, der als medical officer of health die Cholera in Indien dreißig Jahre lang verfolgt hat: „Die Trinkwassertheorie wird durch die ganze Geschichte der Cholera in Indien verneint.“

Auch die mehrfach von den Anhängern der Trinkwassertheorie zur Stütze ihrer Anschauung vorgebrachten Angaben, daß die Cholera, namentlich aber auch der Typhus, nach der Einführung guten und reinen Wassers aus einem Orte verschwunden sei, hat Pettenkofer wiederholt auf ihre Richtigkeit geprüft und den Nachweis geliefert, daß entweder, wie dies z. B. bei München der Fall war, der Typhus aufgehört hatte mehrere Jahre vor der Eröffnung der neuen Wasserleitung, oder daß gleichzeitig mit der Zuleitung guten Wassers noch andere hygienische Verbesserungen durchgeführt worden waren, besonders Kanalisierungen, die eine Abnahme der Bodenverunreinigung zur Folge hatten.

Ganz dem eben erläuterten Standpunkt Pettenkofers hinsichtlich der Entstehung und Verbreitungsart von Cholera und Typhus entsprechend und ihm logisch entspringend, waren auch die Maßnahmen, die er zur wirksamen Bekämpfung und Verhütung dieser Krankheiten verlangte. Als das wichtigste ursächliche Moment war ihm immer die Verunreinigung des Bodens mit säurefähigen Stoffen erschienen, und deshalb waren

auch auf deren Verhinderung und Beseitigung die von ihm befürworteten und für notwendig erklärten Maßregeln in erster Reihe gerichtet. Zweckmäßige und rasche Entfernung der Abfallstoffe aus der Nähe menschlicher Wohnstätten, am besten durch Schwemmkanalisation, und gute, reichliche Wasserversorgung, das waren die Mittel, von welchen allein er die Verhütung von Cholera und Typhus abhängig machte. Man darf nicht warten, bis die Cholera da ist, um sie zu bekämpfen, sondern die Vorbereitungen zu ihrer Bekämpfung müssen schon lang vorher getroffen werden, sonst kommen sie zu spät. „Die Orte, welche nicht von Natur aus immun sind, soll die hygienische Kunst immun machen“ — das sind seine Worte.

Auch für die Wirksamkeit dieser Maßregeln hat er eine Menge von Beispielen vorgebracht. Man braucht nicht auf die englischen Städte zurückzugreifen, die zur Ausführung deshalb besonders geeignet sind, weil in ihnen zuerst die hygienischen Anlagenwerke ausgeführt wurden, sondern es giebt für uns Münchener ein viel näher gelegenes Beispiel. Es ist das Verhalten der sog. „Grube“ in Haibhausen. Diese Straße war in den Jahren 1836 und 1854 außerordentlich schwer von Cholera befallen, so daß 8,2 bezw. gar 12,37 Prozent der Bewohner starben; im Jahre 1873/74 aber, als die Cholera wieder nach München kam, blieb die Grube nahezu verschont, es starben nur 0,6 Prozent, trotzdem weder die Einwohnerzahl, noch die Wasserversorgung, noch, wie Bettenloser bis in die geringfügigsten Einzelheiten nachwies, sonst irgend etwas Wesentliches sich geändert hatte — mit einer einzigen Ausnahme. Im Jahre 1836 und auch 1854 noch wurden in der Grube alle Exkremente und Abfallstoffe in sog. Verfüßgruben gesammelt, in welchen sie zum großen Teil in den Boden eindrangen und diesen in der entsetzlichsten Weise verunreinigten, so daß die Grube, in welche überdies, ihrer tiefen Lage wegen, die Schmutzwässer der umgebenden Straßen ober- und unterirdisch abfloßen, eigentlich nur eine einzige große Verfüßgrube darstellte. Nach der Choleraepidemie des Jahres 1854 wurde nun in München zunächst die Anlegung von Verfüßgruben polizeilich verboten und befohlen, alle vorhandenen Gruben wasserdicht zu machen; außerdem aber wurde im Jahre 1860 in der Grube ein Kanal zur Entwässerung der Grube in den Isarfluß hinab angelegt und darauf alle Verfüßgruben dort beseitigt. Dieser hygienischen Verbesserung allein verdankte die Grube im Jahre 1873 ihr höchst merkwürdiges Frei bleiben von Cholera, während die Straßen in der Umgebung, in welchen die Verhältnisse sich nicht wesentlich verändert hatten, namentlich noch keine Kanalisierung stattgefunden hatte, 1873/74 ebenso von der Cholera heimgesucht wurden, wie gelegentlich der früheren Epidemien.

Auch für die Bekämpfung des Typhus bildet München selbst ein schlagendes Beispiel. Mit dem Beginn der Durchführung der Kanalisierung und vornehmlich mit der Eröffnung des neuen Schlachthauses, wodurch eine ganz außerordentlich große Zahl von Schlachthütten in allen Teilen der Stadt, die eine gewaltige, unaufhörliche Quelle der Bodenverunreinigung gewesen waren, zu bestehen aufhörten, verschwand fast wie mit einem Schlag auch der Typhus, der bis dahin endemisch in München geherrscht hatte, drei Jahre vor Einführung der neuen Hochquellenwasserleitung, und München ist seitdem eine der typhusfreiesten Städte geblieben.

Für Bettenhofer war also die Bewahrung des Bodens vor Verunreinigung, seine Reinhaltung, oder, um in seinem Sinne zu sprechen, die Beseitigung der örtlichen Disposition, das einzige wirklich wirksame und bewährte Mittel, um der Cholera und dem Typhus mit Erfolg entgegenzutreten. Obwohl es äußerst interessant wäre, die Ansichten Bettenhofers über alle sonstigen, zur Bekämpfung der Cholera empfohlenen Maßregeln näher kennen zu lernen, muß ich mich darauf beschränken, Bettenhofers eigene Worte am Schlusse seines letzten großen Werkes: „Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage“ anzuführen. Er sagte hier: „Die Mittel der Kontagionisten, Kordone, Quarantänen, Isolierung der Kranken und Desinfektion ihrer Ausleerungen haben noch nie einen nachweisbaren Erfolg gehabt, sowie deren Unterlassung noch nie einen Schaden gebracht hat, wie sich bei der Choleraepidemie 1836 in Bayern so schlagend gezeigt hat. Alle diese kontagionistischen Maßregeln haben nur eine theoretische Grundlage und werden nicht angewendet, weil sich ihr Nutzen bewährt hat, sondern weil sie ein Ausfluß der herrschenden Theorie sind, welche allerdings einfach und Allen leicht verständlich ist, und der man nur wünschen könnte, daß sie auch wahr sein möchte, was man aber auf Grund zahlreicher epidemiologischer Thatsachen und Erfahrungen sehr bezweifeln muß. Im nationalökonomischen Interesse ist sehr zu wünschen, daß nutzlose Verkehrsbeschränkungen, wie sie zeitweise für Schiffe aus Cholera-Geenden beliebt werden, in Wegfall kommen und dafür eine ständige hygienische Überwachung des Seeverkehrs an die Stelle tritt. Schmutzige und schlecht geführte Schiffe soll man nicht nur zu Cholerazeiten beanstanden, sondern immer. Wenn darüber internationale Vereinbarungen getroffen werden, dann werden diese viel nützen und braucht man beim Ausbruch der Cholera nichts zu thun, als was sonst auch regelmäßig geschieht.“

Nach hartem Ringen war es Bettenhofer gelungen, seinen Anschauungen zum Durchbruch zu verhelfen. In den siebziger Jahren waren sie mehr und mehr allgemein zur Geltung gekommen, und Bettenhofer

stand damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes und seiner Autorität. Aber die schwersten Kämpfe standen ihm erst noch bevor. Sie begannen mit der Entwicklung der Bakteriologie und verschärften sich noch, nachdem Robert Koch 1883 den Choleraabazillus entdeckt hatte. Pettenkofer war durchaus kein Feind der Bakteriologie; im Gegenteil, er hat von ihr die Erklärung mancher Dinge bei der Verbreitung der epidemischen Krankheiten erhofft, die er selbst nicht genügend erklären zu können, unumwunden eingestanden hat. So sagt er in seinem schon genannten Werk „Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage“ an einer Stelle: „Ich empfinde tief und schmerzlich, daß ich und meine Gesinnungsgenossen noch gar wenig gefunden haben und daß das Meiste erst noch gesucht werden muß, und bin auch fest überzeugt, daß das Endziel auch auf lokalisiertem Wege nur mit Hilfe der Bakteriologie erreicht werden kann. Die Bakteriologie muß schließlich auch den Grund der thatsächlich bestehenden örtlichen und zeitlichen Disposition für den Cholerakeim finden und damit den Gang der Weltseuche wissenschaftlich erklären.“ Pettenkofer hat ferner auch, wie schon erwähnt, sich den Cholerakeim von jeher als ein belebtes Wesen vorgestellt; es konnte ihn also nur freuen, als ein solcher Bazillus der Cholera thatsächlich gefunden war, und es hat ihn anfangs auch wirklich gefreut. Der Grund, warum er später mit Koch und dessen Schülern und Anhängern so sehr in Widerspruch geriet, war vielmehr der, daß der von Koch gefundene Choleraabazillus, wie sich bei dessen genauerem Studium herausstellte, Eigenschaften zeigte, die sich mit den großen epidemiologischen Thatsachen nicht vertragen; dann aber, weil sich die Bakteriologen, an ihrer Spitze R. Koch, auf Grund ihrer experimentellen Untersuchungen mit dem neu gefundenen Bazillus, sowohl hinsichtlich der Ätiologie der Cholera, als auch ihrer Verhütung und Bekämpfung zu Anschauungen bekannten, die von jenen Pettenkofers weit entfernt, ja ihnen größtenteils direkt entgegengesetzt waren.

So vertraten die Bakteriologen hauptsächlich die Ansicht von der Kontagiosität der Cholera. Der Choleraerreger vermehrt sich ihnen zufolge im Körper des Kranken und wird von diesem ohne Weiteres infektiös-tüchtig mit den Exkrementen ausgeschieden; die Cholera braucht also zu ihrer Verbreitung die Vermittlung des Bodens nicht, sondern es kann überall da zu Erkrankungen und Epidemien kommen, wohin die bazillenhaltigen Exkremente gelangen, und da diese leicht und häufig in's Wasser gelangen, so ist die Weiterverbreitung der Cholera durch das Wasser ohne Weiteres zuzugeben. Für die Bakteriologen liegt die Gefahr nur im Kranken und seinen Ausscheidungen, und alle ihre Mittel zur Verhütung

und Bekämpfung der Cholera zielen lediglich dahin ab, die Abtötung aller vom Kranken ausgeschiedenen Cholerabazillen zu bewirken bezw. deren Ausstreuung zu hintertreiben; daher Isolierung der Kranken, Desinfektion der Exkremente und der Wäsche u. dergl. kontagionistische Maßregeln.

Pettenkofer ist diesen Behauptungen bis an sein Lebensende mit aller Entschiedenheit entgegengetreten, und sein schon erwähntes letztes Hauptwerk verdankt vornehmlich dem Widerspruch der Bakteriologen gegen seine Anschauungen und deren Verteidigung sein Entstehen. Er war so sehr von der Richtigkeit seiner eigenen Auffassung überzeugt, daß er zum Beweis, daß der Koch'sche Kommabazillus für sich allein keine Cholera zu erzeugen vermöge, wenn er nicht durch örtliche und zeitliche, im Boden sich abspielende Einflüsse unterstützt wird, an sich selbst den berühmten Versuch vornahm, diese Cholerabazillen zu verzehren. Pettenkofer nahm damals, am 7. Oktober 1892, 74 Jahre alt, einen ganzen Kubikzentimeter frischer Cholerakultur, die viele Milliarden von Cholerabazillen enthielt, also weit, weit mehr, als jemals bei einer Infektion auf gewöhnlichem Weg in den Körper gelangen, zu sich und das Ergebnis war: — außer einer leichten Diarrhöe keine irgend erhebliche Störung seines Befindens. Dieser Versuch läßt nicht nur die Überzeugungstreue, sondern auch die Charakterstärke Pettenkofers im strahlendsten Licht erkennen. Er hatte zwar, wie er selbst sagt, nicht die geringste Besorgnis, daß der Versuch gefährliche Folgen für ihn haben werde, aber — fährt er weiter: „Selbst wenn ich mich täuschte und der Versuch lebensgefährlich wäre, würde ich dem Tode ruhig in's Auge sehen, denn es wäre kein leichtsinniger oder feiger Selbstmord, ich stürbe im Dienste der Wissenschaft, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre. Gesundheit und Leben sind, wie ich schon oft gesagt habe, allerdings sehr hohe irdische Güter, aber doch nicht die höchsten für den Menschen. Der Mensch, der höher stehen will als das Tier, muß bereit sein, auch Leben und Gesundheit höheren idealen Gütern zu opfern.“

Dieser Versuch Pettenkofers, der natürlich gewaltiges Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt erregte, wurde in der Folge der Zeit außer von Pettenkofers Schüler Emmerich noch mindestens 11mal wiederholt, also im Ganzen mindestens 13mal an Menschen, jungen Ärzten, ausgeführt. Dabei kam es nur zweimal zu heftigerer Cholera; es ereignete sich aber kein einziger Todesfall. Wenn man nun bedenkt, daß bei der wirklichen Cholera 50 Prozent der Erkrankten sterben, so giebt das Ausbleiben jeglichen Todesfalles bei diesen Versuchen ganz gewiß zu denken! Es geht doch zum Mindesten daraus hervor, daß die Cholerabazillen nicht unter allen Umständen die gleiche Giftigkeit oder Virulenz besitzen, sondern

daß in dieser Richtung ganz bedeutende Unterschiede vorhanden sein müssen. Die wechselnde Verschiedenheit der Virulenz ist überdies eine bei allen anderen pathogenen Bakterien nachgewiesene und allgemein anerkannte Thatsache. Das, was Pettenkofer bestritten hat, war ja auch nicht, daß der Kommabazillus zur Cholera in Beziehung siehe, sondern nur, daß er mit der nötigen Virulenz ausgeschieden werde, um wirkliche, schwere Cholera zu bewirken; um vollvirulent zu werden, muß er erst der Einwirkung gewisser Einflüsse unterliegen, die mit dem Boden in Zusammenhang stehen.

Der Ausfall der Menschenversuche und auch noch manche andere Umstände, wie z. B. der mehrfach erbrachte bakteriologische Nachweis, daß vollkommen Gesunde Choleraerkrankungen in ihrem Leib beherbergen und mit ihren Excrementen ausscheiden können, ferner das völlige Mißlingen des Nachweises von Choleraerkrankungen im Leitungswasser von durch Cholera schwer heimgesuchten Städten, wie Hamburg im Jahre 1892, wo die Epidemie nach dem Urtheil der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fachmänner zweifellos dem Trinkwasser ihre Entstehung verdankte, dann aber andererseits die schon mehrfach gelungene Auffindung dieser Pilze in Flüssen, ohne daß in ihrer Nähe Choleraerkrankungen vorkamen, obgleich ihr Wasser unzweifelhaft zum Trinken benützt wurde, u. dergl. m. — sind Dinge, die auch auf den eingelebtesten Bakteriologen und Kontagionisten einigen Eindruck machen müssen. Die Bakteriologie hat sich infolge dessen auch schon genügend gesehen, manche Zugeständnisse zu machen.

Allerdings muß andererseits wieder zugegeben werden, daß die Lehre Pettenkofer's gleichfalls manche Schwächen besitzt; hat er ja doch selbst oft und oft gesagt, daß er nicht im Stande sei, die Vorgänge beim Zustandekommen von Choleraepidemien alle genügend zu erklären. Es soll sogar zugegeben werden, daß manche seiner Ansichten sich nicht mit der Ausschließlichkeit, mit welcher er sie verteidigte, werden aufrecht erhalten lassen. Allein so viel steht doch fest, daß Pettenkofer für seine Auffassung auch Thatsachen aufzählen konnte (wie z. B. die vollkommene Immunität mancher Orte für Cholera), für welche die Kontagionisten trotz verzweifelter Anstrengungen noch nie eine ausreichende Erklärung zu finden vermochten, während sie sich vom lokalistischen Standpunkt ganz einfach und ungezwungen erklären lassen.

Damit drängt sich nun ganz folgerichtig die Frage auf: Wer wird hier Recht behalten — Pettenkofer und die Lokalisten, oder die Kontagionisten? Darauf läßt sich heut zu Tage leider noch gar keine Antwort geben, und zwar um so weniger, als die Wissenschaft noch unter dem frischen Eindruck einer erst in der jüngsten Zeit mit voller Sicherheit festgestellten,

einen Markstein in der Geschichte bildenden Entdeckung steht. Es ist jetzt nämlich gelungen, darzutun, daß die Malaria, die früher immer als das Urbild einer Bodenkrankheit galt, nur durch die Vermittlung gewisser blutsaugender Moskito-Arten verbreitet und auf den Menschen übertragen wird. Der Vorgang ist kurz der, daß die im Blut des Kranken vorhandenen Erreger der Malaria-Fieberanfalle, die Plasmodien, von den Moskitos mit dem Blut aufgesaugt werden, in deren Körper dann ein Entwicklungsstadium durchmachen müssen, wobei sie schließlich in deren Speichelrüsen gelangen und hierauf, wenn die Tiere neuerdings einen Menschen beißen, um sein Blut zu saugen, in das Blut des Gebissenen gelangen, worin sie sich nun vermehren und, wenn sie die hinreichende Menge erreicht haben, die bekannten Krankheitsercheinungen hervorbringen. Aber trotzdem die eigentliche Infektion in dieser Weise vor sich geht, spielen doch örtliche Verhältnisse bei der Malaria nach wie vor eine wichtige Rolle, insofern sie nämlich auf die Entwicklung und Vermehrung der Moskitos vom größten Einfluß sind. Die Larven der Moskitos können sich nur in stehendem oder ganz langsam fließendem Wasser entwickeln, sind also in ihrer Entwicklung von örtlichen und örtlich-zeitlichen Umständen abhängig. Nur wo und wann diese günstig sind, entstehen aus den Larven die Moskitos, im entgegengekehrten Falle gehen erstere zu Grund. Wo aber keine Moskitos sind, giebt es auch keine Neuansteckung mit Malaria. Auf der Beseitigung der für die Weiterentwicklung der Moskito-Larven günstigen Lebensbedingungen beruhen, wie man jetzt weiß, die zum Teil großartigen Erfolge, welche man auch schon früher, ohne den Zusammenhang der Dinge zu ahnen, in Malaria-Geenden durch Drainagierungen des Bodens, Überdecken von Sümpfen und Wassertümpeln mit Erdbreich u. dergl. m., bei Bekämpfung der Malaria erreicht hat. Wer weiß, ob nicht über kurz oder lang auch bei Cholera und Typhus ein solcher, die Infektion vermittelnder Zwischenträger noch gefunden wird, der an örtliche und zeitliche Verhältnisse gebunden ist.

Wie dem aber auch sein mag, was noch in der Zukunft Schooß ruht, und wenn sich auch mit der Zeit herausstellen sollte, daß Pettenkofer mit seiner Auffassung im Unrecht war — in dem Sinn, daß die Rolle, die der Boden spielt, eine andere ist, als Pettenkofer sie sich dachte, so sind seine Arbeiten doch sicherlich nicht umsonst gewesen. Das Verdienst wird Pettenkofer für alle Zeiten bleiben, daß er durch seine Forschungen und durch die fortwährende Anregung zu neuen Arbeiten, die er namentlich auch seinen Gegnern bot, den Anlaß zu einer großen Zahl von Untersuchungen gegeben hat, die sonst vielleicht unterblieben wären, und daß er

gezeigt hat, daß man im Stande ist, durch gewisse hygienische Verbesserungen, die man jetzt unter dem Namen der Mannierung der Städte zusammenfaßt, Epidemien zu verhüten und endemische Krankheiten, wie den Typhus, zum Verschwinden zu bringen. Den Ruhm, darauf als auf die Hauptsache stets mit allem Nachdruck hingewiesen und dadurch Tausenden und Abertausenden Gesundheit und Leben erhalten zu haben, wird ihm niemand streitig machen können, auch wenn man vielleicht gefunden haben wird, daß diese Maßnahmen auf etwas anderem Wege wirken, als Bettenkofer dies annahm. Die tatsächlichen Erfolge in dieser Beziehung haben ihm also Recht gegeben mit seiner Lehre, daß man die epidemischen Krankheiten nicht erst bekämpfen dürfe, wenn sie da sind, sondern daß man schon lange vorher ihnen den Boden für ihre Entwicklung abzugraben habe, und damit wird er auch in Zukunft Recht behalten.

An Ehren und Auszeichnungen hat es Bettenkofer im Leben nicht gefehlt. Er war Mitglied oder Ehrenmitglied wohl aller bedeutenderen Körperschaften des In- und Auslandes; hohe und höchste Orden aller Art zierten seine Brust; der persönliche und später auch der erbliche Adel wurden ihm verliehen; im Jahre 1890 wurde er zum Präsidenten der königl. bayerischen „Academie der Wissenschaften“ ernannt, welche Würde er noch neun Jahre bekleidete, bis er sie wegen zunehmenden Alters freiwillig niederlegte, und im Jahre 1896 erhielt er noch den Titel „Erzjellenz“.

Aber auch seine Heimatstadt München hat die gewaltigen Dienste, die er ihr geleistet hat, anerkannt durch seine Ernennung zum Ehrenbürger und später durch Verleihung der goldenen Bürgermedaille, des höchsten Ehrenzeichens, das ihr zu Gebote steht. Eine ganz besondere Ehrung wurde Bettenkofer noch an seinem 81. Geburtstag zu Teil, indem eine eigens zu diesem Zwecke gebildete Vereinigung Münchener Bürger ihm eine goldene Denkmünze überreichte, welche die Inschrift trägt: „Dem Hohenpriester der Hygiene, dem Verschucher Verderben bringender Krankheiten vom heimatlichen Boden, dem um das Wohl der Vaterstadt höchst verdienten Ehrenbürger Mag von Bettenkofer widmen diese goldene Denkmünze als Zeichen unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe — Münchener.“

Als die großartigste Auszeichnung, die Bettenkofer vom Auslande erfahren hat, muß wohl die Verleihung der Farben-Medaille des British Institute of public health im Jahre 1897 bezeichnet werden. Dieselbe ist um so höher anzuschlagen, als diese Medaille vor Bettenkofer nur John Simon, dem berühmten, langjährigen obersten Sanitätsbeamten Eng-

lands, verliehen worden war, und als sie gerade von England kam, dem Lande, in welchem die öffentliche Gesundheitspflege zuerst festen Fuß gefaßt, und auf dessen Einrichtungen und Erfolge Pettenkofer vielfach sein Urteil in den Fragen der Städtereinigung gegründet hatte.

Der Überreichung einer goldenen Denkmünze seitens der Deutschen Chemischen Gesellschaft (1899) wurde schon zu Anfang dieser Ausführungen gedacht.

Aber trotz aller dieser Ehren und Auszeichnungen blieb Pettenkofer der einfache, schlichte, bescheidene Mann, der er von jeher gewesen war. Wohl hat es ihm nicht an Selbstbewußtsein gefehlt, und wenn es galt, etwas durchzusetzen, was er im Interesse der menschlichen Gesundheit oder der Wissenschaft für notwendig erachtete, dann wußte er auch sehr wohl das Gewicht seiner Persönlichkeit geltend zu machen; aber sonst lebte er am liebsten still und zurückgezogen, seinen Arbeiten und seiner Familie. Auch in seinem äußeren Auftreten verriet für gewöhnlich nichts den „Geheimrat“ oder gar die „Erzcellenz“, es war schlicht, einfach gut bürgerlich. Wenn man aber mit ihm sprach, wenn er, wie es seine Gewohnheit war, falls er dem, was er sagte, einen besonderen Nachdruck verleihen wollte, die buschigen Augenbrauen emporzog und einen mit seinen wunderbaren, tiefen und klaren Augen so voll anblickte, dann wußte man auch sofort, daß man einen ganz außergewöhnlichen Menschen sich gegenüber hatte. Insbesondere trat das Gewaltige von Pettenkofers Persönlichkeit auch bei seinen Reden und Vorträgen in die Erscheinung. Wenn er da bei Entwicklung neuer Gesichtspunkte oder der Darlegung neu gefundener Thatsachen, oder bei Verteidigung seines wissenschaftlichen Standpunktes in Eifer geriet, dann leuchteten seine Augen, sein an sich schon so ausdrucksvolles Gesicht, vom langen weißen Bart umflossen, erschien wie von überirdischem Glanz verklärt, und seine ganze Gestalt schien zu wachsen. In solchen Augenblicken war der Eindruck, den er hervorrief, ein so mächtiger, so überwältigender, daß niemand sich ihm entziehen konnte.

Dabei war seine Ausdrucksweise bei aller Einfachheit klar, überzeugend und wohlüberlegt, sie hatte etwas eigenartig Fesselndes, und sein Organ besaß einen seltenen Wohlklang. So ist es denn nicht zum Verwundern, wenn seine Reden nie verfehlten, eine gewaltige und nachhaltige Wirkung auf die Hörer zu üben. Es ist dies um so seltsamer, als Pettenkofer eigentlich kein Redner war. Er fand die Worte nur schwer, und wenn er unvorbereitet zu sprechen hatte, dann stockte er oft und räusperte sich, und man sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, im Augenblick seine Gedanken in der Form wiederzugeben, die er gewünscht hätte.

Bettenkofer pflegte daher seine Reden und Vorträge stets niederzuschreiben und abzulesen. Allein, und das war seine besondere Kunst, man hatte dabei die Empfindung, als ob er frei vortrage, als ob die Worte in unbegrenzter Fülle ihm zu jeder Zeit zu Gebote ständen.

Sie standen ihm auch zur Verfügung — aber nur beim Schreiben. Und es war ein ganz merkwürdiger Widerspruch, daß derselbe Mann, der beim Sprechen nach dem Ausdruck rang, seine Abhandlungen mit unglaublicher Schnelligkeit nahezu druckfertig niederschrieb. Zudem war sein Stil leicht und flüchtig, seine Darstellungsweise glänzend und reizvoll, reich an zutreffenden Bildern und packenden Vergleichen. Viele seiner Arbeiten lesen sich fast wie Romane, trotzdem sie immer rein sachlich gehalten waren, nicht mit bestechenden Spekulationen und Phantastereien, sondern nur mit Thatfachen sich befaßten. Wegen dieser Vorzüge seiner Schreibweise war Bettenkofer auch ein Meister gemeinverständlicher Darstellung, wie seine zahlreichen populären Schriften beweisen, durch welche er den Grundsätzen der Hygiene eine möglichst weite Verbreitung zu Nuß und Frommen der Menschheit zu geben suchte.

Wie Bettenkofer überhaupt eine groß angelegte Natur war, so geht auch durch all seine Werke dieser große Zug; sein Blick war stets auf das Große und Ganze gerichtet, Kleinlichkeiten blieben ihm fern. Auch Neid und Mißgunst waren ihm fremd; er anerkannte alles, was er für richtig und für einen Fortschritt in der Wissenschaft hielt, mochte es kommen, woher es wollte. Wohl hat er oft mit scharfen Waffen gegen das angekämpft, was er für falsch oder für einen Rückschritt betrachtete, und wohl ist er manchmal seinen Gegnern mit schlagendem Wig und feiner Ironie zu Leibe gegangen; aber es war ihm dabei immer nur um die Sache zu thun, nicht um die Person. Jede Art persönlicher Polemik berührte ihn widerwärtig, dazu war er eine viel zu edle und versöhnlich gestimmte Natur.

Einer der hervorsteckendsten Züge in Bettenkofers Persönlichkeit war seine außerordentliche Herzengüte und Liebenswürdigkeit. Jedem, der sich ihm nahte, kam er mit seiner natürlichen Herzlichkeit entgegen. Es gieng ein eigener Zauber von ihm aus, der jeden, der mit ihm in Berührung trat, sofort gefangen nahm und ihm alle Herzen im Sturm eroberte. Stets war er gern bereit zu raten und zu helfen, wo und wie er nur konnte, und niemand ist ohne wenigstens ein Trosteswort von ihm gegangen. Ein ganz besonders inniges und herzliches Verhältnis verband ihn mit seinen Schülern, die alle mit unendlicher, nie erlöschender Liebe, Dankbarkeit und Verehrung an ihm hingen, wie auch er ihnen stets für das ganze Leben eine gerabezu väterliche Zuneigung bewahrte. Wie un-
gemein fest dieses starke und doch so zarte Band geknüpft war, das zeigte

sich am rührendsten bei der Feier von Pettenkofer's 50. Doktorjubiläum 1893. Nachdem die rauschenden und glänzenden offiziellen Festlichkeiten vorüber waren, versammelte Pettenkofer seine Schüler, die von nah und fern herbeigeeilt waren, in Feldafing noch einmal um sich, um gewissermaßen im engen Familienkreise noch einige Stunden zu verbringen. Pettenkofer hatte damals schon den Entschluß gefaßt, sich von seiner Lehrthätigkeit zurückzuziehen, und er wollte diese Gelegenheit ergreifen, um sich in seiner Eigenschaft als Lehrer von seinen Schülern zu verabschieden. Aber als er sich erhob, um zu diesem Abschied das Wort zu ergreifen, da übermannte ihn die Rührung, so daß er kaum fähig war, zu sprechen; und als er mit von Thränen erstickter Stimme dennoch Allen dankte für die Liebe, die sie ihm stets entgegengebracht und für die Unterstützung, die sie seinen Bestrebungen hatten zu Teil werden lassen, und ihnen dann Lebenswohl sagte, da blieb kein Auge trocken, und die Erinnerung an diese tief-schmerzlichen Augenblicke wird jedem unvergeßlich bleiben Zeit seines Lebens.

Schwere Schicksalsschläge sind Pettenkofer in seinem sonst so glücklichen Familienleben nicht erspart geblieben. Im Jahre 1890 starb nach langem Leiden seine heiß geliebte Gattin, und zwei Söhne und eine Tochter sind ihm in der Blütezeit ihres Lebens durch den Tod entrißen worden.

Bis in sein hohes Alter hat sich Pettenkofer eine ganz außerordentliche körperliche und geistige Frische und Rüstigkeit bewahrt. Noch im Alter von beinahe 70 Jahren unternahm er es, sein großes, einen starken Band füllendes Werk: „Über den jetzigen Stand der Cholerafrage“ zu schreiben, und er hat es in der kurzen Zeit von nicht ganz einem Jahr vollendet. Er hatte den „Siebziger“ schon hinter sich, als er die heißen Kämpfe um die Schwemmanalisation Münchens und die Einleitung der Abwässer in die Isar durchfocht und siegreich zu Ende führte. Noch 1893 bei der Feier seines 50. Doktorjubiläums, also im Alter von 74 Jahren, nahm er stehend die in stundenlanger Folge sich an einander reihenden Beglückwünschungen entgegen und beantwortete die Ansprachen sofort in seiner geistvollen und herzlichen Weise.

Nachdem Pettenkofer im Jahre 1894 seine Lehrthätigkeit aufgegeben hatte, legte er nach und nach alle seine Ämter und Würden nieder, doch blieb er noch bis 1899 Präsident der „Akademie der Wissenschaften“. Er verbrachte nun den größten Teil des Jahres auf seinem Landgute in Seeshaupt am Starnberger See und lebte dort fast ausschließlich der Pflege der selbstgeschaffenen Garten- und Parkanlagen und dem Genuß der Naturschönheiten, wie ihm denn überhaupt eine mit hochpoetischem Empfinden reich ausgestattete, für alles Gute und Schöne in seltenem Maß

empfindliche Seele inne wohnte. Nur während des Winters hielt er sich in München auf; aber schon im Januar freute er sich auf das Frühjahr, bei dessen ersten Anfängen er wieder hinausgieng nach seinem lieben Seeshaupt, um erst tief im Spätherbst neu gekräftigt zurückzukehren. Wer den achtzigjährigen Greis sah, wie er noch sein oft schwer beladenes Boot durch die Fluten des Sees dahin ruderte, oder mit welcher Elastizität er sich auf die Pferdebahn schwang, oder die vier Stiegen zu seiner hoch gelegenen Wohnung in der königl. Residenz hinaufstieg, oft sogar mehrmals im Tage, der würde ihm noch eine lange Lebensdauer gewissagt haben. Bettentöser besaß eben eine nahezu unverwundliche Gesundheit, und wenn er auch in den letzten 8—10 Jahren zuckerkrank war, so verursachte ihm dies doch keinerlei Beschwerden; er kam überhaupt nur durch einen Zufall dazu, die Krankheit bei sich zu entdecken. Nur im Winter 1899/1900 fesselte ihn eine chronische Kniegelenks-Entzündung mehrere Monate an's Zimmer; als er aber im darauf folgenden Herbst wieder von Seeshaupt zurückkam, waren auch die Beschwerden, die ihm dieses Leiden verursacht hatte, wieder fast vollständig verschwunden.

Bei Alledem hatte Bettentöser doch eine Neigung zu melancholischer Gemütsstimmung. Schon vor bald dreißig Jahren — und so lange Zeit hatte ich das Glück, ihn näher zu kennen — klagte er immer darüber, daß sein Gedächtnis und seine Arbeitskraft abnehme, obwohl niemand davon etwas bemerken konnte. Mit den Jahren nahmen diese Klagen immer mehr zu, und in den letzten Lebensjahren bemächtigte sich seiner mehr und mehr eine düstere Stimmung. „Das Leben hat für mich keinen Wert mehr, denn ich kann nichts mehr arbeiten; ich freue mich auf den Tod und wollte nur, es wäre schon überstanden“, pflegte er oft und oft zu sagen; „aber“, so äußerte er mir gegenüber nur ein paar Wochen vor seinem Tod, „man kann ja dem Leben doch nicht selbst ein Ende machen.“ Diese, wiewohl unbegründete Furcht vor der Abnahme seiner Geisteskräfte und der daraus entspringende Lebensüberdruß beherrschten ihn schließlich in immer zunehmendem Grade, und als noch eine heftige Halsentzündung ihn befiel und ihm viele Beschwerden verursachte, da erfuhr seine Schwermut eine akute Steigerung, die ihm die tödliche Waffe in die Hand drückte. Es war, wie auch der Geistliche bei seiner Grabrede in tiefempfundener Mitgefühl hervorhob, eine ergreifende Fügung des Schicksals, daß gerade er, der so Vielen Leben und Gesundheit geschenkt hat, selbst sein eigenes Leben abkürzte.

Auf dem Münchener südlichen Friedhof haben sie ihn zur Erde bestattet, unseren teureren, unvergeßlichen Lehrer und Meister, unseren hochverehrten und tiefbetrauerten väterlichen Freund; dort ruht er aus von des

Lebens schwerer Last und Bürde. Aber er ist nicht tot, er ist ein Unsterblicher, und wenn auch der Stein, den seine Grabstätte schmückt, längst in Trümmer zerfallen sein wird, wird er noch fortleben in seinen Werken, die unvergänglich sind für alle Zeiten — ein herrlicher Ruhmestitel unseres Bayerlandes und insbesondere Münchens!



Darmstadt.

Von Christian Ferdinand Morawe.

(Darmstadt.)

Darmstadt hat nun auch seine Ausstellung, und was für eine. Gar eine Kunstausstellung, und eine, wie noch nie und nirgends vorher zu finden gewesen. Vor etwas Fremdem, Ungewöhnlichem stutzt auch der homo sapiens, und mitunter dauert es ziemlich lange, ehe er sich besinnt, und seinem Epitheton Ehre macht, indem er sich einer gewissen sapientia befleißigt.

In der That steht der homo sapiens hier vor etwas Neuem, aber was alles alt Vertrautes darin schlummert, das wird in dem Maße übersehen, als man bemüht ist, das Neue, oder auch nur neu Erscheinende ex fundamento auf seinen Gehalt und seine Haltbarkeit zu untersuchen. Und es ist hier genug zu finden, was nur sehr relativ als neu bezeichnet werden darf. Etwas ist absolut neu, das ist die Art, der ganze Charakter der Ausstellung, und ziemlich auch noch die Idee, welche ihr zu Grunde liegt.

Diese Grundidee ist: anstatt Kunstserzeugnisse mehr oder weniger zusammenhanglos neben einander aufzuhängen und aufzubauen, wie es in Bazaren und Kaufläden geschieht, dieselben in ihrer mannigfaltigen unmittelbaren Beziehung zum täglichen Leben zu zeigen. Die Kunstausstellungen, welche wir seit Jahren kennen, haben keine direkte Beziehung zum täglichen Leben, so gut ihr Inhalt teilweise sein mag und so vortrefflich das Material und die Ausstellungsräume in Einklang gebracht sein mögen. Die heutige Kunstausstellung bleibt stets ein Ding an sich, die Darm-

städter Ausstellung ordnet diesen (unwillkürlichen) Gesichtspunkt bewußt und willkürlich der Idee, Kunst als Bestandteil des täglichen Lebens zu zeigen, unter. Man darf da nebenbei annehmen, daß eine willkürliche Handlung nicht unbedingt eine ungerechtfertigte zu sein braucht, ebenso wie man annehmen darf, daß gegebenen Falls eine willkürliche Handlung aus einem unwillkürlichen Empfinden heraus sich notwendig macht. Kunst in Verbindung mit dem täglichen Leben umgiebt uns mehr, als wir uns wohl klar sind. Manich geschmackvolles Zimmer kennt man, manch schöner Stuhl, manch schönes Glas dient uns zum täglichen Gebrauch — das darf gar nicht geleugnet werden. Aber es sind fast nur Ausnahmen; der allgemeine Rahmen, in dem sich unser Leben bewegt, ist unkünstlerisch.

Zu welchem Ende existieren nun unsere Künstler und insbesondere unsere jüngeren, die so recht eigentlich den Namen der Zeitgenossen verdienen, wenn sie nicht zu allererst empfinden sollten, daß mancherlei der Verbesserung bedarf, ja daß manches Ding gar keinen zeitgenössischen künstlerischen Ausdruck hat, trotzdem es sich dafür gerade eignet? Und zu welchem Ende sind sie da, wenn sie nicht wissen, wie nicht etwa nur verbessert, sondern besonders auch neu geschaffen werden kann?

Man hat den Darmstädtern sehr verargt, daß sie ihre Ausstellung ein Dokument deutscher Kunst genannt haben; erstens einmal hat man es ihnen überhaupt verargt, zweitens nimmt man ihnen übel, daß hinter diesem großen Titel allzu wenig stehe. Vergleicht man jedoch mit jenem Dokument deutscher Kunst das Dokument deutscher Kritik, welches darnach entstanden ist, dann kommt man leicht zu dem Ergebnis, daß jenes für dieses gar noch viel zu groß und mächtig war, denn die Kritik hat die Kunst nicht bewältigen können, schon allein, weil sie sie nicht gesehen, ja überhaupt nicht empfunden hat. Die Kritik ist gelehrt. Sie zieht gern Vergleiche zwischen dem Gegenwärtigen, vor dem sie eben steht, und Vergangenen. Nie erfährt sie unmittelbar das Leben — notabene, wenn es sich um Kunst handelt. Trifft sie Punkte, in denen Gegenwart und Vergangenheit sich berühren, dann gilt ihr Licet und ihr Placet sicher der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart. Den Anstoß zu solchem Urteilen geben stets Außerlichkeiten, an denen das kritische Seziersmesser herumkraxt, die es zerlegt und zerfasert, bis lauter Einzelheiten da sind, über deren Betrachtung man nicht zum Erfassen des Gesamtbildes kommt. Wenn auch nicht jeder Kritiker von Haus aus ernst zu nehmen ist, so darf dennoch nicht vergessen werden, daß heute jedes, auch das miserabelste Urteil so tausendfache Verbreitung findet, daß ein Einfluß auf die breiten Massen nicht ausbleiben kann. Es giebt wirklich nur Wenige, deren Ur-

teil aus sich selbst etwas wiegt, d. h. wiegen könnte; aber auch denen ist der freie Blick getrübt — durch die bestaubte Brille der Gelehrsamkeit.

Zum Beispiel sagt Richard Muther in einem seiner Aufsätze über Darmstadt: Was hier zu sehen ist, ist ein aufgepfropftes Reis, keine bodenwüchsigte Kunst. — Schön. Aber es wird nicht allzu Viele heute geben, die so genau wie Richard Muther wissen können, was der Stamm wert ist, auf den sich dieses Reis pflropft. Muther darf nicht nein sagen, wenn jemand unsere zeitgenössische künstlerische Unkultur als Thatsache hinstellt, aus der sich ergiebt, daß wir nicht fähig sind oder waren, uns als Volk der Künstler zu beweisen (im Gegensatz zum Volk der Denker). Wo in aller Welt soll da plötzlich Bodenwüchsigkeit herkommen? Oder, wenn sie da ist, wie kann ihr Erfolg, ihr Produkt plötzlich wirklich künstlerisch sein, nachdem die kurz vorhergegangenen Zeiten so kunstlos wie möglich, oder mit so viel Pseudokunst wie möglich gefüttert waren? Und wir selbst Alle, die wir aus dem natürlichen Bedürfnis unserer eigenen hoch entwickelten Ästhetik heraus eben diese Ästhetik in unseren Mitmenschen zum unbedingten Lebens- und Genießensfaktor zu machen uns bestreben, wir alle können in puncto Ästhetik und natürlicher künstlerischer Auffassung aller menschlichen Dinge so echt, so bodenwüchsig sein wie nur möglich — wenn uns nicht in den Zeiten unserer Entwicklung von Zeit zu Zeit ein edles Reis aufgepfropft, ein guter Sproß okuliert worden wäre, wären wir eben auf unsere endliche Höhe doch nicht gelangt. Der Eine schöpft aus Büchern, der Andere offenen Auges aus dem Leben selbst — immer giebt ein Quentchen außer uns liegender Zuthat uns Gelegenheit, das in uns Vorhandene zu erweitern, zu festigen, zu veredeln. Die Kunst ist kein Hirsekorn, das in dem Boden, in dem es ruht, aufgeht, um vielfältig sein eigenes Ich schmuck- und anspruchslos wiederzuerzeugen. Die Kunst ist eine höhere, eine feiner organisierte Pflanze, ist ein edler Fruchtbaum, eine edle Blume. Wenn um einen guten Kirschbaum ein Wald junger Bäume aus dem Samen des alten Baumes entsteht — dann sind die Früchte nicht daselbe wie die des Stammbaums, und werden es auch in der folgenden Generation nicht. Wird aber den wertlosen Wildlingen ein Reis (selbst ihres eigenen Mutterbaumes) aufgepfropft, ein Fruchttrieb okuliert, dann ernten wir edle Früchte, pflücken vom Rosenbaum edle Blumen. Das ist Kultur, das Mittel, die Dinge zu veredeln. So sind wir selbst, die wir durch That und Rat den Mitmenschen die Wege zum künstlerischen Empfinden öffnen und ebnen, die Kultiviertesten von Allen, und die Gärtner, die das Edelreis pflropfen und seine Arbeit überwachen und hegen. Darüber müssen wir uns aber selber durchaus klar sein, mögen

auch die allerpersönlichsten Neigungen verschiedene Wege gehen; sonst bleibt der Segen aus — und darum ist verkehrt, was Richard Muther von dem Pfropfreis sagte.

Giebt es ferner einen besseren Boden, ein Kunstreis aufzupropfen, als diesen hier? Diese Landschaft, die das Thor war für Völker-Aus- und -Einzug seit Jahrtausenden bis in unsere Tage — wo sich in gewaltigem Leben und in reichem Existieren aus römischer Provinzkunst etwas Neues gebildet hat, dessen Brennpunkte die Dome von Speier, Worms und Mainz sind; — wo Jahrhundert um Jahrhundert ein neues Reis auf immer wieder entartete und gedankenlos gewordene Kunstübung gepflanzt hat, um daraus etwas entstehen zu lassen, was dann allmählich bodenwüchsig wurde.

Die Verhältnisse sind heute gegen ehemals größer geworden und deshalb einheitlicher, d. h. das selbe Kunstempfinden (oder sein Gegenteil) breitet sich über größere Länderstrecken aus; ihr Charakter ist aber der selbe, der er stets war. Gerade hier an der Völkergrenze, wo die Geister beweglich sind und frisch bleiben, ist der rechte Boden für das Blühen und Gedeihen einer frischen Kunstübung, die in Zukunft ihre eigene Sprache reden kann. Wie weit und wie intensiv das möglich ist, hängt von der Pflege ab, die dem frischen edlen Reis eigener Gedanken zu Teil ward, welches man da veralteter Gedankenlosigkeit und Poesiearmut aufgepfropft hat. Da darf natürlich nichts von dem Pflänzchen abgepfückt werden, und am allerwenigsten durch die, die selbst so hohe Kultur besitzen, daß sie Menschen und Zeiten davon geben können. Sonst findet die Rede vom Bod als Ziergärtner Anwendung.

Also bodenwüchsig kann heute diese Darmstädter Kunstübung nicht sein, wenn sie etwas Neues in sich schließt. Daß sie das werde, bedarf wenigstens eines Menschenalters Zeit, bis die Kultur der Einzelnen, die aus dieser augenblicklichen persönlichen Kunstübung spricht, Empfinden und Gedanken der Allgemeinheit befruchtet und gehoben hat, so daß sie möglicher Weise dann ebenso unbewußt Schönes schaffen, wie heute Abscheuliches.

Je mehr der Mensch Ästhet ist, desto mehr wird alles, was er denkt und thut, zum Kunstwert; auch wie er denkt und handelt, wird desto künstlerischer, je mehr veranlagt er zum Ästhetisch-Empfinden ist und je feiner herausgeholt, je veredelter dies Empfinden durch außer ihm liegende Kultureinflüsse gemacht worden ist. Da wir uns weiterhin besonders mit Häusern zu beschäftigen haben, sei sogleich der Fall herausgegriffen, daß ein äußerst ästhetisch empfindender Mensch die Gelegenheit und den Willen hat, sich ein Haus zu bauen.

Solch ein Haus wird ohne Weiteres ein Kunstwerk, und je feiner organisiert das Empfinden seines Erbauers ist, desto stärker wird das Bedürfnis sein, selbstschöpferisch zu werden, um schließlich Kunstwerte zu schaffen für Dinge, welche nur seiner Zeit (und der Zukunft) angehören. Und er wird versuchen, Dinge, die seit Alters in einem künstlerischen Gewand dem Menschen dienen, so umzuformen, daß sie den der Gegenwart entstammenden innerlich und äußerlich gleichwertig werden. Wenigstens spürt man heut die ersten Anzeichen, daß wir auf dieses Ziel, und damit auf künstlerische Freiheit und Selbständigkeit zusteuern.

Das kann jemand in aller Stille thun, nur für sich und einige Gleichgesinnte seines Umgangs, und er kann damit gewiß in manchem Fall durch die Höhe seiner Kultur anregend, erfrischend, belebend auf Andere wirken. Aber dann kümmert sich keine Kritik um sein Werk, welches das eines Privatmannes bleibt, der wie Tausend Andere sich seinen Garten und sein Haus an der Straße anlegt, die ihm schön und nützlich scheint.

Die Darmstädter waren nicht in dieser glücklichen Lage. Sie sind Künstler von Beruf, und als solche wollen und müssen sie (wenn wohl auch nicht immer, so doch bei unterschiedlichen Gelegenheiten) ihre Arbeiten der allgemeinen Öffentlichkeit darbieten, um ihr Wollen und ihr Können zu zeigen. Nun lag hier eine solche Gelegenheit offen zur Hand.

Der Architekt der Darmstädter Künstlerkolonie gab den Ausschlag, und das ist nicht weiter verwunderlich, denn gerade den Architekten führt sein Studium und sein Leben von Anfang bis Ende zwischen die Beweise einst vorhanden gewesener Kultur, und wiederum mitten hinein in die Forderungen zeitgenössischen Lebens, ganz anders als das bei anderen Künstlern, beispielsweise beim Maler, der Fall ist. Der Maler ist an nichts gebunden, nicht einmal in Bezug auf das Erlernen des Technisch-Handwerklichen seiner Kunstübung. Der Architekt hat ähnlich wie der Maler große Freiheit in Bezug auf sein Material: wie dieser zeichnet, radirt oder malt — kurz in der unterschiedlichsten Weise seiner Kunst Gestalt verleiht, so steht dem Architekten (und gar dem heutigen) eine große Menge von Materialarten zur Verfügung. Er kann sich des Backsteins bedienen oder des Hausteins, kann Eisen verwenden, Holz, Glas, Papier; wenn es sein muß, kann er mit Porzellan bauen. Aber innerhalb dieser Materialfreiheit ist er einerseits schon (viel mehr als jemals der Maler) an die jedesmaligen lokalen, und ideellen Bedingungen des Bauens gebunden, dann aber legt ihm die Natur seiner Materialien selber Fesseln an. Dem Architekten drängen sich naturgemäß auf Schritt und

Tritt die Zeugnisse der Thätigkeit seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen auf, an denen er ununterbrochen studieren kann, was gewollt wurde und wird, und wie weit sich Idee und Material ergänzen, und endlich wie intensiv eine gewisse Zeit oder eine einzelne Persönlichkeit eigene Ideen in Grundriß, Aufbau und Schmuckform zum Ausdruck zu bringen vermochte.

Hat der Architekt nun abgesehen von seinem technischen Wissen ein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden und obendrein noch Phantasie, also Ideen, dann ergiebt sich sehr leicht, daß er etwas Selbständiges schafft. Und sein Ideenreichtum mitsamt seiner Ästhetik wird ihn desto freier werden lassen, je tiefer und inniger er in die Absichten und Werke der Vorgänger eingebrungen ist. Wir haben hier so einen Fall; und haben auch einen Beweis für das Gegenteil und seine Folgen.

Die Darmstädter Künstlerkolonie wurde vom Großherzog von Hessen geschaffen, weil derselbe ohne Zweifel eine sehr ästhetisch empfindende Natur ist, die offenbar das Bedürfnis hat, ihr Leben künstlerisch zu leben und Andere gleichfalls dazu anzuregen.

Er ist (unter den in Deutschland Regierenden) Einer von denen, die nicht „mit Leib und Seele“ Soldat, auch nicht „aus Herzensneigung“ Landwirt sind. Sein Empfinden steht höher, ist verfeinerter, und damit hängt zusammen, daß er sich mit Künstlern umgiebt.

Diese Künstler nun haben sich in Darmstadt unter dem Eindruck sammelfunden, daß ihnen hier ein wirkungsvoller Hinterhalt gegeben sei in der Art, wie der Landesherr mit seiner Person hinter der Kunst zurücktrat, ihr den Vortritt ließ — um die Künstler dann ihren Platz entsprechend einnehmen zu lassen. Die Künstler bekamen ein gemeinsames Arbeitshaus — und im Übrigen stand ihnen frei, zu thun und zu schaffen, was ein Jeder wollte.

Das gemeinsame Arbeitshaus war aber die erste Anregung, der erste Anfang der Anlage, welche heut die Ausstellung bildet. Das Haus mußte erst gebaut werden, und zwar nicht von irgend einem beliebigen Architekten, sondern von dem Architekten der Kolonie. So kam auf sehr natürliche Weise zuerst eben der Architekt zu Worte, und nicht der Maler, der Bildhauer, der Ziseleur. Ohne den Architekten säßen alle diese noch über's Jahr in ihren provisorischen Arbeitsräumen.

Viel mehr, als wenn die Mitglieder der Kolonie Bilder gemalt und Statuen modelliert hätten — in einer Massenhaftigkeit, daß der Glaspalast in München nicht Platz genug für sie gehabt hätte, trat schon allein dieses eine Haus mitten in das Urteil der Menschen. Es war nicht das Haus eines Privatmannes, an dem die Kritik vorbeigeht, vielmehr spigte

die Kritik schon ihre Zunge, noch ehe etwas zu sehen, geschweige denn zu beurteilen war — weil es sich um das Haus handelte, welches der Großherzog seinen Künstlern schenkte, und welches diese Künstler sich selber bauten. Dann kamen aber noch andere Häuser dazu, die das Bedürfnis nach Kritik steigerten, und dasselbe erreichte seinen Höhepunkt, als man begriff, daß die Künstler in ihrer Eigenschaft eben als Künstler das, was sie da schufen, gegen ein Eintrittsgeld dem Publikum zugänglich machen wollten. Das war die Ausstellung, und mit ihr kam die Kritik.

Weiter oben war gesagt, man stehe hier vor etwas Neuem, und zwar sei die Ausstellung als solche, auch die Idee, auf der sie basiert, absolut neu. Das ist in der That so. Ausstellungen sind Bazare, Kaufläden; und wenn sie sehr groß sind, pflegt man ihnen zur Unterhaltung der Besucher Anhängel zu geben, indem man ein paar Nilobarenhütten aufbaut, eine Banjamwestembe nachbildet, oder aber in zwanzig Häusern, die uns eine „alte Stadt“ vorzutauschen berufen sind, ebenso viel Kneipen unterbringt. Hier in Darmstadt ist's umgekehrt und obendrein anders. Was ehemals die Beigabe der alten Stadt war, in der die unterschiedlichsten Automaten alles das spendeten, was der moderne Mensch in bescheidenen Augenblicken braucht, — das ist hier die moderne Stadt als Hauptsache. Vorläufig ohne Bäckerei und andere Gewerbe mit ihren Kaufläden, aber dennoch eine kleine Stadt — und zwar ist diese eine Kunstausstellung, hat also den üblichen gläsernen Bilder- und Skulpturenbau abgelöst. Das ist das absolut Neue. Gleichfalls ein Novum ist, daß man den Versuch macht zu zeigen, wie wenigstens ein Stadtteil unter stärkster Berücksichtigung des künstlerischen Moments dem praktischen Leben dienen kann. Aber finden wir nicht künstlerische Momente auch sonst beim Aufbau von Stadtteilen? Nun, im Allgemeinen recht wenig, und wo sie sich bemerkbar machen, kann man meist bequem nachweisen, daß sie im Grunde eben nicht künstlerisch sind. Und zwar ganz abgesehen von den persönlichen künstlerischen Qualitäten des Architekten so lange nicht künstlerisch, als eine Verquickung von modern hygienischen Gebrauchsformen mit Schmutzformen stattfindet, welche früheren Zeiten entstammend und aus dem organischen Zusammenhang ihrer Existenzberechtigung herausgerissen nun ein widerwärtiges Zerrbild von Kunst geben — ohne daß es kritisiert wird.

Doch bei unseren Alvorderen war es anders; wir können es ja mit Hilfe der Wissenschaft konstatieren, daß die Alten künstlerisches Gefühl gehabt haben. Und das wirkt heute auf uns noch so stark, daß wir die Zeugnisse dafür, auch in ihrem oft halbzerrümmerten Zustand, als selbst-

verständlich ansehen und vermeinen, sie hätten gar nicht anders als eben so, wie sie sind, entstehen können. Ist es nun nicht eigentlich traurig, daß wir durch gelehrtes Studium erst dahintergekommen sind, daß wir phantasievolle, künstlerisch empfindende Vorfahren hatten? Und daß wir uns diese schönen Eigenschaften unserer Alten auf wissenschaftlichem Wege wieder aneignen wollten? Wir haben es doch erlebt, daß die endliche Folge künstlerischer Bankerott gewesen ist. Wie es natürlich so weit war, da war auch schon Ersatz da. An zehn, an hundert Stellen zugleich bildeten sich Mittelpunkte für künstlerisches Empfinden, standen Persönlichkeiten auf, welche diese schöne Gabe unverfälscht von den Alten geerbt hatten — nach hundertjähriger Latenz kam sie wieder zum Durchbruch und war fähig, das künstlerische Vermögen der Vergangenheit unmittelbar zu erfassen und allmählich dem Geist der eigenen Zeit entsprechend mehr und mehr zu vertiefen und zu verwerten. Den im Rohen wiedererwachten feelfischen Fähigkeiten wurde das direkte Studium der Alten zum veredelnden Pfropfreis, und diese nun veredelten, selbst zeugungsfähigen Fähigkeiten wurden wiederum zum Pfropfreis für das Volk. Zuerst natürlich für die wenigen Besten, doch allmählich erweitert sich der aufnahmefähige Boden. Und in all diesen guten Wandlungen und Entwicklungen blieb das Vermögen gleich wie das Erreichte dennoch nur Stückwerk, und Darmstadt blieb es vorbehalten, zum ersten Male ein Ganzes zu geben, ein Ganzes, Neues, dessen innerstes Wesen auf dem Gefühl für Kunst im Leben basiert, auf einem Gefühl, welches wir in den Werken der Vorfahren bewundernd verehren, dessen Ergebnisse also nur relativ neu sind.

Die Ausstellung als solche ist das absolut Neue, ihr Zweck und noch mehr ihr Inhalt ist nur ein neuer Ausdruck uralter Empfindungen. Und dies Letztere ist, was nach einem Jahrzehnt erbitternden Kampfes zwischen Künstlertum und Stumpfsinn oft selbst die Blödesten heute so stark gepackt hat; alle jene, die geglaubt hatten, hier zwischen den alten Bäumen dieser Mathildenhöhe bereite sich eine Orgie verschmörkelten Wahnsinns vor. Nichts davon. Kunst im täglichen Leben — sehr solide, sehr gut bürgerlich — wenn auch als Programm angekündigt (denn es handelt sich um eine Ausstellung), dennoch sehr selbstverständlich.

Es verlohnt sich näher hinzuschauen. Nicht alles ist dann so selbstverständlich, es stehen auch nicht alle Mitarbeiter hier auf der gleichen Stufe von Eigenkultur, die sie befähigt, den Mitmenschen etwas Anregendes zu sagen, aber der hauptsächlichste Eindruck ist ein einheitlich anregender.

Aus dem ganzen Charakter jenes alten Privatparks, der die Mathildenhöhe bildet, ergab sich von selbst eine gelegentliche Bedauung mit garten-

umgebenen Einzelhäusern. Diese Bauweise ist schon seit einigen Jahren auf dem der heutigen Ausstellung stadtwärts vorgelagerten Teile des Mathildengartens zur Anwendung gelangt, und natürlich auch jetzt bei den Bauten der Künstlerkolonie.

Durch das hügelige Terrain ziehen sich Straßen, und an diesen liegen die Häuser in gewissen Abständen; geschlossene Bauweise war ausgeschlossen. Der Architekt fand auf der höchsten Erhebung des Hügels genügend Platz, das gemeinsame Künstlerhaus (Ernst Ludwighaus) in der Hauptsache als eingeschossigen Bau hinzustellen, und damit Gelegenheit, guten Ideen gute Gestalt zu geben. Man muß weit draußen am Rand der Forsten des Odenwaldes hinwandern, dann wird man empfinden, wie schön dieses mächtige Gebäude sich der Landschaft am äußersten Rande der Stadt anschließt. Dieselbe Rücksichtnahme auf die Landschaft findet man, wenn man vor dem Haus oder selber darinnen steht und die übrigen Bauten überblickt. Die Konturen der Waldberge sind geschont, die Häuser sind auf regelmäßig verteilten Plätzen unterhalb des Künstlerhauses hingestellt, und eigentlich nur die verschiedene Form ihrer Dächer bringt eine scheinbare Unregelmäßigkeit in das Gesamtbild. Die umgebende Natur ist so pietätvoll wie nur möglich behandelt; ja, sie ist mit echt künstlerischem Empfinden veredelt, zum Rahmen für Kunst geworden.

Innerlich findet sich bei den meisten dieser Häuser ein und derselbe Grundgedanke, nämlich einen großen und zugleich sehr hohen Raum als allgemeines Wohngemach zu schaffen. Es liegt nichts Unnatürliches darin, so einen Raum eine Halle zu nennen. Wenn wir bei dieser Bezeichnung sofort an die Halle im englischen Landhaus denken, und etwas Anderes finden, was wir in dieser Form hier nicht ohne Weiteres zu verstehen vorgeben, dann werden wir die Verwunderung, um nicht zu sagen Enttäuschung, die wir da empfinden mögen, auf das Konto unseres kunstgeschichtlichen Wissens schreiben müssen, das eben leider immer wieder stärker ist als unser natürliches ungezwungenes Empfinden. Man darf es getrost als eine Aufgabe betrachten, die der Baumeister sich selbst und denen gestellt hat, die diese Häuser innerlich zu vollenden hatten.

Olbriich hat seine natürliche Aufgabe gelöst, indem er alles baute, indem er zunächst seinen Koloniegenossen wenigstens das rohe Haus hinstellte. Selbstverständlich stand es jedem frei, dann die Einrichtung sich selber zu machen oder von einem Anderen machen zu lassen — nur natürlich immer innerhalb der Kolonie.

Die Halle also, der gemeinsame Wohnraum, in dem man auch einen Gast empfängt, war eine äußerst interessante Aufgabe für Olbriich selbst

und für die Anderen. Und schließlich war es mit allen Räumen so. Es war ein Wettstreit, alle Räume in allen Häusern etwas sagen zu lassen, jeden für sich und alle unter einander, viele in Rücksicht auf die verschiedenartigsten Bedürfnisse der späteren Bewohner.

Eine Aufgabe von einer Gründlichkeit, wie sie den Vielen, die heut künstlerische Ideen zu gestalten sich bestreben, noch selten, wohl überhaupt gar nicht, sich dargeboten hat. Denn nicht um ein einzelnes Zimmer, oder zwei, handelte es sich ja, die längst vorhandenen, von irgend einem beliebigen Namenlosen gebauten Bohnhäuser gelegentlich einmal eingepaßt werden, sondern man konnte allerseits immer mit der Summe eines ganzen Hauses wirtschaften, an dessen Entstehung man unmittelbar teilzunehmen Gelegenheit hatte. Der Vater des Gedankens, eine Anlage zu schaffen, wie wir sie jetzt im Rahmen der Ausstellung finden, war Olbrich; er hat das Gesamtbild sich im Geiste so vorgestellt, und es ist schließlich nicht verwunderlich, daß er als der einzige Architekt dieser Künstlergruppe das selber verwirklichte, was er eronnen, daß er also das Terrain einteilte, die Bauplätze bestimmte, und den Anderen, die die Ansiedelungs-idee aufgriffen und festhielten, Entwürfe und Pläne für die Häuser auf den Plätzen, die sie sich unter den im Projekt vorhandenen ausgewählt hatten, vorlegte und ausarbeitete. Hier sei eingeschaltet, daß auch einige Privatleute, die nicht zur Künstlerkolonie gehören, mit der Erlaubnis des Großherzogs, als des Grundherrn, sich zwischen den Künstlern anbauten, während andererseits die jüngeren Kolonienmitglieder aus wirtschaftlichen Gründen sich am Grunderwerb und Hausbesitz nicht beteiligten.

Aber der Verkehr und Gedankenaustausch der Künstler unter einander war zu jener Zeit, als das alles entstand, ein so intensiv reger, und die Gelegenheit für die Jüngeren, aus der Lebensweise und Lebensanschauung der Älteren das Charakteristische im Wollen kennen zu lernen, so zahlreich, daß eigentlich zu erwarten war, daß die dem jedesmaligen Bau und seinem Plan im Allgemeinen zu Grunde liegende Idee von einem Anderen, der nachher das Hausinnere zu bearbeiten hatte, intensiver hätte erfaßt werden müssen, als es schließlich der Fall gewesen ist. Hier handelt es sich einfach um die größere und geringere Künstlerkraft, und darüber hinaus um das tiefste Eindringen in die künstlerischen Qualitäten früherer Künstler und Kunstzeiten, sowie um das Erfassen des geheimnisvollen Zaubers, der aus alten Bauwerken mitsamt ihrem Inhalt spricht; und nochmals weiter um das Vermögen, die Mittel abzuwägen, mit denen jene Alten das erreicht haben, was uns heute immer noch unmittelbar als künstlerisch anspricht; endlich aber um das weitere Vermögen, selbständig eine neue und der Zeit

angepaßte Formensprache zu reden. Vereinigt sich das alles auf der Grundlage natürlichen, ästhetischen und künstlerischen Empfindens, dann stehen wir vor dem Träger einer Kultur, die Anderen Anregungen zu geben vermag.

Zum Beispiel hat Olbrich in seinem eigenen Haus drei Gastzimmer. Diese Zimmer sagen etwas. Sie geben dem eine Anregung, der, wie es ja häufig vorkommt, Gastzimmer in seinem Haus bereit halten muß. Nicht eigentlich dem, der als großer reicher Mann in seinem Schloß eo ipso so viel ausgestattete Räume hat, daß ein Logierbesuch ganz selbstverständlich hausen kann, wie der Hausherr selber. Vielmehr können sich die anregen lassen, die ein Häuschen haben, welches für bürgerliche Lebensführung paßt, die gelegentlich Verwandte, einen Sohn auf Ferien, einen lieben Freund gern beherbergen. Man kennt solche Gaststuben; in der That, sie sind meist so eine Art besserer Bodenkammer, in der die Äpfel auf Stroh liegen, und in die man das Nötigste hineinstellt, wenn Besuch kommt. Dann aber hockt dieses halb vernachlässigte Menschenkind der Familie den ganzen geschlagenen Tag auf den Nähten, und eins stört immer das andere, und das andere freut sich, wenn das eine wieder zum Tempel hinaus ist. Wenn man aber schon überhaupt Besuch in's Haus nimmt, dann läßt sich doch sehr gut denken, daß man sich gegenseitig das Leben sehr angenehm machen kann, wenn der Gast ein wohnliches, durchaus ausgestattetes Zimmer findet, das ihm ebenso behaglich scheint wie irgend ein anderer Raum im Hause, und wo er sich gern ebenso allein aufhalten kann und will, wie der Hausherr und die Hausfrau in ihren Räumen, in denen sie sich selbst durch den liebsten empfangenen Besuch hin und wieder nicht stören lassen wollen. Da, hier draußen am Ende der Stadt wird manches dieser Häuser Logierbesuch sehen, da kommt ein Vater, dort Schwiegereltern, dort ein Kind in Ferien — ist's da weiter verwunderlich, wenn Einer für solche Fälle Räume von A bis Z einrichtet? Und zwar nochmals zu betonen: für bürgerliche Verhältnisse! Olbrich sagt also etwas, drückt etwas aus in seinen Gastzimmern; ganz ungezwungen, ganz selbstverständlich hat er das Gefühl, seinem Vater, seinem Bruder, seinem Freund ein eigenes kleines Reich zu schaffen, er betrachtet zum angenehmen Leben das als selbstverständlich, was der zurückgebliebenste Teil des Publikums und das Gros der bisherigen Kritik offenen Mundes anstaunt und kopfschüttelnd belächelt.

Ein anderes Beispiel. Olbrich hat gute Beziehungen zur Musik, sehr gute sogar. So gute und intime Beziehungen, daß er die bisherige Form des Flügels abzuändern im Stande war, ihm einen symmetrischen

Grundriß gab und damit für den Diskant einen erweiterten Resonanzboden schuf, so daß die Schwingungen der Diskanttöne denselben Raum und Wert erhalten, wie der Baß und die Mittellagen. Sein Flügel ist geradezu eine That. In seinem Hause aber hat er kein besonderes Musikzimmer. Olbrich hat ein Instrument mitten im Herzen seines Hauses stehen, im Vorfaal des ersten Stockwerks, in einer Wandöffnung seiner großen Halle auf einem sehr dezenten Überbau über deren Eingangstür. Dort steht ein Piano — nicht wie üblich mit dem Resonanzboden gegen die Wand, sondern gegen den leeren Raum, natürlich anständig hergerichtet. Und von dieser Stelle aus können sich die Töne frei entwickeln, es ist geradezu erstaunlich, welche Klangfülle das Instrument entfaltet; mag sein, daß es ein ganz besonders gutes Instrument ist, die Hauptsache ist jedoch die Lösung der Platzfrage, also die Loslösung seines wesentlichsten Teils von der Wand. Nun, es giebt genug Zimmer, in denen das Piano frei steht, das läßt sich oft sehr gut arrangieren, aber das Charakteristische ist hier in diesem Falle sein Platz mitten im Hause selbst. Man hat das Gefühl, und erlebt es auch, daß das ganze Haus von Musik durchströmt wird. Wer in der Halle zuhört oder in irgend einem Zimmer irgend eines Stockwerks, kann sie gleichmäßig genießen. Natürlich ist der Einwurf, daß dabei jemand gestört werden kann, Unsinn; denn wenn Musik gemacht wird, sitzt nicht ausgerechnet in jedem Zimmer jedesmal jemand, der augenblicklich irgend 'was Wichtiges zu denken oder zu thun hat. Praktisch fügt sich bei vernünftigen Menschen im Leben doch alles mit einer gewissen Harmonie in einander. Man kann auch oft hören, daß es ungeschicklich sei, den Musizierenden auf den Korridor zu setzen. Nun, bis jetzt hat sich niemand, der an stillen Abenden dort oben Platz genommen um Musik zu machen, über den Korridor beschwert, denn jener Vorplatz ist Korridor nur so lange, als ihn tagsüber hunderte und aberhunderte der Ausstellungsbesucher bei ihrer Wanderung durch die Häuser passieren. So bald unter Abend der Schwarm sich verlaufen hat, tritt das einfache Wohnhaus wieder in seine vollen Rechte.

Jemand schrieb, die Halle im Olbrich-Haus sei feierlich gedacht, aber nicht so ausgefallen. Nun, feierlich ist sie wohl nicht gedacht, aber sie ist mit etwas zu vergleichen, was Ihnen in München nicht gar so fern liegt. Wenn man in der Johanneskirche an der Sendlingerstraße unten Platz nimmt, dann läßt sich's gar schön träumen, wie ja fast in jeder Kirche, besonders wenn von oben her die Orgel tönt, ohne daß man den Apparat sieht. Diese Johanneskirche, die stammt aus einer Zeit, die gar nichts Feierliches an sich hatte, die ihre Kirche genau so schmückte wie ihr

(Residenz-) Theater; die die Kirchenbede mit Wolken und Göttern und Perspektiven bemalte, daß man schier in den Himmel zu blicken glaubt. Und hört man nun gar Musik, so pflegt man sich schließlich nicht zu halten wie ein Soldat auf dem Paradesfeld, man neigt oder hebt auch einmal das Haupt, sieht in den lustigen Götterhimmel und — träumt. Jetzt sitzt man hier in Olbrichs Halle und hört Musik über sich voll und klar und rein und zart, macht sich's bequem und läßt den Blick aufwärts schweifen, ganz harmlos, wie sich das so fügt. Und da kann der Blick schweifen und schweifen — glatt in stumpfem Ton, nicht glänzend, gehen die Bände hoch und verlieren sich zwischen den Lichtern, die hinter großen matten Scheiben von oben herabhängen; aber man sieht das Oben nicht, man hat die Freiheit, Phantasien Raum zu geben, zu träumen — noch mehr, noch ungestörter als zwischen den gemalten Göttern in der Johanneskirche an der Sendlingerstraße in München . . . Jetzt stellen wir uns vor, wir säßen im kleinen Hause Glückert und hörten Musik in der Huber'schen Halle. Musik, wohlverstanden, nicht Schunkelwalzer! Stimmung, fürchten wir, wird da nicht kommen. Da stehen tausend Dinge um uns herum, die nicht sonderlich anregend zu wirken vermögen; und an den Wänden braune Hölzer, je höher hinauf, desto mehr, und oben an der Decke — Holz, Holz und wieder Holz als Streben, Stüpen, Konsolen, Galgen, Raffetten, Galerien, Vertäfelungen, da ein bißchen geschweift, dort ein bißchen gebogen, hier verkröpft, dort profiliert — in Summa ein netter kleiner Urwald, der da zersägt und verarbeitet ist. Ja, aber sagt der uns etwas, spricht er zu uns, regt er unsere Phantasie an, läßt er bleibende Eindrücke zurück? Man kann den Raum Stunden lang von unten und von oben studieren, — überall Unruhe, überall stößt sich das Auge, es bleibt an dem Deckengetäfel haften, es beschäftigt sich allmählich damit, die Sinne werden abgelenkt, und es kann passieren (man hat es schon erlebt), daß die Musik endlich schweigt und man sich erwachend bei irgend einem statistischen Rechenexempel ertappt, oder wie etwa in engen, schlechten, grell beleuchteten Konzertsälen beim Zählen der Haare auf dem Schopfe des Vordermanns.

Was macht uns denn Musikräume so lieb und wert, die aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammen? In München kennt man ja derlei Säle. Es ist die damals gepflegte Einfachheit, die an sich nicht viel zu sagen wußte, eine halb unbeholfene Bescheidenheit, die uns Heutigen aber nach all dem geschätzten Stiltaumel immer sympathischer berührt. In solchen Räumen kann die Phantasie weit walten. Es sei der Wahrheit zu Liebe übrigens konstatiert, daß in dem zuletzt besprochenen Hause kein Instrument steht; doch wie gesagt, es fällt nicht schwer, sich die Musik-

wirkung auszubedenken, wenn man die Örtlichkeit aufmerksam betrachtet und mit jener anderen verglichen hat. Und obendrein ist ein Vergleich dieser beiden soeben erwähnten Räume darum interessant, weil beide dasselbe Ausmaß haben, wie überhaupt beide Häuser ganz denselben Grundriß. Gerade beim Vergleichen dieser Hallen dokumentieren sich so recht eigentlich die Unterschiede in den Persönlichkeiten und zugleich künstlerischen Qualitäten der beteiligten Künstler.

Die Betrachtungen ließen sich noch weiterspinnen; doch wenden wir uns zu etwas Anderem. Es war viel die Rede davon, und ist es noch, daß die Thätigkeit der Mitglieder der Künstlerkolonie befruchtend auf die Handwerke wirken würde. Gewiß, wer hier am freiesten und reichsten selbstschöpferisch arbeitet, von dem kann das Handwerk einen schönen Nutzen haben. Die Schemata und die üblichen Musterbücher und Vorlagen können allmählich verdrängt werden, und gut wäre es, wenn die Unterrichtsanstalten weitsichtig vorangien in der Ausnützung dessen, was hier wirklich wertvoll original zu finden ist — es ist nicht gerade wenig. Aber was nützt am Ende dem Handwerker die originalste neue Form für Gegenstände seines Handwerks, wenn ihm nicht zugleich ganz energisch auf die Finger gedeutet wird in Bezug auf das Wie. Und das ist nötig. Hier vielleicht nötiger als in einer Großstadt, obgleich da auch nicht immer die wünschenswerte Akkuratess angewendet wird.

Wenn alle Handwerker, seien sie nun groß oder klein, Fabrikherren oder Tagelöhner, stets auf's Akkurateste arbeiten wollten, dann wäre viel Arbeit, Kraft und Zeit zu ersparen. Und unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, dem Handwerker und Gewerbetreibenden und Fabrikanten auch nicht den kleinsten Verstoß gegen die Akkuratess durchzulassen — ganz gleich, um was es sich handelt. Es läßt sich leicht sagen, jemand sei berufen, auf allerlei Handwerk einen großen Einfluß auszuüben. Doch fehlt dazu oft die elementarste Bedingung, und man ist eben gar nicht dazu berufen, so lange man sich gefallen läßt, daß die Herren Scharwerker und Maurer einem die Ecken der Zimmerwände so miserabel verputzen, oder Möbel und Fußböden so schlecht streichen, wie man sich alle Tage verschiedentlich hier überzeugen kann. Das ist schon eine scharfe Probe auf künftigen Einfluß, ob hier bei diesem Werk, bei diesem Dokument deutscher Kunst, Einer den aus Gewohnheit und Überzeugung lobberigen Arbeiter zur Raison zu bringen verstand — oder ob er ihm seine schlechte Arbeit achtlos durchließ. Durch Achtlosigkeit gewinnt sich kein Einfluß. Alleräußerste, allerpenibelste Handarbeit thut uns not. Und wer die erzwingt, sei er Künstler oder Privatmann, gelte sie der Öffentlichkeit oder

der Heimlichkeit unserer letzten Stufe — der kann Einfluß auf das Handwerk haben. Je selbstschöpferischer des Künstlers Formen sich obendrein gestalten, desto besser ist es außerdem. Auch hat beim Wettstreit um die Beeinflussung des Handwerks der gewonnen, der einfach und natürlich, bei allem Reichtum der Empfindung und Erfindung schlicht baute, so daß alle die Vielen, die ein werktätiges und geschäftliches Interesse am Studium dieser Beispiele hier haben, ohne Weiteres überzeugt werden. Sicherlich sind es meist nur Kleinigkeiten, scheinbare Nebensachen, die dem Auge des flüchtig hinschauenden Laien entgehen, aber aus Kleinigkeiten setzt sich der Einfluß auf die Handwerker oder sein Gegenteil zusammen; zum Beispiel wenn Einer einem Puhbau Simse giebt, die wirklich Puhsimse sind, die ohne Weiteres bekennen, daß sie mit der Schablone gezogen werden dürfen, und nicht den Anspruch machen, mit Puh Steinglieder vortäuschen zu wollen, wie wir aus unwahren und unkünstlerischen Beweggründen es uns ja leider, leider seit Langem gefallen lassen müssen. — Schlichte einfache Selbstverständlichkeit bleibt stets das einzig Wertvolle, Künstlichkeit richtet sich selbst, trotz aller begeistertsten Kritik, die durch ihre Begeisterung nur verrät, daß sie nichts versteht. Daß das oft dem Einfachsten gegenüber der Fall ist, haben zum Beispiel die wilden Kritiken über die Darmstädter Spiele bewiesen, wenigstens soweit es sich um die ersten vier Wochen gehandelt hat. Was noch kommt — an Spielen und an Kritik! — bleibt abzuwarten. Aber in jenen ersten Aufführungen der kleinen Holzamer'schen Dichtungen witterte man hier Symbolismus, Mystizismus, Geisterbeschwörung und Hexensabbath — und gemeint war weiter nichts als schlichte Stimmungsmalerei. Manche Unzulänglichkeit sah vielleicht im technischen Betrieb jener Aufführungen, das werden die Beteiligten am allerbesten wissen, und dennoch haben die Spiele — und mit ihnen gewisse Konzerte — ihre richtige Wirkung auf feinfühlige ästhetische Menschen geübt. Leider waren die wie bei allen Gelegenheiten in der Minderzahl, darum erreichte man erklärlicher Weise auch keinen materiellen Erfolg. (Trotzdem war die durch die Zeitungen geschleppte Notiz von den verpulverten 30 000 Mark ein arger Schwindel, und weit weg von der Wahrheit.)

Wenn das Einfachste, das Selbstverständlichste, dessen es hier oben in Hülle und Fülle giebt, so schwer, und auch gar nicht von der Kritik erfaßt wurde, so ist das ein schlimmes Zeichen für sie, und ein Beweis, daß Ästhetik, Lebensfreude und Lebensklugheit im Verein mit künstlerischem Empfinden an papierbedeckten Schreibtischen nicht gedeiht. Es wirkt wie ein Sichfürchten, aufgeschreckt zu werden aus dem Schlummer des täglichen bequemen, nach der Uhr gestellten Einerlei, wenn man sieht und liest, wie

hinter diesem Dokument deutscher Kunst ein Befehl gemittert wird; ein Befehl an alle Welt: So baue und so lebe! Niemand verlangt das. Nur Beispiele hat man geben wollen, Anregungen für Andere, aus dem eigenen, auf künstlerischem Gefühl beruhenden Bedürfnis, Kunst walten zu lassen im täglichen Leben. Der Teil des Publikums, der ähnliche Anschauungen und Bedürfnisse und ein ungetrübtes Empfinden obendrein sein eigen nennt, der nimmt das Dargebotene willig anerkennend, wie es ist.

Aber viel Deutsche gehören nicht dazu. Das macht: wir sind das Volk der Denker, und darüber haben wir die Fähigkeit verloren, aus Eigenem ein Volk der Künstler zu sein. Vielleicht helfen die Anregungen auf der Mathildenhöhe zu etwas Besserung.



Ein Drama der Passion.*)

Von Josef Theodor.

(Breslau.)

„Rutter, sieh' deinen Sohn!“

(Hayd'n: Sieben Worte des Erdbiers am Kreuz.)

„Eli, Eli, lama sababhani?“

(Ev. Matthäi 27, 46.)

Ein dreißigjähriger Passionsgang, das ist August Strindbergs Lebenswerk. Sein Leben ist eine der erschütterndsten und gewaltigsten Tragödien, die sich je vor uns abgespielt haben. Ein toller Riese, der übermächtig an den Weltenpfeilern rüttelte und wirklich eine ganze Welt in Trümmer warf, so stürmte er einst auf den Kampfplatz. Der Wirbel-

*) Geschrieben zur ersten Aufführung von Strindbergs „Ostern“ im „Neuen Sommertheater“, Breslau, am 25. Juni 1901. Trotz glänzender Aufführung und Regie wurde das Stück stumm zu Grabe getragen. Wann hätte der Pöbel auch je das wahrhaft Große nicht verkannt? D. Verf. — Die Schriftleitung erteilt hiermit gerne ihrem gesch. Breslauer Mitarbeiter das Wort zu völlig freier Meinungsäußerung, schon weil sie Josef Theodors persönliche Feder ihrerseits sehr hoch bewertet. Sie bittet aber doch um die Erlaubnis, sich selbst dabei ganz abseits halten zu dürfen; denn es kann für einen aufmerksamen Leser der „Gesellschaft“ (vgl. 1900: II. Dezember-, 1901: I. März- und I. Juni-Fest) kaum schwer fallen, zu erkennen, daß wir diesmal nicht durchaus auf Seiten unseres Hrn. Mitarbeiters zu stehen vermögen.

wind der Friedlosigkeit, die faustische Unerfättlichkeit haben in diesen dreißig Jahren ihn gebrochen, seine höchsten und künften Kräfte vernichtet. Und noch ist die Erlösung welkenfern. Er, der in der Hegenküche seines Laboratoriums den Stein der Weisen gesucht hatte, klopft endlich jammernd an die Pforte stiller Klöster, um nach solcher Mühsal und Enttheiligung Gott zu suchen. Hier aber, so will mir immer deutlicher scheinen, beginnt seine eigentliche Passion. Wie in Björnsons Pastor Bratt lechzt alles in ihm nach Heiligkeit und Gläubigkeit. Er wäre so wollüstig bereit, anbetend niederzusenken. Aber statt der grenzenlosen Klarheit, in der er sich die Gottesgläubigkeit ersieht, empfängt ihn neue Verwirrung. Neue Friedlosigkeit und Verzweiflung. Damals glaubte er sich an Stelle lichter und ruhiger Himmelsbläue die düsteren, verfluchten Pforten einer neuen Hölle aufgethan. Diese ungeheure Kampfeskraft, die in dem Fünfzigjährigen ungeschwächt lodert, steht einzig da. Welche unendliche Lebens- und Leidensfülle tobt darin! Er scheint gebrochen, schon aber klopft er unermüdet weiter — den Mund voll irren Jammers und verzweifelten Gebetes — an jene sieben vernagelten Pforten. In der herrlichen Sündenfall-Tragödie „Rausch“, möchte man glauben, winkt ihm schon tröstend und sänftigend die Erlösung. Voll unendlicher Milde klingt ihm schon dort die himmlische Verkündigung des Gottessohnes von Gethsemane: „Das ist mein Blut, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“ Doch von hier aus hat wohl für Strindberg auch ein Weg nach Golgatha geführt. Es hat sich ihm ein jäher Abgrund aufgethan. Leib und Blut des Gottessohnes haben ihn nicht erlöst, und so richtet er die furchtbare Frage in den Himmel: „Verstehst du dies, daß der Ver söhner für unsere Schuld gelitten hat und wir dennoch fortfahren müssen zu bezahlen. Niemand bezahlt für uns.“ In dieser neuen Erkenntnis ist eine trostlose Bitterkeit und Verzweiflung ohnegleichen.

Und voll dieser verzweifelten Bitterkeit ist sein Passionspiel „Ostern“, die tiefste Glaubenstragödie, die neben Björnsons „Über die Kraft“ wir besitzen. Ostern, das bedeutet den Gang Strindbergs zur Erlösung; aber auch für ihn bedeutet die Erlösung: Golgatha. Auch er, der so sehrend die neue Sonne erwartet, bricht in die dunklen und unendlich leidvollen Frageworte des Gekreuzigten aus: „Eli, Eli, lama sabachthani?“ Wenn die Pharisäer und der Pöbel ihr „Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“ brüllen, so neigt er mit schmerzlich blassen Lippen sein Haupt dar und sagt: Kreuziget mich, damit ihr mich erlöst!

Es wäre das Thörichteste, wenn ich hier von der Fabel des Stückes sprechen wollte. Nie war in einer Dichtung die Fabel, der äußere Lebens-

rahmen, bedeutungsloser; nie hat ein Künstler so souverän mit ihr gespielt. Hier aber liegt eine der Eigentümlichkeiten dieses Drama's. Bis heut war Strindberg die Stilllosigkeit die erste Schaffensnotwendigkeit. Mit einer absoluten Brutalität gab er das Leben in seiner ungeschminktesten Unmittelbarkeit. Es ist beispieleslos in der Geschichte, wie er sich ohne Scham gab und wie wenig er mit seiner Person hinter das Werk trat. Heut scheint ihm der Stil notwendig; er giebt einen engen, unendlich kleinen Stil; so eng, daß die Symbole sich stoßen und in der tausendfältigen Fülle ihrer gekreuzten Beziehungen kaum auszudeuten sind. Das bezeichnet ungeheuer. Denn er giebt kein Drama eines Lebensabschlusses, er gab hier ein Drama der Verwirrtheit und Sehnsucht. Ein Wunschdrama, denn in ihm schreit nicht die Glaubensbrunst, sondern der Glaubenswunsch. Tief unten neben den Not, mit denen er die neue Sonne und die befreite Heiterkeit der Erlösung dichtet, vibriert es ver-zweifelt und ohnmächtig:

„Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.“

Hier ruht die tiefste und erschütterndste Bedeutung dieses Drama's.

Der Vater hat Gelder veruntreut und büßt im Gefängnis. Die ganze Schwere der Schmach lastet auf der unseligen Familie. Der Hauptgläubiger kann sie aus dem Hause jagen. Er kommt, am Festtage. Am Ostersonnabend. Dieser Gute aber macht seine entsefliche Forderung nicht ohne Weiteres geltend. Er kann, er könnte . . . Aber der Mann ist so urchristlich. Wenn der Sohn sein bißchen Lauterkeit verraten möchte, um dem verhassten Herrn Landeshauptmann die Hand zu drücken. Wenn er dem treulosen Freunde Petrus, der gleich seinem biblischen Namensvetter in der Gefahr von ihm gesagt: „Ich kenne des Menschen nicht“, demütig sich hinneigt, dann . . . dann verzichtet der Edelmütige auf seine Forderung. Er läßt die Familie ruhig in ihren Möbeln ihr langes Brot essen. Dann rettet er sie. Und die Unterdrückten sind aus ihrer drückendsten Angst gerettet. Er hat ihnen die Erlösung gebracht. Nun bricht die Frühlingssonne aus den Wolken. Die heilverkündenden Osterglocken rufen in die Lüfte. Bei ihrem Klange rannen Faustan einst die erlösenden Thränen, die Erde hatte ihn wieder. Christ ist erstanden, und er predigt: Das Himmelreich ist Euer. — Aber um welches ungeheure Opfer! Unbarmherzig reißt ihm der „Versöhner“ die Zähne des Hochmuts aus dem Rachen. Du wagst es, erbärmlicher Hilfesucher, deinen Freund Petrus, der dich vor dem Hahnenschrei dreimal verleugnete, zu hassen und dem Dunkelmann, dem „Hinderer“, mit Abscheu zu begegnen?

Beuge dich, trotziger Bursche! Tiefer, immer tiefer zur Erde den starren Nacken, den du ein Leben lang in aufrechtem Stolz getragen hast. — Demut predigt dieser famose Erlöser. Demut aber heißt Schmach und Lüge, heißt den eisernen Stolz des großen Individuums zerbrechen, heißt das entsetzte Gesicht in den Staub werfen. Demut heißt verpöbeln, gemein machen.

Niemals hat ein Mensch diese Erlösung bitterer als Schmach gefühlt. Niemals hat aber der Ostergedanke einen größeren und herrlich hochmütigeren Menschen gebrochen in der Erlösung. Darum ist Strindberg heut weiter entfernt denn je von dem Aufgehen in einem beruhigend winkenden Traumland. Das ist das Herrliche und Überwältigende an seinem neuen Drama: daß er noch weiter ein Sucher und ein Zweifler geblieben ist. Daß seine Entwicklung noch immer nicht resignierend stehen blieb. Und darum ist dieses scheinbare Werk eines erlösten Lebensabschlusses zukunftschwanger. Hier, fühlt man, will sich wieder eine Welt gebären. Im tiefsten Grunde gährt und braut ein Neues aus dem Dunkel, die nächste Station auf dem großen, schmerzlichen Wege der Passion . . .

Ich möchte noch auf einige Dinge aufmerksam machen, die wunderbar in diesem Drama verbichtet sind. Die tiefste Liebesphilosophie tönt uns aus den Worten zweier Kinder entgegen. Ich kenne kaum etwas gleich Erschütterndes wie die große Szene zwischen der sechzehnjährigen, geistesgestörten Eleonore und dem vierzehnjährigen Benjamin („dem jüngsten und liebsten meiner Söhne!“), in der die tiefsten und quälendsten Fragen klar zu liegen scheinen und durchsichtig wie kindliche Aufgaben. Hier winkt einmal voll unendlichen Trostes die milde Hand des Mannes von Nazareth. Darüber liegt so hoher und heiliger Friede, so unermessliche Reinheit der Hinneigung zu Gott und tiefe, kindliche Glaubensseligkeit, daß daraus allein die ganze Wucht dieser neuen Tragödie schreit. Die herrlichste Höhe erreicht diese Verzücktheit in der düsteren Karfreitagszene, in der diese kindliche Priesterin der christlichen Liebe in die Trostworte ausbricht: „Siehe, der Widersacher hat Euer begehrt, daß er Euch siebe wie Weizen; ich aber habe für dich gebeten.“ Hier hellt sich erst die tiefe und bittere Schmerzlichkeit auf, die den Weg von dieser kindlichseligen Innigkeit des Glaubensbesitzes zu dieser vernichtenden Erlösung begleitet.

Was der Tragödie endlich den köstlichsten und allerpersönlichsten Reiz giebt, ist kaum auszudeuten. Die frappierende und bewußt scheinende Ausschaltung des Intellekts, die absolute Herrschaft des Kleinen in Fabel,

Wort und Geschehnis scheinen in manchem Urteiler den Eindruck des Banalen zu wecken. Ich finde gerade in dieser ärmlichen und unpathetischen, bis auf das äußerste Maß von Schlichtheit herabgeschraubten Beleuchtung der Dinge eine besondere Bedeutung. Nie ist ein Werk ursprünglicher geschaffen worden; nie hat diese wundervolle Einheitlichkeit unmittelbarer an das Herz geführt und die Seele des Betrachters erhoben, indem sie ihn zermalmte.



Münchener Rundschau.

(Bierbaum-Rottis „Von im Busch“. — „Königl. Akademie der Tonkunst“. — Ein „Akademischer Verein für bildende Kunst“. — Vom Allgemeinen Kunstgewerbe-Tag.)

„Von im Busch“ — oder „Kling-Klang-Gloribusch“? Das ist nun die Frage. „Hercules am Scheidewege“! Es wäre mir nämlich zu wichtig, erfahren zu dürfen, in welcher Stimmung wohl Otto Julius Bierbaum selbst am Abende der Erstaufführung seiner Pantomime hier in München aus dem Hoftheater nach Hause gegangen ist. Könnte ich da noch doch erst so recht beurteilen, ob ich ihm Unrecht thue, oder aber recht gesehen habe, wenn ich annehme, daß es ihm um etwas Besseres und Höheres als nur eine gelegentliche Spielerei mit diesem Vollette, zu thun war; daß es nichts Geringeres als eine Reform dieses Genre's im Sinne der dichterischen „Pantomime“ und einer modernen Detorotion ist, woraus er es dabei vornehmlich abgesehen. Gieng er also mit dem Gefühle einer ungelösten, unheilbaren Dissonanz zwischen Streben und Verwirklichung damals, nachdem er sich freundlich lächelnd mit den Künstlern an der Rampe noch wiederholt gezeigt, von donnen? Oder aber war diese joviale Heiterkeit auf seinen Bügen der wahre Ausdruck seines Wesens über einen „ganz netten Abend“ und längt er — der zum „Rufser im Streit“ berufen wäre und hier gerade der Erste im Heischen sein sollte — allbereits an, „conciliant“ mit der bestehenden schlechten Bühnen-Realität, Prolog, Technis- und Routine seinerseits leichtfertig zu paktieren? Wotto dann so etwo: „Solch' eine erfolgreiche Aufführung an einer der ersten Hofbühnen in Deutschland ist doch eine gar zu hübsche Sache, jedensfalls eine nicht zu unterschätzende angenehme Beigabe für einen modernen Dichter, und mit der Ausführung wie „Ausflottung“ muß man es eben nicht gar so genau hier nehmen — die guten Leute haben sich so, nach ihren Mitteln und Kräften, die denkbar größte Mühe damit gegeben!“ — Ich für mein Teil bin nämlich noch immer, ganz im Stillen, der unumgebllichen Meinung, daß Otto Julius Bierbaum bei der großen Menge in einem ödlig soltschen Lichte steht. Infolge gewisser

dunkler, aber nur zu leicht an seinen Namen Bierbaum sich knüpfender Gedanken-Affaziationen, wie auch durch seine eigene, robuste und gesund-ratwangige, körperliche Erscheinung ist er ohne Zweifel einem fatalen „aalkstümlichen“ Risikoerständnisse ausgesetzt, so daß er meist Gambrius-artig wirkt, wo er selber sicherlich dem Gatte Dianysias geopfert, das „Dionysische“ gerade gemeint hat. Und so auch hier: sieht man doch nur wieder das Pensionat an seinem Ballett — und damit die alte Tanz- und Kostüm-Strategie, statt „Pan im Busche“ — und damit die neue Ausdrucks-Pantomime und künstlerische Tanz-dichtung eines modernen Naturgesühles.

Beim Verlassen des Theaters an selbigem Abende meinte Einer, auf dessen ge-biegenes Urteil ich sanft sehr viel gebe: „Das Niveau ist hier bei Beiden, Dichter und Musiker, nicht allzu hoch genommen — da braucht keines dem anderen etwas nach-zugeben!“ Aber, mit Verlaub, gerade diese Auffassung empfinde ich als die unrichtige. Über Felix Mattis sehr leicht wiegende Begleitungsmusik zur Sache teile ich ganz und gar das Urteil, das unser Mitarbeiter Herr Paul Ehlers anlässlich seines Berichtes über die Heidelberger Tonkünstler-Versammlung an dieser Stelle (1. Juli-Fest) bereits kurz ausgesprochen hat. Gegen unser königl. Hoftheater, aber vielmehr gegen Herrn von Passart und seinen „Maschinenmeister“ Herrn Lautenschläger, formuliere ich hier aber die Anklage, daß sie nur wieder „Maschinen“, „Kulissen“, „Scenien“ und „bengalische Beleuchtungen“ statt Kunst-Leben, wirklichen Dekorationen, Lust und Licht uns gegeben; daß sie aus der Bierbaum'schen „Dichtung“ wieder nur „Theater“ und „theatralisches Wesen“ — also ein „Unterhalt der Kunst“ gemacht und herausgeschlagen haben. Es ist reinweg zum Verzweifeln, wenn man sieht, wie diejenige leistungsfähige große Bühne in Deutschland, die als Blüte der „Kunststadt München“, nach der Tradition ihrer heimischen Künstler-schaft und dem lebendigen Vorbilde modern-rythmischer Farben-Empfindung, allen anderen Theatern in der Entwicklung eines zeitgemäßen Dekorations-Stiles wie einer neueren Ingenieurungs-Kunst mit guten Beispiel und einer durch-greifenden Bühnen-Neform längst aarangehen könnte bzw. sollte — wie sie gerade immer und immer wieder, ohne jede Regung zum Ansat fruchtbarer Keime, in den traurigsten Opern-Schlendrian, die äbste Komödianten-Schablone verfällt und die „technischen“ Aufgaben lediglich im Sinne einer rein äußerlichen Schau-Aktion und wahrstollen Fremden-Sensation aersteht. Wir finden die Behandlung des Balletts als Kunst-Genre's seitens der zuständigen Faktoren an der Münchner Hofbühne einen Barbarismus und stehen hier durchaus auf der Seite der Anstrengungen und Bestrebungen zur Hebung unseres Ballettkörpers im Geiste höherer Darstellungs- wie wahrhaft künstlerischer Aus-druckskunst. Man gehe zu diesem Behufe einmal auf Inspektionsreisen nach Dresden und betrachte sich genauer, zu wech' edlen und tiefen, jenisch wie plastisch geradezu vollendeten Wirkungen dort die Beteiligung des Ballettkorps und ihr Ausbau zur drama-tischen Pantomime der idealen körperlichen Gebärde im Bühnenwesen gelegentlich führen kann — und zwar sährt ganz ohne alle „Pas“ und fanaentionelle Choreaographie, in Opern wie „Orpheus“ (mit Charlotte Fuhn!) und „Tannhäuser“, aber in „Cappella“ und dergl. (mit der Grimaldi, unter Schuch!). Aber freilich, die entsprechenden Mittel müßten dazu erst einmal bereitgestellt werden, und der gute Wille, auch zur würdigen, neuartigen Ausstattung und Bekleidung, gehärte mit dazu. Wie jedoch der Komponist Matti hier, wo er nicht gleich als Wiener kam und mit sehr wenig künstlerischer „Waher“ Musik einfach aufwartete, das „Moderne“ schlechtweg nur eben „Wagnerianisch“ empfunden hatte, so hat auch unsere Theaterleitung keinen „Pan“ und keine „Aphrodite“ nach ge-sehen, sondern aus dem „Textbuche“ des Dichters sich erst nur wieder schematisch „Tann-

häuser"-Notize zurechtgelegt und einen „Venusberg“, ja sogar „Parfifal“ herausgelesen. Quod erat demonstrandum. —

Einen überraschend günstigen Eindruck hinterlassen mir, der ich seit etwa 10 Jahren keines mehr gehört und vor nun bald 20 Jahren selber Hospitant ihrer Orchesterklasse gewesen, die Schlußkonzerte unserer „königl. Akademie der Tonkunst“, vor Allem das VI. derselben, am 27. Juni dieses Jahres. Man sah deutlich, es wird von den Lehrern solid und gewissenhaft hier gelehrt, von den Zöglingen ernst und tüchtig gearbeitet an dieser staatlichen Anstalt, wenn auch — wie der Komponisten-Fall G. Sild mit einem ersten Sinfonie-Saße auswies — nicht gerade „Individualitäten“ gewedt und erzogen werden. Ziel ferner am selbigen Abend schon die Wahl des Litz'schen A-dur-Klavierkonzertes im Programm angenehm auf, so noch weit mehr mußte der Grad der technischen Reife an der temperamentvollen Spielerin den Kenner lebhaft interessieren und befriedigen. Aber auch ein Andante aus dem Violoncello-Konzert von Riolique, das Gade'sche Violin-Capriccio (a-moll), sowie der Gesangsvortrag einer Haydn'schen „Schöpfung“-Arie zeigten höchst respectable, fertige Leistungen. Auf diese fünf allein kann sich das Institut schon was zu Gute thun — alle Jahre nur 5 solcher Erfolge und das künstlerisch-technische Ergebnis bleibt immerhin ein ganz erkleckliches! Freilich, das Gesamt-Niveau der Leistungen ist durch diese Zucht und Reinkultur-Anstalten unserer Zeit zugleich in einer ganz ungläublichen, früher wohl kaum für möglich gehaltenen Weise gehoben und hinaufgeschraubt worden. Muß da nicht am Ende die Proletarisierung der Kunst notwendig eintreten? Und wie steht es wohl mit der geistig-gemüthlichen Aus- und Durchbildung, der „gesellschaftlichen“ Reife all des, diesen Lehrinstituten oft im jüngsten Entwicklungs-Alter schon anvertrauten, kostbaren Menschenmaterials? Hält sie mit jener technischen Förderung und Fertigkeit überall auch gleichen Schritt — und noch darüber hinaus zum freien, harmonischen Menschentum? Vgl. meine, seit Jahren schon — und leider noch immer unbeantwortet — im königl. bayerischen Kultusministerium liegenden, motivierten Reform-Forderungen über „Rusitalische Erziehung“. (B. Bl. 1893, I, II). Eben jetzt hört man von einem Wechsel im Direktorium. Sollte dies nicht ein geeigneter Moment sein, um der Frage ernstlich einmal näher zu treten?

Im „Akademisch-dramatischen Verein“ lasen im Laufe der letzten Monate die Herren Max Halbe, Graf Keyserling, Frank Webedind eigene Dichtungen erfolgreich vor und sprach Edgar Steiger zur „Überbrett“, und „künstlerischen Variété-Bewegung“, wobei persönlich zu erscheinen wir leider anderweitiger Verpflichtungen wegen verhindert waren. Im Übrigen haben die Vorbeeren dieses Vereines, wie wohl auch die des „Akademischen Orchester-Verbandes“ und des „Akademischen Psychologischen Vereines“, einen anderen Verein ersichtlich nicht mehr schlafen lassen, der als „Akademischer Verein für bildende Kunst“ im vergangenen Semester hier noch entstanden ist und unter dem thatkräftigen Vorstehe Alfred Georg Hartmanns wie unter erfreulich starkem Zulaufe in ganz kurzer Zeit eine sehr rege Wirksamkeit bereits entfaltet hat. Vor Allem berührt sympathisch an dieser Neugründung das erspriehliche Zusammengehen von ausübender Kunst und Kunstwissenschaft, oder doch die Vereinigung dieser beiderseitigen, oft so divergierenden Interessen; und als ein besonderer Reiz, als gewiß nicht zu unterschätzende Anregung bleibt an seinen Veranstaltungen auf jeden Fall das Moment der „Diskussion“ zu begrüßen. Prof. Dr. Berthold Niehl, Bildhauer Hermann Obrist, Kunstschriftsteller Lothar von Kunowski, Dr. M. G. Conrad und Privatdozent Dr. Karl Volk trugen in der kurzen Zeit seines Bestehens dort über die verschiedenartigsten, näher- und fernerliegenden

Themata aar — wir selbst durften dreien dieser Abende als dankbare Ohrenzeugen bewahren, während wir am Besuche des Kunowski-Vortrages durch die gleichzeitige Erst-Aufführung des „Pan im Busch“ bedauerlicher Weise abgefallen wurden. Wie nur auch kann man „ein Volk aan Genie's“ im Ernste träumen und sich aan unserer Zeit schon eine einheitliche, durchgehende Lebensgestaltung durch die Kunst selbst erwarten, so lange die ganz gleichen Interessen dieser modernen Kunst sich nach so heillos zerpfüttern und am selben Abende — statt einhellig alles zu einer Feier und Betrachtung zu laden (es war für den nämlichen Abend nach die Bedekind-Vorlesung des „Akademisch-dramatischen Vereins“ mit angefügt) — nach nicht weniger als drei verschiedenen Seilen hin rufen! Inzwischen scheint unfres Freundes Dr. R. G. Canrad köstliche Idee: „Auch München braucht nachgerade seine Siegesallee; nur wären hier an Stelle der Fürsten, Herzöge und Markgrafen aar Allen die Brauer und Metzger auszuhausen“ . . . ihrer Verwirklichung in dem neuen großen Brücken-Projekt der Stadt sich zu nähern. Und auch das verdient aus seiner Rede hier nach besonders heraaergehaben zu werden: daß das neue Prinzregenten-Theater, statt über Wagner jezt hinauszugehen und heute lieber, seinen Anregungen fruchtbarere Folge gehend, den neuen Zeitforderungen zu entsprechen, uns auf Wagner aielmehr nun wieder „setzungenageln“ sucht. Sdl.

Über den Münchener allgemeinen Kunstgewerbe-Tag (29. Juni bis 5. Juli) und seine Ergebnisse schreibt uns zunächst Herr Alfred Georg Hartmann:

Die Münchener Feste sind berühmt. Die Tradition unserer einheimischen Kunst-kultur hält immer alles in ihrem Bann, so aß es gilt, irgend einem historischen Ereignis in Form einer größeren Feierlichkeit eine würdige Weihe zu geben. Das uralte defarative Geschick unfres Künstler-Völkchens, das trag eines effektischen Charakters unfere Hauptstadt ein so anmutendes und aielgepriesenes materisches Gepräge giebt, bringt über unfere Feste, besonders wenn sie irgend welchen künstlerischen Zwecken dienen, einen Adel und einen Zauber vornehmer Geschmacksrichtung, wie wir ihn in gleich harmonischer Erfreulichkeit nur selten wieder finden. Jeder — der Hochmügendste sawohl wie der Bescheidenste — stellt sich in solchen Tagen mit seinem ganzen inneren Fand in den Dienst der Sache. Ja, es ist, als ob man gerade in den Zeiten, wa man hier festlich gestimmte Fremde erwarzt, mit all den mannigfachen künstlerischen Kräften, die sich überall bethätigend regen, in einem ganz besonders günstigen Lichte paradiere wallte. Der ganze reiche defarations-Apparat wird in Thätigkeit gesetzt. Man scheut weder Mühe nach Geld, dem Gelingen zur aallen Reife zu orhelfen. Nur das eine Ziel steht vor Augen, den Gästen in abwechslungsaaßer Buntheit Ballwertiges und Ballkommenes zu zeigen.

Das haben wir jezt wieder in der dem 50jährigen Jubiläum des bayerischen Kunstgewerbe-Vereins geweihten Festswoche gesehen. Alle diese Veranstellungen, die man „zu löblicher Gemüts-Ergözung“ auf's Programm gesetzt hatte: der Jahrmakl im „Künstlerhaus“, das Kellerfest im „Bürgerlichen Bräuhaus“ und die große Festiaität im Schlafgarten zu Schleißheim — was waren sie anders, als beredete Zeugen aan dem, was Münchner Gastfreundschaft und Münchener Künstlergeschmack zu leisten und zu geben im Stande sind? Daß der Himmel so wenig Gesallen an der Menschen Vergnügungssucht fand und namenlich in das Schleißheimer Fest nahezu während der ganzen Dauer in der lästigsten Weise — mit Blitz- und Donner-Effekt — hineinweinte, das ist allerdings eine Sache für sich, — die aber nie und nimmer durch Postern und Klagen ihrer Dästerheit entkleidet wird. Vielleicht war's eben das, wie man allenthalben gemeint hat, eine Art Nachhall, weil man nicht rechtzeitig mit den

Proben fertig gewesen war und das Fest lediglich aus diesem Grunde verschoben werden mußte. Die Götter lassen ihrer nicht spotten.

Och, dieses Schleißheimer Fest! Ich habe mein Lebtag nichts Feuchteres erlebt, wie jenen Nachmittag in Schleißheim. Gewitter um Gewitter entlud sich, ohne auch nur das Geringste nach den weißen, bußtigen Sommergewändern der Festteilnehmer zu fragen. Wer nicht total durchnäßt war, aan dem konnte man mit Sicherheit annehmen, daß er auch nichts van den Schaustücken gesehen hatte, die draußen im Freien am späten Abend nach in einem sogenannten lichten Kament arrangiert wurden.

Alles war da dem Charakter des Schleißheimer Schlafes angepaßt. Bar dem Hofstaat des Kurfürsten Max Emanuel wurden zu der entzückenden Musik Steffani's und Maxrs „Schäfertänze“ aufgeführt. In dem benachbarten „Lustheim“ erglöhete eine köstliche Liebespantomime: „Des Arlechina und derer Calombina Verlobung“ die Zuschauer. Und gegen neun Uhr wurde dann auch noch das eigentliche Festspiel mit der „Apotheose des Kunstgewerbes“ programmgemäß entwickelt. Das gab Anlaß zu den herrlichsten Illuminations-Stimmungen, die durch die niederhängenden, bligdurchjudkten schwarzen Walfenmassen einen außer-programmatischen, ganz eigenartig phantastischen Reiz erhielten.

Die Verhandlungen, die im Festsaale des „Kunstgewerbehauses“ unter ziemlich reger Beteiligung seitens der interessierten Kreise und unter dem Vorfige des aerdienst-aallen Direktors Dr. Brindmann aus Hamburg die Tage aarßer stattfanden, ergaben außer der Erledigung verschiedener, lediglich die Geschäfte des Vereins betreffender Fragen mancherlei neue Gesichtspunkte, die ein allgemeineres Interesse für sich beanspruchen dürfen. So behandelte Fabrikant Stößler aus Parszheim in einer längeren Rede das Thema „Der kunstgewerbliche Dilettantismus“, was zu folgender bemerkens-werter Resolution führte: „Der Kunstgewerbetag findet in der häuslichen, nicht unmittelbar auf Erwerb gerichteten Kunstarbeit (Dilettantismus) einen Varteil für das Kunstgewerbe und empfiehlt diese Bestrebungen mit dem daraus entspringenden Kunstaerständnis dem Wohlwollen des Verbandes.“ Damit ist auch bei uns in München nun endlich der erste Schritt zu einem im Norden, besonders in Hamburg, längst als notwendig und erstrebenswert er-achteten Ziele hin gethan. Möchte das Samenkorn, das hier gepflanzt wurde, auch recht bald Früchte zeitigen! — Sabann sprach der städtische Bauamtman Th. Fischer (München) über die Schaffung einer kunstgewerblichen Zentrale auf der Kahleninsel zu München, indem er seine Worte an den zu diesem Zweck aufgestellten Plänen und Grundrissen näher erläuterte. Über das Programm für den Hauptpunkt des Vorschlags, die Errichtung von Werkstätten, sei man sich nach nicht ganz klar. Jedensfalls seien sie nicht als Konkurrenz, sondern lediglich als eine Ergänzung der bereits aarhandenen „Kunstgewerbeschulen“ und „kunstgewerblichen Lehrwerkstätten“ anzusehen, die nur vorgeschritteneren Leuten zur Weiterentwicklung dienen soll. Also eine Art Kunstakademie mit Lehrstätten und Ausstellungsräumen. — Die einstimmig an-genommene Resolution lautete hier: „Der deutsche Kunstgewerbetag begrüßt die Absichten des Bayerischen Kunstgewerbevereins zur Schaffung einer kunst-gewerblichen Zentrale auf der Kahleninsel in München mit aufrichtiger Freude und Genugthuung und giebt dem Wunsche Ausdruck, daß die in Frage kommenden Behörden und die städtischen Kollegien ihrerseits zur Verwirklichung des Planes beitragen.“ —

In der eigentlichen Festversammlung im alten Rathhaus-Saal hielt Stadtschulrat Dr. Kerzchensteiner (München) den bemerkenswerten Festvortrag, über dessen etliche

wie ästhetische Bedeutung uns nachstehend noch Dr. Michael Georg Conrad Folgendes freundlichst berichtet:

Die Fest-Versammlung im großen Saale des alten Rathhauses brachte als geistig bedeutendste Leistung des ganzen Jubiläums einen Vortrag des Herrn Stadtschulrates Dr. Georg Kerckensteiner über gewerbliche Erziehung. Neben diesem Vortrage verblaste alles, was sonst nach an rednerischen Leistungen gebaten wurde: die Begrüßungen durch die Staatsregierung und Gemeinde (Ez. von Freilichsch und Geheimrat von Borscht), die Ansprachen des ersten und zweiten Vorkämpfenden (Pras. von Thiersch und Zumeister Paul Merk), wie nicht minder die Begrüßung durch auswärtige deutsche Kunstgewerbe-Vereine. Es war geradezu peinlich, wie in allen diesen Ansprachen und Begrüßungen die platteste Phrase herrschte, die abgeleiteten Tiraden den Ton gaben. Nirgends ein neuer, kühner, individuell geprägter Gedanke; dafür ein geschmacklos ruhmrediges Kramen in alten blutigen Geschichten, mit einem lächerlichen Aufwand aan patriotischen Leitartikel-Klischeés. Nur eine Kunst wurde meisterlich geübt, die des Verschweigens der unermesslichen Verdienste, die sich der geniale König Ludwig II. durch seine reichen Aufträge und aerschwenderischen Anläufe um die Wiederbelebung des Kunstgewerbes in Bayern erwarben. Es scheint heute nach die Laßung in gewissen Kreisen zu sein, die phänomenale Gestalt dieses Wittelsbachers, die Bedeutung dieses Fürsten für die gesamte deutsche Kunst- und Kulturgeschichte durch geflissentliches Ignorieren zu ehren. Um auf einige wenige, sicherlich wohlverdiente Männer ein ungemessenes Lob ausgießen zu können (Ferdinand von Miller, Rudolf von Eitz u. A.), wurden andere nicht weniger hervorragende Förderer des bayerischen Kunstgewerbes mit Stillschweigen übergangen (Anton Seber und der großherzige Kasse Swertsklaff in erster Linie). Dieses willkürliche Umspringen mit der Geschichte wirkt um so übler, als es nicht nur undeutsch, sondern auch durchaus unnütz ist. Für jede wahre Größe leben Wissende, die niemals stumm zu machen sind. Und die Entwicklungsgeschichte macht kurzen Prozeß mit allen Übertreibungen und Spekulationen Verhimmelungen. Nur das Echte wirkt fort, der Plunder fällt ab. — Die Rede des Stadtschulrates Dr. Kerckensteiner aber wirkte gewaltig wie das Leben selbst. Sie erschien erfreulich Weise nach am gleichen Tage im Druck (in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ aam 3. Juli) und wird immer weitere Verbreitung finden. Auffallend ist es ja, daß sich nicht die Zeitschrift des jublierenden „Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins“ selbst (aber wenigstens die Redaktion seiner Zeitschrift) den ersten Abdruck gesichert hatte. Auffallend war auch das Benehmen der Herren Minister während des Kerckensteiner'schen Vortrags: Der Kultusminister blickte starr vor sich hin, der Minister des Innern gähnte beinahe ostentatio, der Finanzminister hingegen lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit, sagte den Redner scharf in's Auge und nahm ihm förmlich jedes bedeutende Wort van den Lippen weg. — In der aan Smelin herausgegebenen Jubiläums-Festschrift endlich finden sich einzelne interessante und statt geschriebene Aufsätze aan Arthur Weese, Joseph van Schmaedel, Friedrich van Thiersch u. A. Am frischensten wirken Weese's gedankenreiche und treffende Ausführungen über den neuen Stil. Als literarisches Dokument des Festes jedoch ist diese Jubiläumsgabe im Vergleiche zu dem Lurus, der in amüsanten und aan Wetter zum Teil verdaarbenen Nebenbingen entfaltet wurde, eine ziemlich magere Leistung gewesen. Lag einmal der Beschluß aar, eine offizielle Festschrift herauszugeben, die in Wort und Bild Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des bayerischen Kunstgewerbes behandeln sollte, so hätte zur Ehr des Vereins und der Kunststadt München etwas viel Schöneres und Wichtigeres erscheinen müssen!





Allerlei Reservatrecht.

Die köckerlich rasche Einführung der 45tägigen Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten in den übrigen Bundesstaaten nach dem Beispiele Preußens hatte nebenher eine überaus erustige, interessante Seite. Mit Recht wies die „M. Ztg.“ damals darauf hin, wie man allgemein überrascht gewesen, daß die übrigen Bundesstaaten dem Vorgehen Preußens jetzt auf einmal so rasch folgen konnten, während sanft die Regierung zu Anträgen, selbst dem materiell geringfügigsten, seitens der Abgeordnetenkammer so zurückhaltend bleibe als nur möglich und zum Mindesten endlose Schreibereien für unumgänglich hält oder die berühmten „aerwaaltungstechnischen Bedenken“ geltend macht. Das gebe doch zu denken. Wenn Preußen kommandiert, stehen die Bundesstaaten also stramm wie ein Soldat! Die einzige Antwort auf diese rücksichtslose Art wäre jetzt, wenn Bayern ebenso rücksichtslos eine wirkliche Tarifreform im Eisenbahnwesen „einführen würde“. Gewiß, das Letztere bliebe darnach sehr wohl zu erwägen. Unsere Schlussfolgerungen aus obigen Prämissen lauten jedoch noch ein klein wenig anders. Wir meinen vielmehr, die eigentliche Moral aus der Geschichte wäre die: Reservate sind eben im Verkehrsweisen auf die Dauer ganz unhaltbar, will man sich nicht in die schlimmsten kammerziellen Nachteile selber bringen und sich am Kulturfortschritt völlig ausschließen; — es wäre denn, daß man seinerseits mit der Vernunft in „Reformen“ orangiege, wie man es, statt eines nothgedrungenen Nachklappens bloß, auch in der Frage des „Dr. der technischen Wissenschaften“ — „reservatrechtlich“ zur rechten Zeit — hätte thun sollen. Item (immer wieder drehen wir diese Orgel): Unsere Reservatrechte müssen in etwas Anderem zuletzt beruhen und ganz wo anders süßlich liegen, wo sie ihre schöne Kultur-Mission in berechtigter Eigenart dann wirklich erfüllen können.

Im Übrigen wollen wir unseren gesch. Lesern hiermit auch gleich ein solches ehrewoalles bawoarkisches Reservat mit aerraten, das sich gegenüber norddeutschem Industrie-Schwindel und Berliner re. va banque-Spielbanken als stramme Solidität und gesunder kaufmännischer Überblick bei den jüngsten Vorkentragen erst bewährt hat. Gewissen Ausführungen des handelspolitischen Theiles der „M. Ztg.“ dürfen wir nämlich folgende erfreuliche Thatsachen entnehmen: „Am 23. August 1899 wurde der Antrag gestellt, 6 Mill. Mark Aktien der Treberrodnungsgesellschaft zum Handel und zur Notiz an der Münchener Börse zuzulassen. Am 27. September 1899 lehnte die hiesige Zulassungsstelle für Wertpapiere nach eingehender Beratung den Antrag ab. Auf hiegegen erhobene Beschwerde hob die Handelskammer für Oberbayern die Entscheidung der Zulassungsstelle auf und aerwaalts den Gegenstand zu erneuter Behandlung an diese zurück. Kurz vor der endgiltigen wiederholten Beschlußfassung der Zulassungsstelle, über deren Beharren auf ihrem ersten Votum kein Zweifel bestand, wurde der ursprüngliche Antrag auf Zulassung der Treberaktien zurückgezogen. Der ablehnende Beschluß und die Zurückziehung des Antrags wurden allen Zulassungsstellen an den deutschen Börsen oarschriftsgemäß mitgeteilt. Bekanntlich entschloß sich daraufhin auch die Berliner Stelle zu einer ablehnenden Haltung.

Aus diesen Reminiscenzen ergibt sich, daß bereits vor knapp zwei Jahren die hiesige Zahlungsstelle die — richtige Ansicht über die Trebergesellschaft hatte, zur Kenntnis brachte und damit München, bezw. seine Kapitalisten, vor großen Verlusten bewahrte.“

Und ganz um dieselbe Zeit auch mußte ein hiesiger, also „Provinz“-Korrespondent sogar an eine Zeitung wie das „Berliner Tageblatt“ ehelicher Weise berichten: „Wie erinnerlich, gelang sowohl der Zusammenbruch der Spielhagenbanken als die später bekannt gewordenen unangenehmen Vorkommnisse bei anderen Bodencreditinstituten vollkommen spurlos an dem Münchener Plage vorüber. Es war dies um so bemerkenswerter, als Bayern ja das Pfandbriefland par excellence ist und in solchen Werten mehr als zwei Milliarden Sparkapital angelegt hat. Die Gründe für die geradezu vorzügliche Haltung der bayerischen Pfandbriefe, die selbst in den schlimmsten Tagen auch nicht ein Zehntel eines Prozentes wichen, ja teilweise eine aufsteigende Richtung verfolgten, sind mannigfacher Natur. Zunächst entspricht der seit Jahrzehnten erprobte Geschäftsbetrieb der Hypothekendarlehenbanken, insbesondere die Ermittlung des Wertes und die Beleihungshöhe der einzelnen Objekte allen berechtigten Anforderungen; dann ist die Beaufsichtigung durch die Verwaltungsräte und insbesondere die bei jedem einzelnen Institut fungierenden Staatskommissäre eine sehr intensive. Des Weiteren sind der übliche Rabus der Begebung der Pfandbriefe und die Maßnahmen zu einer eventuellen Wiederaufnahme solcher wesentlich zweckentsprechender als vielfach anderwärts. Der hauptsächlichste Grund aber lag in der besonnenen Haltung unserer Kapitalisten, welche den Instituten, denen sie nach Überlegung ihr Vertrauen einmal entgegengebracht hatten, dasselbe auch nicht sogleich wieder entzogen. In dieser Beziehung nach überragender und zwar in erfreulichem Sinne ist aber die weiter zu konstatisierende Tatsache, daß auch der gegenwärtig noch wütende Sturm, der verheerend unter den Industrie- und Bankwerten wirkt, auf die Aktien des Münchener Kursblattes so gut wie einflußlos geblieben ist. Unsere hauptsächlichste Industrie, die Bierbrauerei, erfreut sich andauernd einer günstigen Entwicklung, die chemischen Gesellschaften arbeiten befriedigend, dergleichen die Papierfabriken; die bayerische Textilbranche hat das Schlimmste überstanden. Eisen-, Maschinen- und Kahlenbranche sind in der Hauptsache nur durch einige erstklassige Werte vertreten, und die den verschiedenartigsten Branchen zugehörigen hier natierten sonstigen Industriewerte weisen weit überwiegend gleiche Dividenden wie in den Vorjahren aus.“

Solche „Referatrechte“ lassen wir uns wohl gefallen; die haben auch ihren realen guten Wert! Und fürwahr, sogar die Berliner „Zukunft“ singt deren Lob, in ihrer Nr. 41 vom laufenden Jahrgang, durch Julius Rund mit folgenden Worten: Der „sächsische Partikularismus gehört zu den unangenehmsten Erscheinungen im Deutschen Reich“. Dagegen „die süddeutsche Eigenbrödelei hat, obwohl auch sie im Gegensatz zum Reichsgedanken steht, doch eine ganze Menge sympathischer Züge, da gewisse freiheitliche Regungen der individualisierenden Volksseele sich in ihr offenbaren. Wir Preußen namentlich fühlen instinktiv, daß der süddeutsche Freiheitsdrang sogar bei uns das allzu sarsche Streben der Dunkelmänner, namentlich aber die Eigenmächtigkeit der herrschenden Bürokraten immerhin hemmt. Das trifft nicht nur für rein politische und allgemein wirtschaftliche Fragen zu: auch in Sachen der Börsengesetzgebung blicken wir stets hoffnungsvoll auf die süddeutschen Bundesratsvertreter.“

Also: diese „Sandertümelchen“ sollen leben! Und hauptsächlich auch werden sie recht hartnäckig festgehalten — trotz neuerlicher Rürnberger Schudert-Krisen.

Fürst Hohenlohe und die Presse. Die „*Rdn. Ztg.*“ theilte unmittelfroh nach dem Hinscheiden des Fürsten Ehadwig eine Äußerung aus seinem eigenen Munde mit, wonach dieser Folgendes gesagt haben sollte: „Ich gloube im Allgemeinen nicht sehr an die menschliche Dankbarkeit, aber eine Ausnahme habe ich immer bei der Presse beobachtet. Ich habe mir stets Mühe gegeben, die Presse onständig zu behandeln, und bin mit ihr fast immer in sehr guten Beziehungen geblieben. Am charakteristischsten zeigte sich das nicht dann, wenn mich die Presse unterstützte, sondern dann, wenn sie mich bekämpfte. Ich habe dann immer gesehen, mit welchem Widerstreben sie zu Angriffen gegen mich und meine Politik vorgieng, wie sie mich immer persönlich aus dem Streite herauszuholten suchte, und wie es ihr offenbar im Innern schmerzlich und peinlich war, ihrer Überzeugung folgend, gegen mich aufzutreten zu müssen. Diese Art der Kompführung habe ich ihr höher ongerechnet, als wenn sie mich und meine Politik mit Lob bedeckte. Ich habe das bei Blättern oder Richtungen gesehen, und daraus ist mir die Überzeugung geworden, daß die Presse in Bezug auf Dankbarkeit und Zuverlässigkeit eine Ausnahmestellung einnimmt.“ — Diese Worte bringt unsere gelobte Presse natürlich in extenso mit berechtigtem Stolze, abgleich sie es doch eigentlich selber aiel besser wissen sollte. Alles in Allem kann man auch nur annehmen, daß der Fürst in politischen und diplomatischen Dingen klarer, heller, weiter gesehen habe als in Sachen der Journalistik und Publizistik. Denn noch ganz abgesehen davon, daß diese — eine solche Presse noch dem Hohenlohe'schen Herzen, bei uns überhaupt kaum existiert: welcher Kenner möchte uns nicht Recht geben, wenn wir sagen, daß das, was man zur Zeit seiner Amtsführung als deutscher Reichskanzler in eben dieser Presse leider über „*Dnkel Ehadwig*“ alles zu lesen oder (gezeichnet) zu sehen

bekam, so ziemlich den Tiefstand unserer öffentlichen Wertschätzung für jene Reichswürde bedeutete? Oder ober: handelte es sich im Obigen etoo nur um eine weit frühere, jetzt nur wieder ausgegrabene Auslassung, bezüglich deren der Fürst in seinem späteren Lebenslaufe aielleicht doch hinreichend Gelegenheit gehobt hätte, ganz gründlich umzulernen?

Im Fall Klinger-Begger hat sich unsere großstädtische Sensationspresse wieder einmal glänzend bewährt. Keinem irgendwie mit den Verhältnissen Vertrauten kannte es schon gleich zu Anfang mehr zweifelhaft erscheinen, daß Kar Klinger bereites, ornichtendes Material in Händen haben und eine durchaus gute Sache vertreten mußte, um derart gegen einen Kunstgenossen und ehemaligen Schilling seiner eigenen Person wie E. R. Begger öffentlich vorgehen zu können. In den beteiligten Künstlerkreisen war auch längst ollerlei unkontrollierbares Gemunkel umgegangen, und abendrein hatte Klinger so gar bold in diesem Streit außdrücklich genug den ersten sachlichen Hintergrund hervorgehoben, mit den Worten: „Die Schenkung, für deren Realisierung ich einetrete, ist, so wie sie war, die größte und bestgewählte, die seit 100 Jahren der deutschen Künsterschaft zugeobcht war. Der Wert dieser Schenkung liegt oar Allem in ihrem Wert für die Zukunft. Wir haben etwas ihr Gleichkommendes in Deutschland nicht. Es ist Pflicht, auf die Erhaltung eines solchen Wertes zu dringen.“ — Naohle man sich Klingers Entrée in dieser Sache vielleicht auch etwas weniger mißoerständlich wünschene, ganz unbegreiflich bleibt noch ollen späteren Feststellungen doch, wie Prof. Begos mit solch' unschuldsoallster Miene oan der Welt zunächst antworten kannte. Und als eine Schmach für den gesonten deutschen Jaurnalisimus empfinden wir es, daß es erst des Herausretrens jener ritterlich zu oertretenden Mägenin Frau Dr. Meyer selbst aus oar-

nehmer Reflexion bedurfte, um unsere Presse endlich zur Reife zu bringen. Denn ganz besonders bemerkenswert blieb bei dieser ganzen Fehde nach die dreifache Unerschämtheit der Berliner sagen. „öffentliche Meinung“, mit welcher sie bei Klinger's erstem Angriff im „Leipziger Tageblatt“ geringschäßig van „Pravinzblatt“ zu sprechen sich erlaubte, später — srioal genug — das Mysterium in ein „Mysterium“ der weiblichen Launen umzuwickeln versuchte und eine Größe mit den Qualitäten eines Klinger als „Fiederhelden“ einfach vom reinen Junststandpunkte aus glaubte schutzregeln zu dürfen. Unsere ganze, leider ebenso eingefleischte als niederträchtige, deutsche Respektlosigkeit war Kunst und Künstlertum, die gelegentlich in die tiefste religiöse Verehrung vor dem „goldenen Kalb“ umzuschlagen vermag, sie trat bei diesem Anlaß wieder einmal so recht zu Tage. Hinterher kamen dann freilich die Abbitten, als man sah, daß man sich — wie stets in solchen Dingen — mit seiner verlauteten Fixigkeit bereits arg verfahren hatte. Wir unsererseits meinen aber doch, man hätte mit der guten Witterung, die unsere Publizistik sanft ja so sehr auszeichnet, wenn es etwas zu erhaschen giebt, schon weit früher riechen, schmecken oder vernehmen können, daß hier einem Unwürdigen mit Klingen dem Spiele Heimgezeigt ward!

Weimar als „Hort der Kunst“. Aus Weimar schrieb man vor einiger Zeit dem „Hann. Cour.“: „Das Schauspielensemble des Weimarer Hoftheaters hätte am Schluß der Saison auf einige Wochen nach Berlin übersteden sollen, um im „Theater des Westens“ daselbst das Drama Ernst von Wildenbruchs „Der Generalfeldoberst“ zu geben, dessen Aufführung in Berlin bekanntlich seinerzeit vom Kaiser nicht genehmigt wurde und das jetzt mit Erfolg über die Weimarer Hofbühne gegangen ist. Der Plan kann indessen nicht ausgeführt

werden, da der Kaiser auch diesmal seine Genehmigung versagt hat, obgleich Ernst von Wildenbruch selbst in einem besonderen Schreiben um diese nachsuchte. In Weimar wurde übrigens der „Generalfeldoberst“ darauf noch einmal gegeben, und zwar auf großherzoglichen Befehl.“ — Sehr wahr! — sehr gut! Was aber leider vergessen wurde, hier mit zu vermeiden, ist doch ganz ohne Frage dieses: daß weder jenes kaiserliche Ver-, noch auch dieses großherzogliche Gebot den G. von Wildenbruchs'igen „Generalfeldoberst“ zu einem besseren Kunstwerke stampeln können, als er es ahnedem schon (nicht) ist und daß das Ganze also wieder einmal den leidigen Reklamé-Lärm nicht wert ist, der um diese Affäre, wie um eine cause célèbre, blindlings erhoben ward. Durch Geschmack zeichnet sich halt unser Deutschland noch wie vor nicht eben aus.

Plen-air der Musik. — Was der bildenden Kunst zum Segen gereichte: nämlich die Ausnahme der Natur im freien Richte draußen und mit der vollen Luftwirkung dazu — es falle der Musik zum Fluche werden. Wir (Schriftleitung der „Gesellschaft“) haben nämlich das zweifelhafte Vergnügen, im Sommer unausgesetzt oan einem Musikautomaten „auf der Walze“ beschäftigt zu werden, welchen eine benachbarte Gastwirtschaft, um Gäste anzuladen (NB!), aufgestellt hat und welcher über 6—10 Häuser weit seine gemein-aufbringlichen Weisen — ein ganzes, unausstichliches „Patpourri“ voll — zumeist in ganz unmöglichen Tempa und in jenem bekannten, unangenehm-schnarrenden Tone abliehnd verbreitet, der die Musik zusammen mit den schwingenden Luftsäulen aller begleitenden Geräusche, wie zugleich noch mit dem Beigeschmack des rotierenden Metalles selber, blechern genug, re-produziert. Es ist so recht der Variété-Tingeltangel niedrigster, albernster Sorte (Marke: „Unterbreitl“ und „Gassenhauer“); und wem die Verlagenheit der „Volk's“-Gesänge in unserer

Zeit bisher noch nicht zum Bewußtsein gekommen wäre, dem müßte sie doch da einmal ausgehen, wenn er hört, wie hier der patriotische Sang („Die Wacht am Rhein“), das Volkslied, Walzer- und Jirkus-Musik, Marsch- und Paradedammandas, Opern-Arie wie ernster Charal, Papageni-Geplapper und Kouplets, funterbunt durcheinander geworfen, in unmittelbarer Folge nach einander aufspielen. Sogar mit einer Bate aan höchst anrühigem Refrain bleibt man dabei nicht verschant . . . Segen die arme Presse wird immer sogleich der Unfug-Paragraph in Bewegung gesetzt, obwohl man sie sich doch durch einfachen Nichtkauf bequem am Leibe halten kann. Wa aber ist nun der „Schutzmann“, der den unbeschallenen Staatsbürger gegenüber salchen, im Sinne des „graben Unfug“ belästigenden, schlechterdings nicht zu erheinbernden Übergriffen der Nachbarschaft schützt?

Sdl. Bücher machen Leute

— aber umgekehrt: Leute Bücher? Als siebenter und letzter Punkt stand auf der Tagesordnung des letzten „Kongresses deutscher Gefängnis-Beamter“ die Frage: „Ist es zulässig, in die Bibliothek für die Gefangenen a) die deutschen Klassiker, b) Romane, eventuell welcher Art aufzunehmen? Welche Sorte Jugendschriften ist aan der Anschaffung für eine Gefangenenbibliothek auszuschließen?“ Der Referent Pfarrer Dr. Jäger (Ebrach) führte u. A. aus, daß sich die Einrichtung einer guten Gefangenenbibliothek mit dem Zweck des Strafauszuges sehr wohl vereinbaren lasse; ja, sie sei im Interesse eines wirklichen Strafauszuges zum Zwecke der Besserung des Gefangenen absolut notwendig. Er wies darauf hin, daß ganze Schichten unseres Volkes durch schlechte Litteratur aerbarben werden. Die schlimme Saat sehe der Strafanstaltsbeamte in ihren traurigen Früchten vor Augen. Es sei durchaus nicht gleichgiltig, was dem Gefangenen als Lektüre geboten werde; denn gerade für den Ber-

irrten gelte in dieser Hinsicht der alte Erziehungsatz: „Nur das Beste ist gut genug.“ Wenn so Brandner mit anderer Gesinnung und mit besseren Vorzügen die Strafanstalt verlasse und in der Freiheit thatsächlich einen ardenlichen Mann mache, so dürfen wir getraut annehmen, daß auch die gesunde Lektüre dazu beigetragen hat. Verfehlet sei es, dem Gefangenen sogenannte moralisierende Bücher in die Hand zu geben, da diese leicht verstimmend wirken, sobald die Tendenz bemerkt werde. In der Diskussion betante Pfarrer Dr. Jakobs (Werden a. d. R.) die Wichtigkeit einer richtigen Auslelung, welche Aufgabe des Geistlichen sei, der dabei individualisieren müsse. Es wurden dann aan der Versammlung folgende Thesen angenommen: „Es empfiehlt sich, die deutschen Klassiker in die Gefangenenbibliothek aufzunehmen, jedoch mit Auswahl nach pädagogischen Gesichtspunkten. Zugleich sind die besten Arbeiten aor- und nachklassischer und heutiger mustergiltiger Litteratur zu berücksichtigen. Auch gute Biographien und Romane eignen sich für die Gefangenenbibliothek, besonders historische, und alle diejenigen, welche auf religiös-sittlicher Grundlage erziehend und belehrend wirken. Als Jugendschriften sind nicht zuzulassen: Räubergeschichten u. dgl. Es ist eine Kommission einzusetzen, welche die Herstellung und Fortführung eines Musterkatalogs besorgt.“ — Daran erkenn' ich nun meine Pappenheimer! Das sind wieder ganz die lieblichen Töne alle, die ich schon ehedem vernahm, ja sogar bei Gelegenheit selber öffentlich aerlautbaren ließ zur Zeit, da ich mich mit Enthusiasmus noch den Bestrebungen eines „Vereins für Massenaerbreitung guter Schriften“ zu widmen, das Herz hatte. Dieser gute Mut ist mir seither allerdings gründlich vergangen, und ich habe mittlerweile einsehen gelernt — traß Herder: daß ein Buch schlechterdings nichts anregen und aeranlassen, weder herauslaffen noch abändern

und umtrepeln kann, was nicht als Anlage oordem schon vorhanden ist. „Das Beste gerade gut genug!“ — ja, aber was ist denn nun wohl „gut“? Sofort bei dieser Elementarfrage beginnt nämlich der Streit und Fant partiischer Entzweiung in jener Sache, die sich oon allem Parteitreiben doch so gründlich ferne halten sollte. Und: „Klassiker mit Auswahl nach pädagogischen Prinzipien“ — heilige Einsicht, welch göttliche Flechmusik! Ober glaubt man wohl, daß Einer oon der klassischen Bildung besonders oiel abbekommen haben könne und den „Klassikern“ der Nation überhaupt hervorragend gerecht zu werden oermöge, der es angeht dieß unser wahrhaft „klassischen“ Litteratur-Schätze noch fertig bringt, sich selber zum — Präzeptor jener Geistesheroen wieder aufzuwerfen und selber daraus nun „eine Auswahl nach pädagogischen Gesichtspunkten“ zu treffen. *Lasciate ogni speranza!* — bei solchen und ähnlichen „Gesichtspunkten“ nämlich zur Sache.

Zur Frauenfrage. Die oon Dr. med. Richard Bollert in Leipzig-Neustadt redigierte „Korrespondenz des Verbandes der Ärzte Deutschlands“ schreibt: „Die Frage, ob Frauen im Stande sind, Berufe auszufüllen, die bisher allein der Thatkraft des Mannes oorbehalten waren, ist zu ihren Gunsten entschieden. Mit gehöriger Ausbildung oersehen, findet man sie als Ärztinnen, Lehrerinnen u. s. w. Auffallend ist, daß gerade der Beruf, der immer und ooch jeher die Domäne der Frau war, fast ausschließlich oon Vertreterinnen der niederen Volksklassen ausgeübt wird: der Beruf der Hebamme. Wie in ihm sich die Frau heroorragend bethätigen kann, beweist die Erwähnung bedeutender Vertreterinnen dieses durchaus subalternen Zweiges der Heilkunde in der Geschichte der Medizin. Die Geburtshelfer haben praktische Anregungen oon ihnen erhalten und denken ihrer stets mit dankbaren Worten. Der berühmte Schau-

spieler Knusliß nennt in seinen Memoiren eine hochangesehene Tragödin seiner Zeit, die auch in den „Erinnerungen eines alten Mannes“ oon Kugelgen namhaft gemacht ist, die Händl-Schütz, die in ihren späteren Jahren sich diesem Berufe widmete und hochgeehrt in Halle gestorben ist. In der That giebt es wohl kaum eine Gelegenheit, wo die Frau der Frau bessere Dienste leisten könnte, als in den Stunden, da diese Mutter wird. Abgesehen oon dem weiblichen Mitempfinden, hängt für die Mutter und das neugeborene Kind außerordentlich oiel oon der ersten Hülfeleistung ab, so oiel, daß die Sterblichkeit beider in einem direkten Verhältnis zur Ausbildung der sogenannten weisen Frauen steht. Zur Zeit genießt ihr Stand nicht die Achtung, die ihm eigentlich bei seiner Wichtigkeit gebührt. Ihn zu heben wäre eine dankbare Aufgabe der Frauenbewegung. Nicht jedem weiblichen Wesen stehen die Mittel zur Verfügung, Medizin zu studieren; es giebt auch solche, denen die dauernde Abhängigkeit des Krankenpflegeamts nicht behagt. Der Arzt wird die gebildete Hebamme als eine willkommene Bundesgenossin begrüßen (?), nicht zu gedenken der oerbtreuerischen Handlungen, die unmöglich begangen werden könnten, rekrutierten sich die Hebammen nur aus Frauen oon wahrer Hergens- und Verstandesbildung.“ — Diese Ausführungen entsprechen oollständig. Sag für Sag, auch unserer Auffassung in dieser Sache, nachdem wir selbst in dem kleinen Weimar gelegentlich Zeuge waren der geradezu ungläublichen Kämpfe gegen bestehende Vorurteile, denen sich ein thatenfrohes und gebildetes Mädchen aus bester Familie mit seinem Triebe zur Bethätigung in diesem Berufe aussetzte.

Lebfrüchte mit Handgloffen — gemischte Gefühle in Stoß- feuzern.

Daß Herr Otto Eckmann ihm aus Brodneid Steine in den Weg werfe in

Form aan Zeitungsangriffen, bei denen er nicht einmal den sachlichen Anstand im Tone mehr zu wahren wisse — so eiferte jüngst Herr Van de Velde im Scherl'schen „Tag“ hinüber; ee forderte heftig: „Beweise! Beweise!“ seiner künstlerischen Unfähigkeit. Und Herr Umann replizierte in der Garden'schen „Zukunft“ ebensa kräftig wieder herüber mit dem Hinweis darauf, daß „man mit einem Schwall aan Schimpfwetern nicht widerlege“, indem ee auf die „Widersinnigkeiten und Fehler Van de Velde's in der Konstruktion oon Galyarchitektur“ bei Keller & Reiner und bei Gebr. Cassirer in Berlin hinwies. Zu guter Letzt ist das „Ende vom Lied“ doch nur wieder einmal: Es kann eben keiner aus seiner Haut heraus, noch über seinen eigenen Schatten springen! Aber schon treiben sie's ganz so, wie unsere I. Herren Gelehrten in „akademischen“ Zeitschriften und in „litterarischen Sprechsälen“, wenn sie „außer Verantwortung der Redaktion“ reden, d. h. sich in die Haare geraten! Im Übrigen hatte Hermann Obrist gelegentlich mit Fug und Recht darauf hingewiesen, daß es auch schon aor Herrn oon de Velde ein „modernes Kunstgewerbe“, und mit recht ansehnlichen Namen als Vertreter, in Deutschland gegeben habe.

„Die Schaaf-Galerie an der Briennerstrasse bleibt durchgreifender Reparaturen wegen, die sich auf das Äußere und Innere des Hauses erstrecken, auf etwa 14 Tage geschlossen“ — so las man in Münchner Blättern ausgerechnet gerade zur Zeit des lebhaftesten Fremdenverkehrs in der bayerischen Residenz. — Auch das las man an derselben Stelle, und dies wägt uns einen Stein vom Herzen: „Auf Entündigung hin wird uns aon zuständiger Seite mitgeteilt, daß Herr Lautenschläger mit dem Juli des kommenden Jahres in Pension zu treten gedenkt.“ . . . In der That, ein wahrer Alpdruck würde durch diesen Abgang des Freien-Meisters unserer Hofbühne aon unserem heimischen Theater-

leben wohl genommen. — Und endlich findet sich in den Berichten über das Düsselborjer Gaethe-Spiel, abermals bei Münchener Tageszeitungen, auffällig genug folgender übereinstimmende Passus: „Hatte man sich doch allenthalben sehr darüber gewundert, daß mit Ausnahme von Clara Ziegler während der ersten drei Festspieljahre niemals Münchener Künstler zu den Festaufführungen beigezogen worden waren.“ Allerdings, die Bewunderung könnte ja nicht groß genug darüber sein, wenn wirklich die Münchner Schauspielkunst zur Zeit auf der oollen künstlerischen Höhe, hors concours, stände — wenn . . . Sonst freilich dürfte das alles am Ende seine sehr guten Gründe gehabt haben!

Zur Herkunft des „Übermenschen“ stellt der Hausgermanist des „Tages“, dem nichts so sein gesponnen, es kün' nicht endlich an die Scherl'sche Sannen, halbamtlich gleichsam seit: In der „Ribefungen Klage“, einem höfischen Gedichte, welches in allen Handschriften dem Ribefungenlied beigelegt ist, heißt es Vers 115 ff.:

es het wider Ir halden
geworden alsó shro
Hagen der überhöre,
das siz lāsen nibt enkundo
sino müose bi der stende
rechen allu, das Ir was.

Demgemäß wäre also Hagen als der erste „Überherr“ zu betrachten; und wirklich paßt zur Charakteristik dieser Gestalt nicht wenig die Bezeichnung als „Herrenmensch jenseits oon Gut und Böse“. Daran mag aber derjenige zugleich auch sehen, wie sehr er Unrecht hatte, welcher sagte: „Nießsche habe aus dem Siegfried einen Cesare Borgia gemacht.“ Wenn doch nur endlich diejenigen, welche Nießsche nicht, aber nur aberflächlich gelesen haben, die oornehmste Tugend des Philosophen wenigstens für sich annehmen wollten — zur rechten Zeit und an der rechten Stelle zu schweigen!

Über den ambulanten Gerichtsstand der Presse hat Reichsgerichtsrat

Dr. Stenglein im „Zeitungs-Berlog“, dem Organ des „Vereins Deutscher Zeitungs-verleger“, interessante Ausführungen veröffentlicht, die in der Forderung gipfeln, dem § 7 der Strafprozeßordnung den Absatz 2 beizufügen: „Der Gerichtsstand für strafbare Handlungen, welche durch die periodische Presse begangen werden, ist bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirk die erste Ausgabe eines Blattes erfolgt ist.“ Allein das kann auch wieder nicht das Richtige treffen; denn darnach müßte der Herausgeber dieser Zeitschrift ja in — Dresden zuständig sein, während er sich doch gerne — was man ihm gewiß nicht weiter verübeln wird — die Vorteile des bayerischen Presse-Gesetzes, mit der Anwartschaft auf eine Verweisung vor die Schwurgerichte, auf alle Fälle sicher genommen hätte. Ähnlich merkwürdige Fälle liegen übrigens auch noch beim „Kunstwart“, „Lärmer“, „Kyllhäuser“ u. A. vor, wo Redaktion und Verlag gleichfalls getrennt, an verschiedenen Orten arbeiten.

Eine bemerkenswerte Urteilsbegründung geht neuerdings durch die bayerische Presse. Eine 16jährige Konsortarin hatte ihrer Kollegin eine goldene Uhr gestohlen und stand deshalb vor dem Münchner Schöffengerichte, das die Strafe des Verweises aussprach. In den Gründen führte das Urteil aus, daß bei dem hohen Werte des Gestohlenen eigentlich eine Gefängnisstrafe auszusprechen gewesen wäre.

Allein das Gericht sei der Anschauung gewesen: es sei vielleicht doch besser, wenn die Angeklagte in ihrem jugendlichen Alter noch nicht Bekanntheit mit dem Gefängnis mache, da es sehr fraglich sei, ob sie durch den Verkehr mit Gefangenen gebessert werde. — Jetzt nur noch einen Schritt weiter im konsequenten Denken, und man muß und wird unfehlbar bei einer Übertragung dieses Grundsatzes auch auf die ausgewachsenen Delinquenten, d. h. bei der Deportation mit Kultur-Arbeit, alsdann anlangen. Nämlich auch bejohrtere Sträflinge pflegen durch den Verkehr mit Gefangenen nicht gerade „gebessert“ zu werden.

Die Zitherspielerei hat in — Weimar einen höchst auffälligen, ganz außerordentlichen Erfolg errungen, indem der Großherzog von Weimar das Protektorat über den dort im August stattfindenden „Kongreß des Verbandes Deutscher Zithervereine und des Süddeutschen Zitherbundes“ übernommen hat. Das Konzert sollte sogar im dortigen „Hoftheater“ abgehalten werden. Nein, wirklich — das hätte der jugendliche Großherzog doch nicht thun müssen! Diesmal hat uns wirklich einmal München mit seiner Haltung sehr gefallen, Weimar dagegen org mißfallen: unsere „königl. Akademie der Tonkunst“ samt „königl. Odeon“ durfte davor glücklich bewahrt bleiben; nicht so leider auch das Theater Goethe's, Schiller's, Franz Liszt's und — Carl Alexanders.





Neues von Wilhelm Bölsche.*)

Bölsche gehört weder zu den einsamen Denkern, die überhaupt für kein Publikum schreiben, noch zu den Grandseigneurs des Geistes, deren Veröffentlichungen allgemein für die geistige Aristokratie Europa's und Amerika's bestimmt sind. Er schreibt für mehrere unterschiedene deutsche Kreise; für ein gemäßigt liberales Publikum in der „Deutschen Rundschau“, sodann für bildungsbedürftige Männer einer radikalern und dem Sozialismus sich nähernden Leser- und Hörerschaft, endlich für die große Anzahl derer, die ihm mit Vergnügen folgen, wenn er die Resultate der modernen monistischen Naturforschung in einer leichtfaßlichen und dichterisch warmen Naturanschauung glücklich popularisiert. Bölsche schreibt für Viele; nicht immer für Vorgelehrte, nach für alle Wählerische. Er ist der gebarene Popularisator. Das soll ohne Vorwurf gesagt sein; eher als Verteidigung. Wenn er über Goethe spricht, ist es in erster Linie der Vorhänger kommender naturwissenschaftlicher Ideen, den er meint, höchstens noch der Dichter des „Faust“. Ihn kennt und liebt er, und Geist von seinem Geiste fähigt er sich. Nicht Goethe hat auf seine Thätigkeit als Ganzes Goedel, auf seinen Stil Hermann Grimm, auf seine Anschauung von Welt und Mensch auch Fechner eingewirkt. Die Männer, deren Namen der jetzigen Generation verehrungswürdig sind, Nietzsche, Maeterlinck, D'Annunzio (um nur diese drei häufigst genannten und am ungleichsten zu wertenden zu nennen), scheinen ihn nicht beeinflusst zu haben. Beziehungen auf Valer oder Rusiker finden sich kaum bei ihm. Er gehört, als Besonnener und Berater, als Helfender und Theoretiker, zu dem Kreise der Berliner Reformatoren der neunziger Jahre; zu den Brüdern Hart, zu Bruno Wille und zu demjenigen Gerhart Hauptmann, der „Vor Sannenaufgang“, „Das Friedensfest“, „Die Weber“, „Einsame Menschen“ geschrieben und sich nach nicht mit der „Verwünschten Glade“ bläßgestellt hatte. Es gab damals noch zwei solcher Melanchthamaturen: Leo Berg und Laura Marxhalm. Bölsche ist gesünder und reicher als jene Weiden; sein thatfächliches Wissen ist größer, sein Gebiet weiter. Rheinländer von Geburt, hat er sich nicht aerberlinert, und diese seine Vorpastenstellung „Hinter der Weltstadt“ ist es, die ihm freieren Blick, ruhigeres Auge und sichereren Gang bewahrt hat. Was er schreibt, ist manchmal hausbacken, manchmal geschmacklos, aber gesund, in einem gewissen Sinne tüchtig, für ein bestimmtes Publikum förderlich.

Seine kleine Schrift über Goethe ist aus zwei Vorträgen entstanden, die er beide aus dem Stegreif gehalten hat, den ersten vor 2000 Arbeitern in Frankfurt, den zweiten bei der Festversammlung des Giordano Bruno-Bundes für einheitliche Weltanschauung zu Berlin vor 1200 Zuhörern. Diese Entstehungsgeschichte ist für Bölsche bezeichnend, und einer Beurteilung zu Grunde zu legen. Doch selbst für eine Festrede vor einfachen Leuten ist der Stil dieses Vortrages nicht immer angemessen — das darf nicht ver-

*) Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Ebelheim. (57 Seiten, 1 Mark.)

Die Eroberung des Menschen. Ebenda. (52 Seiten, 2 Mark.)

Stiller der Weltstadt. Friedensbogens Gedanten zur ästhetischen Kultur. Leipzig, Eugen Dietrichs. (347 und XII Seiten, 5 Mark.)

schwiegen werden. Er ist stellenweise geschmacklos, geschraubt, bilderwütig, sprunghaft. Über eine so schlichte Größe wie Goethe sollte man nur einfach, klar und still sprechen und schreiben, in der Art Hermann Grimms, die Bölsche gut charakterisiert, aber nicht immer nachahmt: „Es ist nicht nur das falsche Pathos, sondern auch das echte, im Sinne einer bestimmten Kunstform, das Grimm wie mit Absicht oerschmählt. Der Inhalt mag auf der höchsten Höhe wandeln; der Leser gerät in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wägne er einem Gespräche bei, wo jeder sein Bestes giebt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen. In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk.“ Abgesehen von den berührten stilistischen Mängeln, enthält der Vortrag eine Fülle treffender Gedanken und kluger Bemerkungen, wengleich Bölsche der vielleicht von Fehner überkommenen Neigung zu Exkursen allzu sehr nachgiebt. — Der Vortrag über die Entwicklung des Menschen in dreifacher Hinsicht, des embryologischen, des prähistorischen, des darwinistischen Menschen, wobei mir der dritte Ausdruck nicht ganz glücklich gewählt scheint, ist ein typisches Beispiel für Bölsche's Geschicklichkeit, die Ergebnisse fremder Forschung enthusiastisch anzuordnen und darzustellen. Der Ton ist frisch, oft burlesk. Wie viel allerdings von diesen schönen Konstruktionen thatsächlich stimmt, könnte nur der das Material gleichmäßig beherrschende Naturforscher nachprüfen und entscheiden. Immerhin ist Bölsche's Thätigkeit in ihrer Wirkung auf weitere Kreise nicht zu unterschätzen. Er fählt sich offenbar hier am besten zu Hause und als einen legitimen Abkömmling jenes Salama, von dem es im ersten Buche der Könige heißt, daß „er dichtete über die Pflanzen, von der Zeder aus dem Libanon an bis zum Hysop, der an der Wand wächst, und über Bieh und Vögel, Gewürz und Fische“. — Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn Bölsche literarische Essays schreibt. Was ihm hierzu fehlt, ist die eigentliche kritische Feinheit und der psychologische Spürsinn. Er ordnet an, baut auf, faßt zusammen, aber er analysiert nicht; er erklärt, demonstriert, aber er ist nicht neugierig, nicht artkürlich; trotz seiner wesentlich aprioristisch-synthetischen Art giebt er selten ein deutliches Parität. Alle seine Aufsätze beginnen mit einem eigentümlichen und interessanten Gedanken, aber im Folgenden wird man immer weniger gefesselt, beinahe ungeduldig. Er schreibt ganze Seiten, die ersten Ranges sind, und wieder solche, die man ärgertlich zwei, drei Mal liest, weil man nicht einseht, was sie gerade an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange wollen. Man liest seinen Aufsatz über Noakis, und ist am Ende erstaunt, daß man keinen Eindruck davonträgt, als den einzelner geheimer Sätze, die mit dem Namen Noakis in einen etwas erzwungenen Zusammenhang gebracht sind. Die paar Seiten über Jantane bringen nicht genug Persönliches. Persönliches enthält nun das Essay über die Brüder Hart wohl, aber es wird nicht recht lebendig. Der zweite Teil des Aufsatzes über Hauptmann beschäftigt sich mit der Broschüre Hans Landsbergs „Los von Hauptmann“, und zwar in recht abschprechender Weise. Ich muß gestehen, daß ich diese Broschüre (erschiene bei Hermann Walther in Berlin) für das Beste halte, was bisher über den Dichter geschrieben worden ist, und zwar gerade wegen der warmen Würdigung seiner Vorgänge. Ich mißbillige höchstens den marxistischeren Titel und die unverständige Zusammenstellung der Namen Nießke, Pfben und Wötkin. Aber als Ganzes scheint mir diese Schrift sehr geeignet, über Gutes und Schwaches bei Hauptmann in's Klare zu kommen, und ich finde die Art Bölsche's ungerecht. Dagegen ist der Nachruf „an der Mumie von Georg Ebers“ gerecht und herzlich wahrwallend, derjenige über Hermann Grimm als Ganzes gut und verständig, wie überhaupt Bölsche derjenige ist, welcher Hermann Grimm die Leichenrede zu halten berufen wäre. (Es ist übrigens

ein seltsames Zusammentreffen, daß Hermann Grimm und Adolf Bayersdorfer so kurz nacheinander starben, von denen jeder für sich eine hohe, feine und eigentümliche Kultur darstellte.) Der Aufsatz über die Ebner-Eschenbach redet zu viel von andern Dingen, ebenso derjenige über Heine. Den Anregungen über „Freie Universitäten“, eine „Journalistenfakultät“, „Frauenuniversität“ und „Arbeiteruniversität“ wird es zum Mindesten nicht nützen, daß sie in diesem Buche eingeschoben sind; sie sind so erwägenswert und fruchtbar, daß sie, aus diesem Zusammenhange losgelöst und als selbständige, zur Debatte anregende Broschüre herausgegeben zu werden verdienten. Hier ist Bölsche in seinem Elemente; er ist eine mehr starke als feine Intelligenz, die auf's Praktische, auf's Organisieren angewiesen wäre und sich, unter unsern gegenwärtigen Zeitverhältnissen, mit dem Theoretischen begnügen muß. Das letzte und umfangreichste Stück des Buches (fast 100 Seiten) handelt über Fechner. Wir feiern in diesem Jahre die Jahrhundertfeier seiner Geburt, und das hat den Mann auf einige Zeit wieder in den Vordergrund gebracht. Ob allerdings Fechner uns noch viel sein kann, scheint mir fraglich. Ich glaube nicht an unzeitgemäße Geister, die erst nach 50 Jahren wirken; in solchen Fällen liegt fast immer eine Überschätzung vor oder gar eine Mode oder aber eine Unkenntnis der zeitgenössischen Wertung. Ausgenommen sind Fälle eines allzu frühen Todes, wie bei Georges Bizet, bei Rossini, bei Keats, um nur diese drei zu nennen. Das Bedeutende und Bleibende Fechners wirkt schon längst und ist nicht mehr hinauszubringen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch hier. Es ist vielleicht eine Folge jenes Gesetzes, oder aber eine Kompensation im Sinne Emersons, daß die bei Lebzeiten nicht genug anerkannten Geister eine posthume Überschätzung erfahren, und umgekehrt. Diese Überschätzung begeisterter Jünger ist sogar in gewissem Sinne wertvoll, wenn sie nicht, wie in dem bekannten Falle Reichel-Gottscheb, zur Monomanie wird. So sind auch die Studien Postors und Bölsche's über Fechner wertvoll und zu begrüßen. Eine Stelle aus der Abhandlung des Letzteren möge hier folgen, als typisches Beispiel, wie er es immer darauf anlegt, den Gegenstand seiner Darstellung mit den Lebensfragen unserer gegenwärtigen eigentümlichen Zwitterkultur zu verbinden: „Fechner selber hat geglaubt, er hielte am Christentum fest. Und doch hat er an der entscheidendsten Stelle, wo er sich über dieses Christentum äußert, in dem wundervollen sechsten Kapitel der ‚Tagesansicht‘, den Satz drucken lassen: ‚An eine Verderrnis des ganzen Menschengeschlechtes, so der ganzen Natur als Folge von Adams Apfelsiß, an einen Gott, welcher des Kreuzestodes seines Sohnes bedurfte, um sich wegen der Schuld der von ihm selbst mit sündigen Trieben geschaffenen Menschheit verßöhnt zu finden, an eine ewige Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, welche über zeitliche Sünden und mangelnde Gläubigkeit ewige Höllestrafen verhängt, und an wievieles noch läßt sich nicht ewig glauben; der Orthodoxy täusche sich doch nicht.‘ Nun, ich denke, mehr ist allerdings nicht nötig. Wenn wir diesen Aß mit oßen seinen Nestern als verolltet und unholthor abßägen, — dann sind alle Gebilbeten von heute Christen. Die schlichten Wahrheiten und Wohlthaten des Evangeliums, die noch Abßattern dieses schworzen Schattens übrig bleiben: den Nächsten zu lieben; mit dem Armen das Brot zu brechen; die Sünderin nicht zu steinigen, weil keiner sich rein genug fühlte, den Stein auszuheben; die Geldwechßler aus dem Tempel zu jogen; und Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, — in denen sind wir alle einig auch außßerhalb der Kirche, so weit wir echte Kulturmenschen sind . . . Nach meiner Ansicht ist der tiefste Stand religiößen Empfindens das, wo man Religion nur noch zuläßt gegen das Opßer des Wissens, der Forschung, der Erkenntnis und der Logik und wo man dem religiößen Empfinden den Lebensnerv durchßchneidet, sich in neue,

verjüngte Weltanschauungen immer wieder hineinzuwickeln. Mag man an Stellen, wo das gefordert und gethan wird, noch so viel von Religion reden und sich wohl gar schlechthin für Verkörperung dieses Wortes halten, — für mich ist dort der Gefrierpunkt jeglicher religiösen Erhebung.“

Vielleicht ist Bölsche, mit seinem ungesüßten Thätigkeitsdrange und Produktionsbedürfnis, im Sinne Goethe's als politischer Schriftsteller zu bezeichnen: „er schreibt keine Zeile, die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete“. Er ist ein rastloser Kulturpionier, und darum sollen diese Zeilen, in denen ihm das eine oder andere Tadelswort nicht erspart bleiben konnte, mit aufrichtiger Anerkennung doch seines reinen Strebens, seiner Arbeitsenergie und seines starken Vermögens der Belebung und Anregung schließen. Autoren wie er sind für eine in unklarer Bewegung sich mühende Zeit wertvoll und hochzuschätzen.“

Dr. Josef Hofmiller.

*) Es ist hier vielleicht der passende Ort zu einer Klärung, welche durch eine bezügliche Veröffentlichung der „Gesellschaft“ gerade gebracht zu haben, deren Schriftleitung zu aufrichtiger Benützung geneigt darf. Unsere Leser erinnern sich gewiß noch der Kontroverse Diederichs-Hoffmann (aus dem II. Vierteljahr dieses Jahrganges). Die Wilhelm Bölsche später brieflich festgesetzt hat und eigentlich mit Händen zu greifen war, lag der Auffassung des Verlages ein behauerlicher Irrtum zu Grunde. Der Autor hatte gelegentlich im Gespräch mit seinem Verleger nur darauf hingewiesen, daß ihm die Idee zu einer Arbeit wie derjenigen über das „Nebeleben in der Natur“, in dieser Form der persönlichen Du-Konkretnämlch, bei der Zeitüre von Platon's „Weltmacht“ gekommen war. Und dieser rein historische Thatbestand einer Anregung erscheint in der That so wenig verjünglich in irgend einem Sinne, daß ihn der Autor sogar auch in einer Selbstkritik jenes seines Buches (in der „Wiener Mode“) öffentlich ruhig mit erwidern konnte.

D. Schriftl.

Romane und Erzählungen.

Mathieu Schwann: Liebe. Leipzig, Eugen Diederichs.

Die in diesem Bande vereinigten Skizzen, Schilderungen und Gedanken lassen Gestaltungskraft und Ausgereiftheit vermessen. Es sind begeisterte Predigten über die Schönheit der wahren und die Erbärmlichkeit der konventionellen Ehe, die alle von der reinen und vornehmen Gesinnung des Verfassers zeugen; aber, um selbst als Laienphilosophie zu wirken, fehlt ihnen eine ausgeprochene Eigentümlichkeit: es wird in dem monotonen Buche zu viel, zu lang und zu durchschnittmäßig geredet und geschulmeisteret. Die Gesinnung verdichtet sich nicht zum Kunstwerke; zu viel reiner Idealismus in der Art eines modernen Pfaffen. Der angewandte Idealismus, die Entwicklung der Ideen an einem Einzelfalle, das Lebendige gefastet all der schönen und guten Gesinnung erst würde das Buch zu dem machen, was dem Autor vorgeschwebt ist: zu einer künstlerischen Para-

phrase des mächtigen Zarathustra-Kapitels „Von Kind und Ehe“. Weil wir Schwann für einen gescheiten Kopf halten, der nur seinen eigenen Leistungen gegenüber von seiner Begabung als Kritiker nicht genug Gebrauch macht, mußten wir ihm das offen sagen. Dr. Josef Hofmiller.

Der Traum vom Weibe. Roman von Max Kesser. Dresden, Carl Reißner.

Dieser Traum vom Weibe mutet wie eine Palette an, auf der zarteste Farben so kunstvoll gemischt sind, daß sie sich ausnehmen wie mit Sonnenstäubchen überhauchte Perlmutterklimmer. Visionäre Erlebnisse aus dem Werdegang einer Jünglingspsyche, deren gaukelnde Zartheit wie Filigranmusik wirkt, deren Mondscheinöne von wunderhaften Blüten umbustet werden. Nur sind es der glühenden Töne und klingenden Farben ein wenig viel. Und der Duft des Phantastereigenen, den die aus der Tiefe herausgelauchten werdenden Empfindungen schlingen, die sich gern als Weltenrosennebel geben, scheint parfümiert.

Einem Wald- und Wiesenmenschen wenigstens. Dieser in lichter weiter Bläue schwimmende Florentin, aus der alle Atome seines Wesens den Frieden schöpfen, der sich wie etwas Unendliches fñhlt, etwas, das nicht ab- und nicht zunehmen konnte, der dabei merkwürdiger Weise etwas so Großes und Weites war, daß er in sich selbst wachsen konnte, ohne seine Grenzen oerlassen zu müssen, dieses Florentin Leibhaftigkeit wird nicht unbedingt glaubhaft scheinen, auch wenn er in seinen sublimen Seelenvorgängen das Geschicknis hat, daß er das All selbst ist, das Leben, das oom „leben“ unabhängig ist und fortbauern muß u. s. w. Vielleicht weil er die Unmenge der rohen Lebenskräfte abhalten, bekämpfen, besiegen mußte, die ihm oerwehrten, die dreimalheilige Stunde auszukosten, da er größer wurde als die Lebenden? Merkwürdig. Also dieser sublimen unheimhaftige Florentin träumt einen Traum oom Weibe. Von dem Weibe, das wunderschön ist und eine köppische und kriechende Seele hat. Er besitzt sie schließlich, sie, deren sächterlicher Stolz es oerschmäht hatte, die Liebe seiner Seele zu empfangen, um die letzten Flammen seiner Seele und den beginnenden Brand seiner Sinne zu löschen. Nachher mag ihr Leib zur Dirne werden. Trotz dieser Vorreslerion läuft er in brennender Liebe zur heiligen Stunde. Danach fühlen Herz und Auge nur nach oorwärts. Er wittert Rosenluft. Ob auch das ein Traum?

Gräfin S. oon Schweinitz.

Elisa Pleßners „Gläserner Käfig“ (oerlegt bei Leopold Weiß in Wien) ist eine Reihe oon Noellen, die sich alle mehr oder minder in den Rahmen der symbolischen Skizze einfügen lassen, welche der Sammlung den Namen glebt. Voll seiner Satire ist diese Idee oom gläsernen Käfig, in dem ein Zauberer ein junges Menschenkind gefangen hält. Der Käfig steht an der großen Lebensstraße und bietet seiner Bewohnerin allen Komfort: ein weiches Ruhe-

lager, köstliches Essen, edle Weine, oiele Bücher, eine goldene Harfe; aber er verwehrt jedem warmen Sonnenstrahl, jedem Wohlgeruch den Eingang. Er hält ebenso den drausenden Frühlingsskurm ab, wie den rofigen Blütenkneer. Das Mädchen sieht Tag für Tag auf der Lebensstraße tausende oon Menschen dahertziehen in Leid und Freud, in Schmerz und Glück — ihm selbst bleibt alles ferne, denn nur ein ganz kleines Tierchen hat der Käfig, man kann durch dasselbe nicht gehen, sondern nur eben kriechen. Das Mädchen will aber gar nicht hinaus. Das heißt: lange nicht. Bis eines Tages ein Mann oor dem Käfig erschneit, mit dem sie ach, so gerne! gienge. Aber als er sie bittet, durch das Türchen zu kriechen, da antwortet sie ihm: „Ich würde mein weißes Kleid beschmutzen!“ Da oerzählet er und geht. Das Mädchen kann die Sehnsucht nach ihm doch nicht oergehen und flucht dem, was gewesen, bis die Nacht kommt, die lange Nacht, in der alles erstarrt und oergeht. Der Zauberer aber geht mit seiner schönen Geliebten im Garten spazieren, und wie sie ihr Bedauern ausdrückt über die Ärmste, sagt er lächelnd: „Darum nur hat sie das Zauberwort nicht gebraucht! es ist ja so einfach: ‚Zerbrecchen!‘, der Käfig ist doch nur aus Glas.“

Die Menschen in Elisa Pleßners Geschichten sitzen alle mehr oder minder im gläsernen Käfig. Mag derselbe heißen wie immer: Konoenienz („Begräbnis“), gesellschaftliche Heuchelei („Baby“), Fräuderie, moralische Freigheit („Selbstmörder“), Nutzlosigkeit, das Glück zu fassen („Warten“), Hysterie („Warum“), Defadence („Reminiscenz“), kalkheirige Berechnung („Im Feuer geprüßt“) — alle umschließen sie die gläsernen Wände. Bezeichnend für diesen Rahmen ist ferner der „neue Herr Lehrer“, ein sehr romantisch angehauchtes, sehr unwahrscheinliches Vorkommnis zwischen dem Vorsteher einer Taubstummenanstalt und dessen 16 jähriger Schölerin. Abweichend

davon ist „meine Feeundin Rothilde“, die wohl durch das Thürchen des Käfigs kriecht — und zwar sehr auf allen Vieren kriecht — aber diese Abwesenheit aus dem Glashaufe mehr energisch als charaktervoll ableugnet.

Elisa Pleßner hat in Wien ein Stück aufführen lassen: „Die Ehrlosen“. Der klare Blick der Dramatikerin zeigt sich auch in dem Aufbau ihrer Novellen. Das ist weder himmelblaues Maelittum, noch krasse Emanzipationsschwärmerei, sondern ein zielbewusstes Ringen nach natürlichem Recht und nach Wahrheit. Grund genug wohl, um ein beachtenswertes junges Talent in ihr zu erblicken. Lilli Arber.

Wiesbadener Volksbücher.

Wer weiß, was das ist? Und doch ist es etwas, was von Vielen verlangt wird, die keine Ahnung davon haben, daß es existiert. Es ist die längst geforderte billige Bibliothek guter zeitgenössischer Litteratur. Ausstattung und Billigkeit übertrifft fast alles, was an derartigen Unternehmen bisher geboten wurde, die Auswahl ist gut, aber — wer weiß etwas davon! Der Wiesbadener Volksbildungsverein, der sich durch diese Schöpfung ganz außerordentliche Verdienste erworben hat, scheint uns einen Fehler gemacht zu haben; in dem uns vorliegenden Katalog heißt es nämlich: Die Wiesbadener Volksbücher können nur durch die Buchhandlung Heinrich Stadt in Wiesbaden bezogen werden. Nun frage ich, wie Viele aus den breiteren Massen des Volkes werden, selbst wenn sie von der Sammlung gehört haben, eine Postanweisung zur Hand nehmen, dann — mit Hilfe magischer Künste, denn man kennt ja das Gewicht der Bücher nicht — das Porto berechnen, welches vom Besteller zu tragen ist, und nun diese Postanweisung mit einer Bestellung an die Buchhandlung von Heinrich Stadt in Wiesbaden, Bahnhofsstraße 6, absenden, oder aber sich den

Kosten einer Nachnahmesendung aussetzen?

Ich sagte: selbst wenn sie von der Sammlung gehört haben. Von den Bekannten, mit welchen ich über das Unternehmen sprach, wußte keiner etwas von der Existenz der Wiesbadener Volksbücher. Ich weiß seit ihrer Begründung von ihnen, weil ich Mitglied der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ bin; späterhin las ich einen einschlägigen Aufsatz, vom Anreger des Unternehmens für die Zeitschrift zur „Allgemeinen Zeitung“ geschrieben. Ich ließ mir den Katalog von Herrn Stadt schicken; in diesem Katalog stehen aber erst fünf Nummern; inzwischen sollen weitere Nummern erschienen sein; ja, ich vernahm die dunkle Mär, daß eine der besten Erzählungen der Ebner-Geschichtsbuch für 10 Pf. zu haben sei. Ich kann nun immer wiederholen: wer weiß etwas davon?

Leider sind die den Volksbildungsvereinen nahestehenden Personen in vielen Gegenden Deutschlands noch ein sehr kleiner Teil des Volkes; es scheint uns zur richtigen Verbreitung der Wiesbadener Volksbücher nur ein Weg zu führen: durch die Buchhandlungen. Ich habe in mehreren Münchener Buchhandlungen nach den Volksbüchern fragen lassen, mit dem Ergebnis, daß man nirgends etwas von ihrer Existenz wußte. Nun ist ja klar, daß an diesen Büchern nicht viel für den Sortimentler zu verdienen sein kann; aber das dürfte bei Reklam, Reser und Wendel auch der Fall sein, denen übrigens das neue Unternehmen nicht Konkurrenz macht, sondern die es ergänzt; schließlich würde auch hier die Masse es bringen. Manche Sortimentsbuchhändler und Verleger werden es als einen Vorteil erkennen, wenn auf diese Weise die breiteren Massen der unteren und oberen Stände mehr an's Bücherkaufen gewöhnt werden; und manche, auch ohne sich einen Vorteil zu ersuchen, gerne eine solche Sache fördern. Wir richten daher an den Wiesbadener Verein und an den

Buchhandel die Anregung, sich entgegenzukommen.

Paul Nikolaus Goffmann.

Franszösische Litteratur.

La Mort de Corinthe, Roman von André Lichtenberger. Paris, Librairie Plon.

Dieses auf ernstest geschichtlichen Forschungen beruhende Buch ergriff mich wunderbar. Nicht nur, weil die letzten Tage des reichen, so hoch stehenden, so mächtigen Staates Karinth auf's Lebendigste und Anschaulichste geschildert sind, sondern weil man aus diesen Seiten den innersten Verzenskrampf des Verfassers aernimmt. Wahl ist das alte Korinth tot und begraben, doch ein anderes Volk ist es heute, das Lichtenberger aufrütteln möchte zur That, zu zielbewußtem, energischem Schaffen, wenn er sagt: „Ist Griechenland nicht als das Opfer seiner entarteten Söhne untergegangen, ist es nicht dahingefleht, weil diese sich nur ihren selbstischen Leidenschaften hingaben? Wer weiß, ab die ernstest Bemühungen einiger entschlossener Männer diesem dahinwinkenden Körper nicht neues Leben hätten einhauchen, den Zusammenbruch aufhalten, eine großartige Erhebung des ganzen Volkes herbeiführen und den dunklen Gang des Geschickes noch hätten wenden können? Wer kann es wissen? Keiner! Aber eine innere Stimme ruft laut, daß es Pflicht des Bürgers ist, jenen Versuch zu wagen, denn das Dahinsinken des Vaterlandes bedeutet ein grenzenlos schmerzvolles Untergehen: jeder Einzelne, der leichtsinnig und charakterlos seiner Pflicht aergißt, trägt die Verantwortung für den Untergang.“ —

La Faiseuse de Gloire, Roman von Paul Bruyat (Paris, Silerelle) schildert eine allzerheerende Seuche, die zeitgenössische Presse mit ihrer widerlichen Klüquewirtschaft, ihrer eklen Beflechtigkeith, ihrer allumfassenden Lügenhaftigkeit, ihrem selbstischen Strebertume. Leider nur zu

naturgetreu sind alle Vorkommnisse dieses Buches dargestellt. Und doch oersieht der Verfasser seinen Zweck, denn er häuft so viel Abscheulichkeiten und seine Darstellung ist so ingrimmig, daß der Leser wohl aufgereizt wird, aber schließlich über dieses tintenschwarze Gemälde die Köpfelein juckt. —

L'Amour-Phénix von José Hennebicq. Paris, édition de l'Humanité nouvelle.

Diese Phänix-Liebe „entragt allen Gütern der Erde, ausgenommen dem Edlen und Schönen“. Die Helden dieses Buches haben „mit Perlmutter benagelte Finger“ und reichen sich schlanke Hände, in denen die Verschlingungen der Adern wie durch Perlmutter leuchten. Alle haben sie „Wunsch und Willen ausgegeben; Schmerz und Hoffnung, Glück und Leid ist ihnen gleichgültig, sie streben nicht mehr nach Wissen, sie haben aufgehört, dieser aergänglichen Welt anzugehören und ‚erstrecken‘ sich in die Ewigkeit, in ewigem Lichte stellen sie Betrachtungen an.“ Ihre „Feuerseelen“ streben nach überfinnlischer, unvergänglicher Liebe in „Ordnung und Schönheit, in Luxus, Ruhe und Wallust“. Diese wenigen, möglichst wartgetreu übersehten Proben genügen wohl, um zu zeigen, auf welchem überspannten Symbolistenton das Ganze gestimmt ist. —

Suzanne Braeutigam-Ramane.

Russische Litteratur.

Im Verlage von Bruno und Paul Cassirer, Berlin, ist eine neue vollständige Ausgabe von Dostojewski's großem Roman „Der Idiot“, deutsch von August Scholz, erschienen. Dies Unternehmen, das hoffentlich zu einer Gesamtausgabe von Dostojewski's Werken in gleich vorzüglicher Übertragung führt, ist nur freudig zu begrüßen. Denn dieser Roman ist nicht alt für uns; er birgt im Gegenteil immer noch mehr Zukunft in sich als das Meiste, was wir später hervorgebracht haben.

Ich kann hier nur kurz darauf hinweisen. Es ist der Geist des jungen Rußland, aus welchem dies Buch geboren ist, dieser Geist der großen Liebe, der Alles, was unter ihm lebt und weht, mit seiner Blut verflärt, der auch uns in seinen Kreis zieht. Eine ungeahnte Kraft scheint ihm inne zu wohnen, eine beinahe religiöse Macht, die vielleicht gar nicht erst eines Dogma's bedarf, um zu fliegen —

Auch in diesem Buche können wir jetzt ruhig entbehren, was Dastajewski als Dogma hineingelegt hat — wir fühlen, dies Werk ist zu groß dafür, es hat das Leben in sich — und das wird immer nur verkleinert durch ein Dogma, eine Lehre. Aber das Leben unverkleinert zu geben — so weit menschliche und künstlerische Kraft dies vermag — ist allen großen Schöpfenden Befehl. Und so sehen wir hier das Leben sich entfalten in verwirrender Pracht. Die Träger dieses reichen Lebens, diese Menschen, scheinen nicht mehr Werkzeuge des Dichters, nach seinem Willen — sie leben ihr eigenes Leben, in solcher Ganzheit und Fülle, daß wir fast erschrecken. Es ist ein Anblick nur für Starke, so in das wirre Gewebe des Lebens hinabzublicken wie in einen Abgrund, zuzusehen, wie es immer mehr sich verstrickt, unaufhaltsam, von einem für unser Auge allzu dunklen Anfang aus — wie es sich ballt zu schweren Wälfen, von Schicksalen trübselig. Tastend suchen die Menschen ihren kleinen Weg, der sich immer mehr vor ihnen verbaut — bis sie in einer Art wollüstigen Brauens, sich dem Abgrund entgegenreiben lassen, der nur auf sein Opfer wartet.

Diese Ohnmacht — wir spüren es wieder einmal wie einen Schlag — ist auch uns gegeben. Wir sehen uns selbst in diesem Buch, wir reden, wir wollen, wir suchen, wir rechten und urteilen, wollen Andere formen nach uns — kurz, das schönste Puppenspiel thut sich vor uns auf, aber wir selbst sind's, mit denen da gespielt

wird. Grausam und stumm sitzen die Mächte da und schauen zu. Das Alles wäre furchtbar anzusehen — aber da ist diese Liebe und Wärme, dies Kinderlächeln voll verschwiegeneu Glückes — all das Furchtbare mit tiefem, wissenden Blicke anschauend, mächtig genug, die Abgründe zu überdecken.

Vielleicht ist diese Rettung nur ein Wahn — das wäre ein Anblick, noch grau-samer.

Demselben Geiste, derselben Erde haben wir wieder eine neue Frucht zu danken. Ebenfalls bei Cassirer sind in 5 Bänden ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki erschienen. Auch der Verlag Eugen Diederichs, Leipzig, hat zwei Bände von diesem Gorki, in anderer Auswahl, herausgegeben. Gorki ist der Dichter der „Verlorenen Leute“, aller derer, die vom Leben ausgestoßen sind in eine Welt von Hunger, Sorge, Verbrechen — und die gerade darum so reich sind an verborgenen Schätzen. Diese Welt thut sich vor uns auf mit all ihren Wirklichkeiten. — Es ist von Ruhen, hierbei an Jala, Kaupassant zu denken — deren Welt steht heute kalt, in harten, grellen Farben vor uns — wieder ist es hier der heilige Geist Rußlands, der all dies zerlumpfte, vogelfreie Elend mit seiner Liebesglorie umstrahlt.

Es sind einfache Erzählungen, meist aus dem unstäten Wanderleben, das Gorki am eigenen Leibe erfuhr. Die einzelnen Bilder sind in eine landschaftliche Stimmung von mächtiger Poesie getaucht — gleichsam der versöhnende Gegenfatz zu dem wirren Treiben der Menschen. Diese Menschen — Nießsche würde sich an ihnen freuen — stehen wundervoll plastisch vor uns, in all ihrer Raubtierschönheit — ahnmächtig in Fesseln knirschend, in Fesseln aus der Nacht der Vielzuvielen, aus den eigenen dunklen Trieben — dann wieder frei daherschreitend im göttlichen Spiel der Leidenschaften, siegend und unterliegend, grausam und gütig — und, nicht zuletzt, mächtig durch

List und Verschlogenheit, unbekümmert um Recht und Unrecht, durch's Leben treibend, Chaos im Chaos. —

Auch dies kann nur ein Hinweis sein. Aus der Fülle herausheben möchte ich noch die drei größeren Erzählungen, die am stärksten Gorki's Persönlichkeit und Kunst zeigen: „Das Ehepaar Orlov“, „Der Pilger“ (bei Diederichs „Der Bagobund“) und „Konowalow“. Und diese letzte wiegt am schwersten. Die Übersetzungen, bei Cassirer von Scholz, bei Diederichs von Teasanaff, bemühen sich, Gorki's Stil gerecht zu werden; die von Scholz mutet mich ursprünglicher und fließender an. —

Aus der kleinen Bibliothek Tongen, München, liegt endlich noch ein Bändchen vor aan Anton Tschschaff: „Ja, die Frauenzimmer!“ Es tritt naturgemäß diesmal hinter den vorigen Erscheinungen zurück. Sonst kann man auch diese Erzählungen nur loben, so ungleichwertig sie allerdings gemischt sind. Die erste, größere Erzählung scheint mir die beste. Es liegt nahe, Tschschaff mit Gorki zu vergleichen. Er gehört derselben Zeit an, die Form der Erzählungen, oft auch ihr Milieu, ihre Typen ähneln sich. Gorki's Stoffgebiet ist beschränkter als das von Tschschaff; trotzdem, aber gerade deshalb, erscheint Gorki schwerer, massiver, tiefer bohrend und höher fliegend. Georg Treppin.

Maxim Gorki: „Der Individualist“ (Prochodimeh) und „Der sonderbare Leser“. — Übersetzt von P. Jacofless. Mit Buchschmuck von O. H. Hoffert und J. D. Wehringer.

Es ist nicht nötig, den vielen lobenden Kritiken über den mit Recht so schnell zum Ruhme gelangten jüngsten russischen Schriftsteller Maxim Gorki, eine neue hinzu zufügen. Gorki hat sich im Sturme mit seinen Schriften die ganze gebildete Welt erobert. Wünschenswert war es aber, auch den, der russischen Sprache nicht mächtigen Lesern, Maxim Gorki's Werke durch gute Übersetzungen zugänglich zu machen. Das

ist schon von verschiedenen Seiten versucht worden, liest man doch schon Maxim Gorki im Zeitungsfeuilleton. Aber was alle bisherigen Übersetzungen aermiffen liehen, wor ein bei Gorki durchhous nötiges Behalten der russischen Art und der so individualuellen Manier seines Erzählens. Maxim Gorki klingt in seiner ganzen Art als der Sohn seines Volkes. Koubt man ihm dies durch mangelhafte Übersetzung, so giebt man aan ihm und seinen Schriften ein falsches Bild. Wohl ist schon versucht worden, ihm seine Eigenart zu bewahren; bald litt hier ober, die deutsche Sprache, bald wurde das Original mißhandelt. Vor mir liegen drei kleinere Werke Gorki's, übersetzt von Fr. P. Jacofless, erschienen bei Rich. Wöple, Leipzig, in 2 Bändchen. Das erste Bändchen bringt: Ein Individualist (Prochodimeh), das andere drei Erzählungen: Der sonderbare Leser und Zwei Wunderungen des Teufels. (So viel ich weiß, erscheinen alle Erzählungen zum ersten Male in deutscher Übersetzung.) Warum der Übersetzer Gorki's Titel der Erzählung „Prochodimeh“ in „Der Individualist“ umändert, will mir trotz der dazu gegebenen Erläuterung nicht klar werden. Die wörtliche Übersetzung: Der Gewanderte, würde trotz des Nebengedankens Landstreicher, Schlousatzs, meinem Gefühle nach durchhous mehr Gorki's anspruchslose Art, ohne alles Tendenzjase, auch in seinen Überschriften wiedergeben, und dem „Ideengehalt“ seines Werkes mehr entsprochen haben als „Der Individualist“! Doch das nur nebenbei. — Sonst hat es der Übersetzer meisterlich verstanden, sich mit der deutschen Sprache Gorki's eigener Art des Erzählens anzupassen. Er hat, ohne irgendwo der deutschen Sprache Gewalt anzutun, oder das Fließende der Erzählung durch die monchmol schwereren Russizismen zu stören, aarzüglich das Kolorit des Originals gewahrt, so daß mir die Entschuldigung für „manche Härten“ gänzlich unbegründet erscheint. Das ist ober auch nur mög-

lich, wenn der Übersetzer, wie Dr. Jacoff, als Deutschruffe gleich vertraut mit russischer Art und Eigentümlichkeit, wie mit der deutschen Sprache ist. Es ist nur zu begrüßen, daß Dr. Jacoff durch seine Übersetzungen auch das deutsche Publikum mit den Werken seines Landsmannes bekannt macht. Hauptsächlich folgen den kleinen Erzählungen bald die anderen Werke Garfij's, die in Rußland schon in „gesammelten Werken“ anliegen. Die Ausstattung der Bändchen und der Buchschmuck, besonders die Zeichnung von O. H. Baffert, sind gut und geschmackvoll. Der Preis ist sehr niedrig, nämlich 1 Mk. für das Bändchen.

Hanns Salzsüher.

Olla potrida.

Vorbemerkung: Ich laue über die folgenden, von der Schriftleitung zur Rezension mit anvertrauten „Novitäten“ nur referieren, indem ich mich von vornherein auf den Standpunkt des weitesten Lesepublikums stelle, welches über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes unterrichtet sein will und oft auch aus mittelständigen und schlechten Büchern noch Nutzen zu ziehen weiß; denn von strengem Standpunkte aus, dürfte keines der heute aufgeführten Bücher in erstem Zusammenhange auch nur erwähnt werden.

D. Ref.

Zu Politik und Sozialwissenschaft.

Der deutsche Kaiser und sein Volk
von Gustav Adolf Erdmann. Leipzig,
V. Eißner Nachfolger.

Gustav Adolf Erdmann ist ein patriotisch fühlender, gutgesinnter Mann; alter Militär, ganz erfüllt mit dem aus seinem Dresdner Namensvater analysierten „monarchischen Gefühl“. Er hat alles Verständnis für die starke, in ihrer Art große Persönlichkeit des deutschen Kaisers und lämpft insbesondere für die kaiserliche Flottenpolitik. Anarchische Gefühle sind ihm nationale; nationale die eigentlich sozialen.

Mene Tekel! Wohin die deutsche Weltpolitik führt, von einem altmodischen Politiker. Berlin, Hermann Walthers.

Der „altmodische Politiker“ ist ebenso patriotisch begeistert wie Herr Erdmann,

und zwar für das Gegenteil. Er ist gegen Flottenpolitik, gegen Kolonialpolitik, gegen Weltpolitik; malt einen herandröhnenden Krieg an die Wand und weckt das „deutsche Volk“ in der bekannten „zwölften Stunde“.

Der Student und die Politik von Prof. Wilh. Förster. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

Der Vortrag des Herrn Förster legt einigen studierenden Jünglingen an's Herz, keine Weltpolitik, sondern akademische Interessen zu betreiben; niemand wird das beanstanden.

Weltpolitik und Völkerverregeneration von Dr. med. Alf. Damm. Berlin, im eigenen Verlage.

Herr Damm, der früher in Frankfurt am Main und heute in Berlin die Menschheit regeneriert, ist uns ein alter Bekannter. Er stellt fest, daß „der Alkohol ein Völkergift“, der sexuelle Mißbrauch schädlich und die „Menschheit“ langsam im Absterben begriffen sei. Ich habe das nie bezweifelt. Einige darwinistische Anklänge über Vererbung, Entwicklungsethik und Menschheitszucht deuten auf den ganz naiven, tüchtigen Menschen, dem praktische Erfolge beschieden sein mögen!

Wedrus von Deutschlands junge Geister von Otto Lehmann-Ruhkämdt. Berlin, Verlag „Renaissance“.

Über den „Wedrus“ urteile ich ungern scharf, denn es steckt der edle Idealismus einer frischen, ungebrochenen Kraft darin, die nach wenig ahnt an den schweren Problemen jener Gebiete, auf denen sie doktrinär referiert. — Demnach sind die Begründungen des Herrn Verfassers ganz kindlich, dagegen (und das ist ja die Hauptsache) sagt er in der Sache viel Wichtiges . . . Fraudhon, Warren, Ruskin, dazu Nietzsche, Stirner und Mackay sind seine Gewährsleute. In begeisterter Unklarheit glaubt er anarchistischen Ideen zu dienen, wa er sozialistische Ideale anwendet auf primitive agrarische Voraussetzungen. Ein näheres Eingehen auf solche

Ideen würde hier viel zu weit führen. Es thut nicht not, daß jeder zur Mitarbeit an sozialen Reformen, „Menschheitsziele“ und letzte Erkenntnisse oor Augen habe, zu deren Erreichung gerade die ästhetische Lebensrichtung jener individualistisch-anarchistischen Dichterdenker oßlig ungeeignet ist. Vielleicht begnügt sich Herr Lehmann, statt in Amerika oder Afrika seinen Warren'schen Miniaturstaat zu gründen (wie er beabsichtigt), im Rahmen gegebener Zustände Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaften gleichgerichteter Menschen, nach Art der Baugenossenschaften, zu gründen; Kommunen, welche ohnehin bald wie Pilze aus der Erde schleschen werden. . .

Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Von Hermann Desterwig. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Die Broschüre ist der Geschäftsprospekt eines Lotteriekollektors. Man ist oersucht, auf den fragenden Titel zu reagieren, wie der Soldat Sohnheim auf die Frage seines Leutnants: „Warum soll der Soldat freudig für Gott, König und Vaterland in den Tod gehen?“ „Se haben Recht, Herr Leutnant, warum soll er?!“

Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Von Hermann Desterwig. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Das Buch sagt einiges über die sehr allgemeinen Ideen und Absichten einer kleinen Freimaurerversammlung, über welche neuerdings der samische Pater Gruber (vulgo Hildebrand-Serber), der ruhmbedeckte Übersetzer und spätere Widerleger Leo Tarils, einigen weiteren Unsinn beigebracht hat.

Zur Frauenfrage.

Das sexuelle Leben. Ein Fluch der Menschheit oon R. St. Leipzig, Otto Weber.

Von der Verfasserin des „Fluches der Menschheit“, Frau Amibai Rosa Stolle in Berlin, schmückt meine Bibliothek bereits

ein ähnliches Bestiztum: „Skaoenketten der Frauen“. Ich kann mich begnügen, das ehrliche, oan jeder Sachkenntnis ungetrübte Pathos und die echte Religiosität ihrer Predigt zu berühren.

Hunger und Liebe in der Frauenfrage oon Anna Bernau. „Freie Warte“; Minden, bei J. C. C. Bruns.

Von Frau Anna Bernau habe ich bereits eine andere Schrift über „Pietät“ hier besprochen. Auch diese Schrift steht auf der Höhe der alten. Lauter Selbstoerständlichkeiten, keine Tiefen oder Feinheiten. Aber wozu auch? Es würde die Flügel beladen. Frau Bernau's kluge schlichte Wärme wird uns hoffentlich Anhänger für die radikalere Frauenbefreiung auch da, wo der Gedanke einstweilen noch nicht hineingeht in den dummen Kopf. Und solche Werber haben die Frauen noch nötig.

Religion und Spiritismus.

Haben wirklich die Juden Jesus gekreuzigt? Von Dr. Ludwig Philippson. (2. Aufl.) Leipzig, R. W. Kaufmann.

Die Schrift von Ludwig Philippson, eines um die Interessen des Judentumes hochverbienten Mannes, wird neuerdings oon seinem Sohne, dem bekannten Historiker, herausgegeben. Sie weist nach, daß am Tode Jesu, mit Ausnahme eines vorräterischen Schülers, das „jüdische Volk“ nicht beteiligt gewesen sein kann, sondern daß seine Hinrichtung ein Werk des römischen Prokuratoriums war. Wem es wichtig ist, zu wissen, ob die Richter des wenig bekannten historischen Jesu Leute oon römischer oder jüdischer Abkunft waren, wird für die Zusammenstellung der Quellen dankbar sein.

Der Fall Rothe. Eine kriminalpsychologische Untersuchung oon Dr. jur. Erich Bohm. Breslau, Schief. Verlagsanstalt.

Das Buch des Herrn Dr. Bahn entlarvt eine gewisse Rothe, welche gegen Ent-

gelt aus der vierten Dimension Blumen herabzujaubern, auch Geisterbriefe und Klopfdäne im „Trance“ zu liefern pflegte. Herr Bohn streut ihr seine Blumen auf den Weg. Die Sprache ist nicht stets oornehm. Heute, da Theosophie und Spiritismus die Mythologeme der Vergangenheit abblößen; Psychologen wie Herr Krause und über die Sprache der Marsbewohner u. dergl. aufklären, heißt es mit Kanonen nach Spazern schießen, wenn ein ernster Mensch ein paar armselige Gauner in dieiden, mit Klecksigkeiten und allerlei Bildungsbroden verzerrten Büchern abfertigt.

Am der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Vortrag von Dr. C. Güttler. München, C. S. Beck.

Herrn Professor Güttler kenne ich seit

viele Jahre aus seinen Vorlesungen und seinen Büchern über Herbert von Cherbury und Bibel und Naturwissenschaften als verehrungswürdigen Ideologen. Auch habe ich den vorliegenden Vortrag mitangehört. Die kleine Broschüre führt einige Thatfachen aus der Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts auf. Ganz berechtigt ist, daß Niehsche (N. 19) als Vertreter der indio-dualistisch-religiösen Richtung in Anspruch genommen wird. Für Menschen, welche zu metaphysischen oder religiösen Erfahrungen überhaupt noch Zugänge besitzen, können Schriften und Wirkungen wie diejenigen Güttlers vielleicht zur Quelle christlicher Begeisterung werden. Ich bin leider nicht in dieser glücklichen Lage.

Theodor Lessing.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Kiermann, Richard: Nord Byron. Sein Leben, seine Werte, sein Einfluß auf die deutsche Literatur. Heidelberg, Carl Winter. 184 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Der Miffenpiegel: Nr. 5—8. Zeitschrift, herausgeg. von Robert Deymann. München, Verlag „Brüder“. Die einzelne Nummer M. 0,10.

Keladen: Nr. 3. Neue Monatsblätter für schöngeistige Literatur. Herausgeg. von Julius und Hugo Willip. Berlin NO, 18. Keladen-Verlag. 40 S. M. 0,35 die Einzelnummer.

Kanitz-Weyer, Emma: Gedächtnis und Gedächtnis. Mit einem Geleitwort von Fritz Dahn. Prag, Gust. Reugebauer. 47 S. Krone 2,—.

Kettichstein, Anton von: Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Berlin, Gedröder Verlag. 247 S. M. 5,—.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- u. Auslandes. Nr. 1475—1493. „Schillers Lieb von der Glode“ von Franz Freiherr von Dingelstedt. 30 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50.

— „Geist und Welt oder die Verlöbte.“ Eine Erzählung von Jeremias Gaildell. 309 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Der Weißbier.“ Eine Geschichte aus dem Torstert Bergen von Rudolf Greinz. 103 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75.

— „Kamoen.“ Charakterbild in einem Aufzuge von Friedrich Dahn. 36 S. geb. M. 0,25, geb. M. 0,50.

— „Die Abenteuer des kleinen Walzer.“ Humarist. Roman von Willialull. Deutsch von R. Riche. 259 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. — „Marienburg.“

Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel „Die Schlacht bei Tannenberg“, von Willip Josef von Rejzwe. Bearbeitet von E. Passarge. 87 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — „Das Kloster.“

Roman von Walter Scott. Bearbeitet von Theodor Bergfeldt. 404 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Dyne Dogma.“ Roman in drei Teilen von Henry

Stenkiewicz. Übersetzt von Berthold Domin. 381 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Prestolo.“ Schauspiel in vier Aufzügen von Plus Nic. Watil. 65 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. Schmöllke: Halle a. S., Otto Hendel.

Stedenkapp, Dr. Georg: Friedrich Niehsche und Friedrich Raumann als Volkserzieher. Göttingen, Franz Vandor. 70 S.

Stierbaum, Otto Julius: Irzarten der Liebe. Gedichte. Berlin SW, Insel-Verlag Schuber & Köpfer. 456 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Stierlein-Kilmann, Friedrich: Geschichte des Abend. Schlemmer-Silgen. Bielef, Carl Hermann Dahn. 127 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 2,25.

Stof, Alfred: Der Marijährl. Roman. Berlin W, J. Fontane & Co. 96 S. M. 1,—.

Stonus, Beatr: Naturgeschichte. Leipzig, Friedrich Wih. Grunow. 404 S. M. 6,—.

Stowollen, Dr. D.: Die Situations- und sonstige mittelalterliche Beschreibungen der Juden. Eine historische Untersuchung. Frankfurt a. M., J. Kaufmann. 302 S.

Stollins, J. Howard: Epitome der Symbolischen Philosophie Herbert Spencers. Mit einer Vorrede von Herbert Spencer. Übersetzt von J. Victor Carus. Leipzig, C. O. Neumann. 715 S.

Stöhn, Paul: Nationale Vertriebspolitik. Ein Beitrag zur Wasserfragenfrage. Berlin, Gose & Teplitz. 52 S.

Stöndler der Tonkunst in Bayern. Zweiter Jahrgang Bd. I. Künstlerwerke von Joh. und Wih. Hieronymus Wachtel. Veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 166 S. M. 10,—.

Stöndler (Hans) (Hreit-Wieder). Mit einer Einleitung von Stierbaum. Berlin, Schuber & Köpfer. 225 S.

Offenes Privatbibliothek: Nr. 60. Die schönste Witzsam. Beschr. von Franz Ruy-Gisheim. Leipzig, G. Müller-Baum. 112 S.

Friedmann, Dr. R.: Über Wahnideen im Volkstheater. Wiesbaden, J. G. Bergmann. 305 S. M. 2.—

Frührot, Heft XIII und XIV. Fortrabulale Zeitschrift, herausgeg. v. Robert Heymann. München, Trud und Verlag „Frührot“. Das einzelne Heft M. —.10.

Grüger, Ludwig: Goethe-Jahrbuch. 22. Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Sammlung Göschen: Das deutsche Volks- u. Hochschulleben und erläutert von Dr. Julius Caesar Krüger, G. J. Göschen. 183 S. M. 0,80.

Görllig, Maxim: Bd. I. Einik im Herbst. 227 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—. — Bd. II. In der Steppe. 289 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—. — Verheiß überlegt von Michael Jofanoff. Leipzig, Eugen Diederichs.

Gräffler, Die Hölzerher. Deutsch von H. Scholz. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 209 S. M. 2.—.

Graber, Christian: Demidol. Ein Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Voigtel. 100 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Grundmann, Franz: Edelweiß. Drama in einem Akte. Friedland i. W., Verlag des „Rüderst“. 28 S.

Heubner, Richard: Im Joper. Gesammelte Essays über das Opernrepertoire der Gegenwart. Leipzig, Hermann Goemann Nachf. 563 S.

Hermann, Robert: Riese Richte. Mädchen. München, Rob. Goemann (Reaktion „Kafferspiegel“). 95 S.

Holstner, Wilhelm: Im Dorf und draußen. Festliche Vorträge. Leipzig, Eugen Diederichs. 178 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hornacker, Dr. Ernst und Dr. August: Friedr. Hegels 4 nachgelassene Werke. II. Abthl. B. XI. 1875/76—1880/81. 422 S. Geb. M. 9.—, geb. M. 11.—. — II. Abthl. Bd. XII. 1881—86. 437 S. Geb. M. 9.—, geb. M. 11.—. Leipzig, C. O. Kommann.

Jentsch, Carl: Drei Spaziergänge eines Polen in's Hallsche Aicrium. Leipzig, Friedr. Wilhelm Grunow. 372 S. M. 4,50.

Kerckhoffer, Dr. Georg: Der erste naturkundliche Unterricht. Ein Beitrag zur Unterrichtsmethode aller Schulstufen. München, Carl Gerber. 28 S.

Knoop, Herbord Cusama: Das Giment. Roman. Berlin, Inri-Verlag Schuster & Köfster. 191 S.

Korari, Fritz: Pünktig Steber und Gesänge mit Klosterbegleitung. Weiskopf, Weiskopf. M. 5.—.

Kraus, Franz Xaver: Essay. (Zweite Sammlung.) Berlin, Gedruckt Verlat. 420 S. Geb. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Kronst. Ernst: Von gotthener Epistel. Ulrich epistol. Dichtungen. Dresden, C. Pierson. 91 S. M. 1,50.

Kurt, Heide: Von baumal. Erzählungen. Berlin, Gedruckt Verlat. 235 S. M. 4.—.

Lamm, Peter: Historische Briefe. Mit zwei Verträgen von Lammer. Berlin-Bern, Haenschel Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 368 S.

Resueur, D.: Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Übers. von Hulda Forster. Berlin, Hermann Volther. 39 S. M. 1.—.

Riedmann, Otto: Über philosph. Tradition. Kritische, gehalten in Jena 1882. 32 S. M. 1.—.

Die Altmor der Idealen. Eine Unterredung aus dem Bereiche der allgemeinen Wissenschaftstheorie. 113 S. M. 2.—. — Gedanken und Thesen. Philosphische Abhandlungen, Apertorien und Studien. Bd. I u. II. Bd. I. 1.—3. Heft. 470 S. M. 9.—.

— Bd. II. Heft 1. 90 S. M. 2.—, Heft 2. 234 S. M. 3.—. — Zur Analyse der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosphie. 722 S. Geb. M. 12.—, geb. M. 14.—. — Gänzlich: Strahburg, Karl J. Trübner.

Reisler, Weltminderung. Gedichte. Stuttgart, Gotta Nachf. 190 S.

Rippmann, Dr.: Zur Kritik richtigerer Kritik und der Rechtsphilosophie. Hannover, Helwing. 38 S. M. 1.—.

Ritz, Heide: Sommer-Sommer-Feierabend. Janssen, Scherer-Verlag. 28 S. M. 1,50.

Sämann, H.: Wagnel: Gespräche über und mit Tolstoi. 8 verm. Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs. 170 S. M. 1,50.

Sarm, S.: Der Naturgenie. Ein Beitrag u. Glückseligkeit. Leipzig, C. O. Kommann. 191 S.

Sarriat, Emil: Schlimme Eben. Koclen. Berlin, G. Grote. 226 S.

Sarlin, V.: Sonne Mähter. Gedichte. Dresden, C. Pierson. 64 S. M. 1,50.

Saulhner, Fritz: Beiträge u. einer Kritik der Sprache. I. Bd. Stuttgart, J. G. Gotta Nachf. 657 S.

Schring, Einar: Die französische Kritik im 19. Jahrhundert. Göttingen-Leipzig, Baumert & Neuge. 204 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Reinhold, Nicolaus: Die geschichtliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Frauenfrage. Berlin, Hermann Volther (G. m. b. H.). 154 S. M. 3.—.

Rendler, Max: Johann Ludwig Klaband. Dichter-Biographien. 5. Bd. Leipzig, Weidmann. 107 S.

NB. Das nächste Heft der „Gesellschaft“ erscheint am **Mitte September** wieder als **Doppelheft!**

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Raulbachstraße 87, II.
Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von 4^{1/2}—6^{1/2} Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unentgeltlich eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Briefe und Manuskripte, Zeitungen wie Widerrufen: ausschließlich an den Verleger; Befragungen, Anfragen oder Bestellungen: an den Verlag erbeten. — Probestifte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsabteilung zu beziehen.

Verlag und Trud der „Gesellschaft“: C. Pierson's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band III. ❀ 1901. ❀ Heft 5/6.
 ❀

China.

Von Polytropos.

Die Rückkehr des Grafen Waldersee und unserer Truppen aus Ostasien, sowie die „Sühnemission“ giebt mir, in Verbindung mit einem Artikel des Herrn Mathieu Schwann: „Wie die Deutschen Chinesisch lernen!“ (vgl. erstes Juni-Heft dieser Zeitschrift), heute Anlaß zu folgenden, wohl nicht ganz „unzeitgemäßen“ Betrachtungen über die Sachlage.

Ich fürchte nämlich sehr, kein Schopenhauer und kein Nietzsche, kurz keiner der großen Heroen auf dem Gebiete der Philosophie, kann uns Deutschen als Nation im Existenz-Kampfe gegen andere Nationen die richtigen Wege weisen! Der Einzelne kann wohl „die Freude“ als das letzte Endziel aller menschlichen Bestrebungen ansehen. Das Volk aber, welches gleichen Prinzipien huldigen wollte, würde gar bald zu Grunde gehen. Die Zeiten der arkadischen Schäfer und der grübelnden Philosophen sind längst vorüber. Harte Arbeit und harte Männer sind heutzutage nötig, um unser Vaterland groß und mächtig zu erhalten und sein Gedeihen weiter zu fördern. Wer daher ein guter Deutscher sein will, der darf nicht nach „Freude“ streben, sondern nach Kampf und Sieg auf allen Gebieten! Schärfer als je ist in unserem Vaterlande der politische Kampf auf der ganzen Linie entbrannt. Noch ist es ungewiß, wer im Streite um die Getreidehölle siegen wird: das Agrariertum, das aus traurigem

Egoismus gern die Größe und Macht des gemeinsamen Vaterlandes den Interessen eines einzelnen, stets sich verringernden Standes opfern möchte, oder Handel und Industrie, durch welche das geeinigte Deutschland im kurzen Zeitraum von 30 Jahren aus einem Spielball und kriegerischen Tummelplatz für fremde Staaten in das mächtigste Reich des Kontinents umgeschaffen wurde.

Ebenso heftig wird für und gegen die neu inaugurierte Weltmachtpolitik unseres Vaterlandes gekämpft. Das Streben nach derselben geht weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Der erste Schritt hierzu wurde nämlich schon im Jahre 1884 durch Besitzergreifung unserer afrikanischen Kolonien gethan.

Deutschland, damals schon die militärische Vormacht auf dem Festlande, erkannte, daß es in dieser Hinsicht das Endziel erreicht und nur noch dafür zu sorgen habe, daß es seine erworbene Stellung auch bewahre. Das rasch aufblühende Reich verfügte aber über so viel überschäumende Kraft, daß man getrost einen Schritt weiter gehen und verlangen konnte, daß unser Vaterland jetzt auch auf dem weiten Erdenrunde den ihm gebührenden Platz einnehme. In kolonialer Beziehung waren wir allerdings infolge der traurigen Lage in früheren Jahrhunderten zu spät gekommen. Was auf der Welt noch frei war, glich den spärlichen Überbleibseln einer längst beendeten üppigen Mahlzeit! Aber auch die Besitzergreifung dieser erbärmlichen Reste hatte ihre großen Vorteile. Es wurde dadurch das Interesse eines großen und nicht des schlechtesten Teiles unserer Nation für Deutschlands überseeische Bestrebungen wachgerufen. Man erkannte, daß Handel und Industrie, die allein unser Vaterland groß und mächtig gemacht hatten, neben ausgiebigem Schutze auch neuer Absatzgebiete bedurften.

Zugleich hegte man den Wunsch, durch Erwerbung von großen produktionsfähigen Länderstrecken Deutschland auch gegen das Phantom einer Einfuhrsperre von Lebensmitteln und tropischer Rohprodukte sicher zu stellen.

Die Gegenwart schon lehrt uns, daß unser afrikanischer Besitz die in dieser Hinsicht auf ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs erfüllt hat, noch je erfüllen wird. Die Zukunft aber wird uns zeigen, daß eine Weltmacht eigene Kolonien überhaupt nicht mehr nötig hat, um Absatzgebiete für ihre Industrie zu finden, sofern sie nur im Stande ist, ihren überseeischen Handel, dem keine fremde Kolonie mehr auf die Dauer versperrt werden kann, in genügender Weise zu schützen.

Mit Besitzergreifung der afrikanischen Schutzgebiete hatte Jungdeutschland den ersten Schritt in die weite Welt gethan. Was man im

den Afrika nicht finden konnte, man mußte es anderswo suchen. So richtete sich der Blick unserer Regierung fast instinktiv nach dem fernen Osten und den Ländern, aus denen heute schon ein reicher Goldstrom zu uns herüber fließt. Die Folge hiervon waren zwei, für unsere weitere Entwicklung schwer wiegende Ereignisse: erstlich die Besitzergreifung von Kiautschou, zweitens die hervorragende Beteiligung unseres Vaterlandes an der Chinaexpedition.

Die Ermordung einiger Missionare, eine That, welche sich leicht auf diplomatischem Wege durch Zahlung einer Entschädigung hätte erledigen lassen, bot uns den willkommenen Anlaß, endlich im fernen Osten festen Fuß zu fassen, nachdem uns die meisten anderen europäischen Großmächte in dieser Hinsicht schon vorausgegangen waren. Unsere afrikanischen Erwerbungen waren von ihnen zumeist stillschweigend gebilligt worden. Das Geschrei aber, welches sich bei der Besitznahme von Kiautschou auf allen Seiten erhob, kann uns der klarste Beweis dafür sein, daß wir hier wirklich eine wertvolle Erwerbung gemacht haben.

Ob diese Kolonie die Hoffnungen, welche man bezüglich ihres eigenen Wertes auf sie setzt, erfüllen wird, kann man heute noch schwer beurteilen. Günstiger liegen die Verhältnisse hier jedoch in jeder Hinsicht als in Afrika. Diese ganze Frage ist aber besonders auch mit Rücksicht auf die geringe Ausdehnung unseres Schutzgebietes eine mehr nebensächliche. Die Hauptsache ist vielmehr, daß auch wir einen uns gehörigen Schlüsselpunkt in China erworben haben. Einen maritimen Stützpunkt für unsere Flotte, eine Kohlen- und Kabellestation, welche uns in allen diesen Punkten von den übrigen dort konkurrierenden Mächten unabhängig macht. Der uns daraus erwachsende Vorteil ist bereits durch die jüngsten Ereignisse im Osten klar zu Tage getreten. So lange Friede und Freundschaft wenigstens äußerlich im chinesischen Koncert der Mächte aufrecht erhalten blieb, standen ja unserer dort befindlichen Flotte auch die maritimen Einrichtungen der anderen Nationen zur Verfügung. Geradezu gefährlich aber wäre die Situation unserer Schiffe geworden, hätten dieselben im Falle einer großen internationalen Verwicklung, deren Möglichkeit niemand bestreiten wird, nicht über einen Deutschland gehörigen Hafen verfügen können. Diesen Hafen nach Kräften zu befestigen und mit allen, für die moderne Schifffahrt nötigen Hilfsmitteln auf's Beste auszurüsten, muß unsere erste Sorge sein. Hier darf kein Geld gespart werden! In zweiter Linie wird es sich für uns darum handeln, neue derartige Punkte, nicht nur in China sondern überall auf der Welt, zu erwerben, um unserem Handel, der heute schon mit mächtigen Armen den ganzen Erdkreis umspannt, und hiermit

auch die hinter ihm stehende Industrie, stets in genügender Weise schützen zu können.

Auch eine Erwerbung in Amerika wird in Betracht kommen müssen. Das Geschrei der Vereinigten Staaten, die durch ihren spanischen Raubkrieg und die Wegnahme der Philippinen mit dem besten Beispiele vorangegangen sind, wird uns hierbei wenig irritieren können, sofern wir nur in der Lage sind, unsere eventuelle amerikanische Erwerbung auch mit der Waffe in der Hand zu behaupten. Es ist aber kaum anzunehmen, daß der billige Sieg über das gänzlich verlotterte Spanien Amerika so verblendet haben sollte, daß es wegen einiger kleiner Inseln (nur um solche kann es sich, zwecks Errichtung von Kohlen- und Kabelstationen, handeln) einen Seekrieg mit Deutschland beginnen würde. Ich glaube, wir könnten demselben schon bei dem jetzigen Stande unserer Flotte ruhig entgegen sehen. Zudem wäre es vielleicht für gar Manchen im deutschen Vaterlande eine gewisse Genugthuung, den Herren jenseits des großen Wassers, die keine Gelegenheit versäumen, über uns herzuziehen, gegen uns zu hegen und unser Nationalgefühl auf's Größlichste zu beleidigen, einmal zu zeigen, was eine wirkliche europäische Großmacht, welche über anderes Material als alte hölzerne Kriegsschiffe verfügt, zu leisten im Stande ist! Lügen hier die Verhältnisse ähnlich, wie bei der Erwerbung Riantschou's, dann wäre es allerdings klüger, auch hierüber zu schweigen und die Welt vor die bereits vollzogene Thatsache zu stellen. Dies ist aber nicht der Fall. So schadet es vielleicht nicht, den Vereinigten Staaten schon heute klar zu machen, wie unsere Antwort auf einen etwaigen Protest gegen eine deutsche Erwerbung in Amerika lauten wird!

Aber auch unsere hervorragende Beteiligung an der China-Expedition ist von eminentester politischer und praktischer Bedeutung.

Wer hier nur von einem Nachzuge spricht, beweist einzig und allein lediglich die eigene politische Kurzsichtigkeit. Selbst die Ermordung unseres Gesandten hätte durch eine Flottendemonstration mit eventuellem kurzem Bombardement eines chinesischen Hafens noch geregelt werden können. Allein es handelte sich hier um viel wichtigere Dinge, die man freilich nicht vom Standpunkte des deutschen Philisters und Kanueregiers aus beurteilen darf.

China, das Reich mit seinen 300 Millionen Einwohnern, heute noch ein absoluter Agrarstaat, kann in der Zukunft das beste Absatzgebiet für unsere Industrie werden. Wir haben es hier nicht mit einem armen, schlecht bevölkerten und mehr oder minder bedürfnislosen Lande zu thun, wie z. B. in Afrika. Es gilt vielmehr die Erschließung eines Gebietes,

dessen dichte Bevölkerung im Stande ist, unsere Einfuhrprodukte in ungemessenen Mengen aufzunehmen, dieselben genügend zu bezahlen und uns hochwertige Rohstoffe dafür zu bieten. Der Reichtum China's an mineralischen Produkten steht außer Zweifel. Die Hebung derselben wird sich, wenn erst westliche Kultur im Lande Eingang gefunden hat, verhältnismäßig rasch und ohne allzu große Kosten bewerkstelligen lassen. Denn hier finden wir vor Allem, was uns im tropischen Afrika wohl immer ver sagt bleiben wird, billige, zahlreiche und in jeder Hinsicht taugliche Arbeitskräfte. Der Bau der absolut nötigen Eisenbahnen wird sich mit solchen, an schwere, andauernde Arbeit bereits gewöhnten Menschen leichter durchführen lassen. Zudem wird der größte Teil der chinesischen Bevölkerung das Vordringen abendländischer Kultur als eine Befreiung von einem Jahrhunderte alten, schweren Joch freudig begrüßen. Man wird gerne bereit sein, die alten konservativen Schranken, die nur zu Gunsten einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Bevorzugter geschaffen und künstlich erhalten werden, niederzuwerfen. Nur darf natürlich nicht bei jenem Teile begonnen werden, dessen Änderung praktische Vorteile absolut nicht bietet, nämlich bei der Religion! Es ist hier nicht der Platz, um Vergleiche über den ethischen Wert des reinen Christentums und des reinen Buddhismus anzustellen. Der gebildete Chinese hat darüber gewiß seine eigenen, vielleicht nicht unberechtigten Anschauungen. Der ungebildete aber wird einer Neuerung kalt, ja vermöge seines eingewurzelten konservativen Sinnes sogar feindselig gegenüber stehen, welche ihm nur altährwürdige Einrichtungen nehmen und keine materiellen Vorteile dafür bieten will. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß jeder Chinese von Natur aus Geschäftsmann und immerdar bestrebt ist, etwas zu verdienen und seine materielle Lage zu verbessern. Eine ihm eventuell sogar wider seinen Willen aufgezwungene Religion, deren Superiorität er nicht einmal anerkennen kann, hat daher für ihn nichts Verlockendes; besonders wenn man berücksichtigt, daß ihm die Zugehörigkeit zu derselben höchstens noch schweren Schaden an Gut und Leib verursachen kann. Dem europäischen Kaufmann aber wird er gerne sein Land eröffnet sehen. Mit ihm kann er Geschäfte machen und verdienen. Durch tausend und abertausend Kanäle werden von den chinesischen Kaufleuten selbst die Produkte europäischer Industrie über ganz China verbreitet werden, so bald dessen Inneres einmal hierfür erschlossen ist.

Von Überängstlichen wird vielleicht behauptet, daß es nicht lange dauern könne, bis dieses intelligente Volk in der Lage sein wird, sich durch eigene Produktion von dem europäischen Import unabhängig zu machen. Dementgegen muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß China bis jetzt

hauptsächlich Agrarstaat ist. Ferner eignet sich der Chinese mehr zum Geschäftsmann, der fremde Waren weiter verkauft, und zum Arbeiter, der unter fremder Leitung und fremder technischer Intelligenz folgend im harten Tagewerk seinen Verdienst sucht. Schließlich könnte man gerade so gut sagen, die Entdeckung Amerika's sei für die alte Welt ein Unglück gewesen, da dieser neue Weltteil heute beginnt, uns nicht unbedeutende Konkurrenz auf industriellem Gebiete zu machen!

Alle Anzeichen deuten nun darauf hin, daß der Zeitpunkt nicht mehr zu ferne ist, wo ganz China der abendländischen Kultur geöffnet werden wird. Da war es unerläßliche Pflicht einer weisen Regierung, dafür zu sorgen, daß auch unser Vaterland seine ihm gebührende Stelle einnehme und nicht wie in früheren Jahrhunderten einfach bei Seite geschoben werde. Schon die jähe Ermordung unseres Gesandten, so sehr dieses Ereignis ja vom menschlichen Standpunkt aus zu bedauern ist, war eigentlich ein günstiger Umstand für uns, da wir so als hauptsächlich Bekränkte und Beteiligte China gegenüber auftreten konnten, also zu einer gewissen führenden Rolle berechtigt waren. Im deutschen Oberkommando für die Operationen fand dieses allgemein anerkannte Gefühl zum Teile seinen Ausdruck. Noch günstiger war für uns der Umstand, daß unser erster Rivale im Osten auf kommerziellem Gebiete, England, durch den südafrikanischen Krieg in militärischer Beziehung völlig lahm gelegt war.*)

Alle diese Umstände trugen dazu bei, unsere Stellung im chinesischen Konzert der Mächte zu einer hervortretenden zu machen. Der Erfolg dafür wird sicher nicht ausbleiben. Erstlich nämlich wird keine europäische Macht im Stande sein, uns aus der in China einmal erworbenen Position zu verdrängen. Ferner aber ist sich jeder, der China und seine Verhältnisse kennt, darüber klar, daß dort die Machtfrage die erste Rolle spielt. Die Nation, welche in dieser Hinsicht an erster Stelle steht, wird daher auch in jeder andern Beziehung bevorzugt sind.

Wir können daher der Reichsregierung nicht dankbar genug sein, daß sie in richtiger Auffassung der Verhältnisse ohne Zaudern die China-politik frisch gewagt und sofort in die richtigen Bahnen geleitet hat. Rein vernünftig und ruhig denkender Mensch wird natürlich den vorzeitigen Ruhmeszug des Grafen von Waldersee durch halb Europa, von Nord nach Süd, als berechtigt oder notwendig hinstellen wollen. Bei seinen Leistungen

*) So hat denn dieser unselige Kampf, der im Übrigen auch für unser Vaterland die schlimmsten materiellen Folgen bereits gezeitigt hat und noch in größerem Maße, je länger das endgiltige Obliegen Englands noch hinausgeschoben wird, zeitigen muß, wenigstens doch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil für uns gehabt! Anm. d. Verf.

aber wird man die in gewissen Kreisen unseres Vaterlandes zur zweiten Natur gewordene überschwängliche Verehrung für bestimmte Dinge und Thatsachen, d. h. den damit verbundenen Hurratriotismus, als in einer so wichtigen Frage gänzlich nebensächlich, vergessen können.

Daß die Chinaexpedition für das Wohl unseres ganzen deutschen Vaterlandes von eminenter Bedeutung war, beweist aber gerade auch der Umstand, daß sie zumeist von jenen Leuten angegriffen wird, deren aufrichtiges Wohlwollen für eben dieses ganze Deutsche Vaterland teils durch egoistische Sonderinteressen, teils durch internationale Bestrebungen bedeutend beeinflusst wird. Es ist nur zu hoffen, daß der Einfluß dieser Menschen nicht ausreicht, um das wieder zu verderben, was wir mit hohen Kosten an Gut und Blut bereits gewonnen haben!

Gerade China, und die in den vorstehenden Zeilen angeführten Thatsachen, werden vielleicht dazu beitragen, daß man in den breitesten Schichten unseres Volkes einsehen lernt, daß der Ausspruch unseres Kaisers: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser“, kein zufälliges, lediglich der momentanen Begeisterung entsprungenes Wort ist. Vielmehr dürften diejenigen die „Narren“ sein (um bei einem, mir sonst im Kampfe mit der Feder nicht geläufigen Wort des Herrn Mathieu Schwann zu bleiben), welche nicht den tiefen und wahren Sinn dieser Worte begreifen wollen, der da lautet: Unser Vaterland kann nur groß und mächtig bleiben und weiter blühen, wachsen und gedeihen, wenn eine starke Flotte im Stande sein wird, unseren Welthandel, die kräftigste Lebensader unseres Reiches, auf allen Meeren in seinem Bestande zu schützen und in seiner weiteren Ausdehnung kräftig zu unterstützen! . . .

* * *

Zum guten Ende nun noch ein kleines, praktisches Nachwort. Durch einen aus Berlin vom 10. August datierten Leitartikel in Nr. 374 der „M. N. N.“ wird unumwunden zugegeben, daß Ausrüstung, Verladen und Auslaufen bei der jüngsten Chinaexpedition „wunde Punkte“ gewesen seien. Nach dem alten Grundsatz, daß richtige Erkenntnis eines Fehlers schon der erste Schritt zur Besserung sei, ist dieses Geständnis ein sehr erfreuliches zu nennen. Ebenso wäre es zu begrüßen, wenn durch eine Kommission unter Zugrundelegung der guten und schlechten, in China gemachten Erfahrungen Maßregeln getroffen würden, daß in Zukunft die oben angeführten Mängel beseitigt werden. Dies erscheint um so notwendiger, als für jeden, der nicht absichtlich blind gegen die Anforderungen

der Neuzeit sein will, die Thatsache feststehen wird, daß der Chinaexpedition vermutlich noch weitere und sogar umfangreichere deutsche überseeische Expeditionen folgen werden.

In dem zitierten Artikel nun wird eine gemischte Kommission von Land- und Seeoffizieren vorgeschlagen. In dieser Zusammensetzung aus exklusiv militärischen Mitgliedern liegt aber eine große Gefahr. Wie unsere Kolonialverwaltung, die man eine ständige militärisch-juristische Kommission nennen könnte, gerade dadurch an einem bleibenden Übel krankt, so würde auch diese, an sich sicher segensreiche Kommission, wenn allein aus Offizieren, sei es auch der Land- und Seemacht bestehend, nur Unvollkommenes zu leisten im Stande sein. Wollen wir nicht gleich hier schon anfangen, aus den früheren Fehlern zu lernen?

Hätte man bei der Aussendung und Ausrüstung der Chinaexpedition außer militärischen Faktoren auch andere, mit überseeischen Erfahrungen ausgerüstete Zivil-Menschen zu Worte kommen lassen, gar vieles wäre sicher besser ausgefallen und manche Unzulänglichkeit vermieden worden. An einigen Beispielen läßt sich dies schlagend nachweisen.

Das absolute Versagen unserer Transportmittel auf dem Lande, zumeist durch unsere schweren, vierräderigen Munitionswagen bedingt, welches gleich anfangs zu Tage trat, hätte leicht vermieden werden können. Jeder, der nur einigermaßen mit asiatischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß von Ceylon ab bis nach Japan neben Lasttieren nur zweiräderige, leichte Karren als Transportmittel benützt werden. Die Straßenverhältnisse sind eben, einige große Handelsstädte ausgenommen, derartige, daß vierräderige, schwere Wagen einfach nicht weiter gebracht werden können. Auch die dort vorhandenen Zugtiere sind für solche Behikel nicht geeignet. Der deutschen Heeres- und Marineverwaltung war dies Faktum anscheinend unbekannt, jeder Angestellte einer indischen oder chinesischen Firma hätte jedoch in dieser Hinsicht Bescheid gewußt.

Das Asbesthaus und der Mosquitohelm des Grafen Waldersee, zwei Dinge, welche leider die Spottlust der ganzen Welt herausforderten, wären dann auch sicher zu Hause geblieben. Sie waren ebenso unnütz und überflüssig wie die silbernen Fangschnüre und hohen gelben Lackstiefel bei der Uniform unserer Schutztruppen-Offiziere. Man spricht immer von Vereinfachung der heimischen Uniformen, hat aber leider dieses löbliche Prinzip sogar bei der neugeschaffenen Tropenuniform wieder gänzlich außer Acht gelassen. Auch das Laden und Ausladen aller Materialien wäre unter Zuhilfenahme von Angehörigen der Handelsmarine sicher zweckmäßiger geregelt worden.

Wenn also schon der gute Wille vorhanden ist, für die Zukunft in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, dann wäre es auch unbedingt notwendig, daß hierzu der richtige Weg bei Zeiten eingeschlagen wird. Der Gedanke einer Kommission ist gewiß zu begrüßen. Ihre Mitglieder dürften eben nicht nur aus militärischen Kreisen gewählt werden. Es müßten auch Leute von langjähriger praktischer Erfahrung hier Sitz und Stimme haben. Unsere großen Handelsherren in den Hansastädten und deren Angestellte, die jahrelang in Asien gelebt und gearbeitet haben, sind hierzu ebenso nötig, wie die Offiziere unserer großen, nach Asien fahrenden Dampferlinien, wenn wirkliche Erfolge erzielt werden sollen!



Kommende Handelspolitik.

Von Paul Dehn.

(Berlin-Friedenau.)

In allen Ländern herrscht bei den Regierungen wie unter den beteiligten Erwerbstreibern eine vollständige Unklarheit über die Neugestaltung der handelspolitischen Beziehungen nach dem Ablauf der Handelsverträge mit Ende des Jahres 1903. Werden diese Verträge erneuert werden? Unverändert oder mit welchen Abänderungen? Oder wird dieses schwierige Werk nur teilweise, nur zwischen einzelnen Staaten, oder gar nicht gelingen? Und was dann? Wird vielleicht gar ein allgemeiner vertragsloser Zustand, ein sozusagen latenter Zollkrieg eintreten?

Auf diese Fragen bestimmte Antwort zu geben, ist unter den heutigen Verhältnissen niemand im Stande, auch nicht die leitenden Politiker. Zwar reicht ihre Macht allenfalls aus, um die Unzahl der kleineren und größeren, oft widerstrebenden Interessen des Inlandes zusammenzufassen, nicht aber auch, um Verträge zu Stande zu bringen, falls sie bei den anderen Staaten kein entsprechendes Entgegenkommen finden. So begnügt man sich allgemein mit Hoffnungen und Befürchtungen, ohne übersehen zu können, in welchem Maße sich die einen oder die anderen verwirklichen werden.

An der Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen nach dem Jahre 1903 sind alle europäischen Staaten interessiert, auch England mit seiner Zollfreiheit (abgesehen von den Finanzzöllen) und Frankreich mit seinem autonomen Tarife, da auf ihre Ausfuhr neue und höhere Zolltarife anderer Staaten einen gewissen Einfluß ausüben müssen. In Deutschland wurde der neue Zolltarifentwurf veröffentlicht. Österreich-Ungarn und die Schweiz bereiten ebenfalls neue Tarife vor. Grundsätzlich sind alle europäischen Staaten zwar geneigt, neue Handelsverträge abzuschließen, aber wo möglich unter für sich günstigeren Bedingungen, so daß eine Verständigung erheblich schwieriger erscheint als im Jahre 1891.

Maßgebend bei der Bemessung der Zollsätze des deutschen Tarifentwurfs waren einerseits die Bedürfnisse der nationalen Erzeugung in Landwirtschaft und Industrie, andererseits das Bestreben der Regierung, sich Verhandlungszölle zu schaffen, um dem Auslande Zugeständnisse machen zu können. Nur für gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse sollen Mindestsätze gelten, unter die die Regierung bei Abschluß neuer Handelsverträge nicht herabgehen darf. Darin würde für die Landwirtschaft eine Bürgschaft liegen, daß neue Handelsverträge nicht wie im Jahre 1891 ausschließlich auf ihre Kosten abgeschlossen werden. Dagegen kann die Regierung von den übrigen Zöllen bei neuen Vertragsverhandlungen Nachlässe gegen entsprechende Gegenzugeständnisse der anderen Staaten gewähren. Strittig sind im Grunde genommen nur die Agrarzölle. Die Gegner, Freihändler und Sozialdemokraten, befürchten davon für Deutschland empfindliche Nachteile, einmal ungünstigere Konkurrenzbedingungen für die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt und sodann, eine Verschlechterung der Lebensführung der Arbeiter. Dagegen verweisen die Befürworter höherer Agrarzölle auf die Notwendigkeit, das wichtigste deutsche Gewerbe, die Landwirtschaft, ausreichender als bisher zu schützen. Allerdings besteht zwischen den Agrariern und den industriellen Schutzzöllnern eine Meinungsverschiedenheit. Die Agrarier verlangen unbedingt einen wirksamen Zollschutz für die Landwirtschaft, die industriellen Schutzzöllner dagegen nur unter der Bedingung, daß dadurch das Zustandekommen neuer Handelsverträge nicht unmöglich gemacht wird. Darüber wird sich indessen eine Einigung herbeiführen lassen.

Nach Annahme des neuen Tarifs durch die Volksvertretung beginnen dann erst die eigentlichen Schwierigkeiten für die Regierung, die zwischen den Bedürfnissen der heimischen Arbeit, den Wünschen des Ausfuhrhandels und den Forderungen der fremden Staaten ein leidliches Kompromiß herzustellen bemüht sein muß.

Vor Allem frägt es sich: Soll die Meistbegünstigung auch in Zukunft beibehalten werden? Die Meistbegünstigung hat ihre Mängel, sie schert alle Völker über einen Kamm, sie verhindert ihre spezialisierte und individualisierte Behandlung, die gegenseitig vielfach größere Vorteile böte. Aber mit ihrer Abschaffung voranzugehen, zögert jeder einzelne Staat in der Befürchtung, bei Ablehnung der Meistbegünstigung mit den wichtigsten übrigen Staaten in ein Differenzialzollverhältnis, in einen Zollkrieg, zu geraten. Und so wird voraussichtlich die Meistbegünstigung vorläufig noch beibehalten werden.

Aber auch das Bestehen der Meistbegünstigung hat seine Gefahren und zwar ganz besonders für Deutschland. Sollte es gelingen, zwischen dem Deutschen Reiche und europäischen Staaten Handelsverträge mit der Meistbegünstigung abzuschließen, so erhebt sich alsbald die schwierige Frage, wie sich Deutschlands Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gestalten wird? Bei Abschluß der mitteleuropäischen Handelsverträge von 1891 bewilligte das Deutsche Reich der nordamerikanischen Republik ohne Weiteres und ohne Gegenleistung die Meistbegünstigung und machte ihr ein Zugeständnis, das in seinem großen Werte erst später hervortrat. Dann aber verweigerten die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reiche die unbedingte Meistbegünstigung und erst durch ein Sonderabkommen wurde ein vorläufiger Friede geschlossen. Von den beiden Reichen wird im gegenseitigen Verkehr das unbedingte Meistbegünstigungsrecht nicht mehr anerkannt. Da nun im Hinblick auf die bevorstehende Erhöhung des deutschen Zolltarifs die Vereinigten Staaten für den Abschluß eines neuen Vertrages mit Deutschland nicht zu haben sein werden, da ihnen die Meistbegünstigung ohne Weiteres nicht mehr gewährt werden kann, so entsteht die Möglichkeit, daß die Vereinigten Staaten, falls sie differenziell ungünstig behandelt werden, in einen Zollkrieg gegen Deutschland eintreten. Dieser Möglichkeit sollte vorgebeugt werden. Nicht etwa, weil man in Deutschland Furcht hegt vor dem politischen und wirtschaftlichen Größenvahn gewisser Politiker in Nordamerika, sondern weil Deutschland noch nicht in der Lage ist, einen Zollkrieg mit Nordamerika erfolgversprechend beginnen zu können. Zuvor muß es sich einen festen Rückhalt schaffen, es muß sich auf den Zollkrieg, sollte er wirklich unvermeidlich sein, vorbereiten durch Heranziehung neuer Bezugsquellen für seinen Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln und neuer Absatzquellen für seine bisherige Ausfuhr nach Nordamerika; es muß außerdem in Fühlung mit anderen europäischen Staaten treten, um in einem möglichen Zollkrieg gegen Nordamerika nicht allein dazustehen.

Anerkennt man die Gefährlichkeit dieser Klippe und will man sie vermeiden, so thut man im Deutschen Reich gut daran, schon bei der Beratung des neuen Zolltarifs darauf Rücksicht zu nehmen. Der neue Zolltarif möge — gleich viel in welcher Form — das notwendige Maß des Schutzes der nationalen Arbeit enthalten, aber nicht mehr oder wenigstens nicht viel mehr. Von vornherein sollte der neue Tarif so berechnet sein, daß er thatsächlich gegenüber den meisten Staaten in Wirksamkeit tritt, auch gegenüber solchen Staaten, die Verträge abschließen, womöglich bloße Meistbegünstigungsverträge ohne Zollermäßigungen. Nach der ganzen Lage ist anzunehmen, daß infolge der anwachsenden schutzzöllnerischen Strömung bei den meisten Völkern alle Regierungen ihre Zugeständnisse auf ein Mindestmaß beschränken werden, daß bei Abschluß neuer Verträge ohnehin nicht viel herauskommen wird. Tariflose Meistbegünstigungsverträge wird man sich in Nordamerika gefallen lassen müssen, so daß ernste Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Nordamerika vorläufig verhütet werden können, obwohl und nachdem Deutschland eine ganze Reihe seiner Zölle gerade mit Rücksicht auf den nordamerikanischen Wettbewerb erhöht hat. Noch besser wäre es, wenn es gelänge, zunächst ein neues deutsch-nordamerikanisches Handelsabkommen zu Stande zu bringen. So würde das Deutsche Reich nicht nur einen Zollkrieg mit Nordamerika vermeiden, sondern auch einen wertvollen Rückhalt gewinnen für den Abschluß weiterer Handelsverträge mit den europäischen Staaten.

Aus einer schwierigen Lage, wie sie der Ablauf der Handelsverträge mit dem Jahre 1903 schafft, kommt man nicht mit radikalen Sprüngen oder mit großen Reformen heraus, sondern besser und ungefährdeter mit kleinen Schritten und Zugeständnissen, zögernden Fußes. Man wartet, nachdem man eine neue erträgliche Stellung gefunden, die weitere Entwicklung ab. Über kurz oder lang wird doch wohl greifbare Gestalt annehmen, was mit Rücksicht auf das Hervortreten wirtschaftlicher Weltreiche immer notwendiger erscheint: eine Annäherung der europäischen Festlandsstaaten zur Herstellung eines dauernden und einträchtigen Zusammenwirkens in allen handelspolitischen Fragen.



Aphorismen.

Von August Pauly.
(München.)



Daß wir ein Inneres besitzen, von dem wir die Welt ausschließen können, in das auch kein König einbrechen kann, das ist doch ein herrliches Gefühl!

•
Es giebt viele Leute in der Welt, aber wenig Menschen.

•
Wir legen die Dinge der Welt, die wir in uns aufnehmen, an verschiedenen Plätzen in unserem Innern nieder. Vieles in die Vorhalle, Einiges aber an die wärmsten Stellen unserer Seele, und dieses wird so heftig von ihr angezogen, daß wir es nur mit Schmerzen wieder wegnehmen können. Da sind es nun so unzählige und köstliche Sachen, die ein Mensch in uns einlagern und in einer langen Lebenszeit in uns aufschichten kann, und was da liegt, ist er selbst. Aber eines Tages kommt roh und gewaltthätig das Schicksal und reißt in einem Zug heraus, was wir nicht lassen wollen und nimmer entbehren können, und läßt uns zerfetzt und blutig zurück.

•
Hinter allen Apparaten des Wissens und Erkennens liegt als sammelnder Hohlspiegel das menschliche Herz und spricht sein letztes Wort über die Welt.

•
Es ist auch schon manche Seele erfroren.

•
Es ist etwas höchst Merkwürdiges und sehr zu Bedenkendes, daß die menschliche Empfindung eine Gelegenheit gefunden hat, sich für sich allein auszusprechen ohne einen Gegenstand, der ihr Anlaß dazu wäre, und sich dabei in die höchsten Höhen zu schwingen, zur tiefsten Tiefe zu senken, in Gegensätzen zu steigern und in allen Lagen abzuwandeln, und damit wie ein himmlisches Wesen sich seine eigene Seligkeit zu schaffen, und alles das mit nichts Anderem als Luftschwingungen. Das ist Musik. Alle

andern Künste scheinen dadurch, daß sie einen Gegenstand haben, der für den Verstand seine Sachlichkeit ausspricht, keine so reinen Absichten zu besitzen, obgleich sie sie haben, wenn sie sie auch zuweilen verlieren. Der Einzige, welcher mit dem Lichte so spielt, wie der Musiker mit den Luftschwingungen, daß man den Gegenstand darüber vergißt, obwohl er der gemütsbestimmende Anlaß dazu war, ist Rembrandt. In dem Porträt seiner Mutter spielt die Liebe des Sohnes auf dem Instrument des Lichts.

Wenn es eine Unsterblichkeit giebt, so muß unsere Seligkeit in ihr dieser Art sein.

*

Arglosigkeit ist eine der schönsten Eigenschaften des Menschen. Selbst an dem geistig Beschränkten erscheint sie noch als edle Gefinnung, und an dem unerfahrenen Kind ist sie rührend. Der gescheite Mißtrauische, den sein Verstand so viel warnt, daß er nirgends mehr seinen Augen traut, fühlt sich beschämt von ihrer Noblesse.

*

Wir können nicht leben ohne Menschen und leben nie mehr, als wenn kein Mensch um uns ist.

*

Keiner Erscheinung thun wir so oft mit unserem Urtheil Unrecht als Kunstwerken und Menschen, und zwar immer durch den gleichen Fehler, daß wir von einem Teil auf's Ganze schließen, schließen statt zu schauen, mit ruhiger Seele das Bild aufzunehmen, in welchem sich ihr Gehalt ausspricht.

*

Religion, Sitte und Recht haben mit ihren Vorschriften die menschliche Seele oft geknechtet. Aber immer hat sie sich ihre Rechte wieder erkämpft, die älter sind, als die aller Jener; und in diesem Kampf waren Dichter und Künstler ihre Heerführer.

*

Wenn die Schicksale der Menschen von einer höhern Macht zu besondern, uns verborgenen Zwecken geleitet würden, dann wäre die Geschichte der Menschheit ein Kunstwerk, ein Schauspiel, dessen Figuren von der Allmacht Rollen erteilt worden sind, welche auftreten und abtreten müßten, weil das Schauspiel es erfordert; während sie in Wahrheit gehen, ehe sie ihre Rolle ausgespielt oder sogar angefangen haben, und also wohl auch kommen, wohl um dem Schauspiel zuzusehen, aber nicht um für dasselbe zu spielen, sondern bloß für sich, und dadurch eine Menschheitsgeschichte zu erzeugen voll Geist und Freiheit, d. h. voll absoluter Un-

abhängigkeit, von derselben Art, wie wir sie in der Naturgeschichte erblicken, in der Allem Raum gegeben ist, nicht blos dem Guten, sondern auch dem Bösen und Verkehrten, und das doch alles zu einem vernünftigen Ende kommt, nämlich zu dem Selbstzweck des Lebens, dem jede Form offen gelassen ist, und das immer nach oben gelangt, ohne es zu wollen, blos getrieben durch seine Furcht vor dem Untergang und durch diese Welt von Gegenwirkungen, in die es gestellt ist und aus der es hervorgeht.

*

An großen Dingen mißt man kleine Leute.

*

Lange Zeit ist die Schule unsere Lehrerin, bis es endlich die Welt selber wird, so daß wir nur mehr sie fragenden Auges betrachten. Dann erst saugen wir das Schulwissen mit innern Wurzeln auf und verwandeln es in unser eigenes Urteil, werden reif. Aber kaum reif geworden, fallen wir ab.

*

Es ist ein gefegneter Augenblick, in welchem der Mensch seine eigene Dummheit begreift.

*

Nur Naturen erlangen Bildung im höchsten Sinn, d. i. Urteil und Empfindung in den höchsten Dingen der Welt; die Andern sammeln und ordnen nur fremde Urteile und Gedanken. Die Ersteren nehmen, wenn ihnen der große Vorrat der Schule verschlossen ist, ihre geistige Nahrung wie die Pflanze aus der Luft und dem Boden, wo sie leben; und es ist nicht der Umfang ihres Wissens, der ihnen ihren Wert giebt, sondern die Kraft ihres Wesens, das die Quelle ist, aus der sie alles schöpfen.

*

Auch der größte Dichter, der jede Regung seiner Seele aussprechen zu können scheint, hat in ihr noch einen blühenden Grund liegen, den er nicht abernten kann, an dem nur er selbst und sein Gott ihre Freude haben können.

*

Alles Große und Vernünftige in der Welt muß Quarantäne halten, ehe es Eingang findet in die Menschheit; nur Irrtum und Unsinn gelten unter allen Umständen für ferngesund und passieren frei.

*

Die öffentliche Welt besteht aus zweierlei Menschen, die Einen sind wie Kulissen, haben eine Repräsentationsseite und dürfen sich nicht um-

drehen; die Andern sind wirklich das, was sie vorstellen, dürfen umgangen werden und der Blick in ihr Inneres legt ihre Echtheit dar. Wenn die Zeit das Schauspiel, das diese Figuren aufführen, beendet hat, fallen die Kulissen in sich zusammen, die wahren Menschen aber bleiben für alle Zeiten übrig.

•

Bei den Dummen in der Welt kann Einer ohne Kopf in neuen Kleidern sein Geschäft machen. Auf diese Weise sind schon Viele so weit in die Höhe gekommen, bis sie endlich neben Ihresgleichen saßen.

•

Wir reden viele Sprachen mit Worten, Augen, Händen, Zeichen; viele, viele, und Liebe spricht sie alle.

•

Wir sehen die Welt in der übertriebenen Perspektive des photographischen Apparates. Die Niedertracht eines schlechten Kerls, der uns nahe tritt, wirft ihren Schatten über sie, als ob er alles wäre, und das Umgekehrte thut das Licht, das aus einem edlen Geist kommt; und dies alles blos, weil der Eine oder Andere uns in die Nähe gerückt ist und die größere aber fernere Welt für unser Auge verdeckt. In solcher Weise schätzen und messen wir dann die Welt. Solche Kinder sind wir!

•

Kleine Köpfe, lange Zöpfe.

•

Es geht uns im Leben wie dem Soldaten in der Schlacht. Wir fühlen tiefe Wunden erst lange, nachdem sie uns geschlagen worden sind, wenn uns die Besinnung wiederkehrt.

•

Die Wahrheit ist männlichen Geschlechts.

•

Geschichte macht aus uns unverständigen Neulingen in der Welt tausendjährige Weise.

•

Nichts ist so herrlich als eine Seele ohne Rückhalt. Sie ist wie ein offenes Land ohne Schluchten und Gefahren, in dem du sorglos wandern kannst. Es ist ein großes Land, dieses Land.

•

Der Eitle empfindet jedes einem Andern gespendete Lob als eine Verkürzung der ihm gebührenden Nation.

•

Für besser gehalten zu werden, als man ist, ist auch eine Art Verleumdung, die sich ein ehrlicher Mensch nicht gefallen lassen kann.

•

Wir wissen nicht, warum wir geliebt werden und können es nicht verstehen; aber es ist ein seliges Gefühl, das uns über die schwere Wolkendecke des Lebens zur Sonne emporträgt.

•

Die große schweigende Rednerin Natur hat allein für unsere Schmerzen das rechte Wort.

•

Ihr sucht den Wert der Welt zu ermessen. Lebet und nehmt sie mit allen Kräften auf, dann werdet ihr bald inne werden, daß sie alles Maß und allen Wert übersteigt.

•

Man begegnet zuweilen Menschen, deren Verstand sehr beschränkt, aber doch in dem Einen Punkt stark genug ist, um den Weg hell zu beleuchten, auf welchem fremdes Geld in ihre Taschen zu wandern vermag.

•

Was die Chirurgen noch nicht fertig gebracht, Amputationen am Herzen, das übt das Schicksal seit ewigen Zeiten an uns.

•

Wenn wir viel sagen wollen, nehmen wir wenig Worte, wenn alles — gar keine.

•

Wenn ein Grashalm sagen würde: freut euch, Brüder, wir sind unsterblich, wenn auch die Röhre uns abfressen, wir werden wiedererstehen in einem bessern Jenseits! Wir würden lachen, wenn ein Grashalm so spräche; warum lachen wir nicht, wenn ein Mensch so redet?

•

Vieles verstehen gleichgestimmte Menschen still, aber herrlicher ist es noch, wenn ein mit Empfindung schwer beladenes Wort des Einen Seele dem Andern zuträgt.

•

Unser Geist fliegt höher, wenn ihm ein anderer voraus fliegt.

•

Es ist eine traurige Stärke des Alters, daß es auf alles verzichten kann.

*

Kein Mensch, auch nicht der Aller vollkommenste, verträgt es, unwert geachtet zu werden. Wenn ihn alle Welt verachtet, sucht er noch Seinesgleichen, bei denen seine Thaten etwas gelten. So sucht der Selbstlose, Bescheidene, der nichts von sich hält, wenn er sich nirgend wert geachtet fühlt, den Punkt in seinem Innern auf, in welchem sein Bestes liegt und schämt sich selbst, und gewinnt die Stütze, die ihm von außen fehlt, in seinem Innern wieder. Ohne sie kann keiner leben.

*

Der weibliche Geist ist so eingerichtet, daß er alles, was er besitzt, in der Form naiver Erlebnisse einschließt, nicht von kalten Begriffen. Der logische Apparat, dessen Stärke seine Exaktheit ist, und dessen Mittel zur Exaktheit die beständige Kontrolle aller seiner Teile ist und ihrer Bezüge auf einander, dieser maschinenartig ausgestattete Denkapparat ist beim Weib, dessen Handlungskreis ein begrenzter, fast in den Umfang seines Herzens eingeschlossener ist, nur schwach entwickelt, und es thut uns wohl, daß es so ist, daß es noch ein Wesen neben uns giebt, das auch in seinem Geistigen ganz Natur sein kann.

*

Lieber sich für eine Wahrheit schämen, als für eine Unwahrheit.

*

Welche Triebkraft muß doch die Eitelkeit haben, daß sie die Menschen so groß von sich selbst denken läßt, da doch alles in der Welt uns klein zu machen geeignet ist.

*

Wenn der Verstand seine Rechnung abgeschlossen hat, setzt Empfindung die großen Zahlen ein, die er übersehen hat.

*

„Rein“ hat einen kalten Atem. Es ist ein schwacher Windhauch, der schon manches starke Licht und manches heiße Feuer ausgelöscht hat.

*

Lauter als unsere redseligsten Verteidiger redet die stumme Zeit für uns, darum vertraut dieser, wo ihr ohnmächtig seid gegen den Schein oder den bösen Willen der Menschen.

*

Hoffen und gewinnen, verlieren und resignieren, das ist die steigende und fallende Welle des Lebens!

•

Das heilige Feuer der Wissenschaft wird von tausend Händen mit Eifer geschürt; Viele aber kommen nur dazu herbei, ihre Kartoffel an ihm zu braten.

•

Das Leben ist eine Erscheinung, welche an sich selbst ermüdet. Es läßt sich nur erhalten durch Unterbrechung. Es muß immer umgegossen werden in neue Individuen, die es noch nicht kennen, das Individuum jeden Tag neu aufgezogen werden im Schlaf, jedes Jahr wieder aufgeweckt werden im Frühling. In diesen Bedingungen ist sie voll Weisheit und Scharfsinn, voll Wig und Klugheit, die große Meisterin Natur. Durch Zerlegung erzeugt sie es, in Unterbrechung erhält sie es, durch Widerstände steigert sie es. So entsteht ihr Reichthum. So erträgt sie ihre Ewigkeit.

•

Auch das Menschenleben tritt mit Gewalt auf, welche, obwohl aus der Kraft der Einzelnen hervorgegangen, doch die Kraft jedes Einzelnen so übersteigt, daß er sich dagegen wie ein Nichts fühlt, so daß es selber die Gewalt der Natur vorstellt.

•

Der Organismus ist ein historisches Wesen, daher voll erzählender Momente im Eindruck seiner Erscheinung.

•

Wir kennen keine Maschine, deren Triebkraft von einem bestimmten Punkt ihres Ablaufs an, diejenige einer zweiten gleich gebauten ebenso stark spannen könnte, als sie selbst gespannt war, so daß immer wieder eine Maschine aufgezogen, bevor die vorausgegangene abgelaufen ist, und der so leicht stockende Gang der Maschine sich ewige Zeiten hindurch durch solche Ablösung fortzupflanzen vermag. Eine solche Maschine ist allein das Lebendige.

•

Was sind wir, wenn alles das, was wir zu sein glauben, was uns schwer und tastbar und wirklich macht, nur geliehene Bausteine sind, aus denen nach uns Andere wieder aufgebaut werden können.

•

Die Religionen haben ihr Dauerndes nicht bloß in der Gottesidee, sondern auch darin, daß sie in der Weltanschauung aller Zeiten den

transzendenten Teil der Welt in Anerkennung erhalten, ohne welchen jede Weltanschauung falsch und leicht ist.

•

Was die Natur sagt, hat Gott gesagt. Religionen aber sind Menschenantwort.

•

Religion ist die philosophische Poesie der Welt. Bei ihrer Gestaltung waren die poetischen und philosophischen Kräfte des Menschen zugleich thätig. Sie zu mischachten ist darum immer eine Noheit.

•

Nur die Empfindung hält den ewigen Weltstrom genießend auf. In ihr allein ist scheinbare Ruhe.

•

Nicht nur das Organische, sondern die Welt überhaupt, muß in ihrem Innersten aktiv sein, denn passive Wesen haben keine Entwicklung.

•

Wenn mehrere Menschen etwas gemeinsam verrichten wollen, brauchen sie einen Willen. Hundert Willen geben nur ein Chaos. Mehrere Willen unter Einen setzen, erzeugt Harmonie. Darauf beruht die Harmonie des Organischen.

•

Betrachte dir diese Folge von Zwecken, bis ein Panzerschiff zu Stande kommt, und frage dich, ob das durch Zufall sein kann. Und eine unendlich höhere Folge von Zwecken, wie du selbst als geistiges und körperliches Wesen sie bist, sollte durch Zuchtwahl zu Stande gekommen sein?

•

Das Schönste von Zweckmäßigkeit sind die nach dem Untergang der Person noch als Gedanken- und Empfindungsträger zurückbleibenden Werke, in welchen sich das Zweckmäßige des Menschentums als Kultur in Büchern und Kunstwerken aufspeichert.

•

Man darf es aussprechen, daß noch nie dem Zufall in der Wissenschaft eine so mächtige Rolle zugeschrieben worden ist, als in der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl. Die ganze Welt des Lebens, wir selbst mit inbegriffen, wäre das Werk seines Spiels; alle bis in's Innerste eines jeden Wesens gehende Vollkommenheit des Lebendigen, die den anschauenden Menschen immer mit der Ahnung ihres tiefen Gesetzes erfüllt

hat, wäre nur das ausgesiebte Korn aus einer Unermesslichkeit von Spreu, während wir von einer Unermesslichkeit des Vollkommenen träumten!

•

So oft schon haben die Menschen geglaubt, indem sie auf die Unendlichkeit vergaßen, in der sie leben, das ganze Getriebe der Natur als einen Mechanismus von Plattheiten nachgewiesen zu haben, und immer ist ihnen diese Plattheit wieder auf die eigenen Köpfe zurückgefallen, daß es doch endlich an der Zeit wäre, solche Lösungsversuche des Welträtsels schon um ihrer Würdelosigkeit als falsch zu erkennen.

•

Es giebt keine größere Glückseligkeit, als in den vollen Besitz seiner selbst zu gelangen, in feierlichen Augenblicken zu einem feinern Instrument geworden zu sein, auf dem die Natur eines ihrer großen Stücke spielt.

•

Viele Menschen zeigen uns im Umgang immer nur, wie der Mond den Erdbewohnern, die beleuchtete, glänzende Seite ihres Wesens und verbergen so gut und hartnäckig wie dieser, ihre dunkle.

•

Wir fahren auf unserem Planetenfahrzeug durch den Raum wie Delinquenten zum Richtplatz. Uns unbekannt, wo — wartet am Ende unserer Bahn Henker Tod auf uns.

•

Der aufsteigende Gedankenflug der Jugend verwandelt sich im Alter in ein ruhiges Kreisen in den gewonnenen Höhen.

•

Wie viel hat doch der religiöse Mensch vor dem Philosophen voraus, da er mit dem Innersten der Natur in heiligen Personen menschlich verkehren kann.

•

Die meisten Menschen lassen sich den Dorn einer falschen Theorie willig in's Fleisch drücken, wehren sich aber aus allen Kräften, wenn er ihnen wieder herausgezogen werden soll.

•

Wenn die Vernunft irgend einmal am Seile zieht, so hängen sich sofort hunderttausend Narren an's andere Ende, sich dagegen zu stemmen.

•

Es giebt Menschen, denen man zu einer Theorie, die man ihnen bietet, auch noch den Kopf liefern müßte, sie zu verstehen.

•

Nicht wahr, du Gute, sagte die Niedertracht zur Dummheit, du bist die Einzige, welche einsieht, wie sehr man mir überall Unrecht thut.

•

In der Natur steht auf jede Geburt Todesstrafe.

•

Unsere Hochschulen sind Volksküchen, in welchen die Meisten durch die Lebensnot ohne Hunger zum Essen gezwungen werden.

•

Denken ist eine große Lustbarkeit, bei der uns, wenn wir uns ihr hingeben, unablässig etwas geschenkt wird.

•

Die Bewegung unseres Gemüths vergrößert die Gegenstände, welche die Bewegung erregt haben, wie wenn wir die Kreise zu seiner Größe mitrechneten, welche ein in's Wasser geworfener Stein erzeugt hat.

•

Gleicht das Leben nicht einem Akrobaten, der auf einer rollenden Kugel läuft, sich mit Kunst lange oben hält, aber endlich doch herunter muß aus Müdigkeit?

•

Bei manchen Menschen, oft sogar solchen, die im Leben keine edlen Naturen waren, streckt der Tod im Sterben nicht blos den Leib, sondern auch die Seele und macht sie groß.

•

Die meisten Menschen können nicht messen, weder auf dem Gebiet der Kunst, noch der Menschenkenntnis, und darum die mittleren von den höchsten Werten nicht unterscheiden.

•

Ist der Tod nicht eine herrliche Flucht vor allen Verfolgern, menschlichen und Schicksals-Mächten? Mit einem wahren Salto mortale bist du in einem andern Lande, und ohnmächtig stehen sie an deiner Leiche.

•

Für mich giebt es nur einen Stand in der Welt, und das ist der des Menschen, und zu mehr, als ich da von Geburt schon bin, kann mich kein Kaiser machen.

*

Nicht bloß vor der Abkühlung seiner Erbkugel muß das Menschengeschlecht Angst haben, sondern noch mehr vor der gänzlichen Abkühlung seines Innern. Lieber sähe ich eine vereiste Erde ohne Menschen durch den Raum fliegen, als eine noch warme Erde mit vereisten Menschen.

*

Das Leben mäßigt uns immer, mäßigt uns so lange, bis wir als stille Leute mit idealen Leichengesichtern bedürfnislos in unsern Särgen liegen.

*

Der Mensch zieht sich mit dem Alter, wie eine Schnecke vor der Winterfalte, in immer tiefere Kammern seines Innern zurück.

*

Ihr ist alles gleich, die größte Empfindung ist ihr nicht mehr wert wie die engste, die niederträchtigste nicht weniger wie die edelste, sie läßt alles bestehen, denn sie hat das weiteste Herz, Natur!

*

In einem normalen Menschen von 70 Kilo Gewicht seien, sagt die Chemie, nur 800 Gramm Phosphor und 100 Gramm Schwefel enthalten. Wenn man bedenkt, wie wenig Licht z. B. oft von einem Professor ausgeht und wie viel Schwefel, so kann man unmöglich glauben, daß sich die Chemie in ihrer Behauptung nicht geirrt haben sollte.

*

Die Naturforscher sind wie Menschen, welche die Welt durch Schlüssellocher ansehen. Jeder steht vor seiner Thür und sieht sein eigenes Stückchen Welt, keiner das seines Nachbarn.

*

Freundlichkeit ist das Öl der Streber, mit dem sie sich salben, um leichter durch die Menge nach oben zu schlüpfen.

*

Es giebt Frauen, welche durch ihre Laune zur Essigmutter der Familie werden, die fortwährend alle Süßigkeiten des Lebens in Säure verwandeln.

*

So ein Kerl, der von der Welt nichts Anderes empfindet, als daß ein Cognak stärker ist als der andere!

•

Delinquenten des Lebens, die wir sind, von denen keiner eine Bessergabung zu hoffen hat, bitten wir nur um eine schmerzlose Hinrichtung.

•

Die Köpfe mancher Menschen sind gebaut wie ihre Füße: vorne platt und in der Mitte hohl.

•

Es hat ihn so in seinem Namen gefroren, daß er sich ein „von“ laufen mußte.

•

Das Publikum verhält sich gegenüber den Künsten, wie jener Bauer gegenüber dem Schnepfendreck: „Schmeck wie du willst, ich weiß, daß du gut bist.“

•

Oft zehrt der Verstand an einem Weibe alle andern Eigenschaften auf und wird doch nicht fett davon.

•

Es giebt eine Sorte von Ignoranten, welche einem das Übergewicht der Unwissenheit fühlen lassen.

•

Wenn man einem plattdeutschen Bauern französisch lehrt und er macht deutsch daraus, so ist es englisch.

•

Umgekehrt wie die Astronomen von einem Kometen oder andern Sternen sagen, seine Entfernung von uns sei so weit, daß sein Licht erst in so und so viel Zeit zu uns bringe, könnte man oft von einem wissenschaftlichen Menschen sagen, sein Kopf war von dem Licht der neuen Wahrheit so weit entfernt, daß er sie, bei einer Bewegung von zehn Gedanken im Jahr, erst in vier Menschenaltern erreichen werde.

•

Es ist mir manchmal ein Mensch, dem ich vergeblich eine Wahrheit zu eröffnen suchte, vorgekommen, wie ein Mann, dem ich auf den Gaul helfen wollte, der aber immer wieder drüben herunter fiel.

•

Die Baulinie, welche in unsern Städten eine so traurige Rolle spielt, ist jene Linie, durch welche eine Anzahl Pfeilspitzenköpfe in einer Geraden mit einander verbunden werden.

Frauen sind eine Art von Planeten. Sie empfangen ihr Licht von den Männern, haben aber dazu noch ihre eigene Wärme.



Wilhelm Raabe.

Zu seinem siebenzigsten Geburtstage.

Von Paul Gerber.

(Stargard i. Pommern.)

Am 8. September waren es siebenzig Jahre, daß Wilhelm Raabe in Eschershausen im ostfälischen Lande des Herzogtums Braunschweig geboren wurde. In allen Gauen, in denen die deutsche Sprache gesprochen wird, werden die Verehrer des Dichters ihm eine Huldigung bereitet und den Tag seiner würdig zu feiern getrachtet haben. Damit sollte ihm zunächst nur ein Zeichen des Dankes dargebracht werden, den ihm Tausende für die aus seinen Dichtungen erhaltene Freude und Erhebung schulden. Aber auch darüber hinaus ist ihm ein Erfolg gewiß, der in ähnlichen Fällen selten in Frage kommt. Denn der Tag selbst und die Anregung zu seiner Feier sind eine Epoche in der Geschichte der Würdigung Raabe's.

Als 1857 seine erste Schöpfung, „Die Chronik der Sperlingsgasse“, bekannt wurde, wand man in kurzem dem jungen Autor den Ruhmeskranz. Leider hielt diese Anerkennung nicht Stand. Wenn auch im Laufe der Jahrzehnte das kleine Buch immer von Neuem gelesen worden ist, und wenn es auch inzwischen meist wohl richtig verstanden und nur noch zuweilen fälschlich als das beste Werk seines Urhebers angesehen wird, so können doch damals und lange darnach bloß nebensächliche Vorzüge wirksam gewesen sein. Man wäre sonst nicht so gleichgiltig an den nächsten Erzählungen, besonders an dem „Frühling“ und den „Kindern von Zinten-

rode“, an dem „Heiligen Horn“, „Nach dem großen Kriege“ und „Unseres Herrgotts Kanzlei“ vorübergegangen und hätte vor Allem mit größerer Begeisterung als die „Chronik“ „Die Leute aus dem Walde“ begrüßt, die ebenso das Auf- und Abwogen im Leben der Generationen und die Entwicklung des Einzeldaseins, doch reifer, tiefer und schöner schilderten. Aber der Anruf der ewigen Liebe, mit dem Johannes Bachholzer die Blätter seiner Chronik schließt, und die Doppelmahnung der Leute aus dem Winzelwalde, „Sieh nach den Sternen!“ und „Sieh Acht auf die Gasse!“ verhallten. Erging es ja Gottfried Keller nicht besser als Raabe. Dennoch fand der „Hungerpastor“, der 1864 erschien, wieder freudigere Aufnahme. Nur daß sie fast noch weniger bedeutete als die der „Chronik“. Manche lehnten auch diesen Roman ab; und die es nicht thaten, wollten doch von den wahrheits- und gemühtiefen „Drei Federn“, die beinahe gleichzeitig vollendet wurden, und den mit dem „Hungerpastor“ eine Trilogie bildenden Erzählungen „Abu Telfan“ und „Schütterump“, die eine vollere Hingabe und ein feineres Verständnis für ihre wunderbar ergreifende Poesie verlangten, nichts wissen. Das große Jahr Siebzig war herangekommen, die ideale Spannkraft des deutschen Volkes war schnell verbraucht, hier nach äußerem Besitz griff um sich. Vergebens schrieb Raabe den „Dräumling“, den „Marsch nach Hause“, „Des Reiches Krone“. Es blieb ihm nur übrig, wie im „Christoph Pechlin“, in den trockenen Scherz, in den unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen. Mit gerechtem Unwillen, aber freier und wahrer Selbsterkenntnis konnte er 1874 im „Meister Autor“ behaupten, er, der Ältere, sei jung geblieben, die Jungen seien schon alt geworden. Sie wurden in der Litteratur zum Teil immer älter und immer häßlicher, während er unbeirrt seinen Weg gieng. Hatte es ihn früher nicht entmutigt, als zu formlos verschrien zu werden, so hörte er es nun noch ruhiger mit an, wenn die Einen ihn als zu licht- und lebensfreudig schalteten, die Anderen mit einem Anflug von Mitleid von seiner altfränkischen Erzählerbehaftlichkeit sprachen:

Da geschah das Wunderbare. Er, den die Kritiker, die Ästhetiker und die Litterarhistoriker in der That zuweilen schon bei lebendigem Leibe begruben, drang durch. Fast jedes Jahr neu kam sein Name vor die Augen und die Ohren der Nation in einer seit 1876 fast stetig fortklaufenden Reihe von Erzählungen, wie „Horacker“, „Bunnigel“, „Krähenselder Geschichten“, „Deutscher Adel“, „Alte Kester“, „Das Horn von Wanza“, „Fabian und Sebastian“, „Prinzessin Fisch“, „Villa Schönow“, „Pfisters Mühle“, „Unruhige Gäste“, „Im alten Eisen“, „Das Obfeld“, „Der

Lar“, „Stopfkuchen“, „Gutmanns Reisen“, „Kloster Lugau“, „Die Akten des Vogelfangs“, „Hastenbeck“. Die Krähenfelder Geschichte „Zum wilden Mann“ wurde in die Reclam'sche Bibliothek aufgenommen und weit verbreitet. Ältere kleine Erzählungen, in drei Bänden gesammelt, denen sich dann ein vierter mit drei größeren, ebenfalls schon früher gedruckten Erzählungen anreihete, fanden reichlichen Beifall. Besonders etwa seit Anfang der neunziger Jahre wurde Raabe immer mehr gelesen und immer öfter besprochen. In Süddeutschland, wo seit seinem Aufenthalte in Stuttgart, 1862 bis 1870, stets ein stilles Feuer für ihn geblüht hatte, erinnerte man sich 1894, obgleich er längst in Braunschweig wohnte, des 15. November, des Tages, an dem er vor vierzig Jahren die „Chronik“ zu schreiben angefangen hatte. Kurz vor'm Herannahen des neuen Jahrhunderts verließ ihm das alte, ruhmreiche Haus der Wittelsbacher den Maximiliansorden. Er selbst wandte schließlich mit Recht auf sich und sein Wirken die Verse Chamisso's an: „Die wir den Schatten Wesen sonst verliehen, — Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen“.

Viele kennen das schöne Raabe-Bildnis von Fechner. Vor einem im Hintergrunde befindlichen Bücherregal sitzt der Dichter im bequemen Hausrock an Schreibtisch; die Finger der linken Hand, deren Gelenk vor dem etwas zurückgestreiften Ärmel sichtbar wird, halten einige auf dem Tische liegende Blätter, während die rechte Hand im Begriff ist zu schreiben; das von einem Vollbart und dem glatt nach hinten gekämmten Haupthaar umrahmte Antlitz wendet sich halb dem Beschauer zu. Die einbringende Klarheit des Blickes, der Zug der Güte um Augen und Mund, die Ruhe und die Schlichtheit der ganzen Erscheinung bezeugen, daß sie aus dem im Goethischen Sinne verstandenen Mute quellen, die Dinge auf sich wirken zu lassen, wozu aber die Fähigkeit gehört, mehr zu sehen, als überall auf der Oberfläche zu Tage liegt, ja auch mehr, als sich der zerlegenden Methode der Wissenschaft darbietet; und sie bezeugen, daß sie durch eine tief und liebevoll in dem Wesen der Welt und des Lebens wurzelnde und in sich gefestigte und geschlossene Persönlichkeit bedingt sind, die durch jene Fähigkeit und deren Bethätigung bestimmt wird. Darum ist es begreiflich, daß Raabe in seinen Dichtungen mit seiner ganzen Subjektivität vor uns hintritt. Aber nur, sofern sie das Mittel ist, ein affektvolles Innwerden alles Seins zu erschließen. Jederzeit treibt es ihn, mitten unter seinen Personen und deren Schicksalen wirklich zu leben, mit ihnen Lust und Schmerz zu teilen, an ihrer opferwilligen Hingabe sich zu erfreuen, in der Entfugung ihnen Kraft und Trost zu spenden, der Bedrängten Anwalt zu werden. Es treibt ihn, bei den vergangenen oder den gegenwärtigen

großen Zeitereignissen mit hohem und heißem Herzschlage treu zu seinem engeren und weiteren Heimatlande zu stehen; er spricht mit dem Freiherrn vom Stein, er habe nur ein Vaterland, es heiße Deutschland. Aber er haucht in alle und jedes, wohin er kommt, den Geist seiner tiefgründigen Phantasie und seiner humorreichen Stimmung. Ihm fehlt natürlich nicht das Interesse des Epikers an realen Menschen und Thatsachen. Trotzdem strebt er nicht sie schlechtthin nachzubilden, sondern die seinem Herzensscharffinn besonders bemerklichen Seiten der Menschennatur und des Menschenlebens herauszuheben und typisch zu steigern. So ist er, obgleich mitleidend und sich mitfreuend, doch stets der Schöpfer, der Befeliger und der Erhalter seiner Welt. Wenn er in ihr dann, hier oder da Umschau haltend, zu einer mehr in's Allgemeine gehenden Betrachtung oder Gefühlsäußerung angeregt wird, oder wenn er sich in Zurufen an sich oder seine Personen wendet, bei Gelegenheit sogar eines Ortes, einer Person oder eines Ereignisses aus einer früheren Erzählung gedenkt, so kann dies zuweilen sprunghaft erscheinen, auch durchbricht es vorübergehend die streng epischen Schranken, — dennoch wird der durch die Persönlichkeit des Dichters so einzige und so sympathische Charakter seiner Welt dadurch nur desto eindrucksvoller.

Naabe geht immer von Neuem den Wegen nach, auf denen das wahrhafteste, edle und schöne Menschentum wandelt. Aber Leiden und Kämpfe sind die Spuren, denen es folgt, und die es zurückläßt. Es kann so zart in seiner Reinheit und Hoheit sein, daß es eine Verührung mit der feindseligen Wirklichkeit gar nicht erträgt. In „Else von der Tanne“ wird die Tochter des Magisters Konrad, die dem im Elend groß gewordenen Pfarrer von Ballrode die ganze Schönheit, deren die Natur und der Menscheng Geist fähig sind, offenbart, bei ihrem ersten Gang unter die Leute des Dorfes zu Tode getroffen; und im „Schüdderump“ wehlt Antonie, die unter der Pflege des Ritters von Glaubigern so herrlich erblüht, in der Schwüle und dem Schwindel der äußerlich vornehmen Wiener Gesellschaft dahin. Trägt dort die erst unter der Not und der Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges entfachte fanatische Wildheit die Schuld, so hier die von vornherein ihrer äußeren Übermacht sichere teuflische Selbstsucht. Dort naht der Tod als der wohlthätige Erlöser, gewährt der Ausblick auf die Völkergeschichte einige Hoffnung; hier schwingt die Liebe und der Humor des Dichters die Geißel über den alten Häusler und seine Sippe und läßt uns Antonie's mitten in Geselligkeit einsames, von echter Poesie erstrahlendes Innere sehen. Sie stirbt, aber sie wird nicht vom Tode überwunden. Ihren Geist wird es geben in alle Zukunft. Daher

ruft der Dichter am Schlusse des „Hungerpastors“ aus: „Sieh deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!“ Daher retten sich in „Abu Telfan“ Claudine und Nikola in den entsagenden Frieden ihrer durch Raabische Kunst von Dichtung umrauschten Mühle, deren Segen vorläufig schon zum Teil und später einmal gewiß ganz auch über Leonhard Hagebucher kommt.

Aber nicht immer ist der Rest blos Entsagen. In den „Leuten aus dem Walde“ halten Juliane's werthtätige Hingabe, Ulex Sternenswacht und Fiebigers allem Andrang gewachsener Humor die Feinde des Lebens nieder. In „Drei Federn“ triumphiert Mathilde Sonntag mit ihrer aus ihrer idyllischen Kindheit bewahrten Fröhlichkeit und Natürlichkeit über den Onkel Hahnenberg und sein ihn selbst abtrumpfendes Werkzeug Pinnemann. Nur weil Hahnenberg keine wahre Kindheit und Jugend gehabt hat, ist sein Herz versteinert. Raabe schildert die freie und heitere Kindeslust unnachahmlich. Ihr Sonnenglanz liegt besonders über mehreren Blättern der „Chronik der Sperlingsgasse“, über einigen Kapiteln der „Alten Nester“ und der „Alten des Vogelsangs“. Auf die dem Kindesgemüte ursprünglich innewohnende Gabe, den beglückenden goldigen Glanz und stimmvollen Klang an allem Dasein herauszufinden, kommt alles an. Wer im Stande ist, sie durch das Leben hin zu bewahren, kann sich zu einem stillen, mit Humor gepaarten Heroismus erheben, der alles andere Selbentum übertrifft. Camilla Drago in „Sankt Thomas“, die so glühend das Kastell Pavaosa verteidigt, und Georg van der Does, der seine Waffen hinwirft und gegen die feindlichen Wälle schreitet, um Camilla zu suchen, vielleicht sie zu retten, gewinnen dennoch nichts weiter, als daß sie mit Adel untergehen. Und Ewald Sixtus in den „Alten Nestern“ vermag trotz der Schaffens- und Wirkensenergie, zu der er sich aufschwingt, doch schließlich Irene nicht ganz aus eigener Kraft zu erringen. Aber Raabe's größte Humoristen, Just in den „Alten Nestern“ und Schaumann in „Stopfkuhen“, sind durch ihre Treue gegen sich selbst und ihr inneres Gleichgewicht, durch ihre Ruhe und ihre Sicherheit, der eine in der Wiedererlangung des Steinhofes, der andere in der Eroberung der Roten Schanze, im Grunde auch heldenhaft.

Sehr zum Leid des Lebens trägt das Verhalten des ebenso wenig im Guten wie im Schlechten hervorragenden menschlichen Durchschnittes bei. Woran es ihm fehlt, ist die Fähigkeit, die echte, erst Lebenswerte schaffende Phantasie zu verstehen und zu schätzen. Daher wird es jeder Art sittlicher Niedrigkeit leicht, ihn sich dienstbar zu machen. Dies ist der Grund, daß im „Schüdderump“ die Herrin des Lauenhofes und ihr Sohn Hennis Antonie nicht vor dem alten Häußler retten, daß im „Meister

Autor“ der Jugendgarten Gertrud Tofote's versinkt. Im letzten Falle ist nicht einmal eine Ahnung von dem Versinken vorhanden; weshalb auch Raabe über Gertrud und ihresgleichen keinen vernichtenden Spruch fällt. Er empfindet eher Mitleid mit ihnen, das sich gelegentlich in heiterster Form äußert, wie in der kleinen lustigen Erzählung „Deutscher Mondschein“. Denn ohne Humor ist es auf die Dauer unmöglich, die angemaßte Ehrbarkeit, Würde und Macht der nüchternen Alltagsmenschen zu meistern. Das beweisen unter Anderen die durch ihre Versiegenheit in Wahnsinn Geratene oder von ihrem besseren Wege Abgeirrten, z. B. Wallinger in den „Kindern von Finkenrode“, Querian in „Frau Salome“, Paul Ferrari im „Deutschen Adel“, Felix Lippoldes in „Pfisters Mühle“. Es beweist es vor Allen Haeseler im „Dräumling“, der mit Wulfshilfe, Fischen und Agnes um die Sumpflandschaft und das Städtchen Paddenau so viel köstliche und unzerstörbare Poesie webt, daß Herr Knackstert aus Hamburg, Firma Knackstert Witwe und Sohn, und die Vierbankpolitiker aus dem Krebs am Ende ärgerlich und bekümmert das Feld räumen.

„Der Dräumling“ führt außerdem die Phantasie als lebengestaltende und lebenveredelnde Kraft auf national-deutsche Anlage zurück. Stets in diesem Lichte erscheinen die Kämpfe und das Sehnen des deutschen Volkes bei Raabe. In den herrlichen zwölf Briefen „Nach dem großen Kriege“ versinnlicht er das einst traumverlorene, in fremde Fesseln geratene und wieder frei und hoffnungsfreudig gewordene Deutschland in Anna von Rhoda. Im „Deutschen Adel“, in „Gutmanns Reisen“ und „Kloster Lugau“ symbolisiert er den Bund zwischen Nord- und Süddeutschland, wie er über Erwarten zu Stande gekommen ist, durch Freundschafts- und Eheschließungen. In den nach dem Jahre Siebzig erschienenen Erzählungen, besonders wenn ihre Fabeln dieser Zeit angehören, wird er nicht müde, die Gefahr anzudeuten, die der deutschen Geistes- und Gemütsart droht, und das Streben zu fordern und selbst dazu beizutragen, sie zu behüten. Überhaupt haftet seine geschichtliche Teilnahme, auch wo sie außerdeutschen Begebenheiten gilt, an den Erhebungen und den Leiden, mit denen die politischen Ereignisse den Einzelnen aus dem Volke in ihre Wirbel ziehen und bis in's Innerste des Gemütes erschüttern.

Es genügt jedoch für den Dichter nicht, alles dies, um es uns nachfühlen zu lassen, selbst bloß gesehen und gefühlt zu haben. Gerade Raabe's Phantasieeichtum und Stimmungsfähigkeit bedürfen, damit sie sich nicht zersplittern, der Konzentration und der Einheitlichkeit aller Teile einer Dichtung; denn erst durch die beruhigende Selbstgenügsamkeit eines endlich begrenzten Ganzen gelingt es, des Ewigen und Unendlichen in den Dingen

gewiß zu werden. Man hat merkwürdiger Weise oft Raabe in dieser Hinsicht der Mangelhaftigkeit in der Komposition beschuldigt. Aber, abgesehen von wenigen geringfügigen Einzelheiten, gehen nur in der Krähenfelder Geschichte „Hörter und Corven“ die Ereignisse so lose neben und durch einander her, daß es schwer ist, einen Einigungspunkt zu finden, und wäre im „Frühling“ ein engerer innerer Zusammenhang einiger Nebenvorgänge mit der Haupthandlung zu wünschen. Den übrigen Erzählungen hat der Dichter ein durchaus festes, nicht selten bewundernswertes Gefüge gegeben. In der „Chronik der Sperlingsgasse“ stehen z. B. die scheinbar zufälligen, abwechselnd auf einander folgenden Erinnerungen an die Vergangenheit und aus der Gegenwart immer in bedeutungsvollem Bezug zu einander, und in allen ist Johannes Wachholder der geistige Mittelpunkt, sofern die Erziehung, die Liebe und die Heirat von Gustav und Elise sein Erbe, seine Lebensaufgabe und sein Glück werden. Ähnlich ist es im „Meister Autor“, in „Pfisters Mühle“, dem „Obfeld“ und anderen. An einfach fortlaufenden, durch Anfang und Ende passend begrenzten Erzählungen fehlt es ebenso wenig.

Besonders charakteristisch für Raabe ist die Art, mehrere gleichwertige Einzelschicksale und ihre Entwicklung einheitlich neben einander zu gruppieren. So deuten „Die Kinder von Finkenrode“ schon im Titel darauf hin. Friedrich und Agnes Willbrand, Konrad und Käthchen Rösener, Sundermann und Luise Reimer, Mieke und Sidonie, Rohwold und Cäcile, daneben mehr abseits und einsam Wallinger und Bösenberg vereinigen sich in ihren nach ihrer Gemütsart verschiedenen, glücklichen oder scheiternden Herzensblindnissen zu einem deutlich abgestuften Gesamtbilde der Ehe und der Liebe. In ihm steckt die Idee der Dichtung, oder vielmehr es ist selbst die Idee. Noch vollkommener stellt sie sich in ganzer Form dar, wenn mehrere ähnliche Vorgänge in einander verwebt werden, wie in der „Holonderblüte“, wo über Jemima's Schicksal, die mitten im höchsten Jugendglück sterben muß, wie ein Verhängnis daselbe Los der längst im Grabe ruhenden Mahalath schwebt und der Mann, der Jemima das Glück bringt, davon nach Jahren als Arzt im Hinblick auf den vor Kurzem erfolgten Tod einer ebenfalls reinen und schönen Mädchenblüte erzählt. Wieder in anderer Weise vorzüglich durch die innige Verwebung ungleicher Fäden ist in „Stopfkuchen“ die Schilderung Schaumanns, wie er allmählich die Rote Schanze erobert hat, durchschlungen von Erinnerungen Eduards an seinen Besuch im Vaterlande, während dessen jene Schilderung stattfindet, und von Bemerkungen über die Seefahrt, deren Muße Eduard benützt, um seine jüngsten Erlebnisse in der alten Heimat niederzuschreiben.

Wie sehr Raabe öfter absichtlich die Idee zum formenden Prinzip erhebt, beweist wohl am besten die Verknüpfung seiner drei großen Romane „Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und „Schüdderump“ zu einer gemeinsamen höheren Einheit. Jeder gestaltet eine Grundseite des menschlichen Lebens zu einem Ganzen; und zusammen geleiten sie es von seinem Urquell durch alle Stadien der Verbüsterung und des Kampfes, der Erstarrung und der Entfugung bis zu den Schrecken und dem Frieden des Todes. Auch wo die Konflikte, von denen berichtet wird, und die Idee, die den Kern bildet, ursprünglich heterogen sind, baut der Dichter von Stück zu Stück, stets das richtige an richtiger Stelle einfügend, sein Werk auf; die Konflikte lösen sich, und die Idee springt heraus. Man lese z. B. von diesem Gesichtspunkte aus das „Horn von Wanza“.

Hier und in anderen Fällen kommt es vor, daß Raabe über Thatfachen, die für den Fortgang der Handlung wichtig sind, hinwegschreitet, ohne sie direkt zu erzählen. Man muß die Motive darin beachten, um zu erkennen, wie streng es in seiner Werkstatt zugeht. In den „Alten Nestern“ läßt er einmal etwa anderthalb Jahrzehnte der Lebensgeschichte seiner Hauptpersonen aus, weil bloß auf die Ergebnisse dessen, das inzwischen geschieht, etwas ankommt. Er hätte vielleicht noch anders verfahren können. Wie er es gethan hat, ist es nicht bloß gut, sondern zeigt es ihn auch als den planvoll, mit Meisterschaft bildenden Künstler.

Und was die Komposition für das Ganze, leistet die Anschaulichkeit im Einzelnen. Sie beruht ebenfalls auf einer Konzentration entscheidender Momente in einem Punkte. Auch setzt die Erfüllung der Idee die einzelne dichterische Veranschaulichung immer voraus. Dem Epiker wird hierbei der Mensch, der Charakter, die Handlung zur Hauptsache. Er kann sich trotzdem auch ausführlich der örtlichen oder der sonstigen Umgebung widmen. Raabe thut es beinahe nie. Aber wenn in den „Kindern von Finkenrode“ Bösenberg und Sidonie von der Vergangenheit und der Gegenwart ihres Heimatsorts plaudern, wenn in den „Leuten aus dem Walde“ Robert bei Nacht im Eisenbahnzug durch die weite Ebene dahinfährt, wenn im „Schüdderump“ Hennig und Antonie im Ruckelruckschholze auf Abenteuer ausgehen, so genügen ihm wenige bedeutsame Züge, um uns das trauliche Kleinstadtleben bis in's Einzelne durchschauen, den bangen oder freudigen Pulsschlag hinter den durch die Ebene leuchtenden Fenstern eines einsamen Hauses hören, das Rauschen und Wogen und Weben des Waldes vernehmen zu lassen. Über den ganzen Erdball reicht seine Anschauung. Braunschweig, Berlin, Frankfurt a. M. und Hallstatt, die Weserlande, der Harz und Schwaben, Sankt Thomas und die Goldfelder

Kaliforniens werden von ihm alle mit gleicher Treue gezeichnet. Ebenso treffend entwirft er die großen und kleinen Parteen einer Handlung. Oft nehmen mit einem knappen, prägnanten Vorgang der Lauf der Ereignisse oder die Idee oder beide eine wichtige Wendung. In den schmerzvollen Zukungen um Nase und Mund Jane Warwolfs, in ihrem Blick in Hennigs Gesicht, in ihren kurzen verweisenden Worten, während weniger Minuten bei dem matten, aus dem Armenhause kommenden nächtlichen Lichtschein, ist der Kern fast des ganzen „Schütterump“ eingeschlossen. Indem in „Fabian und Sebastian“ Constanze vor dem in stumpfer Verzweiflung verharrenden Schäfer von Schielau von „unserer Schuld“ spricht, weil sie sich mit zu dem Hause Pelzmann rechnet, richtet sie durch das eine Wort mit ihrer reinen und großen Liebe wunderbar nicht blos den verzweifeltsten Alten, sondern alle Bedrückten der Erde auf. Und als am Anfang von „Hastenbeck“ mitten in des Pastors von Hoffzen abendlicher Vorlesung aus dem Kabinetsprediger Cober bei der Stelle „Gott führet wunderbar“ Immeke plötzlich schreit, Dortchen, nach dem Fenster weisend, aufkreischt, allen Anderen der Schreck sich theilt, der Hund in der Stube in ein Bellen ausbricht und die Dorfbrüden es auf beiden Ufern der Weser weitergeben, da werden auch wir aufgerüttelt, merken wir, daß wieder einmal ein Stück menschliches Schicksal anhebt. Ähnlich so hundertfach. Es versteht sich, daß Raabe die Charaktere mit gleicher Deutlichkeit abgrenzt. Wir sehen aber nicht die Personen nach ihren Gemütszuständen vor uns psychologisch sezirt, wir empfinden vielmehr in Allem mit ihnen in ihren Seelen.

Hiermit ist indes das Wirken des Dichters noch nicht erschöpft. Indem die Personen und die Handlungen, durch die er seine Anschauungen verkörpert, aus seiner betrachtenden und schaffenden Subjektivität heraussteigen, drängt diese aus innerer Nothwendigkeit sich in gewissen, ihr Leben auf eigene Art, nämlich im Denken und Wollen der Menschen weiterführenden Haupttypen zu objektivieren. Natürlich nicht jeder Stätte, jeder Szene und jeder Gestalt kann Raabe so viel Odem und Blut mitgeben. Genug, wenn es ihm bei einigen gelingt. Die Sperlingsgasse behauptet vorläufig wohl am festesten ein von ihm abgelöstes, selbständiges Dasein. Sie ist die Enge, in der wir alle wohnen, und erfüllt von dem Einklang, für den auch die Enge Raum hat. Finkenrode und Wanza sind Kleinstadtidyllen, die der innigen Behaglichkeit in der Welt ihr Recht wahren. Wo aber der Sumpf des bornierten Philistertums seine Nebel braut, winkt uns das Flimmern des Humors und der Poesie über dem Träumling, das uns den Weg weist, aus dem Sumpf zu entkommen. Und wo

die materiellen Interessen den Idealismus zu Boden schlagen, erhebt sich Pfisters Mühle zur Warnung. Der Hunger Hans Unwirts, die Mühle Claudine's, der die Toten ohne Unterschied in die Grube kippende Schütterump verdienen mit ihrem verheißenden oder tröstenden Sinn im Sprüchwort von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht zu wandern. Und der nackte Gigaut aus Thon mit dem leblosen Kinde im Arm, wie ihn Queriau in magischem Lichte vor Scholten und Salome enthüllt, dann erschlägt, da sie lachen, muß jedem, dem er einmal im Geiste vor Augen gestanden hat, unvergesslich sein: ein das Mark aufwühlendes Bild des titanenhaft um das Unfassbare Ringenden. Es könnte sogar auf einen Charakter wie Finemann Eindruck machen, der, roh und halbgebildet, geifernd gegen das Wahre und das Schöne, gegen jede Hoffnung und jede Opferlust, gewissenlos und betrügerisch, doch auf die Massen den meisten Einfluß ausübt. Er stellt den Coprosaurus der Menschheit vor, von dem man sagen kann, daß ihn Raabe eigentlich erst entdeckt hat, was im Bereiche des Schlechten mehr als erfinden bedeutet. Den Gegensatz dazu bilden die Humoristen Fiebiger, Mathilde Sonntag, der Konrektor Eyring in den „Gänzen von Bülow“, der Konrektor Eckerbusch in „Horacker“, Just und Schaumann. Nachdem wir sie einmal kennen gelernt haben, stellen sie sich ungerufen oft bei der Angst, dem Verdruß und der Freude des Tages ein, geben sie uns den Glauben an das Leben, den Mut zur Arbeit und die Lust am Lachen. Besonders Schaumann, genannt Stopfkuchen, offenbart uns, daß der Humor, wie bei Raabe selbst, nicht sogleich in höchster Vollendung da ist, doch daß er allmählich das schöne Gleichgewicht seiner Stimmung erreicht. Nur wenig stehen hinter jenen Jane Warwolf und die Wackerhahn'sche zurück. Die äußerlich unbedeutende oder verächtliche Rolle, die Weiden das Schicksal unter ihren Mitmenschen zuerteilt hat, entledigt sie jeder Rücksicht und läßt sie mit aller Freiheit weise und hilfreich im Dienste der echten, der dichterischen Schönheit des Daseins raten und handeln. Denn es ist Weisheit und Poesie darin, wenn die Wackerhahn'sche, anknüpfend an ein Wort, das sie aus dem Kabinetsprediger Cober hat vorlesen hören, schildert, wie der Myrtenstab, an dem sie dahinschreitet, weil zu scharf mit Eisen beschlagen und zu oft in Blutlachen niedergestoßen, völlig verschieden von dem sei, auf den sich Pold und Immeke stützen, so daß sie aus lauter Liebe zu deren Kindern nicht zu den jungen Eltern in's Haus zieht. Jane Warwolf und die Wackerhahn'sche muß man fragen, wenn man den Wert eines Dinges auf sein wahres Maß hinabgedrückt, aber auch wieder in anderen Fällen zu seinem wahren Maße erhöht wissen will. Zarter und lieblicher tritt mit

dem Frieden ihrer Seele Phoebe aus den „Unruhigen Gästen“ unter uns, die so bescheiden und doch so beherrschend, so milde und doch so stark zwischen allem Streit und allem Jammer der Erde einhergeht. Von den Liebespaaren seien Cord Horacker und Lottchen Achterhang kurz erwähnt. Die Verwahrlosung zeigt ein anderes als das gewöhnliche Antlitz, so bald man sie mit dem Mitgefühl ansieht, das Raabe für die Gansewinkeler Kinder bereit hat.

Welche von diesen oder anderen Haupttypen früher oder später als selbständige Wirklichkeiten in der Vorstellungswelt der Nation ihr Leben fortsetzen, hängt nicht bloß von dem Dichter selbst, sondern auch von denen, die ihn lesen, von der Bereitwilligkeit, mit der sie ihm entgegenkommen, von der Begeisterung, mit der sie seine Schöpfungen aufnehmen, ab. Aber aus dem Gepräge der Subjektivität Raabe's, aus seiner Weltanschauung, seiner Kompositions- und Gestaltungsweise und aus seiner fortwirkenden Kraft begreift man nun, warum er trotz aller Widerstände schließlich eine Stelle in der Litteratur erringen und gerade in der Gegenwart zu einer stetigen Zunahme seiner Anerkennung gelangen mußte. Goethe hat die Deutschen gelehrt, das Poetische in, nicht außer dem Leben zu suchen. Es ist indes bei ihm immer mit dem Leben sogleich vorhanden, er läßt es sich nicht erst zwischen oder unter dem Unpoetischen hindurch- und hervorringen. Nach dieser Seite hin gieng das Streben Jean Paul's, der jedoch mitten aus dem Leben heraus seinen Flug wieder zu überirdischen Höhen zu nehmen trachtete. Eben hier setzt Raabe ein. Wenn bei Jean Paul das Leben den Flug zu den Höhen hemmt oder kein Verweilen auf ihnen erlaubt, so entwickelt sich bei Raabe der Antagonismus auf dem Grund und Boden des Lebens selbst. Dort handelt es sich um einen Widersreit zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, hier um einen Widerstreit zwischen dem Idealtrieb und seinen Feinden. Bei Jean Paul ist in demselben Augenblick immer bloß eins von beiden möglich: wir leben im wirklichen Leben, oder wir schweben wirklichkeitsfern im Ideal; der Humor hat nur mehr den Zweck, den Gegensatz zu verdecken oder erträglich zu machen. Bei Raabe ist kein geringerer Dualismus vorhanden; wir vermögen aber, obwohl an das Kleine und Niedere gebannt, doch zugleich das Hohe und Ideale in und außer uns zu bethätigen, indem wir uns gegen die inneren und äußeren Anfechtungen mit dem Humor verbünden. Es steht also zweierlei fest: Raabe bildet an der überlieferten Anschauung von der Dichtung als einem notwendigen Element der Lebensauffassung und Lebensführung weiter; und er vertritt eine tief ernste Sache und bewährt einen klaren Wirklichkeitsinn. Wenn er sich historisch an Jean Paul anschließt,

so kann dennoch von einer Nachahmung oder einer Ähnlichkeit keine Rede sein; in Allem eher vom Gegenteil. Wenn er aber durch seinen Ernst und seinen Wirklichkeitsinn hervorragt, so erfüllt er eine Forderung, aus der die neuesten Phasen unserer Litteratur entstanden sind. Er überbietet sogar in der Furchtbarkeit des Glendes, das er schildert, hier oder da die jüngeren Dichter bei Weitem; und er hat mit den Fragen der geistigen Kultur allezeit engste Fühlung. Weil unsere Zeit nun nach und nach einsieht, daß dies zwar von Wert ist, daß es jedoch allein nicht ausreicht, so findet sie gerade in Raabe den, der den neuen, bis jetzt so dichtungsarmen Kulturmomenten den Weg zu höherer Vollendung ebnet, indem er sie mit den älteren, idealen Tendenzen in Einklang setzt.

Daher vereinigt sich um seine Person und um seinen Namen zur Feier seines siebenzigsten Geburtstags mit Recht viel Verehrung und Dank. Der laute Jubel, der sich in solchem Falle stets einmischt, wird freilich bald wieder verrauscht sein. Auch ist dies durchaus in der Ordnung; denn auf Raabe haben die Anfangsworte der „Alten Nester“ Anwendung: „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Geldentum.“ Aber von der Kunde des Tages wird ein Nachklang zurückbleiben, der dem Dichter einen dauernden Zuwachs seines Ruhmes bringt, da sie zu einer Zeit durch die Lande geht, in der die Herzen des deutschen Volkes empfänglicher als früher für die Raabishe Poesie sind.



Julius Harts „neuer Gott“.

Von Mathieu Schwann.

(Soden am Taunus.)

Die Perspektive zunächst! „In diesem neunzehnten Jahrhundert“ — sagt Hart — . . . „führt noch die reine Kritik das Wort. Am deutlichsten wird die Zerstörung einer Idealwelt uns nahe gebracht, während die aufbauende Kraft noch ausbleibt. So ist es denn eigentlich der Mensch des feineren und

edleren Geisteslebens, der Idealbildner, der Künstler, der Philosoph, der Religionsmensch, welcher uns jetzt als Verfallerscheinung entgegentritt, die brahmanischen Naturen fehlen dem Jahrhundert. Daneben aber steigt ein kühner, trotziger Lebenspraktiker als neuer Mensch empor, ein Armer an Geist und Weltanschauung, ein Bettler, der junge Kräfte in sich spürt, Throne umzuwerfen und Welten zu erobern.“ (S. 27.)

Ja, die Kritik führt noch das Wort, wenn auch nicht die reine, wie Hart meint, denn seine Kritik Nietzsche's, die er auf mehr als 40 Seiten niederlegt, ist nichts weniger als rein. Aber auch schon in obigen Worten ist der Blick ein Niedergangsblick. Ihm erscheint der Höhenmensch als Verfallsmensch. Auch eine Anschauung, aber keine, die sich auf Kraft und Stärke und Zukunft und Sieg berufen kann. Denn immer noch war es so und ist es so, daß es von jeder Höhe wieder hinuntergeht an der andern Seite. Wer nur dieses Hinunter, diesen Verfall sieht, dem mag sich wohl das Herz zusammenschnüren. Der andere Blick, der diesseits der Höhe, sieht indes nur die Höhe. Zu ihr strebt er mit aller Kraft, in das ruhende Sonnenlicht, das den Gipfel umglänzt. Und ahnt er selbst den „Verfall“ jenseits der Höhe, so stört das seinen Willen nicht. Denn Ausblicke giebt es da oben, Umblicke, Rückblicke, Fernblicke, größere Höhen werden offenbar, und zu ihnen erspürt er den Weg.

Und jener „neue Mensch mit jungen Kräften“ — wie weit wird er denn kommen, wenn er sich daran giebt, Throne zu stürzen? Einen besseren, tüchtigeren Instinkt mude ich ihm zu: nicht Throne zu stürzen, sondern neue zu errichten, immer neue, Throne der Menschlichkeit und sie selber zu besetzen. Dieser Hart'sche Steinklopferinstinkt, der die ragenden Felsen stürzen möchte, um sie klein zu klopfen — wohin führt er denn? Zur Größe des Steinklopfers, der neben einem Haufen Steine steht und ihn „überfieht“. Zur Größe des Philisters, der auf „gangbarer Straße“ seinen Verdauungsbummel macht. Aber höher kommen beide damit noch keinen Zoll. Steinklopfer bleibt Steinklopfer, und Philister Philister. Das ist alles, und dieses Alles ist doch so wenig, daß ich nicht glaube, jener „neue Mensch“ habe den Ehrgeiz, den Hart ihm andichtet. Sollte er ihn aber dennoch haben, so erscheint mir dieser neue Mensch schon mehr wie ein alter Efel und zwar ein uralter.

S. 33. „Eine rein psychologische Auffassung kann in dem Glaubensbekenntnis des Pessimismus zuletzt nur die Offenbarung und das Dogma eines Verfallsgeistes erblicken. Der Mensch vermag nicht mehr mit dem Leben fertig zu werden.“ — Nur!? Wie hoch klingt doch das Mitleid in diesem „Nur“! Und wie schwächlich davor die Reserve: „Eine rein psychologische Auffassung“! Nur auf sie bezieht sich dieses Nur. Denn nicht „rein psychologische Auffassungen“ vermögen natürlich in dem Glaubensbekenntnis des

Pessimismus auch noch etwas Anderes zu sehen. Aber sie kommen nicht in Betracht, da für Hart die „rein psychologische Auffassung“ die allein seligmachende zu sein scheint. Was er darunter versteht, hat er mir leider auf den 116 Seiten, die ich bis jetzt las, noch nicht verraten, dagegen wohl, was eine schwärmerische Auffassung ist, und was eine Auffassung der Animosität, was eine Auffassung der Oberflächlichkeit, was eine Auffassung des Advokaten, der mit allen Mitteln seiner Sache zur Anerkennung helfen will. Nun, einsteilen erscheint mir immer noch die ganze „Verfallsweisheit“ und „Verfallskraft“ des Pessimisten Schopenhauer wie eine ungeheure Lebensfalle im Vergleich zu der Hart'schen Emporweisheit. Rede ich mit Schopenhauer, so rede ich mit einem Manne, der sich, was er immer sagt und wie er die Dinge immer sieht, wenigstens selber nichts weis macht. Bei Hart aber habe ich dieses erste, wohlthuende Gefühl noch lange nicht. Im Gegenteil, ich muß immer fragen: welcher fremde Wind blies dieses brave Westfalengehirn zu solcher rumotenden Geblätheit auf?

S. 35. „Die Kultur der ‚Geistesaristokraten‘ ruhte auf einem Vulkan. Nichts vermochte die Renaissance, als noch einmal zu bauen, wie die Antike gebaut hatte: die Bildungsherrschaft einzelner Weniger auf den Klacken unzähliger Heloten.“ Ist das nicht Gerede? Besteres oder schlechtestes „nordatisches“ — denn die Nordartier kommen jetzt, verkündet Hart — Geschwätz? Ist denn Kultur an sich nicht etwas „Aristokratisches“? Ist Geist nicht etwas „Aristokratisches“? Etwas, was nur da gedeiht, wo das Beste, das Krifton zur Entwicklung, zur Herrschaft, zur Kratie kam? Will man ein Kornfeld mit goldenen Ähren, muß man dann nicht vorher einen Haufen Körner wollen? Und will man einen Haufen Körner, muß man dann nicht vorher der Pflege weniger Körner alle Fürsorge und Aufmerksamkeit widmen? Ein Landmann, mit einer Hand voll Körner in eine Wildnis verschlagen — so erscheinen dem unvoreingenommenen Blick die einzelnen Wenigen, die als Kulturträger und Kulturpflieger in den Zeiten ursprünglicher Wildheit und nachträglichler Verwilderung ihres Amtes zu walten suchen. „Nichts vermochte die Renaissance, als . . .“ Wär's nicht genug, wenn es wahr wäre? Wär's nicht wundervoll, wenn dabei vielleicht sogar ein kleines Mehr herausgekommen wäre? Wenn eine einzige neue Gehirnzelle zum festen Bestande der späteren, kommenden Menschen dabei wurde? Und ganz spitz: Was können denn Sie, Herr Hart? Auf wessen Klacken ruht Ihre Bildung? Sehen Sie doch einmal um sich! Hinter sich! Unter sich! Hat nicht eine ganze Generationenreihe an Ihnen gedichtet, gebildet, geformt, für Sie gearbeitet, geschwiegt, gelitten, geblutet — Sie — Aristokrat? Und wer — was trägt Sie heute noch? Könnten Sie wohl von Ihren Vöchtern leben? Keine Spur! „Die Helotenmassen“ sind

noch nicht so weit, daß ihnen darauf das Bedürfnis stünde. Sie befriedigen also zunächst einmal mit Blücherschreiben nur ein „aristokratisches“ Bedürfnis in und außer Ihnen. Nichts weiter! Aber ist es nicht genug? Wäre es nicht genug? — Aber ob es Ihnen genügt — darauf kommt es an.

S. 63. „Den Mathematikern folgten im achtzehnten Jahrhundert die spekulativen Philosophen, von denen unsere Zeit zu ahnen begann, daß sie für kommende Zeiten nicht anders dastehen werden, wie für uns die Scholastiker des Mittelalters.“ —

Unsere Zeit begann zu ahnen? Durch wen begann unsere Zeit zu ahnen? S. 64 zitieren Sie Nietzsche als den Ahnungswecker. Ist er aber das Subjekt dieser Handlung, warum stellen Sie ihn nicht voran? Warum lassen Sie die Leute nur ahnen, daß Ihnen diese Ahnung von Nietzsche kam?

S. 77. „Zwischen Hellas und Nazareth, zwischen Christus und Dionysos, zwischen Kreuz und Thyrusstab hat die Kultur dieser letzten vier Jahrhunderte ewig hin- und hergeschwankt.“ Dieser gute kritische Gedanke stammt von Nietzsche; Sie sagen es nicht, denn die gelehrte Bilderhäufung stammt von Ihnen. Aber schön, einfach, das Verständnis fördernd und erhöhend ist sie nicht. Und so fahren Sie fort: „Ein neuer Tag steigt über den Höhen herauf, die germanische Welt bricht an.“ Das sagt Nietzsche nicht, wagt es nicht mehr zu sagen, war es gleich einmal seine Hoffnung und seine heiße Sehnsucht. Er glaubte an die Erfüllung beider nicht glauben zu dürfen, da er die Wirklichkeit sah. Sie glauben daran. Also nur zu! Dann aber ein Wort auf den Weg. „Alle Einsichtigen wissen, daß ein Zeitalter der Kunst bevorsteht herrlicher als irgend ein vorhergehendes. Deutschland, das geschmackloseste aller Länder, ist berufen, die führende Rolle zu spielen, eben weil es mehr als alle anderen Völker sichtbarer Ideale bedarf.“ So lese ich eben in dem (trefflich geschriebenen) Buche Lothars von Kunowski: „Gefeh, Freiheit, Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens.“ Also auch hier diese Hoffnung und zwar emporsteigend aus dem Grunde der Notwendigkeit, des Bedürfnisses. Dann aber, meine ich, sollte man diesem geschmacklosesten aller Länder die Augen für diesen Mangel zu öffnen versuchen, wie dies Nietzsche fort und fort that, und man sollte nicht von einem auserwählten „Nordarierium“ schwärmen und prophezeien, wie Sie das thun, bevor auch nur die ersten Schritte geschehen, die zeigen, daß dieses Volk oder Volkstum sich selber zum Höchsten, zu den Gipfeln aller Menschenkultur, auserwählte und berief. Was nun aber bei Ihnen folgt, stammt abermals von Nietzsche: „Weder Hellas noch Nazareth!“ Es ist einer seiner besten, fruchtbarsten Gedanken. Ihnen aber erklang er nicht hier, bei und aus Nietzsche, sondern — „in den Morgenlüften!“

„Gott Dionysos: der neue Gott ist es, den die erdenhungrige Menschheit, müde der ziellosen Fahrten nach dem himmlischen Jerusalem, vor vier Jahrhunderten entdeckte. Noch einmal verkündigen uns die Romantiker des Klassizismus, der Antike, der Renaissance die Herrlichkeit seines Wesens. Ego! lautet sein anderer Name. Die Theologie ist zur Anthropologie geworden, ruft diese neue Kultur mit dem Munde Feuerbachs: aber ihre Anthropologie blieb dabei auch immer Theologie“ — sagt Stirner, und das sagen Sie nicht. „Sie ist die Götter, von deren Herrschaften sie sich zu befreien suchte, nie losgeworden. Nur die Namen konnte sie vertauschen. Das Ich stand im Mittelpunkt ihrer Welt: immer wieder war es ein Gott — ach, nichts als ein Gott. Zu wenig — zu wenig ist es für unsere Zukunftsseele.“ Wieder nur Kritik! Und wieder keine reine! Denn das Wesen des Gottes Dionysos ist nicht schon vor vierhundert Jahren entdeckt worden, sondern Nietzsche entdeckte es. Bei ihm erst ward der „Fund“ zur „Erfindung“. Und daß der andere Name des Gottes „Ego“ laute, ist Ihre Kombination. Ich zweifle sehr an ihrer Richtigkeit. Und nun gar Ihre Stirner-Reminiszenzen! Nie betrat ich mit einem Kritiker ein öderes, dürreres Feld, als da ich mich der Führung Stirners vertraute. Dieser Lebenshunger, dazu diese ganz und gar entsagende und versagende Scholastik der Neuzeit, wie sie bei Stirner blüht, diese Lebensverlassenheit — wahrlich, ein ungeheuer tragisches Menschenschicksal enthüllt sein Buch, aber lebendbefruchtend, erkenntnisfördernd wirkt es nur durch diese Tragik und Negation, in keinem Punkte aber direkt, aus sich heraus, durch die Weisheiten, die es enthält. Leben scheuend wirken diese, wie alle Scholastik, und wie sehr, das sagt mir allein schon Ihr Urteil: „Nur die Namen konnten sie vertauschen.“ So, und nicht anders urteilt der Spalter dürrer Begriffe. Ein lebendiges Auge sieht in dem Namentausche nicht nur eine Vertauschung, sondern es sieht vor allem Andern darin die Wirkung eines neuen Sehens, einer neuen Lebensbethätigung. Ihr geht es nach, sucht nach der Quelle, aus der sie stammt, überschaut ihre Entfaltungsmöglichkeiten und versucht, die etwaigen Folgen einer solchen Bewegung und ihre wahrscheinliche Richtung festzustellen.

Nun aber: bis hierher stehen Ihre Gedanken immer noch in den Gedanken Anderer. Sie selbst schauen kaum heraus. Und Ihr einziger — ich will ihn einmal so nennen — positiver Gedanke, daß nun die Welt des Germanen, des Nordariers komme, ist so wenig Ihr spezielles Eigentum, daß darüber schon vor Jahren ein Berliner Buchhändler mit mir sprach, daß man ihn ferner ebenfalls vor Jahren schon in der „Kölnischen Zeitung“ und an andern Orten ausgesprochen finden konnte. Ich frage also: Wann kommen endlich Sie, Sie selbst?

S. 78. „Die naive Moral, der Indianer-Egoismus des Renaissance-Italiens“ — sind Sie das! Ist das der nordarische Kritiker, der da redet? Der die Welt Schönheiten einer wunderbaren Werde- und Schaffenszeit mit Indianeraugen betrachtet? Oder machen Sie sich nur selbst etwas weis? — Doch nein, da kommt's ja! Gleich auf der folgenden Seite beginnt's. Ihr Schlußruf: *contra Nietzsche!*

S. 79. „Alle Werte wollte er umwerten, Zarathustra-Nietzsche, der Führer unserer dionysischen Scharen. Nach dem Florenz der Medici — dem Rom Cäsar Borgia's lockte er die Seelen Aller, die unbefriedigt vom Heute nach neuen Welten und neuen Idealen sich sehnen und sie doch nicht mit selbstschöpferischen Kräften in und aus sich selber erzeugen können. Die nicht Künstler sind, sondern nur Dilettanten, ewig schwärmende, ewig begeisterte trunkene Seelen, die immerdar von und in den Werken Anderer leben müssen, anderer Männer, anderer Zeiten und anderer Völker. Alle Romantik ist Dilettantismus — aller Dilettantismus eine Weiberkunst, eine Kunst der Hingabe an die schöpferische Kraft, höchste Fähigkeit der An- und Nachempfindung . . . Aber der Geist des selbstschöpferischen Künstlers ist immer kritisch, nie übertrieben, — ruhig, fest, — maßvoll in der Anerkennung und Abwehr, ein Verächter alles Schwärmervesens. Den Mann, den Künstler, die schöpferische Kraft sah das Geisterleben dieses neunzehnten Jahrhunderts immer mehr dahinschwinden, — und so gieng es zuletzt unter in den romantisch-dilettantisch-weibischen Empfindungen der Nietzsche'schen Welt. Warnen Euch nicht die großen Citelkeiten des Übermenschen, und die süßen Schmeicheleien, die er Euch vor die Füße streut? Warnt Euch nicht die trunkene Verzüglichung, welche den Anempfänger verrät, — der Brunk und Glanz der Worte, die so dürftigen Inhalt verhüllen?“ — —

Das genügt vorab! Und nun lesen Sie das noch einmal und fragen Sie sich einmal ehrlich, ob Sie selbst wohl so ein „selbstschöpferischer Künstler“ nach Ihrem eigenen Ideale sind, „ruhig — fest — maßvoll in der Anerkennung und in der Abwehr“? Und dann lesen Sie uebenbei einmal S. 76, was da schwärmt, und S. 115 etwa, was da die Regeln bricht, die Formen, die Maße, das Maß, und fragen Sie sich ruhig, wer da wohl der Dilettant, der Anempfänger und Romantiker ist?

Nietzsche lockt zum Rom Cäsar Borgia's, sagen Sie. Aber wo denn? Er nennt ihn doch das gesündeste aller tropischen Untiere, einen „Raubmenschen“, und gerade daß ein solcher „gewigter Unhold“ wiederkomme, ist seine Furcht. Wohin er lockt? — Nach „dem Menschenlande“, hör' ich ihn rufen, „denn unentdeckt sind immer noch Mensch und Menschen-Erde“. — „Bleibet der Erde treu“! — „Curer Kinder Land sollt ihr suchen“ u. s. w. u. s. w.

Kennen Sie Nietzsche, so reden Sie oben nicht die Wahrheit, und kennen Sie ihn nicht, so hätten Sie nicht reden dürfen.

Und weiter! Wer kündete aller Romantik den schärfsten Krieg? — Nietzsche! Es genügt sein Vorwort zur Geburt der Tragödie, das zu erkennen, denn Besseres, Geraderes, Männlicheres steht dort gegen die Romantik, als ich bei Ihnen auf 79 Seiten las.

Und immer weiter! Wer geht dem „Femininischen“ in aller Kunst, aller Wissenschaft, allem Leben schärfer an den Leib mit Forderungen nicht nur, sondern mit persönlichen, eigensten Erfüllungen — Nietzsche oder Sie? Wer lebte hier wohl, was er lehrte, Sie oder Er? — In Parenthese: glauben Sie ja nicht, daß ich diese Fragestellung nicht als eine Geschmacklosigkeit empfinde, wenn auch vielleicht aus einem andern Grunde, wie Sie dieselbe empfinden werden?

Nietzsche — „der Führer unserer dionysischen Scharen“? — Können Sie mir wohl Einen, auch nur einen Einzigen nennen, den er berief? Daß Scharen sich auf ihn berufen, weiß ich sehr wohl. Aber genügt das? Ist das für Sie und Ihr Empfinden das Gleiche? Auf welchen Großen hätten sich nicht schon tausend Hohlköpfe berufen? Aber bittet er Sie nicht, „ihn nicht mit denen zu verwechseln, denen heute schon Ohren wachsen?“ Haben denn diese wohl sein letztes Geheimnis erlauscht? Haben Sie es? Ein Geheimnis, so offen, so hell und klar, daß es ihm fast in jedem Worte über die Lippen strömt? Was kümmerte denn Nietzsche dieser Pöbel, der sich auf ihn beruft? War er ihm nicht die zweite große Gefahr, die er sah? Schweigend gieng er an ihm vorüber, und wo er sich an seine Rockschöße klammerte, da schüttelte er ihn ab. „Und wenn Zarathustra's Wort sogar hundertmal Recht hätte: du würdest mit meinem Wort immer — Unrecht thun!“

Aber sein offenes Geheimnis!? Der Krystallgrund, aus dem all sein Erkennen fließt! Ohne den keins seiner Worte Geltung hat und haben kann! Drei Worte nur, die Ihnen zum Rätselraten helfen sollen!

„Und thut dir ein Freund Übles, so sprich: ‚ich vergebe dir, was du mir thatest; daß du es aber dir thatest, — wie könnte ich das vergeben!‘ Also redet alle große Liebe: die überwindet auch noch Vergebung und Mitleiden.“ —

„Lieben und Untergehn: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode. Also rede ich zu euch Feiglingen!“ —

„Aus der Liebe allein soll mir mein Betachten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe!“ —

„Allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher“ — wer wohl will das sein? Wer kann es sein, Herr Hart? Raten Sie einmal ein wenig!

Aber raten Sie nicht so lächerlich daneben, wie oben bei dem „Führer der dionysischen Scharen“! — Und ich will Ihnen sogar noch etwas weiter auf den Weg helfen zu diesem Rätselraten. „Gott ist eine Mutmaßung“, sagt Nietzsche. Und ich mutmaße, daß Ihr „neuer Gott“ auch eine Mutmaßung ist. „Aber ich will“, fährt Nietzsche fort, „daß euer Mutmaßen nicht weiter reiche, als euer schaffender Wille. — Könntet ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet ihr den Übermenschen schaffen. — Nicht ihr vielleicht selber, meine Brüder! Aber zu Vätern und Vorfahren könntet ihr euch umschaffen des Übermenschen: und dieses sei euer bestes Schaffen!“ — Und nun sehen Sie einmal zu, ob Sie den Weg weiter finden?

„Eitelkeiten des Übermenschen!“ — sagen Sie. — Er müßte doch erst einmal geschaffen sein, ehe Sie von seinen Eigenschaften etwas aussagen können.

„Süße Schmeicheleien, die er uns vor die Füße streut“ — sagen Sie. Ich aber sah nie einen härteren, schwereren, dornigeren Weg vor eines Menschen Fuß gebreitet, als es dieser war, den Zarathustra-Nietzsche zu gehen „lockt“. Wissen Sie denn, was das heißt: sich zum Vater und Vorfahren umschaffen? Fühlen Sie die Härte, die Beschränkung, die Entsagung, die dieser Weg fordert? Und kein Licht auf diesem Wege, als der leise Widerschein in unserer Hoffnung, der Widerschein aus einer ferndämmenden ungewissen Zukunft. Ihre dionysischen Scharen — o du lieber, neuer Gott, wie weit werden denn die da kommen? Im ersten Sumpfe, in der ersten Aneipe werden sie hängen bleiben, wie alle Feiglinge, die wohl noch möchten, aber nicht mehr wollen!

„Die trunkene Verzückung, welche den Anempfänger verriet“ — sagen Sie. — Könnte sie vielleicht nicht auch etwas Anderes verraten? Lesen Sie doch einmal Bölsche's „Liebesleben in der Natur“, aber so, wie man ein Kunstwerk genießt, mit ganz offenem Herzen, mit ganz offenen Sinnen! Vielleicht geht Ihnen dabei doch ein Licht auf, das auch hierherein leuchtet: das Licht über noch einen Ursprung trunkener Verzückung.

„Der Prunk und Glanz der Worte, die so dürftigen Inhalt verhüllen?“ — Nun frage ich Sie: Kennen Sie Nietzsche selbst? Oder kennen Sie ihn nur aus dem Gestammel jener dionysischen Scharen, zu deren Führer Sie ihn machten? Diese Frage müssen Sie mir nun zu gut halten, denn nur zwei Wege giebt es, auf denen Sie zu diesem Urteil über Nietzsche gekommen sein können: den ersten, der in dieser Frage angedeutet liegt, oder den zweiten, daß es Ihnen selbst an eigenen Lebensinhalten fehlt, den Lebensinhalt Nietzsches auch nur ahnend zu ermessen. Das fliegt dann rasch so ein Buch durch, wie hundert andere Bücher, tippt einmal hier und nippt einmal dort, liest nur

Worte — Worte — Worte, und dann ist das Urtheil fertig. Es giebt noch einen dritten Weg, aber immer noch will ich ihn hier nicht in Betracht ziehen: den Weg der Steinklopfer, die klein klopfen müssen, um sich groß zu fühlen.

Nietzsche's Worte haben ja nur sein Erlebtes zum Inhalt. Nichts Anderes! Aber was er erlebte, war eine Welt. Was aber erlebten Sie? Daß Sie sich vieles erlasen, sehe ich wohl, daß Sie das Erlesene aber auch erlebt hätten, in Eigenes verwandelt, seh' ich bisher noch nicht. Immerhin war ich jedoch des Glaubens, daß in Ihnen eine größere Kraft gesteckt hätte, sich an dem Reichthum, an dem Prunk und Glanz dieses Starken zu erfreuen, anstatt ihn zu verkleinern und ihn dann doch nach der Art nordarischer Gelehrten hinterrücks anzupumpen: Gedanken und Worte ohne Anführungszeichen, wie ich schon zeigte, und wie sich's noch zeigen wird.

„Jenseits von Gut und Böse“ — lesen Sie doch S. 80 in Ihrem Buche! Was Sie da als Ihr Eigenstes ausrufen, im „Zarathustra“ steht es schon. Und können Sie es nicht finden, obwohl Sie Anderes sehr gut fanden — so z. B. wird schon dort das Prinzip Ihrer „Verwandlungsphilosophie“ erwogen, der Ton ist angeschlagen — können Sie es nicht finden, so frage ich Sie, wer hat Ihnen denn überhaupt den Gedanken suggeriert von einem Reiche „jenseits von Gut und Böse“? Doch Nietzsche! Und wenn ihm aus seinem Ahnen und Ringen nichts erwachsen wäre als dieses eine Wort, ein Lebenspender wäre er, ein Philosoph der vordersten Reihe. Gut ab vor ihm! Die „Quartanerseele“ steckt nicht in denen, die Ehrfurcht vor diesem Manne haben. Glauben Sie es nur! Sie — der Sie einen „Huronen“ aus ihm machen müssen, um nur zu Worte zu kommen mit Ihrer „reinen“ Kritik, die zu urtheilen wagt, ehe sie zusah, ehe sie verstand. Das Leben heßt — ich weiß es. Es läßt nicht Zeit, nicht Ruhe zur Betrachtung, zum Schauen, zur Versenkung und Andacht, rauben wir ihm diese Zeit nicht und erzwingen wir uns nicht diese Ruhe. Daher mag wohl Ihre übereilige „Kritik“, Ihre Absprechererei gekommen sein. Aber so gar steinklopferisch wäre nicht nötig gewesen, daß Sie auch noch einen „Operntextdichter“ aus Nietzsche machen müssen, um sich neben diesem so furchtbar Heruntergerissenen als nordarischen Machthaber, neben ihm, dem armeneligen „Polen“, als germanische Größe zu fühlen. Schopenhauer sagt einmal, daß eigener Wert dazu nötig sei, den Wert Anderer zu erkennen und zu schätzen. Und ich ziehe die Schlußfolgerung auf Sie: Alles das, was Sie da gegen Nietzsche vorbringen, ist Ihrem eigenen Scheelsehen entsprungen, ist die Wertung eines Mißbildes — des „bösen Bildes“. Oder wie sich jüngst ein deutscher Mann gegen mich ausdrückte: „Hart steht ja ganz mit seinem Buche auf Nietzsche. Aber er möchte sich von ihm frei machen, und deswegen schimpft er auf Nietzsche.“ Sehe ich's nur erst,

daß Sie auf Nietzsche stehen, wohlun und wohlau! Ich aber sehe etwas ganz Anderes. Sie lassen Nietzsche von Königsmacht, Landsknechtsherrlichkeit, physischem Sieg u. s. w. träumen (S. 84), Sie schieben seiner Sehnsucht den Haß als Fundament unter, und nach dieser Avdolatenthats wirbeln Sie los. Die Erde — der Leib — ich weiß es wohl — sind für Nietzsche die Grundlage alles weiteren Werdens, aller fernern Entwicklung. Denn eine Narrenanschauung nennt er es, daß der Mensch auch übersprungen werden könne. Darum ruft er, daß man Erde und Leib in Ehren halte, daß man ihnen treu bleiben möge, aber immer im Hinblick auf das, was sie dereinst zu wirken und zu gebären berufen sind. Das ist seine Verlockung zur Treue, zur Liebe des weisen Leibes. Und was machen Sie daraus? Landsknechtsherrlichkeit — physischen Sieg — kurz die Sehnsucht nach der „brute“. Wen wohl charakterisiert diese Wertung!

S. 85. „Nur der ist ein Wahrheitsmensch, nur der ein wahrhaft Großer, der, was er denkt und träumt, auch ist, lebt und handelt. Warum ward Nietzsche kein Cäsar Borgia, kein Napoleon? Warum versuchte er nicht wenigstens, ein solcher zu werden? Schrieb nur Bücher, statt zum Thatmenschen zu werden? Die Fragen bedeuten nicht ganz nur Spaß.“ — Nicht ganz, also doch halb oder dreiviertel. Und auf die andere ernste Hälfte will ich Ihnen antworten. Gerade an diesem: „nur der ist ein Wahrheitsmensch“ gemessen, geraten wohl viele andere Leben und manches andere Handeln zu kurz, nicht aber dasjenige Nietzsche's. Denn nie dachte oder träumte er davon, ein Cäsar Borgia, ein Napoleon zu sein. Er sah und erkannte die Entwicklungsstufe über diese hinaus, jene Stufe, auf der der Mensch keine „Synthesis von Unmensch und Übermensch“ mehr ist und bleiben muß. Er zog sich von dem Wege, der zu „physischen“ Dingen führt, mit sicherem Instinkt und klarem Bewußtsein zurück. Er verzichtete selbst mit peinlicher Reinlichkeit auf ein Wirken in Zeitschriften und Zeitungen, ein Mittel, das ja nicht selten zu Anhang, Parteibildung, Kompaktheit, physischer oder doch materieller Macht führt. Und er verzichtete auf die Fortpflanzung seines leiblichen Selbst. Warum wohl? Sein weiser Leib wird ihm das wohl geraten haben — denn nicht Fortpflanzung dachte er, sondern Höherpflanzung — hinauf! Diese große Sehnsucht half ihm die Augenblicks-sentimentalitäten überwinden. Er wußte, daß die Raubtierstufe, untermischt mit vagen „Menschlichkeiten“, nicht mehr Ziel und Ende der Menschenentwicklung sein könne; aber ebenso klar war ihm bewußt, daß sie eine Stufe sei, die nun einmal der werdende Mensch auf seinem Wege zu sich selber zu durchheilen hat. Vorbei kann er daran nicht; was er aber kann und einmal können muß, das ist: nicht mehr auf dieser Stufe hängen bleiben, nicht zur „canaille“ werden, die wohl schon Besseres,

Feineres sieht, aber nicht mehr oder noch nicht kann und mag und will. Zur Abkürzung muß diese Stufe werden, eine Zusammendrängung, daß sie höchstens noch in ahnenden Wallungen, embryonischen Begehungen, Reminiscenzen, und nicht mehr in Thaten nachweisbar ist. Mit diesem Blick spricht er von Napoleon, von Cäsar Borgia, vom Krieger. Und da mutet ihm Hart zu, er hätte gerade das thun sollen, was er überwinden wollte, überwinden, nicht überspringen! Denn dazu bedürfte es, zur Möglichkeit des Überspringens nämlich, wollen wir keine Narren sein, die sich dieselbe nur einbilden und ausmalen: dazu bedürfte es der Hilfe eines — Gottes und zwar eines ganz neuen, der die Nothwendigkeit abschaffte und mit ihr zugleich den heillosen Bund zwischen Ursache und Wirkung.

Riehsche lebte nicht, was er dachte? Er war kein Schöpfer, kein Thatmensch! Schrieb nur Bücher! — Das ist natürlich keine That, nicht wahr, Herr Hart? Ich aber sage Ihnen: So lange Sie ein geschriebenes Buch nicht als That empfinden, werden Ihre Bücher nur — Bücher sein. — Riehsche empfand jedes seiner Bücher als eine That, und — er hatte ein Recht dazu, sie so zu empfinden. Was er lebte, davon erzählen seine Bücher. Er handelte, wie er dachte, und nur ganz selten und auf kurze Augenblicke taucht bei ihm der Kobold der Lebensfeigkeit aus, der so unendlich Viele narret und dazu führt, alle Tage anders zu denken, damit ihnen die „Freiheit“ bleibt, alle Tage anders zu handeln — ziellos — nach Lust und Laune!

„Der Geistesmensch, der so begeisterungstrunken zum Krieger emporblickt — ist er nicht von vornherein ein verkrüppeltes Wesen?“ — Rebel da nicht der Kobold der Feigkeit aus Ihnen, der Sie abhält, hinter das Wort Riehsche's vom Krieger zu schauen? Der Sie mit dem Popanz: „Krieger“ schreckt? — Was thun denn Sie in Ihrer „Riehschekritik“? Kämpfen Sie nicht gegen Riehsche? Bekriegen Sie ihn nicht? Wie wollen Sie denn dieses Ihr Ideal nennen, das Ihrem Thun zu Grunde liegt? „Bereden“ etwa? Oder „schimpfen“? Wer ist denn das, der nur das thut? Ich fand solche Menschen auch schon, doch meist nur in Waschküchen. —

„Blickt nur tiefer in ihn hinein! Er lebt nicht, was er denkt. Das heißt: er ist kein Schöpfer, kein Eigener. Sondern nur ein Schmarotzer. Ein schwärmerischer Nachempfinder. Ein Dilettant. — Ein Philologe, der vom Geiste Anderer zehrt“ — so schimpfen Sie, der Sie einen „neuen Gott“ ankündigen. Darauf erwidert man nicht. Aber meinen Lesern sage ich: Ja, blickt nur tiefer in ihn hinein und ihr werdet sehen, was Leben und Kämpfen heißt. Aus diesem Erleben Riehsche's taucht der Glanz und Prunk seiner Sprache empor; aus dem krystallklaren Grunde seines Empfindens blüht ihm die Liebe zu reinem Wort, zur Wortsauberkeit — seine „Philologie“.

S. 87. „Der große Lob- und Prunkredner, der Schmeichler der vornehmen Welt“. — Sie wissen, was er von der „Demokratie der Zukunft“ sagte, vom „tausendjährigen Menschenreich“, von dem Lande, „in dem es wohl Götter, aber keinen Gott giebt“, u. s. w. Also . . .

„Bildung als einen unübersteigbaren Wall zwischen der Masse und den wenigen Auserwählten und Erlesenen“ hätte er gewollt. Sie wissen, was er von der Einheit des Volkes sprach, von der „Sehnsucht der Natur nach dem Menschen“, von der „einen mächtigen Gemeinsamkeit“, zu der wir Alle gehören u. s. w. u. s. w. Also . . .

„In den Zeitaltern Leo's X. und Ludwigs XIV. erkennt er die Höhepunkte der neuzeitlichen Geistesentwicklung, und Voltaire ist der letzte große Geist, den er noch versteht und inbrünstig umfaßt“ . . . Sie wissen, daß dies nur bedingte, historische Schätzungen Nietzsche's sind; daß er auf seinem weiten Wege Viele schätzen lernte; daß er Schopenhauer verehrte, wie selten ein Mann den andern, daß er Heine, Taine, Hegel seine Anerkennung nicht versagte; Sie wissen, daß diese Alle nach Voltaire kamen, daß vor Allen Einer nach Voltaire kam: Goethe! daß er ihn den letzten Deutschen nennt, vor dem er Ehrfurcht habe. Sie wissen das alles, viel besser vielleicht, als ich es weiß. Sie sehen dieses ringende Empor von Stufe zu Stufe, Sie sehen, wie er immer noch jede erstiegene Stufe hinter sich ließ, wie dann erst dieses Zurückblicken die späteren Wertschätzungen aller unter ihm gebliebenen Stufen für ihn erzeugte, — aber auch nur für ihn, denn zu immer Wenigern redet er, für immer Wenigere, bis er schließlich fast ganz für sich allein redet. — Ein organischer Gang von einer instinktiven Grobheit und Natürlichkeit der Entwicklung, daß er die Freude jedes von Kleinlichkeit und Scheelicht ungetrübten Auges sein muß, und da klappern Sie verdrehend, verschiebend, entstellend, leugnend, krauses Zeug durcheinander, als stünde ein neuzeitlicher Journalist vor Ihnen, der hierhin schießt und dorthin, wo gerade etwas „los ist“, der zu Allem ein Wort bereit haben muß und doch nie die eine große Hauptsache bereit und bereitet hat: sein Wort.

S. 87. „Der humane, der zum Bestianer geworden ist“ — schimpfen Sie. Sie wissen, was Nietzsche von der „Wirkung der Erkenntnis“ sprach. Also . . .

S. 88. „Überall lodert bei Nietzsche der Haß gegen die Welt des achtzehnten Jahrhunderts empor“ — sagen Sie. Das „Überall“ ist eine Erfindung von Ihnen. Denn ich fand diesen Haß bisher noch nirgends. Und Sie selbst meinten doch eben noch, Voltaire sei der letzte große Geist gewesen, den Nietzsche inbrünstig umfaßte. Das achtzehnte Jahrhundert aber trägt den Namen Voltaire's. Wie stimmt das?

S. 89. „Versteht Ihr nun, warum Niepſche von Euren englischen Lettern ſtets mit Ingrim und Verachtung ſpricht?“ — Ingrim — Verachtung? Ich fand ſie nicht. Wohl aber fand ich die ihm von Ihnen ſuggerierte Verſtandesküſſe.

... „und auch für die Deutſchen kaum andere als Worte der Geringschätzung hat?“ — Für die Deutſchen? Oder für die Reichsdeutſchen? Aber auf ſolche Allgemeinheiten läßt ſich nichts erwidern. Nur das Wort eines braven deutſchen Mannes zitiere ich hier: „Ohne ſlaoiſche Unterordnung und Maulhalterei keine preußiſche Armee, kein preußiſcher Staat! So taxiere ich, und damit taxiere ich alles, was Tüchtiges aus dieſer Organifation erwuchs, alles aber auch, was hier an Borniertheiten zu überwinden iſt.“ — Wer aber wird es überwinden? „Die“ Deutſchen von heute etwa? Von morgen? — Es thut Eile not, meine deutſchen Brüder, denn geht es ſo fort, ſo habt ihr über kein „Übermorgen“ mehr zu verfügen, meine ich, als Hiſtoriker.

„Begreift Ihr, warum Ihr bei ihm nie etwas von Shakeſpeare hört?“ — ſagen Sie. Das ſtimmt wieder nicht. Ich kenne von ihm Worte über Shakeſpeare, ernſte Worte, die mehr ſagen, als manches Buch.

„Daß er wie die Humaniſtenſeele Leo's X. in Luther nichts — aber auch nichts Anderes als einen zankſüchtigen, ſchmutzigen und dummen Mönch erblickt?“ Sie reden nicht nur die Unwahrheit, ſondern mit Ihrer „rein psychologiſchen Auffaſſung“ ſcheint es mir ebenſo beſtellt zu ſein wie mit Ihrer „reinen Kritik“. Vorab alſo eine Frage: Sind jene „ſchmückenden Beiwörter“, die Sie neben Luther ſetzen, von Niepſche oder von Ihnen? Ich fand ſie nämlich bei Niepſche nicht biſher. — Dann aber Ihre Psychologie betreffend: als lutheriſcher Pfarrerſohn erwuchs Niepſche. Überfüttert mit ſogenanntem Luther von Kindheit auf, was Wunders, wenn ihm auch der nicht bloß Sogenannte widerſtanden wäre? Mir z. B. widerſteht Homer bis heute noch, da ich immer noch die Qualen mitempfinde, die er mir vor 25 Jahren machte. Und doch weiß ich, daß das nicht an Homer liegt, ſondern an dem elenden Schulmeiſter, der die Odysſee benützte, uns dieſelbe um den Kopf zu ſchlagen. Ein geiſtiges und leiблиches Marterinſtrument — ſo ſteht die Odysſee in meiner Erinnerung, und werde ich zornig, verliere ich die Beſonnenheit, ſo ſage ich nicht: der Schulmeiſter war ein elender Aetl, ſondern ich gebe dem lieben Homer ein paar jener Ohrſeigen wieder, die er mir durch die Erfindung jenes Marterinſtrumentes wohl vorbereitet hat. So „haarſträubend ungerecht“ vermag der Menſch zu ſein. Doch das nur nebenbei, und nebenbei auch nur ein Wort von Niepſche zur Widerlegung Ihrer freien Erfindung „aber auch nichts anderes als“...! „Erſt in Händels Muſik erklang das Beſte aus Luthers und ſeiner Verwandten Seele, der jüdiſch-heroiſche Zug, welcher der Reformation einen

Zug der Größe gab.“ Wollen Sie mehr, ich könnte Ihnen mehr solcher Worte weisen. Aber besser schon, Sie folgen Ihrer eigenen Mahnung und „blicken“ selber „tiefer hinein“!

„Daß er Kant und Schiller haßt und Rousseau, den Antipoden Voltaire's, der in das Herz Frankreichs die neue Welt trug?“ — sagen Sie, und das sind abermals lauter freie Erfindungen von Ihnen. Nietzsche erkennt die Aufgabe, die Kant erfüllte, vollauf an. Was aber „die Deutschen“ darüber hinaus weiter von Kant reden, das erkennt er nicht an. Und was die Deutschen bei Schiller thun, indem sie von „Schiller und Goethe“, von Rt. 1 und Rt. 2, reden, darüber lacht er. Daß er Rousseau haßt, steht wohl wörtlich bei Nietzsche, aber es steht noch etwas dabei: „Ich haße Rousseau noch in der Revolution: sie ist der welthistorische Ausdruck für diese Doppeltheit von Idealist und canaille.“ Sind Sie kein bloßer Schwärmer und verstehen Sie zu unterscheiden zwischen persönlicher und historischer Wertung, so werden Sie Nietzsche's Wort vielleicht nicht gar so merkwürdig finden, oder vielleicht erst recht merkwürdig nach der Seite seiner historischen Ergänzungsbedürftigkeit: die canaille, die da war, nicht absolut gesehen, sondern als Produkt historischer und sozialer Verfehlungen, die canaille, die mit Rousseau nicht zu heben und zu heilen, sondern nur in größeren Fieberwahn hineinzutreiben war, die canaille, von der ein Stück in Rousseau selber steckte. — Und die Überschätzung Voltaire's, die Sie Nietzsche andichten? Lesen Sie doch nicht nur einen Satz, einen halben Satz, einen Ausdruck, lesen Sie z. B. einmal „Menschliches, Allzumenschliches I, 201 ff.“ über „die Revolution der Poesie“ ganz, und sind Sie kein bloßer Schwärmer, so werden Sie zugestehen: „Hier sprach Einer, der etwas zu sagen hatte; und klar und deutlich sprach er ungefähr das Gegenteil von dem, was ich ihn sagen ließ.“

„Die prachtholle blonde arische Bestie“ macht Ihnen viel Spaß, wie es scheint, daß Sie gar so auf diesem armen Wörtlein herumreiten. Aber für mich ist es nicht ein Stichwort oder Schlagwort, sondern ein an seiner Stelle gutes Wort, aber auch nur an seiner Stelle, und ich hätte gedacht, Sie hätten mehr Kraft und Feinheit der Empfindung bewiesen, als Sie thun, indem Sie dieses von einer Alique zum Schlagwort erniedrigte Wort nun an den Namen Nietzsche's hängen, um ihn, mit solcher Schelle behängt, durch die Gassen Ihres Karnevalsweises zu treiben.

§. 92 erscheint der arische Erkenntnißmensch als „ein ewiger Revolutionär“, als ein „durch und durch Thaten- und Willensmensch, kampfs- und arbeitsfroh, bejaht er das Leben und die Erde“. Daß dies in jedem Worte das Ideal Zarathustra's ist, mit Ausnahme des ewigen Revolutionärs, den Sie hinzuthun, geht natürlich Ihre Leser nichts an. Aber Ihr arischer Erkenntnißmensch

wird außerdem gerade durch Ihre Zuthat als die Impotenz an sich charakterisiert. Er kann nicht aufbauen, sondern nur zerstören kann er, was Andere bauten. Auch ein Ideal! Nur die Frage bleibt, ob sich viele Ihrer Nordarier dafür begeistern werden?

S. 92, 93 erscheint dem gegenüber der Orientale, der „sich rings umdroht“ fühlt von Gespenstern, Dämonen, Teufelspuk“, der „in dunklen, wilden Worten stammelt“. Nur schade, daß die Edda, alle die Gespensterfragen an alten deutschen, germanischen Baudenkmalern, daß der ganze Hexen-Zauber- und Albiglaube u. s. w. u. s. w. nicht von Orientalen erfunden wurden! Wir wollen uns auch nicht lange mit „Es wäre doch möglich, daß asiatisch-orientalischer Einfluß“ x. herumquälen, sondern einmal ehrlich fragen: Haben wir es da mit Orientalentum und Arierthum als charakteristischen Gespenstern zu thun? Oder aber mit dem jeweiligen physischen und kulturellen Alter eines Volkes? Gespenstersehen, dunkle, wilde Worte stammeln ist ja auch sonst die Art der Menschen, deren Phantasie noch über dem Verstehen steht, und das um so mehr, je reicher die Umgebung, je wilder sie zur Entwicklung der Phantasie oerlockte, also die Art der Kulturkinder.

Aber wie Sie Nietzsche verdrehen, zurechtstutzen, pointieren müssen, um zu Ihren Behauptungen zu kommen, wie Sie kaum einmal einen Nietzschegedanken, ein Nietzschewort in seinem Zusammenhang zitieren, sondern nur generalisierend fortreden, so machen Sie es auch mit der Geschichte. Das raffelt ewig weiter: „im fünfzehnten, sechzehnten, achtzehnten Jahrhundert“. Nirgendwo eine präzise Thatsache! Nirgendwo ein Verständnis für die Distanzen zwischen den einzelnen Volks-Stammes-Stände-Entwicklungen! Ein einziger großer Hexenkessel von Verallgemeinerungen, und da heraus dann ein Gebrodel von Halbwahrheiten, Halbverdrehtheiten, Zusammenhanglosigkeiten und erzwungener Zusammenhänge, so daß der Historiker nicht nur, sondern ebenso der Psychologe davor steht und auf den Gedanken kommt, daß vielleicht die psychologische Entwicklung des Herrn Verfassers ein viel interessanteres Studium abgeben könnte, als es das Studium der Produkte dieser Entwicklung bis hieher erscheint. Manchmal sieht es ja so aus, als ob die Urtheile Harts auf ernstem historischen Erleben und Erfahren beruhten, aber nach den Prüfungen im Einzelnen, die ich hier mit ihm vornahm, darf er mir es nicht verdenken, wenn ich ihm auch da nicht mehr über den Weg traue.

„Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man — vorübergehn!“ Dieses schöne schlichte Manneswort sagt Zarathustra zum Narren, der leift und schimpft. Und ein zweiter, aber mit Worten noch prunkvollerer Zarathustra sagt Hart zu den „Germanen“: „Was Nietzsche liebt, werdet Ihr nicht lieben, wo Nietzsche anbetet, werdet Ihr schweigend oorübergehn.“ Die Hart'schen

Germanen scheinen also so eine Art Narren zu sein, daß er ihnen die gleichen Worte zuzuft, wie Nietzsche es dem Narren that. Die gleichen Worte? Nein, Hart setzt noch dazu: schweigend! Wie aber gieng er vorüber, er selbst? Höhnend, schmähend, verkleinernd. Ein bewundernswerter „Thatensch“, ein merkwürdiger Nichtdilettant und Künstler und Schöpfer — dieser ruhige, feste, maßvolle, männliche Abwehrender, der so genau das Gegenteil von dem lebt, was er denkt und träumt!

S. 106, 107 stehen lauter Nietzsche-Gedanken, mit denen dieser Käßliche gegen Nietzsche polemisiert. Selbst sein Schwert muß Hart sich noch von Nietzsche leihen. Doch — seien Sie unbesorgt, er leiht es Ihnen und wird es Ihnen immer wieder leihen, denn er kennt die Lust, „die Steine in große Tiefen rollen“ macht.

S. 108, 109 „posieren“ Sie ein germanisches Siegfriedtum, Sie Antiposeur und Antimantiker! Lesen Sie doch einmal „Versuch einer Selbstkritik“ am Schluß in Nietzsche's Geburt der Tragödie. Vielleicht erfahren Sie da auch, in welche Kategorie Sie selbst gehören.

Wie wohl aber muß es jedem deutschen Philister thun, wenn er hört, daß ja nur ein mit „romantischen Rassenanschauungen“ Durchtränkter, deutsch „nur Schreibender“, nicht aber ein echter und wirklicher Deutscher, „stets und unabwendlich eine höhnisch geringschätzigte Miene aufsetzt, so bald er die Worte ‚deutsch‘ oder ‚englisch‘ in den Mund nimmt“. (S. 110.) Ich aber meine, es sei dies wieder so ein Produkt Ihrer „rein psychologischen Auffassung“, die, wie die Psychologie so mancher — Männer, noch nicht begriff, daß Einer das am härtesten tadeln, am tiefsten verachten kann, was er am meisten liebt. Vielleicht aber ist gerade das Ihr Fall, Herr Hart. Prüfen Sie einmal nach! Im Übrigen aber müßten z. B. die jüdischen Propheten, die „das auserwählte Volk“ mit so furchtbaren Geißelpredigten bedachten, nach dieser Hart'schen Theorie alle nur „Ausländer“, „hebräisch nur Schreibende“ gewesen sein. Sie waren es leider nicht. Dafür aber dachte das jüdische Volk um so vaterländischer, fühlte um so stolzer, indem es diese Prophetenbücher als seine heiligen Bücher in seinen Schutz und in seine Verehrung aufnahm. Und ich wünsche sogar, die Hart'schen Germanen hätten den gleichen Mut, wie jene „stammelnnden Asiaten“! Nur zwei dieser Bücher eines deutschen Denkers und Dichters erster Größe, nur den Zarathustra und den Antichrist möchte ich diesen Germanen als treueste Wegweiser und Reisegefährten in die Zukunft wünschen.

Auf der gleichen Seite beginnen Sie auch noch damit, das polnische Blut Nietzsche's für Ihre „Theorie“ zu zitieren, um dann diese „eunuchische Romantik des Übermenschen“ zum „Ausdruck des unfruchtbaren polnischen Geistes“ zu stempeln und Nietzsche vor den Augen der Welt mit dem ganzen

Wirrwarr der polnischen Entwicklung zu belasten. Armer Fechter! Auch dieses Schwertlein ließ er Ihnen. Und Sie verschmähen es nicht, es zu Ihren Kunststücklein zu mißbrauchen.

S. 113. „Wir verschmelzen die Gegensätze und Einseitigkeiten des Orientalismus und Romanismus zu einer höheren Einheit.“ — Wer verschmilzt? — Nun — wir — Germanen! sagt Hart. Wir — Nordarier! Und das ist dann unsere Eigenart, nicht wahr, Herr Hart? Das hat dann die Kühnheit, dieser „westslawischen Welt“ z. B. vorzuhalten, daß sie dahinsank, „ohne daß sie überhaupt eine Kultur aus sich heraus hat erzeugen können.“ Aber wir nordarischen Verschmelzungskünstler, wir können das. Aus uns heraus! Wir brauchen dazu gar nichts weiter, als „die Gegensätze und Einseitigkeiten des Orientalismus und Romanismus“. Merkwürdig nur, daß man von einer orientalischen Kultur reden kann, von einer romanischen auch, daß man aber immer noch leere Worte stammelt, redet man von einer deutschen, germanischen oder gar nordarischen Kultur. Den Besitz einer Berliner „Kultur“ will ich nicht in Abrede stellen, aber ihre Wertung ist nicht meine Sache.

Inmehrin, obige „Eigenart“ der Verschmelzung mag es sein, die zu solcher Fechtwaise führt, wie Hart sie gegen Nießsche anwendete, die Fechtwaise der Verdrehung, Entstellung, Ungenauigkeit und Unsauberkeit des Denkens und Redens. Darum ziehe ich es vor, mich lieber mit Nießsche zu „entdeutschen“ (Menschl. Allzumenschl. II, 159), als dieser „Eigenart“ zu huldigen. Die Art, wo alles verschmilzt, sich verwischt, vernebelt, ist doch die Art des europäischen Alkoholikers, und warum soll diese gerade die spezifisch deutsche und nordarische Art sein? Muß sie es aber sein, wohl an, so wünsche ich ihr ein endgültiges, rasches Vernebeln und Verdunsten in süßstem Rausche — zum Besten der — Kultur: Und höre ich nun gar Ihr Schwärmen und Drohen mit „apokalypstischen Reitern“ (S. 116), so scheint mir das delirium tremens, die „Götterdämmerung“ dieser merkwürdigen „Art“, nicht mehr sehr fern zu sein.

Zum Schluß! Sie haben Ihr Buch Ihrem Freunde Wilhelm Bölsche gewidmet. Das ist eine gute Widmung. Besser aber noch, Sie hätten von seiner frohen Art etwas gelernt. Wie klar, gerade, ehrlich, offen, sich selbst meisternd steht Bölsche neben Ihnen! Wie weiß er zu schweigen, wo er nur Rebelhaftes, Dunkles, Verschwommenes sagen könnte! Wie weiß er zu warnen, führt er uns dicht heran an die Probleme Welt—Leben—Natur!

Zwei Fragen daher! Die erste: Hat Nießsche selbst vor den Urproblemen Welt—Leben—Natur gestanden? Hat er sie mit eigenen Augen gesehen? Aus eigener Sehnsucht erfragt? Und wenn: hat er, als sie ihm erschienen, sein Leben darangesetzt, diese Probleme bis zum Grunde zu erleben? So tief als möglich, so weit wie möglich, so, wie es nur ein Mensch zu thun

weiß, dem das Leben seinen höchsten Sinn, seine letzte Frage zuwarf: „Erkenne mich!“? Hat er sich als Feigling an dieser Verurteilung vorbeigedrückt? Oder hat er sein Selbst in die Schanze geworfen, alles Nahe, Verführende, Ablenkende von sich gewiesen, auf Tod und Leben nur dem einen Ziele zu-ringend: „Erkenne mich!“?

Das ist die erste Frage, die rund und ehrlich zu beantworten ist. Alles Andere ist neben dieser ersten Frage zunächst Nebensache, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Erst wenn jene erste Frage beantwortet ist, dann ist auch eine Aussprache und Verständigung möglich über dieses Andere, über die Erzeugnisse der Nietzsche'schen Erkenntnis, über die Ergebnisse seines Lebens und Erlebens.

Wie ich diese erste Frage beantworte, wissen Sie. Ich sage klar und gerade: „Ja!“ Nietzsche ist ein Jahrhundertmensch, einer der Wenigen, bei denen „es“ sich gerade einmal so trifft, daß sie ihrer Hauptsache mit jeder Lebens-faser getreu blieben und getreu bleiben konnten.

Und die zweite Frage! Ich betrachte sie als die erste Rangfrage in Hinsicht auf das Ergebnis, den Wert der Erkenntnisarbeit Nietzsche's. Wer schuf die Aufnahmefähigkeit der Philosophie für die neuen Feststellungen und Thatfachen der Naturwissenschaft? Wer schlug den Damm durch, der die beiden isolierten Ströme: Naturwissenschaft — Philosophie auseinander hielt? Wer brachte die Möglichkeit dieser alle menschliche Erkenntnis ungemein befruchtenden, mächtigen Vereinigung? Soweit ich sehe, gebührt Nietzsche dieses Verdienst, denn er war es, der die Forderung des historischen Philosophierens aufstellte. Er hob die Philosophie aus ihrer Startheit, mit der sie an ihrer „Aufgabe“, ewige, absolute Werte suchen zu müssen, festhielt. Man sehe nur, wie noch Schopenhauer gegen diese Startheit vergebens rang, wie dann dennoch sein Genie ungewollt und unbewußt den rechten Weg suchte und — fand. Aber ein Finden noch, das keine Erfindung wurde unter den Händen Schopenhauers. Ein Finden, das selbst von Nietzsche nicht als „Erfindung“ erkannt wurde: daher sein späterer Kampf gegen Schopenhauer, ein Kampf ebenso, der unausgefochten und sieglos bleiben mußte, weil Nietzsche gegen ein Phantom, nicht aber gegen den lebendigen Erkenntnis-menschen Schopenhauer kämpfte. Nietzsche rückte jede Philosophie als Philosophie eines bestimmten Alters an ihren Platz. Er gab dem Prinzip der Entwicklung Raum auf philosophischem Gebiet und führte die Entwicklung hinein in die Erkenntnis selbst. Heute, da wir zurücksehen, können wir sagen: das that Schopenhauer schon. Aber wehe, wenn man es Schopenhauer selbst zu sagen gewagt hätte. Doch ob er es uns zugegeben oder uns wütend angefahren hätte, das ist ja ganz einerlei. Der geniale Instinkt Schopenhauers schuf thatsächlich mit seinen

vier Büchern die Philosophien zu den vier Zeitaltern des Menschenlebens. Das Prinzip der Entwicklung wirkte in dieser That, ein Prinzip, das er mit allen Lehrbeseu aus seinem philosophischen Denken hinauszufegen suchte. Nietzsche sah das Letztere wohl, Schopenhauers Leugnung der Entwicklung, aber er erkannte nicht, daß das Genie Schopenhauer das Gegenteil von dem schuf, was der Theoretiker Schopenhauer geschaffen zu haben lehrte. Und so blieb es Nietzsche vorbehalten, hier mit vollem Bewußtsein schöpferisch vorzugehen. Die menschliche beschränkte Erkenntnis warf Anker in dem unendlichen Werden einer Selbsterkenntnis der Natur, über die pessimistische Resignation der menschlichen Anschauung stieg der optimistische Sonnenwille des Lebens, der Welt empor, und der Monismus ward nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Notwendigkeit.

So sehe ich, so lernte ich sehen, seitdem ich zu Nietzsche kam. Darum ein Wort von ihm zum Abschied: „Wenn sich die ganze Geschichte der Kultur vor den Blicken aufthut, als ein Gewirr von bösen und edlen, wahren und falschen Vorstellungen, und es einem beim Anblick dieses Wellenschlags fast seekrank zu Mute wird, so begreift man, was für ein Trost in der Vorstellung eines werdenden Gottes liegt: dieser enthüllt sich immer mehr in den Verwandlungen und Schicksalen der Menschheit, es ist nicht alles blinde Mechanik, sinn- und zweckloses Durcheinanderspielen von Kräften. Die Vergottung des Werdens ist ein metaphysischer Ausblick — gleichsam von einem Leuchtturm am Meere der Geschichte herab —, an welchem eine allzu viel historiisierende Gelehrten generation ihren Trost fand; darüber darf man nicht böse werden, so irrtümlich jene Vorstellung auch sein mag.“

Man verzeihe mir darum, wenn ich hier dennoch manchmal böse wurde. Denn in meinen Kopf will es nicht hinein, daß aus „werdenden Göttern“, die obendrein noch eine irrtümliche Vorstellung sein sollen, gar so schnell „neue“ Götter werden. Ich sehe die Jahrtausende ab und bemerke, daß ein „neuer Gott“ alleweil furchtbar lange Zeit zu seinem Werden brauchte. Und nun kam mir da dieser Prestidigitateur Hart mit seinem „neuen Gott“ daher, und ich vergaß im Augenblick ganz, daß wir ja im Zeitalter der Telegraphen, Telephone, Schnelldruckpressen und was weiß ich was noch für Raschfabrikationen stehen. Dieses Vergessen war mein Fehler. Im Übrigen aber meine ich immer noch, es wäre zunächst einmal sehr notwendig und dankenswert, das, was so ein Mann wie Nietzsche erkannte, recht innig und fest unserm Denken zu verknüpfen, anstatt vorüberzugehen. Stehen wir vor einer unbekanntem Gegend, dann hinauf auf den Berg, der vor uns liegt, und die Aussicht genießen, die er uns bietet! Das macht Mut, stärkt die Muskeln und orientiert zugleich. Und was außerdem vom Standpunkte der rein physiologischen Gehirnentwicklung zu meinem Vorschlage zu sagen ist, so wird mein Freund Bölsche das viel

besser entwickeln können, als ich es kann. Immer nur denke ich: nicht durch Vorübergehen kommen wir weiter und werden wir weiter, sondern durch Hinaufgehen und innigste Assimilierung der Anschauungswerte, wie sie uns so ein Nießschelebensberg bietet. Versuchen Sie es einmal damit, Herr Hart! Sie scheuchen das Mißtrauen gegen Ihren neuen Gott damit bei Seite. Denn als ich diese 116 Seiten Ihres Buches gelesen hatte, klappte ich es zu und zitierte im Hinblick auf Nießsche den Goethevers:

Sie haben seine Gedanken verdorben
Und sagen, Sie hätten ihn widerlegt.

Sie! Damit meinte ich Sie, Herr Hart!



Poesie und Prosa.

Von Karl Röttger.

(Lubbecke i. Welf.)

Das neue Glück.

Das neue Glück im Rosa-Kleid
Sang hell und innig: Bist du bereit?

Und als ich verwundert um mich sah,
Derweinten Auges: da stand es ja! —

Als mich das neue Glück beschlich,
Da sagte ich leise: Ich fürchte mich — —

Und faltete stille meine Hände:
Ich fürchte, ich fürchte mich vor dem Ende —

Aber einft —

Niemals noch in meinem Leben
Hat ein Mädchen oder Knabe
Bunte Blumen mir gegeben:
Weicher Seelen Liebesgabe.

Aber einft — in Abendstunden —
Hat mir Mutter aus den roten
Blüten einen Kranz gewunden
Und ihn lächelnd mir geboten — —

Heim.

Nur grauer Rauch und Hitze — Staub.
 Vorüber eilen draußen Korn und Laub,
 Und laute Städte — Haide — Moor . . .
 Schon steigt der Nebel weiß aus Gras und Rohr — —
 Und dieser Wagen fährt mich meiner Heimat zu.

Die ist so fern: in tiefer Einsamkeit —
 Wo Birken steh'n — die Felder grün und weit —
 Wie Seidenband im Wiefengrün ein Bach,
 Am hellen Wasser winkt ein rotes Dach —
 Und dieser Wagen führt mich meiner Mutter zu.

Der Alltag.

Wie lang ich die schreckenvollen Tage
 Voll Staub und voller Sünden,
 Die grauen, sonnenlosen ertrage?
 Und ob sie einmal im Sabbath münden?

Der Alltag hämmert mich noch zusammen,
 Daß meine hellsten Träume wimmern,
 Doch meiner Schönheitssehnsucht Flammen
 Züngeln empor noch aus den Trümmern. —

Sommer.

Ein süßes Plätzchen am Wiesenrain.
 Schwarz starrt empor der Fichtenhain;
 Viel wilde Rosen blühen am Dorn,
 Keis singt der Sommerwind im Korn.

Ich träume; träume von einer Kraft,
 Die alles kann, die alles schafft. — —
 Ich bin der Tartaren gewaltiger Chan,
 Ich bin der Schah von Turkestan;
 Ich schreite durch Indiens Märchenland,
 Die Königstochter an meiner Hand.
 Und nun, sagt — bin ich Firdusi nicht?
 Wenn ich nur wollte — ich schrieb' ein Gedicht,
 Wie es kein Dichter der Welt gesungen,
 Wie es zu keiner Zeit erklungen.
 Da sollte man sehen — solch ein Gedicht — —
 Aber eben: — ich will es nicht. —
 Dies Lied, das mir im Herzen lacht,
 Habe ich nicht für Andre gemacht.
 Das Sonnenlied soll niemand haben,
 Der Winter wird es mit mir begraben. —

Ich träume weiter von meiner Kraft,
 Ich bin ein Mann der Wissenschaft —
 Mit meinem lenkbaren Wolkensahn
 Lande ich nächstens am Monde an.
 Ich bau' eine Brücke über die See,
 Ich hab' das Perpetuum mobile —

Die Wonne: so im Sonnenschein
 Alles zu können — alles zu sein!
 Ich träume — Rosen blühen am Dorn,
 Der Sommerwind singt im reifenden Korn.



Julimorgen.

Durch den Julimorgen.

Durch den leuchtenden, glitzernden, prächtigen Julimorgen.

Ich möchte singen.

Ich bin heute so sorgenfrei. Habe nichts zu thun. Rein gar nichts.

So laufe ich durch die Sonne. Und bin so wunderbar freudig.

Nähe meinem Hause liegt ein „Busch“ — etwa drei bis vier
 Morgen Wald.

Ich sitze auf einem Baumstumpf. Indes, ich sehe, daß ich mich
 schon am Abhang niederlegen kann. Die Sonne hat den Tau schon fort-
 getrunken.

Die Hände unter'm Hinterkopf gefaltet: „Schlaf ein — liebe Seele!“

Weiß Gott, ich bin Pessimist — zuweilen. Aber über so einen
 sorgenfreien, blitzenden Tag geht doch gar nichts.

Eine hohe Blume blüht vor mir — nur einige Schritte.

Meine Blicke sind auf den Tropfen gerichtet, der an der Blüte
 hängt. Und wie die Blume im Winde hin und her schwankt, bin ich so
 besorgt, daß er herabfallen könnte.

Es ist so schön: — die hohe Blume und die Thräne, besonders
 wenn ein durch's Gezweig fallender Sonnenstrahl sie küßt.

Indes naht ein Schmetterling, ein ganz gewöhnlicher Kohlweißling;
 er umflattert einmal die Blume, er ruht auf ihr, — der Tropfen fällt
 — o weh!

Ich habe mich halb aufgerichtet — wie erschrocken . . .

Abschied.

Beim Abschied sagte ich zu dem Weibe, das mir heilig ist: „Viele Leiden haben wir überwunden, weil unsre Seele in Schmerzen stark wurde. Laß uns auch diese Thränen noch überwinden!“

Sie hatte die Augen gesenkt und fragte: „Wann sehe ich dich wieder?“

Ich stand und kämpfte, meine Seele war wie ein Meer, wenn der Sturm es peitscht . . . Da übermannte es mich und ich schrie . . .

„Wer will uns trennen?! Wir sind größer als unser Leid! Meine Seele zittert, so daß ich dich nicht verlassen kann. Wessen Arm kann mich von deiner Seite zieh'n?“

Sie lächelte nicht über meine Thorheit —: sie verstand meine Seele.

Und wir saßen wieder auf der Bank unter dem großen Baum. — Da ertönte ein schriller Pfiff und sie sagte: „Jetzt fährt der Zug, der dich forttragen sollte . . .“

„Ja“, entgegnete ich ingrimmig, — „laß ihn nur fahren!“

Aber nach einer Weile legte sich's doch schwer auf mein Herz. Das Leben hat einen harten, strengen Arm und beugt uns doch, wie stark wir uns auch wähnen. Ich rang nach Worten, und stoßweise kam's hervor:

„Ich werde — doch wohl — mit — dem — nächsten Zuge fahren — müssen . . .“

„Daran habe ich soeben gedacht“, antwortete sie mit ihrer stillen Güte.

Ich trug meine Ohnmacht durch die Gassen, schlich stumpfen Sinnes zum Bahnhofe und löste ein Billet dritter Klasse nach Münster.

„Fertig! Abfahren!“ Ein Pfiff.

Ich fahre zu fremden, wildfreunden Menschen . . .





25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Erlebnisse und Bekenntnisse (nicht Referate)

von Arthur Seidl.

(München.)

Wort: „Zu schauen kam ich,
nicht zu schaffen:
wer wehrte mir Wand'rers Fahrt?“
(„Siegfried“, II. Akt.)

Bayreuth, 13. August.

Wieder im guten „deutschen Winkel“ angelangt — mit wohl-
vertrautem, gutem Quartier in prächtiger Luft, draußen auf
St. Georgen! Wie stets auch wieder bei meiner alten, vortrefflichen
Wirtin abgestiegen, die „friedsam treuer Sitten“ seit Jahr und
Tag für ihr still-sauberes Stübchen samt Frühstück unbegehrlich nur
2,50 M. täglich nimmt, und mit der zusammen ich nun auch schon bald
„Jubiläum der ewigen Wiederkehr des Gleichen“ festlich begehen kann!
Das aber will schon etwas heißen, in all' der Bayreuther Streberei und
Unrast, mit Preisüberforderung, Wagengerassel zc. zc. Und auch das,
fürwahr, gehört mit zur rechten Bayreuther Empfänglichkeit, zu einer
wirklich genußfrohen Aufnahmefähigkeit: eine behagliche Unterkunft und
beschauliche Ruhe — das Wähnen muß hier Frieden finden.

„Übrigens auch eine verrückte Idee!“ sagte mir einer, dem ich er-
zählte, daß ich diesen Sommer ausnahmsweise einmal meine Erholung
in Bayreuth suchen müsse. Aber es ist allerdings meine vollste Über-
zeugung: so lange wir Bayreuth bei unserem Besuche seiner Festspiele nicht
als Kurort auffassen und darnach uns selbst „behandeln“, wird es uns
nicht bekommen. Ein Werk wie der „Nibelungenring“ soll uns zu
einem Heilbade werden, der Weg zum Festspielhügel hinan muß unsere
„Kur-Promenade“, das Festspielhaus unsere „Sommerfrische“ sein.

Und siehe, ich verkünde euch ein großes Geheimnis: Bayreuth zu Rad — die Festspiele mit allen erfrischenden Möglichkeiten ihrer ganz unvergleichlich reizvollen Naturumgebung genossen! Denn die Welt ist wirklich vollkommen überall, wo der Wagnerianische Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, und dort, wo er nicht ist, da ist das Glück. Fantasie — c'est bon; Eremitage — mon plaisir; Kollwenzel — Bollrängel: „Im Wald und auf wilder Aue waren wir heim.“

*

Noch niemals habe ich Bayreuth, auch landschaftlich, so reich ausgetostet wie diesmal; noch niemals weilt ich so lange bei den Festspielen als in diesem Jahre. Das letzte Mal war's zum 20jährigen Jubiläum der „Nibelungen“, 1896 — also vor genau einem Lustrium. Damals war ich, „zwangvolle Plage“ des Journalisten, bei den Eröffnungsvorstellungen gewesen, als Wagnerianer sans phrase sozusagen — und ich gieng ziemlich kritisch und verärgert ob so mancher „technischen“ Enttäuschungen damals von bannen. Diesmal komm' ich — das hab' ich auch noch nie erlebt, und doch sollte man eigentlich nur so hier sein — zu den Schluffaufführungen, und zwar ohne Verpflichtung zu fixer Berichterstattung. Und das nun hat den großen Vorteil für sich, daß man die kritischen Einwände (um nicht zu sagen: die Gemeinplätze der Saison) schon vorher aus den Referaten kennen gelernt hat und weit überlegeneren Geistes, damit bereits rechnend, durch ganz andere, ruhigere Augen die Sache von voruerherein ansieht. Heute komme ich aber auch als erklärter Nießsche-Herausgeber hierher, angethan mit dem vollen Rüstzeuge des ganzen Anti-Wagner — wie werde ich diesmal „bestehen“? . . .

*

Es ist doch eigentlich ein Nonsens und berührt als etwas ganz Ungereimtes, daß Franz Liszt, dieser Weltwanderer, Ungar, Franzose, Kosmopolit, gerade hier in Bayreuth und nicht wenigstens in Weimar, oder zu Budapest oder gar im hl. Rom, und daß er noch dazu in einem schwächig eugen, ganz kleinen Franziskaner-Kapellchen für ewige Zeiten begraben liegen soll. Weinake ebenso widersinnig dünkt mich das, wie die Bestattung König Ludwigs II. in der alten, dumpfen Jesuitengruft der Michaelskirche zu München, oder eines Nießsche Tobeschlummer an der Kirchenwand zu Roeden — statt im hohen, freien Eils Maria droben, wo der Zarathustra-Gedanke dereinst ihm aufgähnte.

*

Jean Paul: Iphigien,	} aber Beide deutsche Sinner
Richard Wagner: Mythiker,	
	} und — „Heimatskünstler“?

Nichtig hat denn auch schon Robert Mielke über „Wagners Verhältnis zur Heimatskunst“ abgehandelt.

14. August.

Auch die Bäume der Allee zum Bayreuther Festspielhügel hinan feiern heuer ihr (sogar schon 30jähriges) Jubiläum. Drei Jahrzehnte — das bedeutet ein Menschenalter und damit eine ausgewachsene „Kultur“, die erst erworben, organisch geworden sein will!

*

Haben wir wohl groß Anlaß, unferseits, zu jubilieren — jezt nach 25 Jahren, seit der „Ring“ in Bayreuth seinen Einzug gehalten, und nach nahezu schon 50 Jahren, seitdem die Dichtung unserer Nation überhaupt geschenkt ward? Ich fürchte sehr: nein! — so lange wenigstens nicht, als neunzig Prozent aller guten Deutschen noch immer „Walfüre“, und nicht „Walfüre aussprechen; so lange man selbst sogenannte „Wagnerianer“ erst durch den Wit vom „Ring, der nie gelungen“ auf die allein richtige Betonung „Nibelungen“ (statt des üblich falschen Accentes „Nibelungen“) bringen kann; so lange auch der deutsche Dichter, Künstler und Schriftsteller sich noch immer nicht gewöhnt hat, ganz von selbst und natürlich statt in „9 Mufen“ und „3 Grazien“ des Geistes in „9 Walfüren“ des wilden Kampfes und der heldischen That, oder auch in „3 Nornen“ zu denken, für seine alte fremde „Germania“ endlich eine jener trotzigsten Wolkenjungfrauen aus „Walhall“ oder aber Frau Ute mit Brünne, Helm oder Krone, Schild und Speer, für seinen „Genius“ vollends den Schwerteschmied „Siegfried“ einzusetzen. Ein Fachblatt gar druckte jüngst „Niebelheim“!

*

Wen hätte nicht die seltsame „Walhall“-Architektur nach Bayreuther Darstellung an gewisse Gebilde der „Bausteinkasten für Kinder“ schon erinnert: größere und kleinere Rechtecke mit Kuppeln und Kuppelchen darauf gesetzt! Woher aber kommt denn nur den beiden Riesen auf einmal dieser Kunsttrieb, da doch Fasolt ausdrücklich gegenüber den Lichtgöttern bekennt, daß sie „durch Schönheit“ herrschten, während sie, die „Plumpen“, sich „plagen, schwitzend mit schwieliger Hand“?

*

Das war das erste große Mißverständnis: Nietzsche nahm und verstand Wagner im Sinne einer Auferstehung des Griechentums als solchen, sein Gesamt-Kunstwerk als Wiedergeburt der antiken hellenischen Tragödie aus dem Geiste der Musik; statt etwa zu sagen: von dieser Erscheinung fällt nun ein aufklärerischer Schein wieder zurück auf jene

Erscheinungen und in jene Zeiten. Er hätte also lieber betonen müssen: es ist ein ähnliches Aufleben der altgermanischen Religion und ihres urtümlichen Natur-Mythus, wie es bei den alten Griechen ihre Einheit von Volksseele und Kunstleben in der hohen Nationalfeier der olympischen Festspiele gewesen. Mehr nicht — denn der Grieche und sein „schöner Mensch“, wahrlich, ist uns dadurch noch lange nicht wieder erstanden, das wäre zuletzt einer modernen Renaissance-Kultur wohl erst vorbehalten! Daher auch Nietzsche's jähe, spätere Enttäuschung über den „Fall Wagner“ und den „deutschen“ Wagnerianer, die er von vornherein zu griechisch, zu wenig beschränkt-germanisch genommen hatte; wogegen Borges, Pohl, v. Wolzogen und die Anderen, die sich oft so viel Spott von Nietzsche deswegen zuzogen, genau genommen hier von Anfang an auf dem richtigeren Wege waren.

15. August.

„Mutig dünkt mich der Mann, sank er müd' auch hin!“ — so sagt Sieglinde von dem hereinstürmenden Siegmund. So aber sind sie eigentlich meistens, die Wagner'schen Helden: sie verschmachten, siechen, es seht sie irgend ein Leid oder eine Sorge u. dgl. — es ist oft ein eigen Gemisch von Mut und Schwäche, Bonne und Weh in ihnen. Sind das nun kraftvolle Menschen? Darum auch steht hier immer dicht neben der Heldenfeier — die Totenklage. Und ein Glück noch, daß durch den Schluß des Ganzen für die Idee der Feuerbestattung wenigstens etwas abfällt!

*

Wer ganz ehrlich gegen sich selbst ist, ertappt sich stellenweise beim geistigen Einschlafen unter so manchen unvermeidlichen Längen in den Wagner'schen Musikdramen. Sollte das „Erinnerungs-Motiv“ am Ende die Stelle eines Aufwecke-Motivs einnehmen und „Leit-Thema“ = Läut-Thema sein?

*

Wagner hat in die „Tricka“ offenbar nicht nur das Tiefste seiner Erlebnisse mit der ersten Gattin Minna geb. Planer, und zwar deren Tendenzen mit vollster Anerkennung ihrer nun einmal so beschaffenen Organisation, als durchaus berechtigt empfunden, hineinverwoben, sondern sich mit dieser Gestalt auch ein für alle Mal die Wahrheit über die Frauen als die Schicksalsgöttinnen und Drahtlenkerinnen hinter den Kulissen des Geschehens der Weltbühne eingestanden. Und das entspricht auch ganz unseren eigenen „Cherchez la femme!“-Forschungen über die mehr oder minder bescheidenen Wirksamkeiten dieser unverantwortlichen Ratgeber der Krone — im Unterrock und hinter den Gardinen.

*

Die Familien-Verhältnisse der „Nibelungen“ sind und bleiben mir nun einmal arg verwickelt: diese Kreuz- und Quer-Feuer bezw. Geschwister-Ehen; diese Brünnhilde, als die Tante Siegfrieds, die sich schon vor ihrem etwa 20jährigen Schläfe lebhaft freut, diesem jugendlichen Helden — den sie noch nicht von Angesicht zu Angesicht kennt, sondern nur erst ahnt — dereinstens zu begegnen, ja ihm, mittlerweile jedenfalls nicht eben jünger geworden, sich alsdann sogar zu unterwerfen (sonst pflegen Tanten nicht gerade so willfährig zu sein gegenüber ihren Herren Neffen) —: das hat alles keine gerade Linie. Und wie kommt vollends gar Walvater Wotan zu diesem prächtigen Kinde? Aus seiner eigenen Natur ist es doch kaum vollgiltig zu erklären. Es müßte denn sein, daß wir mit ihm selbst einmal „ein Auge zudrücken“; oder aber, daß wir — retrospektive gleichsam — jenem Vater diese Tochter „zu Gute halten“ und seinem Wesen Züge des Kindes rückwirkend in meliorem partem anrechnen wollen: also sozusagen der Erzeuger nachträglich erst gerechtfertigt durch das Erzeugte, statt gerade umgekehrt . . . was ja allerdings zuweilen vorkommen soll in dieser Welt der Unvollkommenheiten. In der That, meine volle Sympathie hat diese herrliche Brünnhilde, und niemals z. B. werde ich das jähe Aufschnelles der Gulbranson, aus ihrem Versteck unter den vor Wotans Zorn sie bedeckenden Schwestern, vergessen können — unmittelbar in dem Augenblicke, da Wotan ihr Feigheit vorwerfen will: das traf, bezw. traf diese Maid eben ganz und gar nicht — es war auf seiner Seite wieder einmal eine ganz ungerechtfertigt niedrige Gesinnung! Derweilen dieser grämliche Gott, der für mich keiner ist und der, ewig haltlos, nicht weiß, was er will, von jedem einzelnen Argument — sei es Loge, sei es Erda, halb der Fricka und bald wieder der Brünnhilde — wie der Mantel im Winde hin und her gezogen wird, bis er endlich mit den grauen Haaren des „Wanderers“ auch die längst zeitige Weisheit des Alters sich errungen, . . . als Ganzes und Einheit der Person recht unhaltbar erscheinen muß. Da nützen auch alle philosophischen Deutungen nichts; es ist und bleibt eine schlimme Allegorie, Abstraktion der unter dem Naturgesetz und Fatum stehenden Naturgewalt — und ist im Grunde rein gar nichts dagegen auszurichten. Aber Richard Wagner, der geniale Schöpfer, der ist das Große daran: die Dimensionen dieser feiner intuitiven Schöpfung sind ebenso ungeheuer als mächtig; ihre Erhabenheit schlechterdings nicht „unterzukriegen“.

16. August. .

Auf die Formel: Kurwenal oder Brünnhilde? brachte ich in meinem Buche vom „Modernen Geist in der Tonkunst“ (S. 34) das so durchaus

verschiedene Treue-Ideal in der Wagner-Nachfolge. Allein, wir brauchen es gar nicht in diese sehr gegensätzlichen Triebe erst auseinanderzulegen. Beide vereinigen sich organisch, Konflikt und Dissonanz löst sich ganz harmonisch in dem vom Bayreuther Meister doch gleichfalls uns aufgestellten Siegfried-Vorbilde — seinem schönen Worte:

„Was der Meister nicht kann,
Vermöcht' es der Schüler (Knabe),
Hät' er ihm immer gehorcht?“

Gesetz und Freiheit, Autorität und Unabhängigkeit, Meisterschaft und Schulbildung — das tiefste Geheimnis aller „Tradition“ verknotet sich darinnen! Und der also „den Trog lehrte, strafte den Trog“?

*

An Herrn Ernst Krauß zum „Siegfried“ I. Akt: „Blase, Balg!“ — ja, blase nur! Aus reinem Widerspruchsgeist gegen die breiteren Tempi des Dirigenten uns das „Schmiede-Lied“ dermaßen zu verderben! Das sind nun unsere berühmten Siegfriede der deutschen Bühne.

*

Welcher gute „Wagnerianer“ konnte sie nicht, die ganz einzig schöne Schilderung des Meisters (in dem Briefe „Zukunftsmusik“, vgl. Bb. VII der „Ges.-Schr.“ S. 173 f.) von der echten und wahren, reichverzweigten, neuen — unendlichen Melodie. Sie offenbare sich keineswegs nur dem Kenner, sondern auch dem naivsten Laien, wenn er nur erst zur Sammlung gekommen sei. „Zunächst soll sie daher etwa die Wirkung auf seine Stimmung ausüben, wie sie ein schöner Wald am Sommerabend auf den einsamen Besucher hervorbringt, der soeben das Geräusch der Stadt verlassen; das Eigentümliche dieses Eindruckes, den ich in allen seinen Seelenwirkungen auszuführen, dem erfahrenen Leser überlasse, ist das Wahrnehmen des immer bereiteter werdenden Schweigens“ . . . u. s. w., man muß das an Ort und Stelle einmal nachlesen. Es ist einfach die Beschreibung von „Siegfried im Walde“, der auf diesem Wege auch ohne Drachenblut zuletzt die „Stimme des Waldbögels“ sicherlich verstanden haben würde. — Nun, wenn es auf diese frische Naturbelauschung und Eindrucksempfänglichkeit ankommt, wenn die Befähigung des „Wagnerianers“ auf der Kraft vor Allem beruhen soll, diese Melodie mit freien, d. h. vom Druck des Stadtgeräusches befreiten Seelenkräften, in völlig neuer Wahrnehmungsweise gleichsam, erfassen zu können — so habe ich mir selbst diesen Beweis geliefert, dann bin ich noch ein „Wagnerianer“. Wer aber

heute schon vom „melodiearmen Wagner“ so sicher sprechen kann, der — fürcht' ich — hat sie in der Unruhe der Welt gar niemals vernommen.

*

Es ist unstreitig eines der tiefsten Nietzsche-Worte — jene Stelle: „Wagner hat allem in der Natur, was bis jetzt nicht reden wollte, eine Sprache gegeben“, denn „er glaubt nicht daran, daß es etwas Stummes geben müsse“. „Wagner taucht auch in Morgenröte, Wald, Nebel, Klust, Bergeshöhe, Nachtschauer, Mondesglanz hinein und merkt ihnen ein heimliches Begehren ab: sie wollen auch tönen. Wenn der Philosoph sagt, es ist ein Wille, der in der belebten und unbelebten Natur nach Dasein dürstet, so fügt der Musiker hinzu: und dieser Wille will, auf allen Stufen (seiner Objektivation oder Manifestation) ein tönendes Dasein“ . . . Ebenso mit gelegentlichen Ausführungen über das opus metaphysicum, den „Tristan“, oder selbst mit seinem Urteile über die „Meisterfinger“ hat Nietzsche der Erkenntnis des Ton dichters Wagner unschätzbare Dienste erwiesen. Das alles ist nur um so eigentümlicher, als er selber von Hause aus auf einer ganz anderen Linie der musikalischen Empfindung steht, und als ihn darin nachweislich (in so manchen Urteilen über die „IX. Symphonie“ Beethovens wie in seiner Auffassung der Rhythmik u. A.) eine tiefe Klust seit jeher von Wagner scheidet, so daß es stellenweise nahezu den Eindruck macht jenes von Schopenhauer uns beschriebenen somnambulen Zustandes, der die „tiefste Weisheit ausspricht in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; (unter Hypnose) Aufschlüsse giebt über Dinge, von denen er wachend keinen Begriff hat“. Das aber bildet für mich als Musiker seit jeher das eigentlich Fatale an der ganzen Nietzsche-Frage.

*

Wer sieht heute nicht, daß man es in der Wagner'schen Kunst mit einem hohen Fazit der Kultur zu thun hat? — Abschluß der ganzen idealistischen Kunstentwicklung, bis herauf eben zu diesem ganz Großen (selbst auch in der Sphäre der bildenden Künste, die, zur Darstellung herangezogen, hier mitwirken). Mittlerweile freilich ist nun ein realistisches Ideal und naturalistisches Streben in der Gesamtkunst heraufgekommen, und das wird mit der Zeit auch die Musik wieder mit sich ziehen bezw. zu ganz neuen Bildungen mit fortreißen. Zudem wieder wird es einen anderen, neuen Darstellungs-Gesamstyl mählich heraufführen, je mehr diese Musik schon jetzt — ein Problem! — innerhalb jener rein idealistischen Sphäre zu realistischen Idealen vorgeschritten ist, das Charakteristische als solches damit bereits pflegt und ausbaut, dabei

aber auch die rein häßlichen Wirkungen in sich keineswegs grundsätzlich mehr vermeidet. Noch vor 15 Jahren konnte ich mich — durchaus auf Hans von Wolzogens Seite darin stehend — über Ernst von Wolzogens, mir ganz ungeheuerlich erscheinenden Titel: „Naturalismus bei Wagner“ (vgl. Kürschners „Wagner-Jahrbuch“ 1886) nicht wenig alterieren. Heute denke ich wesentlich anders darüber; denn das „Siegfried“-Drama z. B. ist doch die stärkste Groteske, die bis dahin auf diesem Gebiete erlebt worden war; zweifellos das musikalisch uneingänglichste, für das Gehör einrissigste Werke Wagners — wie mich jedes neue, den ersten Eindruck nur bestätigende Anhören immer wieder lebendig überzeugt. Ganze Strecken lang wird man hier ja (in den Intervallen oft doppelt unverständlich, je weniger auch die Sänger diese schwierigen Schritte immer ganz deutlich treffen) nur dumpf angebrummt, oder selbst „brutal“ angebrüllt: was ja immerhin dem dramatischen Vorgange hier desto mehr entsprechen will. Die wahre Dase schon, wenn endlich die erste Frauenstimme, und nun vollends das pastose Altorgan der Frau Schumann-Heind („Erda“), voll und breit wie Orgellaut, wieder an unser Ohr schlägt! Vielleicht auch aus diesem Gegensatz heraus, nicht allein nur aus dem Grunde idealer Poesie und ihrer aparten Stimmung, das (von Allen empfundene) ganz Ausnehmende der Schlussszene zwischen Siegfried und Brünnhilde; psycho-physiologisch wohl zu erklären: Kontrastwirkung!

*

Höchst seltsam, überaus bemerkenswert nun, wie sich idealistische und realistische Züge in den Wagner'schen Werken sowohl, wie auch besonders in deren Bayreuther Darbietung, schier unaufhörlich mischen und durchkreuzen: bald wird die Ausdrucksgebärde pathetisch zur heroischen Erhabenheit durch die breit begleitende Musik gesteigert (die langen Blicke, die bedeutungsvollen Trünke, die oft äußerst mühsam entwickelten, wie gezwungenen großen Armbewegungen der Handelnden); bald wieder dient ein kleines musikalisches Motiv, in dynamischer Evolution den Aktus ausdeutend dazu, eine charakteristisch-rhythmische Bewegung zu veranschaulichen oder doch zu unterstreichen. Ebenso steht gleichsam dicht neben dem feierlichen Oralsritter-Wippschritt (der immer noch dort festgehalten wird) das Talpen der Riefen, das Schlurfen Mime's usw. Das aber verleitet, sobald einmal eine größere Menge auf einen Takt oder Stil gebracht werden soll, gar leicht wieder zu Stilisierungen und Automatik — Steif-Akademisches (nach Goethe's „Regeln f. Schauspieler“) sucht so gelegentlich aus dem Bühnenrahmen hervor, und es hat noch dazu ein Recht, sich auf das Idealistische, als auf die Wurzel seiner Formgebung zu berufen. Wie auch

soll man wohl anders zwischen dieser Sthlla und jener Charybdis leidlich hindurchkommen?

17. August.

Am größten und sympathischsten ist Wagner zweifellos in der herben Frische jauchzender Naturlaute wie in den reinen Naturstimmungen geheimnisvollen Webens und Blühens, des erwachenden Tages und befreienden Morgenaufdämmerns, namentlich in Szenen auf sonniger Höh'. Man male sich doch einmal die folgende Situation aus: Drogen, mit reinster Luft auf klarer Bergeshalde, in „seliger Ode“ allein für sich, zwei einsame Höhenmenschen, das Mysterium des Geschlechtes zuerst erfahrend, das Wunder der Menschwerdung an sich selber, in sich selber erlebend — „Siegfried“ (Schlußszene) und „Götterdämmerung“ (Vorspiel). Alles gespannte Sehne, nervige Kraft — „zu neuen Thaten, teuere Helde!“ —; nirgends auch nur die entfernteste Andeutung einer „Schuld und Sühne“, keinerlei „Gewissensbiß“ oder moralischer Kagenjammer des Selbstgenusses, vielmehr in das reinste Gefühl hehrer Keusche und Naturschöne alles getaucht; aber doch wieder selig-frohlockende Wejahung und Rechtfertigung, keine Verneinung oder gar Verleumdung des Lebens, da hier die Weiden, wie erfrischt von köstlicher Liebesnacht, aus ihrem Felsgemach in die freie Morgenfühle heraustreten . . . Nießche klagt einmal — in der „Genealogie der Moral“ (Kapitel: „Was bedeuten asketische Ideale?“) — herzbeweglich darüber, daß Richard Wagner nicht zur Ausführung seines Vorhabens gelangt sei, die Vermählung Luthers zu dichten. „Wer weiß, an welchen Zufällen es eigentlich gegangen hat, daß wir heute an Stelle dieser Hochzeitsmusik die ‚Meisterfinger‘ besitzen . . . Aber keinem Zweifel unterliegt es, daß es sich auch bei dieser ‚Hochzeit Luthers‘ um ein Lob der Keuschheit gehandelt haben würde. Allerdings auch um ein Lob der Sinnlichkeit: — und gerade so schiene es mir in Ordnung, gerade so wäre es auch ‚Wagnerisch‘ gewesen. Denn zwischen Keuschheit und Sinnlichkeit giebt es keinen notwendigen Gegensatz; jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus.“ Nun, „Euer Urteil wäre reifer, hörte! Ihr besser zu!“ . . . ließe sich da fast schon sagen. „Hier hast Du's (doch) erlebt!“ — in dieser „Hochzeitsmusik“ zu Siegfrieds und Brünhildens „Flitterwochen“ nämlich. Auch hier haben wir ein Stück aus Wagners „besten, stärksten, frohmütigsten, mutigsten Zeit“. Hier eben sind zugleich auch seine höchsten Sphären und seine allerreinsten Wirkungen — und was die große Hauptsache dabei ist: mein Gemüt glaubt sie ihm, unbedingt!

*

Die ganze Zeit wird uns von diesem Siegfried und seinen leuchtenden Heldenthaten begeistert das Menschenmögliche berichtet, ja selbst das „Übermenschliche“ zuweilen vorgeschwärmt von überklugen Adepten und hochwohlweisen Eingeweihten — wie auch schon von den handelnden Personen im Drama selber. Und wir sehen in der „Götterdämmerung“ doch nichts, aber auch nichts, als geistige Unzurechnungsfähigkeiten und unwürdige Thorenthaten — bis einzig gegen den Schluß zu, unmittelbar wieder vor seinem Tode. Mit einem: „Doch Frauengroll friedet sich bald“ hilft er sich über die heikle Meineid-Situation hinweg (woher übrigens hat er auf einmal diese Skeptiker-Weisheit über die „Weiber“, er, der doch kürzlich das andere Geschlecht voller *καρπία* erst kennen zu lernen hatte?). Und, trotzdem sich Aussage gegen Aussage schroff gegenüber steht, ist auch Guttrune blind, ohne jeden Skrupel sofort, noch vor Lösung dieses Rätsels bereit, sich ihm dauernd zu vermählen. Gunther stimmt bei, als Siegfried ihm die Vermutung mitteilt, der Tarnhelm werde ihn wohl nicht genügend der Frau verborgen haben, . . . um alsbald doch auf die Mordberatungen seinerseits willig einzugehen usw.

*

An der Kostümfrage im „Nibelungen-Ring“ ward inzwischen noch erheblich gefeilt und gebessert — erfreulicher Weise übrigens auch an Dekoration und Kostüm der Blumenmädchen- und Rundry-Szenen im II. Akte des „Parzifal“. Andererseits hat sich natürlich das Auge inzwischen in die „Neuheiten“ noch besser hineinsehen gelernt. Unbeschadet nun dessen, was ich in meinem Buche vom „modernen Geist in der Tonkunst“ (S. 56 f.) Prinzipielles zur Sache vorzubringen hatte und beherzt noch jetzt aufrecht erhalte, muß ich heute noch sagen: In Hans Thoma's geschmackvollen, sicherlich wenigstens gut deutschen Kostümen steht sich Urwilde, d. h. Primitives und Elementares, vom „Rheingold“ bis zum „Siegfried“ und höchst feinsinnig komponiertes, aber bereits historisch Empfundenes und mitunter allzu reich stilisiertes (in der „Götterdämmerung“) für mein Gefühl viel zu schroff gegenüber; ja, in letzterem Drama pläzt das sogar bei Siegfried, Brünnhilde, den Mannen einer- und Hagen, Gunther, Guttrune andererseits unvermittelt hart auf einander. Das können doch unmöglich „Zeitgenossen“ (nach ihren Kostümen) alle zusammen sein — die Edda steht plötzlich mitten im Nibelungenliede! Auch einem Hagen stünde sein altes Stier-Horn wohl besser zu Gesichte und zu seinem wilden Ruf-Motive, als das, wenn auch seinerzeit altertümlich ausgegrabene, so doch bereits recht kultivierte und fast zierlich erscheinende „Musikinstrument“ an seiner Seite.

*

Ist Hagen Unter- oder Übermensch, Intrigant nur oder doch starker Held jenseits von Gut und Böse? In Bayreuth, nach der Verkörperung dieses Jahres durch den dortigen Künstler, ist die Frage leider nicht zu Gunsten des Letzteren entschieden worden, und das bleibt denn immerhin fatal genug — für Bayreuth nämlich.

*

Die „Götterdämmerung“ ist das Drama der Irrungen und Wirrungen *κατ' ἐξοχην*, weitaus das Komplizierteste wohl an Inhalt und Form, Stil und Personen, Dichtung und Musik, Kostümen und Dekorationen; aber zugleich auch derjenige „Tag“, der am meisten an musikalischen „Schönheiten“ bietet. Um so toller wirkt freilich gerade dem gegenüber wieder die kaum wegzustreitende Inkongruenz des poetischen Teiles, d. h. der psychologische Wirrwarr darinnen. „Götterdämmerung“?

*

Wenn die Riesen einher gestapft kommen — wenn der Hort hingeworfen und von Fasner im großen Saße weitergeschleppt wird — wenn Wotans Runenspeer auf die Erde stößt, Brunnhilde erschrocken Schild und Speer weithin von sich wirft oder ihr Roß Orane am Zügel die Felsen-Treppe herunterführt — wenn Siegfried den Ambos zerhaut oder das ausgerissene Stück Erde weit hinter sich schleudert — wenn er oder Waltraute Schild und Speer ablegen: immer, immer hör' ich die hölzernen Bretter klappern, welche die gemeinte „ideale“ Welt nicht bedeuten und mich aus aller Illusion jäh in die schrecklichste Theater-Wirklichkeit zerren. Es entsteht sonach die sehr ernsthafte Frage: soll man es auf der musildramatischen Szene wirklich bis zur realistischen Charakteristik der höchsten Illusions-erzeugung konsequent treiben, um dann den Hörer desto heftiger aus diesen höchsten Höhen herabzustürzen? Oder aber soll man alles nur als Phantasie-Anregung, im rein idealisierenden Stil eines mehr andeutenden Verfahrens, lieber behandeln und darin sicherer gehen? Tiefstes, letztes Problem aller Bühnenkunst! Dr. Marsop („Allg. Ztg.“) und Conrad Fiedler („Bayreuther Blätter“) sind im Dekorativen für Phantasie-Anregung. Aber wenn nur nicht die Wagner'sche Musik beide Elemente schon gemischt in sich enthielte und so immer von Neuem wieder zu höchster Illusionssteigerung von selbst verführte!

*

„Nichts Vollkommenes unter der Sonne“ — gewiß! Wenn jedoch ein genialer Künstler und Meister seiner Form aus Eigenem schöpft und Gelungenes schafft, so kommt immerhin gar nicht selten etwas, an Vollkommenheit für unsere menschlichen Begriffe unmittelbar Angrenzendes, tief und

hoch zugleich Erfreuliches dabei heraus. In einem Bühnenbetriebe aber, wo das Werk immer wieder neu vor unseren Augen entstehen muß und von A—Z ästhetisch gestaltet sein will, von tausend Widrigkeiten des Zufalls, Launen des Tags und Zwischenfällen der Re=produktion nun einmal abhängig, je mehr berechenbare Faktoren unberechenbar darin „mitspielen“ — da wird die relative Vollkommenheit sehr oft zur detestablen Unvollkommenheit, und beklommen fragt man sich, warum man sich denn immer und immer wieder diesen unvermeidlichen Ent=Täuschungen aussetzt? Ja, wenn unsre liebe Sinnlichkeit und die herrliche Musik nicht wäre! Dazu vollends dieses ganz einzige Bayreuther Orchester!!

*

Richard Wagner bedeutet also bisher die Spitze der Entwicklung, in der harmonischen Zusammenfassung von Dichtung, Musik und Gestus zur organisierten Handlung: hier ist — keine Frage! — ein Höchstes an Stilvollendung und Stilgröße erreicht. Nicht aber stimmt es schon ebenso vollkommen mit der bildnerischen Ausgestaltung und der persönlichen Darstellung alles jenes Szenischen. Und auch „mit der Psychologie verfährt er ein wenig frei“ — so gut motiviert und im System wohl=aufgebaut das Ganze ja meist herauskommen mag. Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei; in letzter Instanz handelt sich's da eben um Welt=anschauungs=Imponderabilien: Lebens=Segnung und =Bejahung — oder Todessehnsuchten und Erlösungsbedürftigkeiten?

Dabei sieht man deutlich, auch auf dem szenisch=bildnerischen Gebiete, gerade in Bayreuth das bewusste Streben nach Vervollkommnung in landschaftlich=schönen, koloristisch=lebenbigen, künstlerisch=wirksamen Bildern. Welch' hohe Stufe z. B. des Beleuchtungswesens in den feinsten Schattierungen! Was wird nicht alles mit frappanten Durchlichtungen oder dekorativen Fernsichten dort geschaffen! Welch' bedeutsame Rolle spielt hier das feine Gewebe der Wolken=Gazeschleier, Wasserdämpfe und Säuren=Entwicklungen zum überraschenden Eindruck des Ganzen zc.! Allein gewisse Dinge der Theaterwelt und der rein maschinellen Bühnentechnik lassen sich eben anscheinend nicht in reine, organische Kunst auflösen; und so bald ich Pappe sehe und Kolophonium rieche, wird mir, als vor einem „Unterhalb der Kunst“, auch schon ganz übel. In Sonderheit aber in allem Bildnerischen, im schönen ästhetischen Schein für das Auge: „da hat's mich erwählt“, d. h. an die Hand genommen, gepackt und mit einer modernen Entwicklung der bildenden Künste längst vehement anderswohin mit fortgerissen. Und so komm' ich denn immer wieder auf das General=Blanko (für mein Gefühl) im Wagner vom heutigen Stande. Man

braucht ja nur des Meisters gelegentliche theoretische Ausführungen über bildende Künste, die Stellung der Skulptur im Gesamtkunstwerk*) und die Bedeutung der Architektur für das Festspiel zc. aufmerksam zu lesen, um zu wissen, daß das seine Achilles-Ferse war; daß er da eine sehr angreifbare Gehalts- oder Zweck-Ästhetik nur vertritt und sein wirkliches Verständnis für bildende Künste: Malerei, Plastik, Baukunst zum Mindesten fragwürdig bleibt. (Genau übrigens, wie auch bei Nietzsche!) So bring' ich auch den Eindruck nimmer los: so wenig man in Bayreuth aus der Begrenzung des Soufflerkastens die Konsequenz der völligen Unbeachtung des Dirigenten seitens der Darsteller und des Chores zu ziehen vermocht hat — denn dieses Ideal ist nicht erreicht! — so wenig hat man, trotz allen ernstesten Kampfes auf der ganzen Linie gegen den Opernschlembrian, ein Theatralisches und Bühnenschablonöses in der Stellung des künstlerischen Bildes dort völlig bisher schon abwerfen können. Hier sind sie bei aller anerkennenswerten Tendenz, mehr und mehr herauszukommen, im Unmodernen, Altmodisch-„Stilgemäßen“ zunächst doch noch stecken geblieben — und der letzte Grund dieser Erscheinung liegt, wie gesagt, vielleicht sogar in Wagners eigenen Schriften. Gewiß, er selbst — der Meister, bildete auch: mit dem Organ der dichterischen Anschauung — intuitiv, genial, weit über das Herkommen hinausweisend; doch im Bildnerischen selbst blieb er nach Blut und Anlage Theatermensch, durch und durch Bühnenpraktiker — und nicht „bildender Künstler“. Die Allkunst, mit Bezug gerade auf die bildenden Künste, erscheint dort zwar, weit über alles Opernhafte hinaus, ganz außerordentlich angeuähert, doch aber nicht auch schon erreicht.

18. August, Sonntag.

Enfin seul! — „das war der Tag des Herrn“: als Fest- und Ruhetag nämlich, wie ich ihn verstand; d. h. er diente mir zum köstlichen Rad-Ausflug nach dem Bade Berneck. Motto (frei nach Botan): „Wie hemmen im Laufe ein rollendes Rad?“ Und des Abends, zeitig zurück-

*) Zu welchen Velleitäten diese Anschauungen zuletzt führen können, das zeigt uns die dekorative Ausschmückung und angebliche „Hebung“ des Innenraums im „Münchener Prinzregententheater“ mit den „mittelmäßigen Heroen-Standbildern“. Es stand irgendwo zu lesen, daß dieser „Schmud“ der besonderen Munifizenz einiger geachteter Münchner Bürger zu verdanken wäre. Si tacuisses, philosophus mansisses — ist hierauf meine Antwort; was hier so viel besagen will, als: hätten die Herren ihre Kröten hübsch in der Tasche gehalten, sie würden weit eher sich als Mäzene und Protektoren „der deutschen Kunst“ dadurch bewährt haben, welcher überdies auch mit dem antikifizierenden Hieraten-Wert, wie immer bei uns Deutschen, kein sonderlicher Dienst erwiesen worden ist.

gekehrt, saß ich stillvergnügt für mich, frei-ausatmend als „Höhenmensch“, noch droben in der Restauration, vor dem ruhig daliegenden und feierlich vom Abendgold überstrahlten Festspielhause. Das war mein „Wahnfried“, während sie sich drunten im Zwange eleganter Salon-Toiletten zur hochnotpeinlichen Soirée versammelten. Und dann rühmen sie noch das Ewig-Natürliche an „Siegfried“ und das Reinmenschliche an „Parzifal“, das in den elementaren Urzustand, aus aller leidigen Konvention des historischen Menschen hinaus, glücklich zurückführe — diese Gesellschafts-Wagnermenschen! Alles doch zu seiner Zeit.

*

Bayreuth, bei klarsönem Wetter, mit seiner hellen, freundlichen Umgebung: auch hier haben wir ein plein-air, gegenüber dem schlechten Kleierlicht des „Theaters“. Mit dieser „Umwelt“, vom Festspielhügel aus gesehen, kann München zuletzt doch nicht konkurrieren.

*

Ich lese da oben „Bayreuther Blätter“, VII.—IX. Stück Jahrg. 1901, und zwar unter Zeitschriftenchau: „Der Lotse, Hamburg Nr. 33. — Hans von Wolzogen: Ein Brief an die Redaktion. (Als Berichtigung zu dem in Nr. 32 enthaltenen Aufsage Dr. Arthur Seidls über ‚Herzog Wiltsfang‘.)“ — Ich protestiere! Der „Lotte“ ist ein ausgesprochenes „Diskussionsorgan“, das ich meinerseits entsprechend hoch einzuschätzen glaubte, wenn ich bei ihm nicht die Neigung zu persönlicher Polemik voraussetzte und mir also auch nicht einbildete, das letzte Wort in dieser Angelegenheit dort unbedingt für mich haben zu müssen. Den Begriff „Berichtigung“ muß ich aber ablehnen. Es steht hier einfach Meinung gegen Meinung, und ein an Wagner herangereiftes Leserpublikum — nur für ein solches hat jener Streit ein Interesse — mag sich, je nach Neigung oder Anschauung, seinen Reim nunmehr selbst darauf machen.

*

Den Nießscheanern und „Kindern der Welt“ predige ich gerne: „Schaut in die Bayreuther Blätter!“ Gewiß, man kann diese sehr oft nicht lesen, weil man es einfach nicht fertig bringt. Aber man übersehe darüber wenigstens nicht das außerordentlich Wichtige, das namentlich seit den letzten Jahren doch oft darinnen steht! Es ist in meinen Augen schlechthin ein Bildungsmangel, diese ernstesten Dokumente einer „unzeitgemäßen“ Kultur ihrem Inhalte nach nicht aufmerksam zum Mindesten zu verfolgen — ganz abgesehen noch davon, daß eine in ihrer Art einheitliche und ausgeprägte Kulturarbeit darin beschlossen liegt sonder Gleichen. — Den hl. Oralschütern wiederum und „Wagnerianern“ predige ich: „Lest Nießsche

und macht ihn euch, nicht nur den früheren Wagnerschriftsteller in ihm, erst einmal ganz zu eigen; erlebt und durchlebt ihn! Denn es ist eine Schande, weder seinen ‚Parathustra‘, noch seinen ‚Antichrist‘, noch seine ‚Briefe‘ zu kennen; ein Manko — womit bequeme Feigheit, diesem Problem noch gar nicht auf den Grund geblickt, dieser Meduse nicht einmal wirklich in's Auge geschaut zu haben.“ . . . Natürlich bleibe ich damit wieder nur der „Prediger in der Wüste“; natürlich wird man dadurch nun Beiden entseßlich unbequem, und ich habe gefunden, daß ich auf diese Weise heuer zu Bayreuth wie eine Art von „unsicherer Kantoniſt“ heimatlos zwischen beiden Parteien umhergewandelt bin. Aber: „war es so schmähslich, was ich verbrach?!“ Was Wunders, wenn man dann, wie weiland Nießsche selber, einfach dazu gelangt, sich gern als scheues Tier in die dortige Umgebung zu verkriechen? Wenn man darauf hin ferner auch ganz von selbst anfängt, das Drama mit jener Natur wieder zu vergleichen und an dem herrlichen Bilde dieser — ein Freier im Freien — ernst zu prüfen? Leider hat es mir da nicht immer Stand gehalten.

*

Ich wette zehn gegen eins: ein Otto Greiner hat sich, statt etwa gebundene Phantasie-Bilder aus der Bayreuther Bühnendarstellung, irgend ein ganz freies Naturstück aus der „Fantasie“ — als würdigen Gegenstand für seinen künstlerischen Gestaltungstrieb — von Bayreuth mit nach Hause genommen. Es soll und muß eben jeder nach seiner Façon selig werden.

*

„Merkwürd'ger Fall!“ Houston Stewart Chamberlain hat sich heuer — so weit ich wenigstens zu sehen vermag — über Bayreuth und sein Jubiläum vollkommen ausgeschwiegen. Das ist doch ein gelindes Ereignis innerhalb der Wagner-Bewegung und speziell der Bayreuth- oder Parsifal-Frage! Sollte das Gerücht, an das ich bisher noch nicht geglaubt, sich bewahrheiten, welches davon munkelte, daß er unmittelbar nach der Münchner Uraufführung des „Herzog Wilbfang“, entrüstet über Siegfrieds zunehmende Gefühlsverirrung, den Kreis der engeren Wagner-Freunde verlassen habe und plötzlich wieder nach Wien abgereist sei? Sollte er demnach schon nicht mehr zur „Leibgarde“ des regierenden Hauses Wagner gehören? Wir würden ihn dazu beglückwünschen, denn er ist geistreich genug, um das nicht erst nötig zu haben; hinreichend selbständig zudem, um auch einmal eigenwillig sein zu dürfen. Der myſtiſche „Seinende“-Begriff: die Erleuchtung des Geistes aus dem Heerdenbewußtsein heraus,

spielt in der Bayreuther Brüder-Gemeinschaft, eine unheimlich weit gehende und verwegene — eine geradezu reaktionäre Rolle.

*

Bei den „Wagnerianern“ als solchen gehört es nach dem Vorgange des Meisters schon zum guten Ton, unter unverkennbaren Sottisen gegen die Schwester Friedrichs des Großen von dem grund-deutschen Kultur-Ort Bayreuth schlechtweg zu fabeln. Allein ich muß finden, daß hier in Palästen, königl. Opernhaus, Eremitage und Fantasie etwas von bester romanischer Kultur vorhanden ist, deren Geist doch kaum schon ganz hier ausgestorben sein kann, und deren keineswegs schlechte „Traditionen“ doch nicht so hartnäckig immer ignoriert werden sollten. Warum z. B. — um nur diese naheliegende Frage hier aufzuwerfen — hat man noch nicht eine Wiederbelebung frohen „Schäferspiels“, als „intimes Theater“ und lyrisches „Festspiel“, auf der artig freien Natur-Bühne in der Eremitage heraufzuführen versucht? Sollte wirklich den Bayreuthern alle französische Grazie schon vollständig abhanden gekommen sein? Aus dem lebfrischen, dunklen Auge so mancher jungen Bayreutherin schien mir keineswegs eine absolute Verneinung dieser Frage entgegen zu blitzen. „Gaya scienza!“

19. August.

„Kräuter und Wurzeln findet ein Jeder sich selbst — wir lernen's im Walde vom Tier.“ — Absolut unfähig nämlich erscheint in Bayreuth und zumal Umgebung durchschnittlich die Bedienung, und die Preisstellung ist direkt schon exorbitant zu nennen. Der verehrl. Verwaltungsrat, der so hübsch immer zugleich mit den Eintrittskarten auch die Geschäfts-Empfehlung des Restaurants auf dem Festspielhügel ausgiebt, mag sich doch persönlich einmal davon überzeugen, was jener Wirt unter einem Menü à 3 Mk. versteht bezw. nicht versteht! Hier wird es sein, wo München die „Konkurrenz“ erfolgreich aufnehmen kann. Nicht, daß es die Preise den Fremden sehr viel billiger etwa stellen will — bewahre! Aber es wird dafür mehr bieten und für seine Gäste weit besser aufkommen.

*

Man ereiferte sich schon so viel über die Ausländerei in Bayreuth. Drei ganz bestimmte persönliche Beobachtungen auf diesem Gebiete berechtigen mich indessen zu der sicheren Annahme, daß gar Manche dort nur eben imitierte Franzosen sind oder Engländer simulieren. Und das ist wirklich sehr ungeschickt von ihnen, — denn es wird ihnen dafür nur um so mehr Geld von den Kellnern zc. stets abgeknöpft.

*

Die um Bahnsfried klagen oft und laut über sogenannte „Legendenbildungen“. Ich möchte indessen wohl wissen, wer das schöne Märchen von den überall ganz gleichen Eiben im Amphitheater-Raume gebichtet hat. Ich hatte diesmal sehr verschiedene Plätze für die verschiedenen Werke. Die ersten Reihen unten, ja — die haben ungefähr so breite und bequeme Sitze wie das Münchner Prinzregenten-Theater. Weiter oben, und ganz zu höchst, aber fühlt man sich gelegentlich bereits „eingekleist“ in ziemlich fürchterlicher Enge zwischen seinen beiden Nachbarn. — Auch die relative Feuers- und Gefährlichkeit des Bayreuther Bühnenhauses scheint mir eine solche „Legende“ zu sein: die hohen Holztreppe der letzten Reihen zu den Thüren VI und XII hinab, auf denen die Entleerung ungeheuer störend sich vollzieht, sind mir wenigstens das pure Gegenteil davon.

*

Der „Fliegende Holländer“ als Drama, statt als Verlegenheits- und Einschub-Oper im stehenden Repertoire — „das ist ein Auberer, wer hält's gebacht!“ Ein großer Fortschritt jedenfalls, zumal wenn er so herrlich wie in Bayreuth gelingt. Die szenischen Bilder, Beleuchtungs- und Kostümfragen, alle weiteren und näheren Regie-Angelegenheiten, und zumal die Chorwirkungen waren dort bemerkenswert ideal, d. h. mit streng-künstlerischem Ernste, gegeben. Nur freilich wird die Inszenierungskunst bezügl. der Marine doch noch an einigen einschneidenden Verbesserungen emsig zu arbeiten haben und in Zukunft 1. für die gleiche Farbe sowie feinere Bewegungs-Übergänge zwischen Ufer- und Weiten-See (denn bei dieser Brandung würde jedes Schiff an den Klippen vor Einlauf zerschellt sein); 2. für ein glaubwürdiges Segelblähen, sowie noch 3. unter allen Umständen auch dafür sorgen müssen, daß nicht nur gerade immer das rechts vor Anker liegende Schiff die Schaukelbewegung des Meeres mitmachen möge. Tausend wichtige kleine Einzelzüge frappten hier aber wie das bewußte Ei weiland des Kolumbus.

*

Die Schopenhauer'sche Willenswelt bereits mit dem ergreifenden Problem der einfachen Volksfage zu verquiden und sie der Liebes-Erlösung des Fliegenden Holländer schon einzuimpfen, erscheint doch etwas deplaziert. Aber freilich: wie Wagner ohne alle Kenntnis jener Schopenhauer'schen Philosophie in seinen „Nibelungen“ den Ur-Gegensatz von Wille und Vorstellung zu einem tiefen Symbol des Weltwerdens gestalten konnte — zu einer Art von „System“ im Drama, und einen modernen Mythos daraus nun wiedergebar, das bleibt höchst merkwürdig und spricht eigentlich gegen Chamberlains bekannte Auffassung vom „Philosophen“ Wagner.

Denn hier hat dieser — wennschon als intuitiver Dichter — doch entschieden durchaus selbständig wirklich einmal „philosophiert“. Es kann das unmöglich mehr aus der Stoffwelt, aus deren besonderen Anregungen und den darin etwa vorhandenen verwandten Grundlagen, einzig und allein nur erklärt werden.

*

Zwei, für meinen Geschmack durch und durch verfehlte Stellungen habe ich dem als Darsteller und Sänger sonst so hochbedeutenden van Kooij direkt übel genommen; sie haben mich aus allen meinen Himmeln gerissen. Das war einmal sein völliges Zusammenbrechen als Holländer (im I. Akte) — Wagner sagt ausdrücklich nur: „er sinkt wie vernichtet zusammen“; das aber kann doch ein psychisches „in sich“ sehr wohl, braucht nicht gleich ein physisches „am Boden wälzen“ zu bedeuten. Und dann seine Abschieds-Stellung als Botan („Walküre“, III. Akt) vor der eingeschlaferten, zugebedt bereits schlummernden Brünnhilde — welche Stellung (mit vorne gekreuzten Händen) der eines christlichen Peters am Grabe seiner Geliebten verzweifelt ähnlich sah und mir also das ganze, schöne Heiden-Bild grausam zerstören mußte.

*

Wenn Mottl die Matrosen- und Volks-Chöre der Norweger in der 3. Szene des „Holländer“ (nach der so bewährten Bayreuther Darstellung darf man ja nicht mehr vom „III. Akte“ sprechen!) — wenn er sie, sage ich, breiter nimmt, als gewöhnlich zu hören, so müßte das schon bewegen die Billigung aller Einsichtigen finden, weil dadurch das plumpere Wesen des Dalekarliertums zugleich echter zu Geltung kommt. — Hat man übrigens wohl bemerkt, wie im Gespensterschiff-Spuk die gute alte E. T. A. Hoffmannerei, im „Erik“ — nicht etwa „Brackenburg“ (wie man wohl schon exemplifiziert hat, wenn auch mancherlei „Egmont“-Anregungen mit hereingeflossen sein mögen), sondern vielmehr die romantisch-felige Marschnerei noch einmal bei Wagner herausguckt?

*

Wie nur kommt das Fliegende Holländer-Bild in Dalands Spinne-stube? Und — wenn das schon nicht allzu schwer zu erklären, wiewohl sich im Texte keinerlei Andeutung hierüber findet: unbegreiflich vollends, daß dann Daland, Erik, die Anderen, ja den Holländer selbst die Ähnlichkeit des Konterfei's nicht stuzig macht, bezw. den Ersteren nicht unheimlich wird! — Im Übrigen noch ein weiteres „Holländer“-Problem für mich: So sehr sich nämlich Wagner von sich aus alle Mühe gab, Senta als „ganz kerniges nordisches Mädchen, selbst in ihrer anscheinenden Senti-

mentalität durchaus naiv“ zu schildern, den somnambulen, d. h. doch krankhaft träumerischen Zug bringe ich — und erst recht nach der schwächtigen Bayreuther Verkörperung der Gestalt — doch nicht mehr weg aus diesem Bilde. Sonst braucht ja das „zweite Gesicht“ an sich gewiß noch nichts Ungesundes zu bedeuten. Nur hier ist das seelische Gleichgewicht des harmonischen (NB! ich sage nicht: „normalen“) Menschen sicherlich gestört und verloren gegangen schon vor dem Aufziehen der Gardine.

Auch einige anregende Parallelen sind mir aufgefallen, die ich doch noch ad notam nehmen will. Lohengrin bleibt ein Gott — unerreichbar; der Holländer im letzten Grunde ein Gespenst — unfassbar. Beide also nichts weniger als „handgreifliche“ Bühnenpersonen. Und doch — oder auch eben deswegen? — welch' plastische Eindrucksfähigkeit dieser zwei ersten Gestalten! . . . Sodann: in beiden Dramen erfolgt die Namen-Nennung des Geheimnisvollen, als aufgespartes Spannungsmoment, in bedeutsamer Ansprache erst ganz zum Schluß . . . Endlich: so viel auch Wagner gegen Marschners „Vampyr“-Stoff berechtigter Weise auf dem Herzen haben mochte, das Vampyr-Grufeln und die Volks-Ballade daraus bleiben doch auch in seinem „Holländer“ nicht wohl zu übersehen.

*

Der lange Blick — der „böse Blick“: das ist mir eine immer wiederkehrende, peinliche Beigabe der verstiegenen Unnatur bei R. Wagner; ganz ebenso, wie es die in's Unmögliche ausgedehnten Küsse der jungen Anfänger in der ars amandi: Siegfried und Parsifal, für mich sind . . . „und fest sich anzusaugen an geliebte Lippen“ — ja, dieser echt Goethe'sche Kuß eines Virtuosen auf diesem Gebiete, er wächst ganz natürlich bei zunehmender Frauenkenntnis, durch Raffinement gleichsam. Aber niemals wird einer beim ersten Male schon so langatmig wie Wagners „naive“ Heldenjünglinge küssen. Bin ich am Ende gar schon zum Alltags-Philister aus Normalheim geworden, daß mir das heute reichlich gespreizt vorkommen will? Ich hoffe doch, daß ich das eben nur als moderner Renaissance-Jünger so und nicht anders mehr sehe.

20. August.

Dieser „Parsifal“ aber hat wahrlich — den Teufel im Leibe! . . . um einen bekannten Ausspruch Wagners selbst (vor der ersten Aufführung im Jahre 1882) hier zu parodieren. Wäre er am Ende gar verkappter, sozusagen perverter „Satanismus“? . . . List meinte damals: „Sein weiches Pendel schwingt vom Erhabenen zum Erhabensten!“ Ich aber sage:

Das innerste Arkanaum des Bayreuther Hauses selber, samt allen großen Mysterien der Kulturgeschichte dazu, ward hier zum tiefsten Geheimnis überhaupt einer individuellen Menschen-Entwicklung. Geheimnisvolle germanisch-keltische Blutmischung und, daraus resultierend wieder, harmonische Zueinsbildung von deutschem und romanischem Schönheitsideal, in Verbindung mit einer tiefbedeutsamen Reise-Entwicklung und Kultur-Frage wirkten hier ein, jeder schlechten Theater-Wirklichkeit durchaus enthobenes Wunder der Kunst, das die Bühne zum Tempel sich selber weihte. Ev. Joh. Kap. 19, V. 22: Was ich (über den „Parsifal“ nämlich) geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Ein wahrhaft ideales Aufgehen ohne Rest findet hier nun einmal statt: in Stil und Stimmung, Dichtung, Musik, Farbe, Drama — eine unbeschreibliche Veredelung des Genre's, und zugleich wieder der ganzen Welt, aus dem das Ganze doch schließlich geschöpft und genommen. Höchste Symmetrie — eine Handlung in der Handlung — Kultur in Kultus! Dazu modernste „Tristan“-Chromatik mit alter „Meisterfinger“-Polysphonie und neuer Nibelungen-Charakteristik in Einem zusammen! Man sieht es auch klar und deutlich: Wagner schuf hier nicht nur auf dem Gipfel seines Könnens und im Zenith seines Ruhmes, mit abgeklärtester Meisterschaft und überlegenster Ruhe seines Gemütes; er arbeitete bereits auch mit voller Beherrschung wie Berechnung all' der Wirkungen und Möglichkeiten des neuen Bayreuther Bühnenhauses, die ihm seit den „Nibelungen“ (1876) nunmehr schon ganz vertraut waren. Das weist ja auch das unvergleichliche Orchester-Vorspiel aus, dessen langgezogene, ansteigende Töne und sehrende, wie aufzuckende Schmerzenslaute sich heute mit den dortigen Räumen förmlich organisch zu verschmelzen scheinen. Und darum allein schon gehört dieses Werk für dauernd just nach Bayreuth, weil es für dieses Haus, und kein anderes, spezialiter, von seinem Schöpfer ehedem empfangen und geboren! Kunstgesang und Sprachmelodie; Soli und Chor; germanischer und romanischer Stil; Realistik — Idealität; Katholizismus — Protestantismus: alles befriedigt als eine große, direkt rätselvolle Einheit, die nicht mehr weiter zu erklären! Wie in Joutsowsky's Orastempel-Entwurf die russische Kirchen-Orthodoxie ihren Triumph, so feiert zudem die „Autorität“ der Tradition in diesem Werke wahre Orgien, vor deren glänzenden ästhetischen Ergebnissen man einfach die Waffen strecken muß.

*

Man muß bedenken: Nietzsche hat das nie in seinem Leben wirklich erklingen gehört, geschweige denn je mit eigenen Augen gesehen; ja — ich behaupte, nach den mißlichen und höchst unvollkommenen Erfahrungen des Jahres 1876 hat er diese Wirkungen in seinem Geiste nie auch nur ahnen

können — er darf hier eigentlich gar nicht mitreden. Oder aber: er kannte seinen „Zauberer“ Wagner von früher her sehr genau und sprach deswegen so laut, weil er ihn in seinem eigenen Innern überschreien mußte und um jeden Preis übertönen wollte — nämlich krampfhaft. Krampf hätte also gelegentlich auf beiden Seiten seine gewichtige Rolle gespielt, und wäre nicht das einseitige *décadence*-Symptom bei Wagner nur gewesen?! Nun: *duobus dimicantibus tertius gaudet* — darf es da wohl für uns heißen. Und wenn der Philosoph des „Jenseits von Gut und Böse“ dieses Drama als „Roms Glaube ohne Worte“ ausgiebt, so muß ich ihm sogar ganz entschieden hier widersprechen. Hätte er es vom Standpunkte seines „Antichrist“ als „christlich durch und durch“ verleumbet — gut! Nichts wäre dagegen einzuwenden. Aber katholisch ist es weder, noch protestantisch — sondern (vgl. meine „Wagneriana“ I, S. 420 ff.) beides zusammen, also keines von beiden! Allzu naiv ist das Ganze ja natürlich nun nicht mehr, vielleicht sogar „überreif“ — und das war's ja wohl, was man mit dem Ausdruck „senil“ seinerzeit bezeichnen wollte oder doch daran zu treffen glaubte. Allein doch auch nicht ohne Weiteres krankhaft darf man dergleichen heißen — trotz allen Sehrens und aller religiösen Inbrunst oder mystisch-metaphysischen Ekstase darinnen: mit Ausnahme natürlich von Amfortas' Siechtum und allenfalls noch Kundry's hysterischen Weinkrämpfen („Kundry est une nevrose!“) oder Klingsors so dick unterstrichener „*psychopathia sexualis*“. Die Blumen Mädchen-Szene ihrerseits ist zwar wohl von „schwüler“ Sinnlichkeit erfüllt (was auch Wagner selbst Harmloses davon ausgesagt haben möge), doch immer noch keineswegs pathologisch zu nehmen; es ist einfach der von ihr ausströmende erotische Odeur und das spezifisch Pariser Parfüm, was den Kopf hier so heiß macht. Denn es ist mir zugleich kein Zweifel mehr, daß die so feine und zarte, süß-süchtige Tanzspiel- und Ranken-Grazie dieses „schönen Deteufels“ von „thörichten Buhlen“ — ungeachtet des Pfaffen Lamprechts „Alexaubertlied“ — nicht auf rein deutschem Boden mehr gewachsen ist, und sich die Konzeption dieser Szene auf Pariser Eindrücke und romanische Einflüsse im Leben unseres Meisters doch wohl zurückführen muß. Wer hätte auch noch nicht bemerkt, daß die große technische Ausführungsschwierigkeit dieser Episode vornehmlich darin beruht, daß die Szene eine gesungene und von Sängerinnen gespielte, nicht von ersten Ballerinen-Sujets getanzte „Pantomime“ ist?

*

Meine ganze Schwärmerei: das tropfende Götterkind Brünnhilde (ist das etwa „christlich“?). Meine eigenste Untiefe: die gegen den

Zauberer sich wehrende, aber immer wieder ihm verfallende, im Grunde also „zween Herren dienende“ Rundry.

*

Von der „Erlösung des Mannes durch das Weib“ sprach ich beim „Fliegenden Holländer“ (vgl. „Wagneriana“ Bd. I, S. 85). Von der „Erlösung des Weibes durch den Mann“ ließe sich beim „Lohengrin“ fortfahren, bis in „Parsifal“ eigentlich nur mehr der Mann den Mann „erlöst“. Rundry gilt hier gleichsam nur als „Zuwage“. „Auch Dir bin ich zum Heil gesandt“ . . . und „Erlösung, Frevlerin, biet' ich auch Dir!“ so sagt Parsifal ausdrücklich — demnach: nur so ganz nebenbei. Im „Gott und der Bajadere“ lautete es aber doch völlig anders. Es giebt also offenbar zweierlei „Erlösung“: eine christliche und eine antike! „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken: — er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster.“ (Nietzsche.)

*

Was sagen folgende Verse im Munde „Parsifals“ (II. Akt), an Rundry gerichtet?

„Die Labung, die dein Leiden endet,
beut nicht der Quell, aus dem es fließt:
das Heil wird nimmer dir gesendet,
wenn jener Quell sich dir nicht schließt.
Ein andrer ist's, — ein andrer, ah!
nach dem ich jammernd schmachten sah,
die Brüder dort in grausen Wäldern
den Leib sich quälen und ertöten.
Doch wer erkennt ihn klar und hell,
Des ein'gen Heiles wahren Quell?“

Die Stelle ist vielleicht geeignet, gegenüber der landesüblichen Abstinenz- und Zölibat-Auffassung unseres „Parsifal“-Drama's eine natürlichere Betrachtungsweise, die Perspektive eines neuen Ideales anzubahnen. Parsifal stellt sich hier, im kritischen Jünglingsalter, mit seiner bangen Frage gleichsam in die Mitte zwischen beide Prinzipien: Sinnenlust und absolute Leibesabtötung. Es gilt ihm die Rückbringung des Speeres — Phallus auf hl. Oralsgebiet, also Sinnlichkeit sub specis castitatis! Immerhin bleibt dann noch vieles Ungereimte und auch Unvereinbare bestehen; aber es giebt wenigstens eine vernünftige Erklärung für den späteren Oralskönig, welcher dereinstens doch einen „Lohengrin“ als seinen Sohn erzeugen soll. Und — es kommt so auch überein mit Zarathustra's „Ehe“-Kapitel.

*

Wagners Sinnlichkeit und Temperament müssen (das laß' ich mir nicht mehr nehmen) rot gewesen sein — „meine Liebe ist grün wie

der Fliederbusch!“ Und wie es eine übertriebene Kultur überhitzter Treibhausluft giebt, so bildet mir stets eine Art von verdächtigem Symptom der „verdrießliche Schweiz“, der unsern überanstrengten, dabei aber so frisch-fröhlich und furchtlos-frei erscheinen sollenden, Heldenängern unter der Handlung auf der Bühne gern auszubrechen pflegt; und zwar als Symptom für die überhitzte Phantasie jener „Brunst“ (Weißheimer S. 100), unter welcher Wagner, der Künstler, in seinen rotseidenen Schlafröcken doch oft gearbeitet haben muß. Ich vermag das beim besten Willen nicht mehr als prononciert „deutsch“ zu empfinden und kann zumal dieses ausgetrocknet-verzerrte und verlegt-überschminkte Lächeln unserer Sonnenjünglinge der Bühne mit ihren Schauspieler-Gesichtern doch nur als ein Apage der Kunst ansehen. Hier stehe ich — man helfe mir! Amen.

*

Im offiziellen „Parsifal“-Textbuch steht heute noch immer (S. 49) zu lesen, daß Kundry im III. Akte „gänzlich wie im I. Aufzuge, im wilden Gewande der Gralsbotin“ erscheine. Nachgerade könnte man es aber doch wohl besser wissen und mit seinen zwei Augen am gänzlich verschiedenen Kostüme ersehen, daß sie jetzt in einem „dunklen, mit Stricken zusammengehaltenen Bühergewande und gestrichenem langem (nicht mehr wirrem) Haare“ hier auftritt. Auch das gehört mit zu Prof. Dr. Goltfers dankenswerthem Vorschlage einer zeitgemäßen Redaktion bzw. Revision der offiziellen Textausgaben zu den Wagner'schen Werken. So das aber am grünen Tische geschieht — und wenn man bedenkt, daß das (ebenso wie Titurels niemals gesehenes Aufrichten im Sarge) nun bald zwanzig Jahre schon mit immer der selben Gedankenlosigkeit wörtlich unausgesetzt weiter gedruckt wird, so vergeht einem auch darnach wieder gar sehr die Lust zu allem frohlockenden „Zubilieren“.

*

Der „Fliegende Holländer“ war ohne Zweifel R. Wagners knappstes Werk. Die „Götterdämmerung“ ist sein reichstes und wechselvollstes, „Parsifal“ das einheitlichste und ruhigste; die „Meisterfinger“ wiederum dürfen als das musikalischste und — gesündeste gelten; der „Tristan“ aber bleibt doch das feinste und intimste von allen. Sollte man es übrigens für möglich halten, daß Friedrich Nietzsche dereinst (vgl. „Briefe“ I, S. 138), gerade diesen „Tristan“ zu schlürfen, als „den gesündesten Trank, den er kenne“, bezeichnet hat?

*

Leider waren gerade die letzten Aufführungen des „Parsifal“-Werkes von allerlei Chikanen jenes Geschickes heimgesucht, mit dessen Mächten bekanntlich — sehr schlecht Kirschchen zu essen und jedenfalls kein ewiger Bund

zu flechten ist: insofern nämlich das vorletzte Mal Herr Schütz (Amfortas) den Klingor (sonst Berger) in der selben Vorstellung noch mit übernehmen mußte, und am letzten Abende für den plötzlich unpäplich gewordenen, nicht unsympathischen Knüpfer Herr Blas im III. Akte rasch als Gurnemanz einzuspringen hatte. Decken wir in Anbetracht dieses Umstandes einen roten Graukritter-Mantel christlicher Duldsamkeit über des Sängers mancherlei Entgleisungen, wie wir schon wenige Tage vorher des selben Künstlers höchst „blasse“ Hagen-Gestaltung (oder richtiger -Ungestaltung) mit einem großen Germanenschilde des Unwillens zuzudecken uns leider veranlaßt sahen! Aber vom III. Akte „Parzival“ konnte es da wohl heißen: „Die heilige Speisung bleibt uns nun versagt — gemeine Nahrung muß uns nähren.“ — Wer vollends die Weifallsalven früherer Jahre noch in den Ohren hat, den konnte der matte und nach dem abermaligen Vorzeigen des Schlußbildes auffallend rasch beruhigte Applaus nach diesem letzten Abende des diesjährigen Festspieles und eines 25jährigen Jubiläums ordentlich bestürzt machen. Sollte Bayreuth etwas zu sehr von sich überzeugt geworden sein? Und ob man nicht zuletzt auch das viele Tafeln in diesem Jubeljahre an den Aufführungen selber ein klein bißchen verspürt hat? Innerhalb zweier Tage meiner dortigen Anwesenheit (vom 18./19. August) fanden allein vier Zweckessen, Festbankette, Soiréen, Matinéen statt. Das ist doch ein wenig viel auf einmal. Welche Leistungsfähigkeit soll man dann mehr von Bayreuth bewundern: die in der „Sammlung“ oder die in der „Zerstreung“?

*

„Schon ist er von Nietzsche's zeretzendem Geiste ganz und gar angegriffen!“ — so werden sie beim Anblick all' dieser Aperçus losziehen, die „Unentwegten“ und die „Getreuen“ alle, und wider mich aussagen, die gerne Scheinheiligen, vor Allem aber jene bequemen „Wagner-Philister“, deren Anzahl heute bereits Legion ist. Und es wird schon viel heißen, wenn sie vielleicht bedauernd noch hinzufügen: „Der Arme!“ Ich für mein Teil finde indessen, daß ich mich bereits wieder mit diesem Nietzsche auseinandersetzen beginne. Und wer hier nicht sieht, daß ich in all' der intimeren Kritik Wagners wie der Festspiele doch dankbarlichst und stimmungsvoll — wenn auch gerade nicht pietätvoll-ersterbend — mein Bayreuth-Jubiläum feierlichst begangen habe, der ist offenbar blind mit sehenden Augen. Wagner ist und bleibt, trotz Nietzsche, das überragende, abschließende und zusammenfassende Genie der Zeit — etwas ganz unmeßbar Großes; und das in meinen „Wagneriana“ I. als geistiger Inhalt der Wagner-Kultur über seine Kunstwelt Niedergelegte besteht nicht nur nach wie

vor auch vor meinem Auge zu Recht, es darf auch innerlich, vom Standpunkte der dortigen Weltanschauung aus, als lückenlos überzeugend gelten. Diese „Weltanschauung“ hat nur eben für mich, auf der Basis einer anderen Lebensauffassung heute, ihre bindende Kraft nunmehr verloren; meine Betrachtung ihr gegenüber ist mittlerweile „objektiver“ (oder auch — wenn man's nur richtig verstehen will: „subjektiver“) geworden.

„Aber warum dann in der leidigen Aphorismen-Weis?“ — entgegen sie mir weiter, die Guten. („Sind sie gut? — Wer ist böse?“ — möcht' ich da mit Parifal-Nieße schon fragen.) Nun, wenn das in loser Tagebuchform, mit lecken „Freiluft“-Skizzen und gewissenhaften Moment-Aufnahmen der Psyche also, hier geschah, so ist es einfach deshalb gewesen, weil ich mit dem jungen Siegfried von mir sagen kann und sprechen muß: „Zerponnen muß ich in Spähne es sehn; was entzwei ist, zwing' ich mir so!“ Übrigens wollte ich diesmal gar nicht „schaffen“; sondern ich „schaute“ gleichsam nur eben meiner revolutionierten Seele und dem freien Spiel ihrer treibenden Kräfte kritiklos einmal zu. Und in der That, es war höchst interessant, alle diese Empfindungskurven unter'm Verlaufe des Festspieles „persönlich“ zu beobachten. Ob der wohlwollende Leser das auch findet? . . .

München, 25. August.

Ich fahre fort. Zum „vermittelnden“ Übergang von Bayreuth nach München statt aller Worte eine artige „synoptische“ Tabelle — Parallele möchte ich es nicht wohl nennen, denn der Verschiedenheiten sind denn doch allzu viele. Also (vgl. übrigens auch Josef Ruederers bekanntes „Festspiel“):

Die Bayreuth!

Eine ergreifende Angelegenheit
 Verschidener deutscher „Winkel“
 Natur
 Sammlung
 Bürgerreuth
 Wunder — Feuertel
 Städtisches Grundstück, „der deutschen Kunst“
 geschenkt
 Rohe (?) Backstein-Bude
 „Prächtigt prahlt der prangende Bau!“
 Festumrissene Tradition
 Amphitheater
 Versenkt · überdecktes Orchester
 Herrliche Akustik

Die München!

Die verpackte Gelegenheit
 Berühmte Kunst- und Großstadt
 Kunstmuseen
 Zerstreuung
 Hofbräuhaus
 Schöps — Trottelberger
 Die „Deutsche Kunst“, in Terrains
 spekulierend
 Massiver (?) Monumentalbau
 „Prahlend prangt der prächtige Bau!“
 Drehbare Bühne
 Amphitheater
 Überdeckt · versenktes Orchester
 Fragwürdige Akustik

20 Mark Eintrittspreis
 Jugereistes Stammpublikum
 Patronat-, Stipendien- und R. Wagner-
 Verein
 Preß-Gehe contra
 „Fest-Spiele“
 Ein Wille
 Meister
 Grafsorden
 „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten
 Händen!“

20 Mark Eintrittspreis
 Reisendes Fremdenpublikum
 Eintrittsbilletspreisermäßigungs-
 kommission
 Preß-Ausschuß pro
 „Muster-Aufführungen“
 Drei Leiter
 „Rabbi“
 Michaelsorden
 „Wald, so wähn' ich, hüt' ich mir selbst
 den Orat!“

Ich meine, das genügt einstweilen. „Hoch! — es lebe die Konkurrenz!“

*

Das ersch' ich mir schon jetzt: für Unseren, d. h. für uns Kritiker und Geistesarbeiter, werden das keine „Festspiele“ sein, trotzdem (oder weil?) sie hier schon um 5 Uhr Nachmittags beginnen. Und das einfach darum nicht, weil wir Redakteure in München selbst noch unseren Beruf daneben haben. Geschäfte, Geschäfte und abermals Geschäfte, selbst an Sonn- und Feiertagen! Müde und abgehebt kommt man oben auf dem Festspielhügel — pardon, bei der Siegessäule und dem Stück-Palais, gerade knapp vor Beginn, noch richtig an, und es ist immerhin schon ein Zeichen für eine außerordentliche und befreiende Wirkung, wenn es vermag, uns aus diesem Berufswußt und Alltagsdust kräftig wieder herauszuheben.

*

„Die Meisterfinger“ — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Wie sagt doch Dr. Max Graf? Der „gute Blick“! Und R. von Seydlitz? „C-dur“! Wahrlich, dein ist die Fülle und die Kraft und der Reichtum, die Macht und die Herrlichkeit — in Ewigkeit. Amen.

*

Muß wirklich aber auch — nach Allem, was ich darüber zu hören bekam — eine der allerschönsten, seit Langem hier gehörten, eine ganz merkwürdig gut gelungene Aufführung, diesen Abend gerade gewesen sein! Gerne bekenne ich und ganz offen, daß ich davon angenehmstens überrascht war; ja, daß sie mich sogar in gewissem Grade „glücklich“ gemacht hat — denn, was ein guter Kritiker ist, der beglückwünscht sich immer dazu, wenn er irgendwo Hoffnungen aufkeimen sieht und nicht immer nur zu kritisieren, richtiger: zu nörgeln braucht; und endlich, daß ich demjenigen unbedingt Recht geben möchte, welcher sagte: Alle Jahre nur ein Werk in dieser Weise neu einstudiert bezw. gleich befriedigend durch unser „Prinzregenten-Theater“ herausgestellt, und es bedeutete an sich schon eine

ganz ansehnliche, als künstlerischer Fortschritt für München hoch erfreuliche Leistung . . . gegen früher gesehen.

*

Geis ist — ich will ja nicht sagen: der beste, aber mir doch eigentlich der liebste Beckmesser, den ich „in deutschen Landen viel gereist“ Zeit meines nun bald 40jährigen Lebens gesehen. Sein durch und durch behaglicher Humor — das Blut seines Vaters verleugnet sich halt nicht in ihm — sowie sein echter, ganz natürlich erscheinender „Sprach-Gesang“, bei dem der Kehlkopf kaum je einer Umstellung bedarf: „die legten's ihm in die Brust“, und haben's darum auch mir völlig angethan.

*

Natürlich war's bei Alledem wieder mehr „Muster-Aufführung“ und „Gast-Darstellung“ denn absolut durchgebildetes „Festspiel“ zu nennen: mehr „Personal“- als „Ensemble“-Wirkung (Ensemble im höheren Sinne genommen); ja sogar fast schon ein Theodor Reichmann- statt ein Richard Wagner-Abend: schien doch das Ganze auf diesen Gast beinahe zugeschnitten zu sein — denn alles drehte, alles gruppierte sich um ihn, und tout théâtre sprach eigentlich nur von ihm nach dieser Vorstellung. (Um so erquicklicher freilich, daß das durchaus in gutem Sinne geschehen konnte und daß der Künstler gegen sein früheres Gehaben nahezu gar nicht mehr wieder zu erkennen war.) Ferner wäre häufig noch mehr dramatische Kontrastierung durch ein schärferes Abheben der musikalisch ruhigeren Episoden in beherzt langsamer Temponahme oder Atemführung an H. Zumppe's erfrischender Leitung zu wünschen. Und endlich muß ein für alle Mal gewissenhaft mit registriert hier werden — und das sagt ja freilich schon alles in der bekannten Streitfrage: Inszenierung und Regie hier in München glauben da oder dort immer noch Nuancen und Effekte in der Aktion mit anbringen zu sollen, die im Orchester keinerlei Basis haben und also ohne hörbare Andeutung, quasi für's Auge allein, in der Luft schweben bleiben; und ebenso oft wieder finden wir in der Darstellung, oben auf der Szene, bezüglich der Geste keine Ausführung — also dramatische Leerheiten, wo plastische Motive und melodische Phrasen des symphonischen Orchesters drunten ordentlich nach Ergänzung schreien. Man muß sich das Alles grundsätzlich klar machen und immer von Neuem wieder gut vorhalten, um gelegentlich nicht — gegen Bayreuth — ungerecht zu werden.

*

Und der Innenraum des stolzen Theater-Neubaues selber? Dazu, „mein Kind, sagst du mir nichts?“ Nun, die Konditor-Figuren und postierenden Dekorations-Statuen in den Seiten-Nischen innen könnten (wie auch das

Restaurations-Anhängsel) füglich wohl entbehrt werden; ebenso der schreckliche, schon so viel besprochene Goldrahmen um die Bühne herum, mit seinem gelben Hauptvorhange — sage und schreibe: gelben, so viele guten Leute und schlechten Musikanten das auch für Gold ausgeben möchten! Sonst aber ist die Gesamtstimmung der Farbentönungen eine durchaus wohlthuende, der appetitliche Eindruck des neuen Hauses nach Eintritt erfrischend und belebend. Die Klapp-Sitze sind bequem, doch thatsächlich wohl nicht breiter als die der unteren Reihen zu Bayreuth; wogegen hierzulande das steilere Ansteigen der amphitheatralischen Sitzreihen, welches über den Vordermann noch weit besser hinausblicken läßt, als entschiedener Vorzug empfunden werden darf. Wiederum ist der Zuschauer-Raum auch nach der gesamten Gasabdringung noch — unter dem Vorpiel wie während der Handlung — im Allgemeinen noch nicht genugsam in Dunkel gehüllt: es mag das wohl von den hellen Wänden und dem hier im Ganzen grelleren (vergl. Pognitz-Wiese) elektrischen Bühnenlichte herrühren, das aber anderseits im I. Aufzug eine so vorzügliche Oberlicht-Bestrahlung und natürlich-glänzende Tagesbeleuchtung der Katharinenkirche erzielte, wie ich sie noch nie auf einer Opernbühne gesehen. — Was zuletzt die in arg kritischem Sinne bereits mannigfach erörterte Akustik-Frage anlangt, so vermag ich nicht zu glauben, daß der vielberufene Goldrahmen als solcher, d. h. sein besonderes Material, an gewissen Störungen dieser Art die Haupt-Schuld trage. Er ist verantwortlich nur indirekt; direkt scheint, mir wenigstens, den Mangel, um nicht zu sagen: Fehler, der Umstand vielmehr erzeugt zu haben, daß man hier von Anfang eben wieder klüger als Meister Wagner und sein Baumeister Brückwaldt bauen zu müssen vermeinte. Der „mystische Abgrund“ ist hier nämlich als ein solcher nur sehr bedingungsweise anzuerkennen; es fehlt zwar nicht die starke Vertiefung und die partielle Verdeckung des Orchesters durch eine gewölbte Schalldecke, aber es fehlt der starke Einbau noch zu beiden Seiten des Bühnenrahmens — jener Hohlraum an Stelle des Proskeniums vor der ersten Sitzreihe mit Vorkulisse, der das Tonmeer entsprechend ausströmen, sich sammeln und aufnehmen ließe, damit aber zugleich den Sänger auf der Bühne droben stimmlich noch mehr entlasten würde, was hier noch nicht in der wünschenswerten Weise erreicht zu sein scheint. Eben dieser dunkle (Bayreuther) Proskeniums-Hohlleimbau, er besäße noch außerdem zwei keineswegs zu unterschätzende Vorzüge für die Darstellung des Bühnenbildes. Dadurch, daß er einen dunklen Raum zwischen Szene und Zuschauerraum bei offener Gardine beläßt, entrückt er gleichsam das Bühnenbild dem Auge des Beschauers in eine idealere, wie traumhafte Sphäre, indem er es gleichzeitig doch

wieder wie mit einem dicken, schwarzen Striche besonders einrahmt und so ungleich plastischer für das Auge als ein Ganzes heraushebt. Das hätte man an zuständiger Stelle nicht in den Wind schlagen sollen, nachdem es Wagner selbst doch so klassisch (Bd. IX, S. 401 der „Gef. Schr.“) beschrieben und ästhetisch klar durch die That ja doch einmal bewiesen hat! Im Übrigen darf aber weder der Kritiker, noch (erst recht) der Ästhetiker bei solchen Anlässen jemals ganz vergessen, strenger Psychologe auch zu sein. Wir kennen bisher leider schlechterdings noch kein anderes, nach diesem vernünftigen System erbautes Haus als das Bayreuther; eben diese „Kenner“ stellen also ihre Ohren unwillkürlich zu sehr auf jene Gewohnheit ein, je direkter sie vielleicht gerade von dort herkommen. Andererseits ist uns Münchnern von unseren heimischen Sängern und dem hiesigen Hoforchester der Zusammenklang bislang nur aus dem alten königl. Opernhause wohl vertraut. Was Wunder also, wenn uns im derzeitigen Rahmen gar manche Stimme nun wie neu und selbst fremd erst klingen will, je mehr eben auch in einem solchen Neubau zunächst alles gern noch unorganisiert, unvermittelt, hart und stumpf ertönt, vergleichsweise „frisch angestrichen“—ungewohnt auch unser Gehör noch berührt. Wer wird hier aber gleich die objektive Akustik zum Sündenbock machen und annehmen, daß nicht eher unser subjektives Gefühl das Karnickel in dieser Frage spiele! Ich saß am selben Abend auf ganz verschiedenen Plätzen — allerdings nur der linken Seite, und kann meinerseits feststellen, daß die akustischen Verhältnisse in den ersten Reihen unten so weit ganz günstige waren, während es allerdings oben stellenweise etwas widerzuhallen schien, da und dort auch einmal am rechten Ausgleich, einer befriedigend weichen Verschmelzung zwischen Gesangsstellen und Instrumentalbegleitung noch gebracht. Wirklich störend jedoch wurde es an keinem von beiden Orten. „Darum, so komme ich zum Schluß“: daß das Ganze man erst sich einleben, sich akkomodieren und assimilieren, sozusagen erst einmal bequem sich „anrauchen“ lassen muß! Vederemo.

*

Nun aber folgt die Kehrseite der Medaille. Wie, wenn jetzt auf einmal hierzulande niemand mehr Wagner anders genießen wollte, als in diesem einzig zweckmäßigen Theaterbau ohne Logen? Wie, wenn die Löwen, welche schon einmal Blut geleckt, d. h. unsere verehrlichen Sänger, die hier vom Orchesterklang nicht mehr wie bisher übertönt werden, künftig ihre Stimmen auch dementsprechend schonen und begreiflicherweise dann nur mehr unter dieser allein vernünftigen Bedingung singen möchten? Und wie, wenn am Ende gar unsere Herren Hofmusiker im alten Hause

zu streifen beginnen, da sie sich dort zu den körperlichen Anstrengungen der Wagner-Oper im Sommer nicht auch zugleich die leiblichen Bequemlichkeiten der Kunstausübung in Hemdbärmeln ohne Hemdkragen, mit dem erquickenden Zwischentrumt daneben, gestatten können? — Was dann? „Nun, dann eben um so besser!“ ... rufen da schon einige übereifrige Wagner-Enthusiasten, die ja hier zu München bekanntlich nicht aussterben. Mein, glaubt man wohl, daß dann noch der horrende Eintrittspreis von 20 Mk. das ganze Jahr hindurch würde festgehalten werden können? Und wenn nicht, wo in aller Welt bleibt alsdann der v. Possart'sche Geschäftskaffäl (bei nur 1100 Sitzen) für die königl. Kabinets-Kasse?!

*

Mein Resumé über die besondere Aufgabe, Weihe und Würde eines solchen „Festspiel-Hauses“, wie dieses „Prinzregenten-Theaters“ — also daß man sich daran auch in der That so recht erfreuen könnte, es würde sonach frank und frei hier lauten: nicht Festlegung des Theaters auf den Namen „Wagner“, wohl aber edelster, wahrhaft kunstsinziger Wettbewerb mit dem Bayreuther „National-Theater“ in ganz anderen, nämlich in all' den Dingen, mit denen sich zu befassen Bayreuth über wichtigeren Fragen und nächstliegenden Forderungen in absehbarer Zeit nicht denken kann, und offenbar auch nicht denken mag. Also: klassische, wie besonders sich eignende moderne Schauspiel-Vorstellungen — vor Allem mit Calberon's, Shakespear's, Lessing's, Schiller's, Goethe's, Kleist's, Grillparzer's, Hebbel's, Ludwig's, Greif's u. a. Abenden; klassische Operaufführungen wiederum — in Gluck's, Mozart's, Beethoven's, Weber's, Marschner's, Berlioz's, Cornelius' und Wagner's Zyklen; gelegentlich Liszt's „Heil. Elisabeth“ oder dergl. in szenischer Darstellung auf dieser feierlichen Bühne. Dazu — und nicht zuletzt: ein „Heim“ der jungen musikdramatischen Kunst, die ein solches Theater des Ernstes und der Stilgröße zur entsprechenden Eindrucksfähigkeit schon voraussetzt: Strauß' „Guntram“, Weingartner's „Wiedergeburt's“ und „Othipus“-Trilogie, Pfitzner's „Armer Heinrich“, d'Albert's „Rain“, Schillings' „Drestie“ (und vielleicht auch „Pfeifertag“), Taubmann-Chreufels' „Chordamen“, Thuille's, Humperdinck's, Sommers, Ritters, H. Wolfs, selbst Ad. v. Goldschmidt's in diesem Sinne bedeutsamere Werke. — Ich dünkte, das wäre so eine Speisekarte, die auf viele Jahre hinaus hinreichte und auch immer von Neuem wieder den Anreiz auf Gaumen und Magen der „Interessenten“ verbürgte, wenn denn schon einmal die „Attraktion“ im Vordergrunde solchen Interesses stehen soll. Dixi, et salvavi animam meam — eine hungernde Menschenseele!





In Schönheit leben.

Darmstädter Erinnerungen von M. G. Conrad.

(München.)

Mein erster Eindruck wurde bei jedem Besuch verstärkt: Die Bauanlage und erste Ausstellung der Darmstädter Künstler-Kolonie auf der Mathildenhöhe ist in der That und Wahrheit „ein Dokument deutscher Kunst“.

Davon läßt sich nichts wegnörgeln und wegdisputieren. Das Werk steht da, jedem zur Schau und stillem Entzücken — und Nörgler, Kritiker und Disputierer ziehen ihres Wegs, nachdem sie mündlich oder schriftlich ihr kleines Bedürfnis befriedigt haben. Auch in der Kunst, wie in der alten Religion, werden nur die Gott schauen, die reinen Herzens sind und reine Finger in die heiligen Wundmale der schaffenden Künstler zu legen haben. Die Unreinen, die niemals Gott und Wundmale schauen und nur ihre eigenen trüben Phantome und Einbildungen begaffen und beschwägen, mögen nach ihrer Façon selig oder unselig werden — was gehen sie uns, was geht sie unsere Kunst an? Zwischen ihnen und uns ist keine Gemeinschaft, also lassen wir sie laufen und schwägen, bis an ihr Ende. Wir haben nichts an sie zu verschwenden als das Almosen unserer Geduld. Wir wollen nicht damit knausern und keinen Dank dafür erwarten. So ist ein klares Verhältnis.

Nun wirft mir ein Gutmütiger, aber Schnellfertiger ein: Also ist die Welt auf der Mathildenhöhe wieder einmal vollkommen und herrlich wie ein erster göttlicher Schöpfungstag? Alles ist gelungen? Alles gefällt Dir?

Darauf sage ich: Ja — als erster Versuch eines Neuen ist das Meiste gelungen und das Wenigste mißglückt, und Gefallen fand ich an Allem, am Gelungenen und Mißglückten, denn Beides steht gut zu dem Leben in Schönheit, das auf der Mathildenhöhe erstrebt wird. Alle haben sich bemüht, dort oben ihr augenblicklich Bestes und Stärkstes zu geben

und in naiver Schöpferfreude die Kritik herauszufordern, die Kritik der Nahen und Fernen, die sie sich für ihre Ausstellung zu Gast geladen. Ihre Ausstellung! Keine Ausstellung in dem alten schrecklichen landläufigen Sinn! Denn nicht der Ausstellung wegen wurden die Häuser der Künstler-Kolonie gebaut, sondern sie wurden ausgestellt, um zugleich als Beispiel zu wirken und dokumentarisch Zeugnis abzulegen von dem Sinn und Geist und Willen ihrer Urheber. Die Ausstellungs-Absicht wirkte also nicht als Leitmotiv der Schöpfungen auf der Mathildenhöhe. Es sind selbstherrliche Künstlerwerke.

Nun spielt freilich das Allzumenschliche mit hinein: Zu dem Kunstwerk mußte einiges Ausstellungswerk hinzukommen, damit der Zweck der Schau überhaupt erreicht werden konnte. Dieses Ausstellungswerk ist nicht bloß im Äußerlichen geblieben, in der Herstellung von provisorischen Bedürfnisbauten, wie Eingangsthere, Zäune mit Kellertafeln, Schankbuden und dergleichen, sondern es hat auch auf wichtige Teile der Innenausstattung gewirkt.

So bekennet Hans Christiansen, der Schöpfer seines Heims „Villa in Rosen“, ganz offenerzig: „Es ist groß geworden dieses Haus und reich, größer und reicher, als ich es selber mir erträumt: die Ausstellung war schuld daran, da möglichst viele Techniken und diese möglichst reich gezeigt werden sollten. Jetzt, wo alles fertig dasteht, gefällt einem wieder manches nicht, einiges hätte ruhiger, einfacher wirken sollen, anderes reicher, lebhafter — manchmal möchte man von vorn anfangen.“

Dieses ehrliche Geständnis ist zugleich die schönste Selbstkritik. Man kann es ruhig den berufenen und ungerufenen Kritikalstern überlassen, diese schöne Selbstkritik zu vergrößern, zu verhäßlichen und in's Allgemeine zu verzerren. Uns Anderen ist auch sie ein Dokument dafür, mit welchem sittlichen Ernst die Darmstädter Künstler-Kolonisten ihre Arbeit überschauen.

Am wenigsten befriedigend wirken äußerlich die provisorischen Ausstellungsbauten: Blumenhalle, Festspielhaus und Kunsthalle. Von den ständigen Bauten aus festem Material ist es einzig das Ernst Ludwig-Haus — das „Haus der Arbeit“, der Arbeiterbau für sämtliche Kolonisten — das eine Reihe von kunst-technischen Fragen zur Diskussion aufwirft. Es ist der eigentliche Problem-Bau und zugleich Ausgangs- und Mittelpunkt der ganzen Bauanlage. Zwei wunderschöne Kolossalstatuen aus Andernacher Tuffstein von Ludwig Habich flankieren das Hauptportal, ohne sonstwie mit dem Gebäude irgendwie organisch verbunden zu sein oder sich seinen Maßverhältnissen einzufügen. Diese zwei nackten Riesen, ein Mann und ein Weib, mit dem Blick der Augen gegen einander ge-

richtet, sonst in herrlich fester Frontstellung mit den mächtigen Gliedern, wirken allen bau- und ziertechnischen Überlieferungen und Schulmeinungen zum Trotz einfach großartig. Auch die zwei Viktorien (oder Nifen) aus Bronze, die in der Wölbung des Hauptportals stehen, machen eine ausgezeichnete Wirkung und bringen ihrem Schöpfer Rudolf Bosselt hohen Ruhm. Aber der Bau selbst, mit seiner 55 Meter langen Front, der weder die Höhe, noch die Tiefe, noch die Konstruktionsweise ohne Dach nach überlieferten Begriffen entspricht! Soll das die typische und repräsentative neue Baukunst sein? fragen die Skeptiker und schütteln die weisen Köpfe. Dazu kommt noch ein wenig glücklicher Spruch von Hermann Bahr, dem Freunde des Baumeisters Joseph W. Olbrich, der die paradoxe Stimmung steigert. Über dem Thorbogen ist nämlich in Lapidarschrift zu lesen: „Es zeige der Künstler seine Welt, die niemals war und niemals sein wird.“ Nicht alle Beschauer sind in der Laune, diese pseudo-geistreiche Orakel Bahr's gleichgiltig und höchstens komisch zu nehmen. Die Welt, die der Künstler zu zeigen hat, lebt und webt in seinen Werken in ewiger Schönheit — eine Wirklichkeit, so wirklich, wie die banale Alltagswelt, zugänglich allen kunstgeweihten Seelen. Was soll also das Gefasel von dem „niemals war“ und „niemals sein wird“? Sie ist die wundervollste Tatsache, mit allen Sinnen zu spüren und einzusaugen, so lange das schöpferische Feuer in einem Künstlerhaupte glüht — die Kolonie auf der Mathildenhöhe ist der entzückende Beweis dafür! Das kleinste Kunstwerk hat die Kraft in sich, die größten und mächtigsten Staaten zu überbauern! Wozu also die absurde Spruchmacherei über dem Eingangsthor zu dem Arbeits- und Festhause lebender Künstler?

In der Zonen-Einrichtung läßt übrigens auch dieses problematische Gebäude kaum etwas zu wünschen übrig. Der Festsaal ist so zweckmäßig wie die einzelnen Arbeitsräume, und die der langen Front vorgelagerte Glasgalerie, welche den Zugang zu den einzelnen Ateliers vermittelt, gewährt bei üblem Wetter einen geschützten Wandelgang und den reizvollsten Überblick über sämtliche Kolonisten-Häuser, die die Parkhalbe malerisch beleben. Landschaftlich ist das einer der anmutigsten und durch die Szenerie des Obenwaldes am Horizonte frischesten Flecke deutscher Erde. Die Natur in Hans Thoma-Stimmung umrahmt diese Kolonie in glücklichster Weise.

Unter den sieben Künstlern, welche die Kolonie bilden: Rudolf Bosselt, Paul Bürk, Hans Christiansen, Ludwig Habich, Patriz Huber, Peter Behrens und J. W. Olbrich — sind die beiden Letztgenannten die eigentlichen Theoretiker und Sprecher. Vielleicht sind sie von Allen die reichsten und vielseitigsten Köpfe. Hinsichtlich der Kunststreife aber, so weit

man darüber überhaupt ein sicheres Urteil haben kann, läßt der junge Wiener Professor Olbrich noch am meisten zu wünschen übrig. „Sein leichtes Wiener Blut arbeitet noch zu sehr im Walzertakt“, sagte mir ein über-ernster Kunstmensch. Ich habe nichts gegen den Walzertakt. An seiner richtigen Stelle ist er ein Labsal für Leib und Seele und besiegt alle germanische Bärenschwere. Aber eine ganze Partitur im Walzertakt? Das wäre des Tänzerischen zu viel. Übrigens wünsche ich nicht, daß dem Professor Olbrich allzu viel Problematisches zu Unrecht angekreidet werde. Wie er sich in seinem Heim als Künstler und Mensch dokumentiert, das zwingt zu Hochachtung und gewinnt ihm Sympathie. Es wurde viel über seine Beschreibung des eigenen Hauses im offiziellen Katalog gespottet. Olbrich stammt als Mann der Feder offenbar aus Bahrs Stilschule. Er gefällt sich in allerlei hyper-ästhetischen und geschwollen-sentimentalen Worten und Wendungen. Das Selbstverständliche wird tiradenhaft garniert und paraphrasiert. So nennt er kokett-breitspurig die Halle seines Hauses „den Raum des Lebens, für Ernst und für Freude wechselnder Tage und Wochen“. Der kleine gedeckte Vorraum erhält, kein Mensch weiß warum, den italienischen Namen „Piazza“ — was in der Originalsprache doch einen großen öffentlichen Platz bedeutet (man denkt unwillkürlich an die Piazza und Piazzetta von Venedig). Bei der Beschreibung des Wohnzimmers: „Eine schwarz-weiße Zeichnung — dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben, war Motiv für Alles. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit sollten hier empfunden werden. Einem Vorhof gleich, von dem aus man zur Ruhe geht. Weißes Linnen, weiße Hölzer ohne prunkenden Zierrat spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Die Raumpoesie wollte ich hier in einfachster Form zur höchsten Wirkung bringen.“ Gewiß, ein schlichter Mensch kann diese Phrasen nicht wohl ohne ein Lächeln lesen. Welch ein Aufwand von dekorativen Worten, um gewaltig Stimmung zu machen!

Aber warum soll Herrn Olbrich verwehrt sein, sich als Erklärer seiner Werke ganz genau so zu geben, wie er nun einmal ist. Warum soll er nicht posieren und dekorieren und mit Worten spielen, wenn ein Teil seines Wesens aus Pose und Dekoration und Spielerei besteht? Zeigt sich nicht im Style der Mensch? Heißt es nicht: Sprich, damit ich dich sehe? Ist es nicht zu unserem Vorteil und eine Bereicherung der Künstler-psychologie, einen der führenden Geister der Künstler-Kolonie in seiner persönlichsten Art nackt vor uns zu sehen? Und sollen wir gleich den Stab brechen, bloß weil es nicht unsere Art und weil uns die Schauspielerei und Posirerei verdächtige Symptome sind, die auf Feminismus und De-

ladenz zu schließen zwingen? Machen wir uns nicht selbst eines Unrechts an der Erkenntnis schuldig, wenn wir den Erscheinungen des Lebens nicht geduldig und unerschrocken in's Auge sehn?

Hier will sich Neues entschleiern. Schwächliches und Thörichtes klebt noch dem Starken an, das nach Gestaltung ringt. Sollen wir gleich lachen und spotten, oder ihm zornig den Rücken kehren, oder uns selber in gottähnlicher Überlegenheit brüsten und mit eigener Unfehlbarkeit um uns werfen? — Wenn nun die Über-Kritik, die fanatische Superklugheit, die moralisierende Schulproperei schließlich auch nur Formen der Dekadenz wären, bloß nach der andern Seite? — — Ich hatte im Februar Gelegenheit, die Werke der Künstler-Kolonie auf der Mathilden-Höhe in unfertiger Gestalt zu sehen und dabei zwei Künstler, Christiansen und Olbrich, in nächster Nähe zu beobachten. Christiansen erschien mir damals in liebenswürdigster Schlichtheit, Olbrich gigerhaft und von wenig sicherer Vornehmheit. Soll mich das hindern, im Juli ihren fertigen Werken gegenüber unbefangen und eindrucksfähig zu bleiben, fröhlich des Bildes harter, das sich von ihrem Wesen und Werk in meiner Seele gestalten wird? Ich hüte mich, heute schon ein abschließendes Urtheil über die Persönlichkeit und Fähigkeit und Zukunftsbedeutung der Künstler-Kolonisten zu fällen in Hitze und Hast. In der neuen Kunst gilt es nicht weniger wie in der alten Religion Glaube, Liebe und Hoffnung zu wahren und den werdenden die Wege frei zu halten.

Die tiefsten Eindrücke habe ich im großen Hause Glückerts erhalten. In den festlichen Räumen des Erdgeschosses und ersten Stockes atmete ich die Poesie. Ähnliches habe ich jüngst erst im neuen Landhaus meines Onkels Hans von Verlepsch in Maria-Gich bei Planegg (München) gefunden. Auf der Mathildenhöhe ist nur alles prunkvoller, aparter, mit mehr Stimmungsgehalt selbst des besten Alltags überlegener. In diesem Hause ist das Leben ein Fest — also ein Ausnahmsleben. Hier zieht man nicht ein nach saueren Wochen und harten Kämpfen. Hier ist man zu oft bei olympischen Göttern. Für ringende, sorgenvolle Menschen ist es kein Alltagsheim. Hier kann der moderne Mensch nur ein kurzes Märchenleben führen. Bliebe er ständig darin, müßte er zum Schlaraffenland, zum kranken Genüßlingstum entarten. Auch als idyllisches, von der Kunst geweihtes Absteigequartier für — glückliche Hochzeitsreisende, wie zugleich auserwählte Naturen von edler Hochsinnigkeit, wäre dieses Haus zu empfehlen. Es soll übrigens vorerst noch nicht bewohnt werden, wie ich höre. Wer eine Viertelmillion bietet, soll es als Käufer erwerben können. Es ist ein Spekulationsobjekt.

In Pracht und Schönheit am nächsten stehen dem Glückert'schen Hause die Villen von Olbrich, Behrens und Habich. Kein feinsinniger Mensch wird diese in harmonische Kunst umgesetzten Heimstätten ohne schönheitsfelige Anregung besuchen.

Die Garten- und Landschaftszierkunst hat mit unendlichem Geschick für die Umrahmung der Gebäude gesorgt. Es ist eine Lust, sich in der reinen Luft dieser von edler Kunst verschönten Höhe des ehemaligen Mathildenparkes mit dem noch bestehenden, als Wirtschaftsgarten eingerichteten alten Platanenhaus zu ergehen und die Blicke in die liebliche grüne Welt des Odenwaldes und der Bergstraße schweifen zu lassen.

Es ist ein ideales Besitztum, dieses Darmstädter Dokument deutscher Kunst. Wie sich auch seine fernere Entwicklung gestalten möge: daß es in's Leben gerufen, ist eine große, rühmensewerte That. Ich sehe eine gute Vorbedeutung darin, daß das Darmstädter Künstler-Kolonie-Festjahr mit der fünfundsingzigjährigen Jubelfeier von Bayreuth zusammengeht. Auch eine historische Weihe fehlt dem Orte nicht: die Mathildenhöhe wurde einst nach einer Tochter des großen bayerischen Kunstkönigs Ludwig I. benannt. Auf wie viele Dokumente deutscher Kunst und Kultur dürfen wir Süddeutsche heute schon mit Stolz blicken! Wie hat sich unser Leben geweitet, wie sind wir reich geworden an unschätzbarem Gut!

Ist es vermessend, in der Hitze und Hast des modernen Lebens mit den vielen Häßlichkeiten seines lärmenden Verkehrs auch einmal den Traum eines Lebens in Schönheit zu träumen?

Nur dürfen wir Eins in keiner Wonnestunde vergessen: Nicht versinken sollen wir in Schönheit, sondern aufsteigen in Schönheit. Daß uns dies gelinge, müssen wir der Schönheit zwei Gefährtinnen verbünden: Weisheit und Stärke. Dann dürfen wir, mag es auch ein wenig pathetisch klingen, mit dem Schlußspruch des alten Vaterunfers ausrufen: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Mit hoher Befriedigung und dem Gefühle innigen Dankes bin ich von Darmstadt geschieden. Das Werk seiner Künstler und ihres fürstlichen Protectors wird mir in den trübsten Tagen eine sonnige Erinnerung bleiben.





Die Darmstädter Spiele.

Von Eberhard Buchner.

(Mannheim.)

Man wagt gar nicht mehr davon zu reden. Es kam ganz unvermerkt. Als sie zu Grabe getragen wurden, vergaß man, das stumme Weileid der Freunde und getreuen Nachbarn zu erbitten. Kein jähes Ende, ein sanftes Hindämmern, Hinscheiden! Und so kam es, daß niemand Tag und Stunde wußte. Selbst die Presse nicht, die alles zu wissen pflegt. Darmstadt wurde um die in solchen Fällen üblichen Retrospektive, Wilhelm Holzamer, der Begründer der „Spiele“, um die bei derartigen Gelegenheiten gern gespendete Märtyrerkrone betrogen. Wie schade, selbst die in diesem Stoffe liegende Tragik ließ man sich entgehen. Und wie schnäffeln wir sonst nach tragischen Konflikten und Effekten!

Darmstadt ist das Land der Pläne und Ideale. Leider reifen nur die wenigsten zur Vollenbung aus. Träume, Schäume! Noch oor wenig Wochen hieng den Darmstädtern der Himmel voll Geigen. Behrens wollte, so erzählte er mir und jedem, der es zu wissen wünschte, Dehmels „Lebensmesse“ zur Aufführung bringen. Das sollte ein Wendepunkt sein, ein Wendepunkt in unsrer Theatergeschichte. Dem neuen großen Feiçerdrama sollte damit ein Heim geschaffen werden. Wo krasse Außerlichkeit und und Brutalität herrschte, sollte eine intime und doch großzügige Seelenkunst ihre Triumphe feiern. Dann kam die Katastrophe — — Anstatt der „Lebensmesse“ bewunderte man Wolzogens „Aberbrett!“ und die Dirigentenkunst des jungen, jüngsten Johann Strauß.

Es ist ein löstlicher Witz, nach Eintritt eines Ereignisses nachzuweisen, daß es natürlich, notwendig und unabwendbar war. Es giebt Leute, die darin eine seltene Begabung an den Tag legen. Ich vergleiche sie den Narren, die mit brennendem Licht durch die taghellen Straßen laufen. Es ist mir recht peinlich, unter diese Sorte der Glühwürmchen gerechnet zu werden. Immerhin — es mußte und es mußte so sein. Denn erstens ist ein Gedicht kein Drama, zum Andern Holzamer kein Genie und zum Dritten besteht das Publikum der Künstlerkolonie weder aus Engeln noch aus zartnervigen Klosterfräulein.

Das Letzte ist vielleicht die betrübendste Thatsache. Man kommt strapaziert oon der Reise, ermüdet oon den neuen Eindrücken, die man in sich aufgenommen hat; man kommt mit dem Bedürfnis, sich zu erholen, sich zu sich selbst zurückzufinden. Und das ist die gefährlichste Stimmung. Man ist unempänglich für alles, was aus dem Rahmen der Konvention heraustritt, empfindlich, gereizt, wenn man sich mit Seltsamkeiten, Absonderlichkeiten abfinden soll. So greift man zur Waffe, zum Gelächter. Noch schlimmer ist es, wenn man sich mit dem malitiosen Lächeln begnügt. Es ist so — die Spiele

sind zu Tode gelächelt worden, und ich glaube, selbst die Leidtragenden, falls es solche gegeben hat, sind an jenem anonymen Tage lächelnd hinter der Bahre einhergeschritten.

Es giebt weiße Raben — auch unter dem Darmstädter Publikum. Sie wissen vor Allem eines, daß man das Theater nicht aus seinem Rahmen herausheben darf: das Theater gehört zur Ausstellung wie der Gladenklang zum Feiertag. Das Bild ist nicht so leichtsinnig und aberflächlich, wie es zunächst scheinen mag. Etwas vom Rimbaum der Glade liegt in dieser Festspielfunst. Man hört keine festgeprägten Worte, nur Klänge, feierliche Klänge, die mir alles, dir aielleicht nichts zu sagen haben. Vielleicht ein hahler Schall, vielleicht ein neues, großes Leben — wer kann es sagen? Gladentäne! Sie gelten so viel, als du sie wertest!

Ich glaube, hier setzt die Eigenart der Darmstädter Spiele ein. Der Zuhörer wird zum Künstler. Er schafft sich selbst das Werk, das er genießen will. Er findet ein leeres Gefäß, ein schönes Gefäß und giebt den Inhalt dazu aus eigenem Vermögen. Dann wird es wie im Märchen sein: sein Pfund wird anwachsen, sich aertausendfältigen, und er wird die Fülle haben. Er hört schlichte Worte vom Leben, von der Schönheit des Lebens, der Durchsinnung des Lebens; er giebt den heißen Willen zum Leben und empfängt die Erhebung, die Erlösung zum Leben der Schönheit, des Lichts, der Sonne. Gladentäne, die zu Priesterwarten geworden sind.

Keine Kunst der Armen, der Gedrückten; eine Kunst, die nur der Reiche genießen kann. Man sieht die Wegweiser, die von der Ausstellung zum Theater, vom Theater zur Ausstellung führen wollen. Oder nicht? Was die Sinne hier erwarben haben, soll dort gereinigt, geldutert, geadelt zum Besitztum der Seele werden. Das ist Feierabendstimmung, Feierabendglück!

Waaan ich rede? Von einem weltfernen Ideal, das weit, weit hinter den Mauern und Zäunen der Künstlerkafonie liegt. Die Darmstädter haben danach gesucht, aber sie haben es nicht gefunden. Sie haben die letzte Konsequenz aus ihren Plänen und Gedanken nicht ziehen können. Wohl läuten die Gladen zur Feiertunde; aber ihr Klang ist nicht groß und wuchtig und schwer. Und dann — er ist nicht rein.

Das trifft Halzamers Poesie fast wider meinen Willen. Man muß ihn lieb haben, diesen stillen Träumer mit dem weichen, mädchenhaft empfindsamen Herzen. Man versteht, daß sie vor ihm Halt machten, als sie ausjagen, ihrem Tempel den Priester zu werben.

Und doch ist's schwer, daran zu glauben. Den schlichten Zdylliker brachte man in das ernste Feierhaus mit den violetten Wänden, dem bedngstigenden Reigen der Glühstämpchen, der steif aufgeputzten Bühne, den, Ehrenjungfrauen gleich, in Reih und Glied pastierten Hartenstein — ein Gänseblümchen im Treibhaus exotischer Gewächse!

Halzamer war ein Naturkind. Nun wurde er maniert, gekünstelt, oft unwahr. Dann klangen die Gladen nicht mehr rein —

Das war das Ende! Das Können war klein, das Wollen der Darmstädter groß. Das sei anerkannt! Sie wollten den Himmel stürmen und kamen nur bis auf den nächsten Kirchturm. Ich fürchte, von da aus bis zu den Sternen wird es noch ein Stückchen Weges sein.





Schulrat Dr. Kerschensteiner und sein Lehrplan für die Volksschulen Münchens.

Von H. Junge.
(Hamburg.)

Im Jahre 1895 wurde Dr. Kerschensteiner in München zum Schulrat erwählt. Die Wahl wurde von den Lehrern und vielen Freunden einer echten Volksbildung mit Freuden begrüßt. War doch der Erwählte in weiteren Kreisen als tüchtiger Schulmann, der unbesümmert um bestehende Gebräuche und Einrichtungen eigene Wege suchte, bekannt. Schon der äußerst lebhafteste Widerspruch hieritaler Heißsporne ließ Kerschensteiners Wahl als eine für die zeitgemäße Entwicklung des Münchener Schulwesens glückliche erscheinen. Und die sechs Jahre seiner Amtsführung haben gezeigt, daß man einen tüchtigen Mann auf den wichtigen Platz gestellt hat. Das verantwortungsvolle Amt, von dessen geschickter Führung die zeitgemäße Entwicklung des Schulwesens und in weiterer Folge der Stand der Volksbildung und die wirtschaftliche Tüchtigkeit der zukünftigen Generation wesentlich beeinflusst wird, erfordert eine begabte, arbeitsfreudige Kraft von vorurteilsfreier, selbstständiger Lebensauffassung, wohlwollender Gesinnung und umfassender Kenntnis des Schulwesens. Nicht ganz unvorbereitet trat Dr. Kerschensteiner das Amt an. Trotzdem gehörte die ganze Willenskraft und Arbeitsfähigkeit, das rastlose Streben eben dieses Mannes dazu, um sich in kurzer Zeit in ein Arbeitsgebiet einzuarbeiten, das nach zwei Seiten umfangreich ist. Dr. Kerschensteiner richtete nicht nur seine Aufmerksamkeit auf die Verwaltung der Schulen, sondern auch auf alle Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart in Deutschland und dem Auslande betreffs des Bildungswesens, die irgend welchen Anspruch auf Bedeutung erheben können. Die Bedürfnisse der Volksschule und der höheren Mädchenschule, die Ausbildung für's gewerbliche Leben, die mannigfaltigen Veranstaltungen zur Fortbildung im nachschulspflichtigen Alter umfaßt er in selbständiger Weise. So hat München einen Schulrat, dessen anregende, belehrende und schaffende Thätigkeit zum Wohle der Stadt die berechnete Beachtung über die Grenzpfähle seines Wirkungsbereiches verdient und findet.

Schon im Jahre 1898 erschien ein von Dr. Kerschensteiner verfaßter Lehrplan der Weltkunde (Geschichte, Geographie, Naturkunde) für die Volksschulen, der nicht nur bedeutende Abweichungen von dem bisherigen bot, sondern auch durch die eigene Auffassung des Verfassers sich von den meisten bestehenden Plänen und vielen herrschenden pädagogischen Anschauungen unterschied. Und im folgenden Jahre veröffentlichte er eine eingehende Begründung desselben unter dem Titel „Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans“. Es war selbstverständlich, daß diese Arbeit, eben weil sie anders war als das Bisherige, nicht allenthalben Zustimmung fand. Vor Allem traten die Anhänger Zillers auf den

Kampfplatz; mußte doch dieser Plan mit seiner einleuchtenden Begründung und berechtigten Kritik ihrer Lehren für die Ausbreitung ihrer Ideen große Befürchtungen erwecken. Aber auch in München war die Ausnahme nicht an allen Stellen eine begeisterte. Alles Neue erweckt an sich Bedenken und nach mehr, wenn es in Form eines Befehles kommt nach einer Richtung, in welcher man selbst sich berechtigt glaubt, mit zu raten und zu urteilen.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß besonders thätkräftige Naturen autokratisch auftreten. Von dem Vorwurf ist auch Dr. Kerfschensteiner nicht ganz zu entlasten. Eine in Gemeinschaft mit den Münchener Lehrern veranstaltete Beratung und Beschlußfassung über die Lehrplanfrage, die unstrittig unter dem Bann seiner Beredsamkeit und der Gewalt seiner Gründe im Resultat wenig von dem abgewichen wäre, was jetzt vorliegt, hätte dem Vorgehen den Anschein von Autokratie genommen, die Lehrer besser in den Geist der Reformen eingeführt, als ein Begleitwort das vermag, und höchst wahrscheinlich eine, dem Plane in seinen Zielen nicht abzusprechende, gewisse Einseitigkeit und einige andere kleine Schwächen beseitigt, ohne der Einheitlichkeit zu schaden. Theoretische Erwägungen und Schlüsse sind wohl die Heranbringer neuer Ideen, aber die Ausgestaltung derselben kann der praktischen Erfahrung auf breiterer Grundlage doch nicht entbehren.

Der Lehrplan Kerfschensteiners, der sowohl das Ziel des Unterrichtes klar bestimmt, als auch den Weg zur Erreichung desselben durch genaue Angabe nicht nur des Stoffgebietes, sondern jedes einzelnen Stoffes, welcher zur Behandlung kommen soll, genau angiebt und dem Lehrer nur die Form, in welcher er den Stoff dem Geiste des Kindes übermitteln will, überläßt, zwingt dazu, die Frage zu streifen, ob es richtig ist, für alle Volksschulen einer Stadt den Lehrern so spezifizierte Lehrpläne vorzuschreiben, wie es für München hier geschieht. Für eine oberflächliche Inspektion ist eine gleichmäßig laufende, bis auf die Zahl der Räder und Zähne in allen Schulen übereinstimmende Unterrichtsmechanik vielleicht angenehm. Auch mag, wenn keine wesentlichen Gründe zu anderen Forderungen drängten, die nicht unbedeutende Bewegung der Großstadtbevölkerung von einem Bezirk in den andern einen Speziallehrplan für alle Schulen wünschenswert erscheinen lassen, obwohl er nicht gerade notwendig ist. Denn erstens findet der Schülerwechsel nur zu bestimmten Zeiten, meistens nur einmal im Schuljahre statt, und dem kann ein Lehrplan ohne allgemein gültige Spezialvorschriften gerecht werden; zweitens bildet einen beträchtlichen Teil der Zuschulungen während des Schuljahres die zuziehende Bevölkerung aus anderen Orten, auf die bei Festsetzung des Lehrplans nicht Rücksicht genommen werden kann. Es spricht aber ein wesentlicher Grund gegen die Spezialisierung des Lehrplans. Dieser Grund liegt in der Person und Arbeit des Lehrers. Die Persönlichkeit des Lehrers ist wichtiger für eine erzieherische Wirkung und die Bildung des Interesses beim Kinde als dieses oder jenes Thema einer Unterrichtsstunde. Das Geheimnis einer erfolgreichen Thätigkeit liegt nicht so sehr im Stoff als in der lebendigen Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schülern, erzeugt durch die begeisterte Hingabe des Lehrers. Man hüte sich darum, dem Lehrer die Begeisterung zu nehmen! Lehren ist eine Kunst, der Lehrer ein Künstler, so sagt man. Der schaffende Künstler wird sich nicht dazu herbeilassen, die Pläne und Entwürfe eines Andern auszuführen; dazu bedient man sich mehr aber weniger geschickter Arbeiter, die mit Zirkel und Maßstab jede Falte des Gewandes, jede Bewegung der Linien einer Statue geiflos, ohne Anteilnahme an der Idee des Meisters, ohne Verständnis für die beabsichtigten Wirkungen, kopieren. Der geschickteste Kapiist kann kein Gemälde herstellen, das an Wärme der Farben dem Originale gleicht. Der Lehrer, dem nicht nur das Ziel, sondern auch der Stoff für jede Stunde

genau aargeschrieben ist, der im Voraus weiß, daß seine abweichenden Beobachtungen und Erfahrungen keinen Einfluß auf die Gestaltung des Lehrplans im Einzelnen haben werden, muß naturgemäß mit den Jahren an Interesse verlieren und zum mechanischen Arbeiter werden, der geistlos sein Pensum abarbeitet, der fatalistisch den Stoff nimmt, den man ihm aorschreibt. Wie jeder Zwang, so tötet auch die Einengung betreffs des Stoffes den Künstler in ihm. Das ist aber für das Unterrichts- und Erziehungs-geschäft der direktste Weg zum Mißerfolg. Das Ziel des Unterrichts und die Stoffgebiete müssen für die aielen gleichartigen Schulen einer Stadt leider bindend festgelegt werden, aber nur, wie ich schon an anderer Stelle betant habe, unter Mitwirkung der Gesamtheit der Lehrer. Innerhalb dieser Schranken muß der einzelne Lehrer die Möglichkeit finden, seiner Individualität und seinen Beobachtungen Geltung zu verschaffen. Die Speziallehrpläne sind deswegen durch Beratungen und Abstimmungen in den Konferenzen des Kollegiums einer Schule für diese festzusetzen. Die fruchtbbringende Beteiligung der Lehrer an der Gestaltung des Lehrplans ist aber nur dann möglich, wenn entweder Fachunterricht eingeführt ist, oder wenn der Lehrer dieselben Schüler durch mehrere oder alle Stufen sartzführt. Die Durchführung aan unten nach oben ist notwendig, um einen Überblick über das Ganze zu gewinnen und um den Wert der Stoffe für die Erreichung des Endzieles erfahrungsgemäß beurteilen zu können. Dabei wird sich die Reigung herausstellen, aan Zeit zu Zeit auf Grund erworbener Erfahrungen den Stoffplan zu revidieren, wodurch das Interesse für denselben fortgesetzt erhalten bleibt.

Die allzu große Spezialisierung des Lehrplans seitens Dr. Kerschensteiners halte ich demgemäß für verfehlt. Zur Rechtfertigung seines Vorgehens sagt der Verfasser in seinen Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans: „Diese Arbeit dem jeweiligen Belieben der einzelnen Lehrkraft zu überlassen, ist im Allgemeinen nicht angängig; sie hängt vielfach weniger van didaktischer als van der rein wissenschaftlichen Einsicht in den gesamten Lehrstoff und dessen spezifischer Bildungskraft ab.“ Sollte Dr. Kerschensteiner entgangen sein, in wie engem Zusammenhang didaktische Einsicht und Einsicht in die spezifische Bildungskraft einzelner Themen steht? Wie kann er aan Lehrern eine erschöpfende Behandlung, die doch nach etwas mehr als das rein stoffliche Ziel zur Aufgabe hat, erwarten, wenn er ihnen die Urteilsfähigkeit betreffs der spezifischen Bildungskraft der Stoffe abspricht? Der Volksschullehrer, dem man im Gegensatz zum „höheren Lehrer“ zumutet, in allen Fächern zu unterrichten, hat natürlich nicht den Überblick über den Gesamtstoff eines jeden Faches als der Akademiker für sein Spezialfach. Gleichwohl hat fast jeder Volksschullehrer ein oder einige Lieblingsfächer, in deren Stoff er genügend einbringt, um die nötige Einsicht für die richtige Staffauswahl erwerben zu haben. Man erinnere sich, daß ich die kollegialische Festsetzung des speziellen Stoffes wünsche. Beherrscht denn ein Akademiker alle Fächer des Volksschulunterrichtes besser als ein ganzes Kollegium einer Schule? In dieser Richtung bringt Dr. Kerschensteiner den Volksschullehrern doch wohl ein zu geringes Vertrauen entgegen, während er andererseits aan ihnen erwartet, daß sie Vorschriften, in deren Geist sie nach seiner Meinung nicht eingebracht sein können, entsprechend den Anschauungen ihres Urhebers auszuführen aermögen.

Was nun freilich den Plan selbst betrifft, so weist derselbe so viele Vorzüge auf gegenüber anderen Plänen, daß ich der festen Überzeugung bin, er wird für manche Schulen aarbildlich werden. Ein Vorzug ist z. B. schon die Beschränkung des Stoffes. Der Ausspruch „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“, der gewissermaßen wie ein Motto über jeder Methodik prangte, hat Jahrzehnte lang nicht verhindert, daß in manchen

Schulen die Zahl der Themen sich häufte und die „Beschränkung“ in mißverständlicher Weise zum Mangel an Vertiefung in den Stoff wurde. Womöglich alles sollten die Kinder kennen lernen, und die Folge war ein Vollstopfen ihres Kapfes mit begriffslosen Namen, die für die wahre Bildung nichts bedeuten. Im glücklichsten Falle waren es endlose Reihen von Einzeldarstellungen, ohne jeden innern Zusammenhang, deren Spuren nach vollendeter Schulzeit bald verloren waren. Die Beschränkung des Stoffes in dem vorliegenden Plane liegt nicht in einer bedeutenden Verminderung der Einzelthemen, sondern darin, daß dieselben durch sie verbindende zusammensassende Begriffe mit einander verknüpft werden. Nicht die Einzelercheinung ist Selbstzweck der unterrichtlichen Thätigkeit, wie das z. B. in dem Plan für Naturkunde deutlich zum Ausdruck kommt, sondern nur das Mittel, eine naturwissenschaftliche Wahrheit zu veranschaulichen. Die verschiedenen Bäcklein fließen zu einem Strame zusammen, der das schließliche Wissen des Kindes vorstellt. Deswegen ist die von Dr. Kerckensteiner mit großem Geschick durch die Konstruktion des Lehrplans zum Ausdruck gebrachte Zusammenfassung der Einzeldarstellungen zu Gesamtdarstellungen und Ideen, die Einheitslichkeit des Planes, ein Schutzmittel gegen Überbürdung und Verflachung. Die Sache ist nicht neu. Theoretisch ist das hier zur That Gewordene längst Eigentum der deutschen Lehrerschaft. Viele Lehrer bemühten sich eifrig, trotz entgegenstehender Ranztra von Lehrplänen, den Forderungen der Psychologie gerecht zu werden. Manche Lehrpläne zeigen leise Verluste, den Stoff nach einheitlichen Grundlagen zu ordnen, andere sammelten in unpsychologischer Weise die heterogensten Stoffe um einen Mittelpunkt. Der Vorzug des Kerckensteiner'schen Planes liegt in der glücklichen Lösung einer Aufgabe, um die sich schon so Viele bemühten. Am klarsten kommt die Absicht des Verfassers in dem Plan für die Naturkunde zum Ausdruck, am wenigsten klar in der Geschichte. Auch in der Geschichte halte ich, entgegen der Auffassung Dr. Kerckensteiners, die Darstellung des kausalen Zusammenhangs der Ereignisse innerhalb einer Periode und der Perioden unter einander mäßig, wenn es sich um vielstufige Stadtschulen handelt; mit der Darbietung von zusammensassenden Einzelbildern würde ich mich auch hier nicht begnügen. Der Verfasser hat allerdings in seinen „Betrachtungen“ nicht grundsätzlich verworfen, in den Oberklassen zu zeigen, wie die folgenden Ereignisse aus den vorhergehenden herauswachsen, legt aber anscheinend so wenig Wert darauf, daß es im Plane nicht zum Ausdruck kommt.

Im Ubrigen ist es eine Freude zu sehen, wie der Verfasser des Lehrplans es verstanden hat, das Gute aus allen Methoden zu verwerten und ihre Übertreibungen zu vermeiden. Das gilt vorwiegend von den konzentrischen Kreisen und den Lebensgemeinschaften. Die konzentrischen Kreise sind in ihrer konsequenten Durchführung eine Verirrung. Sie gehen von dem an sich richtigen Grundsatz aus, die Stoffe der jeweiligen Entwicklungsstufe des kindlichen Geistes anzupassen. Aus dem ganzen Stoffgebiet einer Disziplin wird das am leichtesten Verständliche zu einem Jahrespensum zusammengestellt, im folgenden Jahre beginnt derselbe Kreislauf mit den etwas schwierigeren Stoffen bis zu fünf und mehr Kreisen. Dabei werden Dinge, die absolut logisch zusammen gehören, aus einander gerissen; in jedem Jahre wird das Neue an das Dagewesene angelehnt. Das Leichteste hören die Kinder alle Jahre, das Schwierigste nur einmal. Es findet auf diese Weise keine Vertiefung, sondern eine flache Verbreiterung statt. Lehrer und Schüler werden im Stoff begraben, und die ewige Wiederholung nach dem ewig gleichen Gesichtspunkt der chronologischen Reihenfolge ertötet das Interesse. Dr. Kerckensteiner hat in Geschichte und Geographie zwei konzentrische Kreise. Er läßt den bis zur Oberklasse fortlaufend behandelten Stoff in dieser unter Hinzufügung von etwas Neuem noch einmal

im Zusammenhange auftreten in einer Weise, die aber Wiederholung in Form von An-
einanderreihen vermeidet, die den behandelten Stoff als Material zur Darstellung ein-
heitlicher Gruppen von einer höheren Warte aus benützt. Die Stoffgruppierung nach
Lebensgemeinschaften ist in der Naturkunde üblich. Alles, was räumlich zusammenlebt,
was sich teilweise in seinen Lebensäußerungen bedingt vom entwickeltsten Tier zum ein-
fachsten Lebewesen, wird schon beim ersten Auftreten des Faches im Zusammenhang be-
handelt. Der Münchener Lehrplan ordnet den Stoff nach seinen Schwierigkeiten und
vereinigt ihn in der Oberklasse zu Lebensgemeinschaften. So stellt sich der Lehrplan
gewissermaßen als ein Niederschlag vorhandener methodischer Bestrebungen und Versuche
dar. Und daß dabei die Ideen Billers und seiner Anhänger keine Beachtung gefunden
haben, halte ich für kein Übel, im Gegenteil für einen Vorzug.

Von Dr. Kerschsteiners Gegnern ist nun besonders die Naturkunde an-
gegriffen worden, weil die Art des Unterrichts in diesem Fache nach seinem Plane wissen-
schaftlich ist. Die Gewinnung der Unterrichtsergebnisse verlangt nämlich sorgfältige Be-
obachtungen und Experimente, die sich über längere Zeit erstrecken. Das gehe über den
Rahmen der Aufgabe in der Volksschule hinaus und übersteige die geistige Kraft der
Schüler. Ein solcher Einwurf von einem Lehrer ist mir unerklärlich. Es ist immer
ein großer Mangel gewesen, wichtige Vorgänge im Tier- und Pflanzenleben allein durch
Abbildungen und Zeichnungen demonstrieren zu müssen. Man veranschaulicht dann nur
die Worte des Lehrers, darum wird das so Veranschaulichte so rasch vergessen. Was
aber das Kind als vor seinen Augen geschehend beobachtet, das erlebt es. Ergebnisse
haften fester im Gedächtnis als Erzählungen, auch wenn die letzteren wirklich auf-
gefaßt sind. In den meisten Stadtschulen sind intensive Veranschaulichungen beim Natur-
geschichtsunterricht unmöglich; das liegt aber gewöhnlich am Kostenpunkt. Wenn der
oberste Schulbeamte in München nun selbst so durchdrungen ist von der Notwendigkeit
ausgiebiger Beobachtungen und Experimente, so wird die Stadt auch wohl die Mittel
dafür zur Verfügung stellen, und den Lehrern wird dann wohl auch von ihren nächsten
Vorgesetzten die Freiheit gewährt werden, die Kinder hinaus zu führen aus der Schul-
stube zum Unterricht am Standort des Objectes. Und das wird abschließend kritisiert, statt
ausdrücklich anerkannt!

Neben dem vorzüglichen Aufbau des Planes im Ganzen haben einige Ausstellungen
in Bezug auf die Auswahl des Stoffes nur geringere Bedeutung, zumal der Rahmen
gegeben ist, in den Fehlendes eingefügt werden kann. Betreffs der Stoffauswahl in
Geschichte sei bemerkt, daß mich persönlich die Erfahrung gelehrt hat, man könne sehr
wohl in der Oberklasse auf den Humanismus und dessen Einwirkung auf die An-
schauungen der damaligen Menschen und auf die ausblühende Kunst als Bausteine zur
Basis der Reformation eingehen. Das Genannte macht den Kindern nicht mehr Schwierig-
keit als die Entwicklung zur Geldwirtschaft und deren Konsequenzen, was ja im Stoff-
plan gefordert wird. Ich halte es für eine pädagogische Unterlassungsünde, wollte man
nicht Holbeins „Bilder des Todes“, aus denen die Kinder mit geringer Führung seitens
des Lehrers die Zustände im Reformationszeitalter klarer erkennen als aus den ge-
schicktesten Schilderungen, als Anschauungsmaterial benützen. Zugleich sehen die Kinder
dann einmal wirkliche Kunstwerke statt der nüchternen kulturhistorischen und
geographischen Bilder. — Ferner ist die politische Entwicklung im 19. Jahrhundert gar
zu dürftig berücksichtigt. Wenn bei den Kindern das Verständnis der politischen Zustände
der Gegenwart angebahnt werden soll — und ich halte das für ein wichtiges Ziel des
Geschichtsunterrichts angesichts des Anteils, den das Volk jetzt am politischen Leben

nimmt —, so muß in ausführlicher Weise auf die geschichtliche Entwicklung des Kampfes zwischen Fürsten- und Volksgewalt eingegangen werden. Um Zeit dafür zu gewinnen, sollte man den Mut finden, die alte Geschichte, deren Wert an sich durchaus nicht bestritten werden soll, deren Bedeutung ich aber weit geringer schätze als den Gang der Entwicklung des vergangeneu Jahrhunderts, vom Stoffplan der Volksschule zu streichen. — Im Plan für Physik ist mir aufgefallen, daß Mikroskop und Fernrohr fehlen, und daß die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Elektrizität in ihren wichtigsten Anwendungen noch unberücksichtigt geblieben sind. Wenn ein vorsichtiger Lehrer auch obachtet an Röntgenstrahlen und Telegraphie ohne Draht, weil diese Erfindungen noch in ihrem Anfangsstadium sich befinden resp. sich befinden, als der Plan entstand, so muß unbedingt die Behandlung der Akkumulatoren und der Dynamomaschine gefordert werden. Auf ihnen beruht doch in erster Linie die wirtschaftliche Bedeutung der Anwendung elektrischer Kräfte. Die Nichtberücksichtigung dieser ist um so auffällender, als die theoretischen Vorbedingungen zur Behandlung derselben im Stoff des Lehrplanes gegeben sind.

Der vorliegende Plan berührt wichtige Fächer zwar noch nicht. Wie er aber in weiterer Folge sich ausgestalten wird, ist schon zu ersehen aus dem Ziel des Volksschulunterrichts, wie es von Dr. Kerckhofferstein er präzipiert wird. So werde ich zum Schluß auch dieses in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen. Dr. Kerckhofferstein bestimmt als Ziel der Erziehung überhaupt und somit auch der Volksschule: den Menschen moralisch, intellektuell und technisch tüchtig zu machen. Drei inhaltsschwere Wörter! Die sollen den ganzen Lebensinhalt des Menschen fällen! Der Mensch soll sich den Gesetzen fügen, soll der Gesellschaft nichts Böses thun, sie fördern, wo er kann, und soll fähig sein, für seinen und der Seinen Unterhalt zu sorgen. Das sind Pflichten, nicht als Pflichten! Gewiß soll der Mensch diese Pflichten erfüllen; aber er will nicht nur den Pflichten leben — er will auch genießen. Die Stifter und Verbreiter der christlichen Religion aertlegten den Genuß in's Jenseits, wohl deswegen, weil sie den Armen und Unterdrückten predigten; aber den reinen Genuß wollten sie ihnen nicht vorenthalten, wenn auch das Erdenleben ihn nicht zu bieten vermochte. Die ostetische Ansicht vom Erdenleben hat aber trotz zweier Jahrhunderte den Drang nach Ausleben in dieser Welt nicht überwunden und wird ihn niemals überwinden. Er ist eine von den Kräften, die unaustrittbar im Menschen wohnen: der Drang nach Genuß ist eine menschliche Anlage. Muß sie bekämpft werden? Widerstreitet sie der Moral? Ein edler Genuß niemals. Ein Menschenleben ausfüllen nur mit Genuß, ist unmoralisch. So bleiben also Arbeit und Genuß als Lebensinhalte. Die Arbeit selbst ist nicht Genuß, sie müßte denn eine freiwillige sein; der Erfolg der Arbeit gewährt nur dann reinen Genuß, wenn er erstritten word für andere: solchen Genuß können aber nur wenige Sterbliche sich verschaffen. Die große Masse sucht den Genuß außer der Arbeit. So bleibt für die Erziehung die Aufgabe, die Anlage der Menschen, das Streben nach Genuß, in die richtigen Bahnen zu lenken, d. h. den Menschen fähig zu machen und ihn zu gewöhnen, edle Genüsse zu suchen. Edlen Genuß findet der Mensch in der Freude an der Kunst. Deshalb muß unser Volk zum Kunstgenuß erzogen werden. Hier ist nun die Frage: kann die Schule diese Aufgabe erfüllen? Lösen kann sie die Aufgabe ebenso wenig, als die Menschen moralisch, intellektuell und technisch tüchtig zu machen; aber die Lösung onböhnen kann und muß sie. Man vermeide in Wort, Schrift, Bild und in seinem gongen Verhalten alles Unschöne, man führe den Kindern echte Kunstwerke vor und lehre sie sehen und hören. Versuche haben gezeigt,

daß Kinder der Oberklassen Interesse an Kunstwerken haben. Das Interesse ist aber der Gradmesser für die Ausnahmesähigkeit und für's Verständnis. Demnach müßte das Ziel der Erziehung mit den Worten ausgedrückt werden: den Menschen moralisch, intellektuell, technisch tüchtig und für die Kunst empfänglich zu machen.

Möchte Dr. Kerchensteiner, der Schulrat für die Kunststadt München, wenn er den Lehrplan für die noch fehlenden Unterrichtsjäher ausarbeitet, auch das nicht oergetten!

c. **August Pauly.** In diesem Hefte können wir August Pauly zum ersten Male als Mitarbeiter begrüßen. Er hat zwar auf's Nachdrücklichste gegen jede Einführung seiner Beiträge protestiert und wir haben sympathisches Verständnis für solche Zurückhaltung, hatten es aber doch für eine Hauptaufgabe dieser Zeitschrift, diejenigen, welche Berücksichtigung ihrer Person wünschen, dem „Tag“ und der „Woche“ zu überlassen, und diejenigen, welche sie nicht wünschen, den Zeitgenossen vorzuführen. Pauly, der Schwager Bayerdörfers, ist der Professor der Fortzoologie an der Münchner Universität. Über den Kreis seiner engeren Fachwissenschaft hinaus hat er, in dieser hochangesehene Forscher durch seine, seit vielen Jahren an der Münchner Hochschule gehaltenen Vorlesungen über die Darwinische Theorie bedeutende Wirkungen ausgeübt, und so Mancher, der jetzt in dem mit neuer Lebhaftigkeit entbrannten Streit um den Darwinismus in vorderster Reihe steht, hat jenen Vorlesungen beigewohnt, die sicherlich zu den geistvollsten unter den vielen gebiegenen Kollegien der deutschen Hochschulen gehören. Pauly selbst, seit Jahrzehnten mit einem Werke über die Darwinische und seine eigene Theorie beschäftigt, ist hier wie auf allen Gebieten bis jetzt fast gar nicht litterarisch hervorgetreten; und doch ist, wie alle seine Hörer wissen, über die feinsinnige, mit philosophischem Geist betriebene Naturbeobachtung hinaus noch gar vieles bei ihm zu holen; zuweilen bligt im Kolleg eine jener Wahrheiten auf, oon denen Jean Paul sagt, daß sie nicht mit dem Verstand, sondern nur mit dem Herzen erfahrt werden können;

ein nicht erkältender, sondern erwärmender, wohl spezifisch süddeutscher Witz durchleuchtet oft die Abgründe der Natur und der Naturforscher. Pauly gehört wie sein Lehrer oon Siebold, dessen Traditionen er in der Zoologie uns Jüngeren vermittelt hat, zu jenem immer seltener werdenden Typus des deutschen Gelehrten, der die Beschränktheit im äußeren Leben, nicht aber im geistigen gesucht, vielmehr den Sinn für alles Große, für Kunst und Menschlichkeit als notwendigen Bestandteil des wissenschaftlichen Menschen gepflegt hat. Pauly glaubt nicht daran, daß Ochsen, richtig eingespant, Tüchtiges leisten können; und doch giebt es eine Wissenschaft, die Ochsen richtig einzuspinnen: die Methodik; ihm ist nun einmal die Erkenntnis, wenigstens die der schwierigeren Probleme, eine Sache vereinzelter Geister. Allerdings scheint es, daß in den Wissenschaften, in welchen es darauf ankommt, objekto zu sein, seine Subjektivität zu überwinden, die objektiven Ergebnisse, von zufälligen Funden abgesehen, desto größer sind, je größer die überwundene Subjektivität ist.

Ein nur in richtiger Einspannung Verwendbarer wird Pauly's Gedanken weder von der Seite des Geistes noch oon der des Gemütes etwas abgewinnen; dafür wird in Allem, was Pauly veröffentlicht, dauernder Wert sein; er läßt seine Gedanken ausreifen und gewinnt so an Wirkung in die Ferne, was er an augenblicklicher in die Breite einbüßt. In diesem Hefte läßt er zum ersten Mal einiges aus den Schätzen, die sich seit etwa 27 Jahren bei ihm angeammelt haben, an die Öffentlich-

keit gelangen und wird in späteren Hefen mit der Veröffentlichung seiner Gedanken über Wissenschaftliches, Künste und Lebenssartjahren. Wir aernehmen hier keinen Schreiber, sondern einen Denker, den die Interessen und der Lärm des Tags und der Wache, der Zeit und der Zukunft in seinem Denken nicht zu stören vermögen.

Fatale Regenrechnung. —

In der W. Kade'schen Zeitschrift „Die christliche Welt“ — einem Blatte, das trotz seines Titels, wegen seines freien und interessanten Standpunktes, gieng alles bei uns nur auch mit rechten Dingen zu, von unseren „gebildeten“ Journalisten viel mehr gelesen werden müßte und von der deutschen Publizistik weit besser im Auge behalten sein sollte — dart also stand unlängst ein sehr seltener Vorhalt des bekannten Arthur Vanus gegen die „Tägl. Rundschau“ zu lesen, dem wir, als von allgemeinstem Interesse, hier doch kurz folgende Sätze entnehmen möchten: „Ich bin gar nicht der Meinung, daß man die nationalen Fragen in den Schematen der individuellen Moral verhandeln soll oder kann. Aber dies gerade thut die ‚Tägl. Rundschau‘. Mit einer oft rührenden Wiederkeit beurteilt sie das, was von Tschechen, Polen, Dänen in tschechischen, polnischen, dänischen National-Interesse geschieht, an den Forderungen des bürgerlichen Anstandes und der bürgerlichen Moral als unanständig, frech, eibdrüchtig, wobei dann, da daselbe auch an Deutschen im deutschen Interesse geschieht, die wunderbarsten Windungen nicht ausbleiben können. Der Grundtan des englischen Nationalismus ‚Recht oder Unrecht: mein Land‘ giebt wenigstens ehrlich und deutlich das rückwärtslässe Ja sagen zum eigenen Volksinteresse. Die ‚Tägl. Rundschau‘ nennt seine Anwendung ‚schamlos‘ und ‚zynisch‘. Ich finde ihn verhältnismäßig hochstehend. Man kann aan da aus wieder gerecht werden, auch wahrhaftig. Man könnte aan da aus sagen: Ich finde deine An-

strengungen wieder Volk zu werden jeder Ehre wert, aelornes Pasen; ich würde dich ohne sie aerachten; aber so aber sa: ich werde' dich niederhalten. Nun höre man dagegen dieses haltungslose Schmähen unserer Nationalen in der Palenfrage aber die tief sinnige Philosophie aan dem weiblichen Volk, das aermöge dieses seines Charakters geknufft werden muß — eine Philosophie, die das Gute hat, auch noch eine andere Frage, sogar eine wichtigere, die Frauenfrage, in aller Eile mit zu lösen. Man kommt aus dem Schäumen nicht heraus, und man möchte sich seinen Nationalismus vom Leibe reißen wie ein beschmutztes Kleid, wenn er nicht in die Seele hineingewachsen wäre. — Es sollte doch ein Nationalismus möglich sein, und mindestens die Gebildeten sollten ihn von ihrem Blatte zu fardern berechtigt sein, der die Beweggründe, die ihn selbst treiben, und die er zu verbreiten sucht, wenigstens wieder erkennt, wo sie bei Fremden in fremdem Interesse auftreten. Mag er sich dann praktisch entscheiden, wie er will, zur Unterdrückung oder zur Dufbung, er soll sich nicht selbst in den Fremden verhöhnen. — Auch in dieser ganzen Frage des Nationalismus habe ich den fatalen Eindruck, die ‚Tägl. Rundschau‘ würde in der Lage sein, uns mehr zu befriedigen, wenn sie ihre Leser als Gebildete ernster zu nehmen sich entschließen könnte, statt Massen aan Mindergebildeten agitatorisch zu bearbeiten. In der Beilage, die nach am ehesten der Bestimmung des Blattes entspricht, ist — wenigstens in früherer Zeit — äfters ausdrücklich anerkannt worden, daß nicht die deutsche Firma es macht, sondern die deutsche Art. Van der ‚Tägl. Rundschau‘ im Ganzen fürchte ich: arbeitet sie mit Ersalg so weiter, wie sie jetzt arbeitet, so wird sie ihre Leser vielleicht ‚nationaler‘ — sicher aber undeutscher machen.“ — „... ihre Leser als Gebildete ernster zu nehmen“: in der That, gerade das scheint heutzutage auch bei unserer deutschen

Publizistik mehr und mehr abklammern zu wollen. Und, merkwürdig genug, diese Leser selbst lassen sich das in der überwiegenden, erdrückenden Mehrzahl widerspruchslos und ruhig gefallen.

Von den Brettl'n, welche die kalte Welt nur bedeuten und demüthigt schon übergeschmattet sein werden — aber heißen sie am Ende „Überbrettl“, weil wir sie bereits wieder „über“ haben? — von ihnen schreibt sehr treffend Eugen von Jagow gelegentlich eines seiner anregenden „Berliner Briefe“ für die „M. Allg. Z.“: „Der Ringkampf aber verhält sich zu den übrigen Spargattungen wie das Überbrettl zum Theater, er gehört kaum noch zur spartischen Kunst, so große Freude daran auch ein Bildhauer haben mag, wie das Überbrettl kaum noch zur dramatischen Kunst zählt. Und gerade das gedeiht jetzt. Wenn man einen Regenmurm zerschneidet, der sich im Schlamm am wahlsten süßlt, so werden daraus nach dem Balkglauben zwei. Walzogens Überbrettl wird im Oktober ein neues Heim beziehen, aber er läßt am Alexanderplatz ein zweites zurück, das sich „Dunies Brettl“ nennen soll. In den Räumen des alten königlichen Warstalls wird außerdem ein „Museumstall“ entstehen, ein Titel, der wichtig sein soll und doch unsagbar albern wirkt, wenn er über die beschriebenen Grenzen eines Cauliffen- oder Atelierschreyes hinaus anmahend an die Öffentlichkeit tritt, und widerwärtig dazu, da er auf die Dummheit plebsbürgerlicher Maulaffen und ästhetischer Snobs spekuliert. Und wenn das alles wenigstens neu und keine Nachäffung der Pariser cabarets artistiques wäre, was das künstlerische Jagabundentum wenigstens nach einigen chic hat! Übrigens lassen Walzogens Larbeeren auch den Direktor des „Zentralthater“, Jereency, nicht schlafen, der ein „musikalisches Überbrettl“ gründen will. Vielleicht blüht uns auch nach ein Ballett- oder ein Freiluft-Überbrettl, wie uns bereits ein Zen-

seits-Brettl (und aus den „11—1 Scharfrichtern“ 12 . . . d. Schr. der „Ges.“) wurde. Man hat wirklich manchmal das Gefühl, als wenn es im künstlerischen Oberstübchen mancher genialen Neuerer nicht ganz richtig wäre, aber das wäre ein Irrtum. Es ist überhaupt nichts darin. Völliger künstlerischer Panikeratt!“ — Das ist scharf, aber sächterlich wahr, wenn wir dazu noch alle die „intimen Theater“, „Höhekunst“, „Telaplasma“, „Lebende Bilder“, „Lebende Lieder“, „zum lustigen August“, „Perpetuum mobile“ etc. mit hernehmen, dazu noch an die „reisenden Cabarets“ (eine contradictio in adjecto!) denken und uns die klägliche Zersplitterung ansehen, die das neue Genre allein schon wieder auf unserem München er Baden, durch die „Sebastian Willy Rath“, Herrn Vargas Schmidts Mißverständnisse und dergl. mehr, in letzter Zeit erfahren hat. Freilich, „Alte Liede raftet nicht“ und darum auch: „Willibaldus Raft raftet nicht“!

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoff- feuzern.

Dachten wir's doch! — daß nämlich die armen „Tintenkuhl“ nunmehr ohne jede Hanararerhöhung für zwei Blätter im Sinne des Scherl'schen „Grafbetriebes“ ausgeschachtet würden, als wir mit einem Mal die Nebenblätter des „Tag“ im Terte des „Berliner Lokal-Anzeigers“ erscheinend sahen. Die neueste Nummer der „Litterarischen Praxis“ spricht nur von Abwehr der „Korrespondenten“ des Blattes gegen dieses Ansinnen. Wie aber steht es wohl mit den Herren Referenten — bekanntlich lauter ersten Federn und Schriftstellern von angesehenem Namen? Hier wäre der „Streik“ doch einmal vollkommen an der Tagesordnung, wenn — wir Litteraten eben nicht solche Sieder des Leimes wären und nicht „Männerfals“ immer nur vor Königsthronen zur Schau tragen. Die ganze varnehme und anständige, jedenfalls freigeistige und standesbewusste, Presse

sollte sich wie ein Mann gegen solchen Ausbeutungs-Unfug erheben und den gesch. Kollegen in diesem Kampfe mit ihrem ganzen Einflusse energisch beistehen! Aber freilich, das Gerisse um diese Scher'schen Pasten — vulgo Goldgruben, war seinerzeit auch ein viel zu graues. Es etwas braucht der Kapitalist nur erst zu merken. Es ist die Geschichte vom Fischlein an der Angel: zuerst schmeckt's fein und prächtig; dann aber, auf einmal, spürt man den Widerhaken — „unablösmlich“, es sei denn, daß man sich durch einen läßnen Schwung, wenn auch bereits aerlegt in den Eingeweiden, eben nach aus der Schlinge jöge.

Man hat den Bijß salpartiert, daß in unseren Zeitaläuten die Trambahn-Schaffner die einzigen glücklichen Menschen wären, denn sie fänden doch Abends ihr „Depöt“ wieder. Uns aber wundert nur, daß bisher noch kein arglistiger Druckfehler-Teufel bei den nachgerade schon üblichen Meldungen von einem Bank-„Run“, einfach das Wort „Ruin“ dafür eingesetzt hat.

Auf dem samasen Katholiken-Tag, jüngst zu Osna brück, gab ein Herr Prof. Dr. Müller, nennen wir ihn „Über-Müller“, folgendes anmutige Blech seinen „Glaubens“-Genossen zum Besten: „Nichtsche, der Philosoph des Liberalismus“, wie er sich selbst nennt, sagte: „Nur die Herren sind berechtigt, die geistigen und materiellen Güter zu genießen“ . . . Risum tenentis amici! In der That, wer dies glaubt, muß unbedingt felig werden. „Die Herren-Moral von Nichtsche kannte nur von einem Manne aufgestellt werden, der vom Christentum abgefallen war“ . . . hieß es, natürlich begeistert bebraut, weiterhin nach in der Rede dieses Gewaltigen. D. h. also faoiel als: gegen das Christentum kannte sich nur ein Antichrist kehren; oder Halz kann nur Halz sein! Nun, wenn alle übrigen Verhandlungen des Kongresses auf der selben Höhe des Geistreichthums und der philosophischen Tiefe standen, dann begreift man auch, warum sie ja gut in's Zentrum

treffen. Freilich, der Protestantentag war auch nicht geistreicher.

Ein sensationeller Militärprazeh hat in den lezten Wochen die „liberale“ Welt nicht wenig erregt und soll — nach dem Geraschel einiger Pappel-Blätter — sogar schon die deutsche „Saltsseele“ aus ihrem Gleichgewichte gebracht haben: — ein Prazeh, bei welchem sich der Indijzenbeweis auf der stärkeren oder geringeren Blässe von Menschenangefichtern aufgebaut und auf eine Wahrscheinlichkeitsrechnung von 6 oder selbst nur 5 1/2 Minuten „in letzter Instanz“ zusammengebrängt hatte. Als ob es nicht zartsühlende Seelen gäbe, die gerade bei der eisernernten Möglichkeit, am Ende unschuldig in Verdacht zu kommen, erst recht erbleichen! Als ob auch nur ein Normal-Menschen nach drei Tagen noch genau anzugeben wüßte, ob es 5 Uhr 04 oder 5 Uhr 06 Minuten Nachmittags war, da es den Spazierstad in die Hand nahm, um das Haus für einen Geschäftsgang zu aerlassen! Aber nicht das war's eigentlich, was wir hier sagen wollten. Vielmehr möchten wir nachträglich die Aufmerksamkeit hinlenken auf einige Episoden aus der Gerichts-Verhandlung selbst, welche doch zu denken geben müssen. Man las da u. A.: „Es wird sodann der Tragener Krause II vernommen, dem die unziemliche Äußerung am Gu-Tsch der Reitbahn („Da liegt das Kas!“) zur Last gelegt wird. Präf.: Welche dumme Nebenart haben Sie bei dieser Gelegenheit gebraucht? — Krause: Ich fragte: „Wen hat der Teibel gehalt?“ — Präf.: Sagte nicht Schielat etwas auf Ihre Bemerkung? — Krause: Ja, Sergeant Schielat drehte sich um und sagte: „Halten Sie die Presse!“ — Präf.: Na, da hatte er jedenfalls auch ganz Recht. (Weiterkeit.) — . . . Präf.: Sawatzki, erkennen Sie Marten auch an der Sprache als den Betreffenden wieder? — Sawatzki: Nein. — Präf.: Können Sie das auch beschwören? — Zeuge: Ja. — Präf.: Die Litzhauer sind sehr var-

sichtig mit dem Eid ... aber (zu Sawahki gewendet) ist es nicht so? (Heiterkeit.) Der Zeuge wird sabann vereidigt." — Man kann es ja psychologisch allenfalls begreifen, wenn die anhaltende, äußerste Spannung, die bei einem solchen Prozesse Alle beherrschen muß, sich gelegentlich in einer natürlichen Reaktion Luft macht. Aber zur „Kultur“ aermögen wir solchen wiederhalten Ausbruch einer, beim Eide doch ganz unausgebrachten „Heiterkeit“ in ja erstem Falle denn doch nicht zu rechnen.

„Das war eine lästige Zeit!“ — Die von streng katholischen Eltern erzogene und in den engen Vorurteilen eines alten erbeingesehnen, wenn auch nicht reichen Adelsgeschlechtes aufgewachsene Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ist vierzig Jahre alt geworden, ehe sie von ihrer Mutter die Erlaubnis erhielt, einen Band Gedichte anonym herauszugeben! Vorher hatte sie ohne einen Gedanken an die für eine Aristokratin (noch dazu eine weltfällige!) unpassende Veröffentlichung nur für engste Familienkreise gedichtet. „Das erklärt vieles, was seltsam, aber auch vieles, was im Sinne einer Erinnerung und Abklärung bedeutsam und wertvoll an dieser feinen, herben, aber wo sie sich zu künstlerischer Klarheit durchringt, hochstrebenden und starken Frauenseele erscheint.“ So jagt hierzu nach die Wiener „Dokumente der Frauen“ — spalten damit ihrer selbst, und wissen nicht einmal, wie. „Es war einmal.“

Merkwürdig übrigens doch, was man in diesen Wiener „Frauen-Dokumenten“

alles zu lesen finden und aus ihnen gelegentlich noch lernen kann! 1.: Ein Rückgang des Interesses für die Wahlen ist leider bei den Frauen in Cleveland zu verzeichnen. Während vor einem Jahre sich 6000 bei den Wahlen der Schuldirektoren beteiligten, stimmten heuer bloß 706. (Aha wie überall — auch in den Männerstaaten: zuerst ein groß Geschrei nach allseitiger Wahlberechtigung und dann — wenn's erreicht, das hohe Privileg, erweist es sich als taube Kuh, tritt eine allgemeine Ermüdung des parlamentarischen Lebens ein.) — 2.: Die Sozialdemokratin Dr. Lugemburg, eine geschiedene Frau, wurde wegen Führung ihres Mädchennamens kürzlich angeklagt und vom Amtsgericht Hamburg freigesprochen. Die Begründung enthält die richtige Feststellung, daß eine Frau durch ihre Verheiratung ihren Mädchennamen nicht verliert. (Kanu!) — 3.: Zwei Gesetze, bezugnehmend auf die Ehe, sind im Parlament zu Madison (Bereinigte Staaten von Nordamerika) vorgeschlagen worden. Das eine soll Müttern zahlreicher Kinder Prämien sichern, und zwar: für sechs Kinder jährlich zehn Dollars, für sieben zwölf, für acht fünfzehn, für neun zwanzig, für zehn fünf- undzwanzig, für elf dreißig, für zwölf und mehr fünf- unddreißig Dollars. Das zweite Gesetz legt Junggesellen über dreißig Jahren eine Steuer von zehn Dollars jährlich auf. Beide Vorlagen wurden vom Frauenklub in Döhlshof vorgelegt. (Dieses Letztere hat wirklich und in der That, im vollsten Ernste — sine ira ac studio, auch unsere wärmste Billigung.)





Neue Litteratur zur Frauenfrage.*)

Von Helene Bonfort.

(Hamburg.)

Als Beiträge zur Vorgeschichte der heutigen Frauenbewegung verdienen die drei genannten Schriften Beachtung. Sie teilen das Schicksal, alle drei durch ihren Nebentitel Erwartungen zu erwecken, welche sie nicht erfüllen. Und sie teilen mit einander den Fehler, daß sie wertvolles Material nicht hinreichend streng gesichtet und geordnet vor die Augen des Lesers bringen, den sie daher unnötig ermüden. Aber beachtenswert und brauchbar sind sie dennoch und alle drei von mäßigem Umfang.

Meinikow behauptet in dem vorliegenden Buche, daß keine nationale, vielmehr nur eine allgemeine Frauenfrage existiert, verschieden in Bezug auf die Vergangenheit, ähnlich aber in ihren Zukunftsvoraussetzungen. Wir geht aus seinen Darlegungen wie aus dem bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris gehaltenen Vortrag von Lesueur das Gegenteil hervor: die Frauenbewegung entspringt in allen Ländern den nämlichen Begleitererscheinungen der ökonomischen Entwicklung, welche der Verfassung des Volkes gemäß früher oder später, langsamer oder schneller wirksam werden. Sie wird aber dann wesentlich bestimmt durch Charakter und Sitten, Rasse und Landesbeschaffenheit jedes einzelnen Volkes und kann ihre praktischen Erfolge, die Verwirklichung der bei allen Nationen zu Grunde liegenden Ideen nur im engen Anschluß an die individuell nationale Entwicklung erreichen. Für die Erkenntnis und Beurteilung der deutschen ist die Betrachtung der Bewegung bei den anderen Völkern von hohem Werte.

Meinikow hat die Grenzen seiner Arbeit sehr weit gesteckt. Vielleicht liegt es daran, daß er uns über „die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau“ wenig sagt. In den Urzeiten, von denen seine ersten Kapitel handeln, gibt es keine Gesellschaft im modernen Sinn des Wortes. In den späteren Kapiteln überwiegt die Betrachtung der gesellschaftlichen und kirchlichen Faktoren, welche nicht direkt die Stellung der Frau, sondern vielmehr das gesamte Volkleben bestimmen. In einem so großen Reich wie Rußland, bei den enormen Abständen zwischen Großstadt-, Kleinstadt- und Landbevölkerung, zwischen Norden und Süden und zwischen den verschiedenen Stämmen, aus denen sich die Nation zusammensetzt, kann von einer irgendwie einheitlichen Stellung der Frauen naturgemäß nicht die Rede sein.

Bis in die dunkle Urzeit des Mutterrechts, der primitiven kommunistischen Lebensform, da die Weiber wie die Wiesen und Äcker Gemeingut waren, verfolgt Meinikow

*) Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Frauenfrage. Von Nikolai Meinikow. Berlin, Hermann Volker.

Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Lesueur. Berlin, Hermann Volker.

Die Natur der Frau. Anthropologische Studien. Von D. Jaefel. Berlin, Martin Sillbebrandt.

die Frage nach Stellung und Wirksamkeit der Frauen. Die Nachrichten sind da spärlich und wenig beglaubigt. Allein aus Rudimenten der Sitten und Gebräuche, aus Volksliedern und Sagen lassen sich an der Hand der ethnographischen Forschung glaubwürdige und höchst interessante Darstellungen entwerfen. Die Mädchen wählten in jenen Urzeiten nach ihrer Neigung den Gatten, der dort heimisch wurde, wo die Frau anfässig war; ihr Eigentum wurde Grundlage der Familie, die Abstammung von der Mutter entscheidend für die Erbschaft. Mit der Einsetzung der Familienverbände als Grundlage des zu Gunsten einer intensiveren Produktion entstehenden Eigentumsrechtes, beim Übergang vom Ramadentum wird das Patriarchat allmählich verdrängt. Der Mann tritt nicht mehr als untergeordnetes Glied in das Haus der Mutter seiner Braut; er bringt vielmehr das Mädchen, die Arbeitskraft, mit Gewalt aus dem Besitz ihrer Familie in den der seinigen. Die Raub- und Kaufheute kennzeichnet den Übergang von der Gruppen- zur einpaarigen Ehe, die aber unter dem Patriarchat durch das „Recht der ersten Nacht“ für unser Gefühl haarsträubende Formen behält und sie in Rußland bis zur Abschaffung der Leibeigenschaft, also bis in unsere Zeit hinein, behalten hat.

Denkmäler jener Übergänge aus einer Form der Barbarei in die andere weist die Sprache auf; das slavische Wort: eine Frau nehmen bedeutet: eine Frau fangen. Das russische: Nemesta für Braut bedeutet: Nichtigekannte, weil die Kaufheute meistens durch die Väter geschlossen wurde, ohne daß die Brautleute sich gesehen hätten. Das Patriarchat gab der russischen Frau Sklavenstellung, welche sich in heute noch üblichen Hochzeitsbräuchen ausdrückt. Die Religion selbst paßte sich dem an und half durch die Weltanschauung, welche sie lehrte, die Frau verknechten. Reinikow zeigt die Entstehung der unter grauenhaften Noheiten vollzogenen Witwenverbrennung aus der Verfassungsweise dieser Epoche; der Patriarchat braucht im Jenseits seine Weiber zur Fortsetzung der irdischen Freuden, wie er Söhne braucht, die hier für ihn arbeiten, dort für seine Seele beten sollen. Unter dem Einflusse des Christentums wurde aus der Gewohnheit der Verbrennung die Verpflichtung der Witwe, in's Kloster zu treten. Auf jene rohste Zeit des Patriarchats führt der Verfasser das Gesetz der einseitigen Geschlechtmoral und Keuschheit nur für die Frau zurück. Er sagt: „Die Eifersucht basierte nicht auf dem Gefühl der verlehten, aerschwähnten Liebe, sondern auf der gekränkten Selbstliebe und den Launen des eigensinnigen Despoten, wie dies ja bei allen aus der Barbarei zur Zivilisation übergehenden Kulturskizzen der Fall ist. Der Mann aerslangte von seiner Frau eheliche Treue; er selbst aber befolgte diese Moral nicht und verkehrte mit vielen Weibern, welche ihm als sein Eigentum zu Gebote standen. Fürst Wladimir, der jetzt von der orthodox-katholischen Kirche als ein apostelgleicher Heiliger gepriesen wird, hatte 6 Frauen und 800 Kebsfrauen. Die gewöhnlichen Sterblichen hatten je nach ihren Besitzverhältnissen zwei, drei bis zwanzig Frauen.“ — Diese Darstellung der Entwicklung giebt dem Betrachter des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern in unserer Zeit zu denken. Wazu häufig gründet sich nach heute das Verlangen des Mannes, über Körper und Seele seiner Frau zu herrschen, ihre Gedanken und Gefühle unumschränkt zu besitzen, gerade so, wie Reinikow es in den Zeiten der Barbarei schildert, „auf das rahe Gesetz des absoluten Herrschers, dessen Macht auf der Thatfache des Kaufes oder Raubes, d. h. auf dem Eigentumsrecht begründet ist.“

Die ursprüngliche Einheit der alten slavischen Gesellschaft, die Familie, wurde im späteren Mittelalter zur Grundform, auf der sich die Fürstenmacht aufbaute. Aus ihrer Verfassung begreifen wir die Faktoren, welche die Herrschaft der Knete in Rußland bis in die Gegenwart erhalten haben. Bis vor einigen Jahrzehnten gab es noch in Rußland

solche Familiengruppen mit gemeinschaftlichem Vermögen, das der Haus und Hof umgebende Jaun umschloß. Alle Inassen waren dem Stammvater unbegrenzt unterworfen; auch die Erwachsenen hatten in keinem Punkte freien Willen; slavische Unterwürfigkeit wurde als höchste aber einzige Tugend geübt und mittels äußerer Vorteile einenteils, barbarischer Disziplin andererseits erzwungen. Furcht vor dem österlichen Fluch und die Lehre der Kirche, daß ohne Reuten keine Errettung zu erlangen sei, daß der heilige Geist selbst die Kinder peitschen lasse, hat sowohl die schreckliche Tyrannei der „Väterchen“ als eine Bevölkerung ohne Selbstachtung und Rückgrat hervorgebracht und allen Aufklärungsversuchen zum Trotz erhalten. Bei den Bauern, sagt Melnikow, bestehen diese Zustände noch heute. Die Landgemeinde z. B. darf nach heute Sohn oder Tochter peitschen lassen oder in's Zuchthaus sperren, wenn der Vater Klage erhebt. Es ist selbstverständlich, daß Ehescheidung, Pessig und Arbeitsleistung der erwachsenen Kinder von der österlichen Willkür abhängen, wie das „Vaterrecht“ der Dynastien Land und Leute zum Privatbesitz des Herrscherhauses gemacht hat.

In dem zweiten und dritten Kapitel, welche die Patriarchalherrschaft und die aus der Unterjochung hervorgehende Sitteverwilderung schildern, tritt die Lage der Frau hinter dem allgemeinen Geschichtsbild zurück. Das letztere würde an Bedeutung gewinnen, wenn es nach Zeiträumen genauer gegliedert und bestimmt wäre. Unter den grauenhaften Sittenauswüchsen des 17. Jahrhunderts erwuchs, zunächst winzig und unbemerkt, der Keim zur Frauenemanzipation. Peter der Große befreite die aus Stumpfheit, Unwissenheit und Liederlichkeit erwachende Frauenwelt von der drückendsten Knechtschaft. Wie wenig das bedeutet, zeigt Melnikow an der Thatsache, daß zwar Peter „die körperliche Frauenzuchtigung“ verbot, zwei Hofdamen aber 1785 wegen Verbreitung von Karikaturen „auf private, häusliche Art und Weise durchgepeitscht wurden“. Aus solchen Untiefen haben sich die Frauen Rußlands herauszuarbeiten gehabt! Der Kultureinfluß der Reformataren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter denen Belinskij und Alexander Herzen hervorrangen, schuf auch für das weibliche Geschlecht neue Ideale, denen freilich zunächst nach in mehr platonischer, abstrakter Begeisterung und nur in einem kleinen Kreise nachgestrebt wurde.

In den beiden letzten Kapiteln zeigt der Verfasser, wie mit Aufhebung der Leibeigenschaft das Erwerben von Bildung als Existenzgarantie für Söhne und Töchter des Adels notwendig wurde, wie die Regierung, der Not gehorchend, den Frauen gelehrte Bildungsanstalten öffnete, den Strom der Studierenden aus der Schweiz zurückzulenkten sich bemühen mußte, und wie in den letzten dreißig Jahren Frauen in Rußland in alle Arbeitsgebiete eingedrungen sind. Obgleich ihrer Bethätigung im öffentlichen Dienst wie im Privatleben und ihrem selbständigen Erwerb und Vermögensbesitz keine Gesetze entgegenstehen, sehen wir die Masse der Frauen aller Stände doch im Zarenreich den nämlichen Übeln verfallen wie in Westeuropa, der Not, aber dem glänzenden Elend, der „Versargung“ durch die Ehe oder die Prostitution. Die Möglichkeit, erheblichen Fortschritt zu bewirken, liegt, wie Melnikow ausführlich, dort nur bei den gebildeten Frauen. Ihr Programm muß, auf der Entwicklung des Westens fußend, den tatsächlichen Verhältnissen des russischen Lebens varaneilen. — Von aktuellster Bedeutung sind Melnikows Ausführungen über Ehescheidung und staatliche Eheschließung. Die darüber bisher geltenden verrotteten Gesetze, welche z. B. die Gattin dem Manne, den sie etwa aus inneren Gründen verlassen hat, mittels der Polizeigewalt wieder zuführen, werden seitens der einflußreichen Petersburger Presse seit längerer Zeit heftig bekämpft. Interessant ist es, zu sehen, wie die Tyrannei des Staates und der Kirche freihetlich gesinnte Geister in

Ost und West zur Empörung gegen die alten Karmen treibt, und wie der Verfasser mit den in der Ehe geborenen Kindern zugleich die von der heuchlerischen Gesellschaft ausgestoßenen unehelichen zu Achtung und Erbrecht bringen möchte.

Eine ähnliche Forderung erhebt nun auch Lesueur, um die Not der Arbeiterinnen in Frankreich und zugleich die Schädlichkeiten des Wettbewerbs zwischen beiden Geschlechtern zu vermindern: Abschaffung des Gesetzes, welches die Nachsichtung nach der Vaterschaft untersagt. Im Ganzen erwartet Lesueur für die Besserung der Lage, welche unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt erörtert wird, ohne doch die soziale Frage auszuschießen, wenig aber nichts an der Gesetzgebung, alles aber von der Aufklärung der öffentlichen Meinung. Die deutschen Frauen stehen ganz anders zu der Frage des geschlichen Arbeiterschutzes. Die Verhältnisse sind in Frankreich grundverschieden an den unsrigen. Aber auch die ethische und nationale Gesinnung ist verschieden. Fremdartig mutet uns ein Argument wie das folgende von Lesueur an: „Der Mann, welcher auf sein willkürliches Verrecht Verzicht geleistet hätte, würde jene Spannkraft wieder gewinnen, die das tyrannische und gesicherte Manapal ihm raubt. — — Es wäre an der Zeit, dem Arbeiter plausibel zu machen, daß „er durch Streik die Lohnerhöhung der Frau durchsetzen müsse“.

Wir können bei Besprechung dieser beiden Schriften nicht ungerügt lassen, daß sie sich an unserer deutschen Sprache schwer versündigen. Am ehesten verzeihlich ist dies allensfalls bezüglich des Buches über Rußland. Denn der russische Verfasser hat selbst zu seinen deutschen Lesern sprechen wollen. Allein die größten VerstöÙe gegen Grammatik und Logik hätte er doch ausmerzen lassen sollen. Er gebraucht z. B. fast alle Präpositionen unrichtig; z. B. „basiert am Gefühl; an anderen Laufbahnen tËätig sein“ etc. „Zerschüttern“; „an der Gesetzgebung genieÙen“, statt „die Gesetzgebung genieÙen“; „Hochbildung“ statt „gelehrte Bildung“ sind VerstöÙe, welche den Wert seiner Arbeit ernstlich beeinträchtigen. Vollends unverzeihlich sind die logischen und stilistischen Schnitzer in dem durch eine Deutsche, Hulda Jaerster-Berlin, überseÙten französischen Bericht.

Weiter ab am Rande des praktischen Lebens als diese beiden Schriften führt uns die Arbeit von Jaekel. Dokumente der Frau aus allen Zeiten und Ländern legt er uns vor. Wenn auf solche Dokumente, die größtenteils aus der Vergangenheit und aus der Ferne geholt sind, die Gestalt der Gegenwart sich gründen lieÙe, dann wäre freilich der Kampf für die Gleichberechtigung der Frau halb beendet. Auf dem kleinen Raum von 300 Druckseiten hat der Verfasser das Denken und Wissen der Jahrtausende über die Natur der Frau in Auszügen zusammengetragen. Schon die passive Arbeitsleistung ist rühmendwert, und das Verzeichnis der zu Grunde gelegten Litteratur, welches acht Seiten in Petit-Druck umfaÙt, dürfte für das Studium der Frauenfrage wertvoll sein. Ob der Titel: „Anthropologische Studien“ berechtigt ist, wäre dagegen anzuzweifeln. Das Buch erscheint vielmehr seinem geistigen Reiche nach als eine Erweiterung und Ergänzung der 1897 erschienenen „Akademischen Frau“ von Kirchhof. Denn auch Jaekel trägt die Urteile Anderer über Wesen und Leben der Frauen in wörtlicher Zitierung zusammen. Die Überschrift des ersten Kapitels paÙt im Grunde auch auf die folgenden, und das Inhaltsverzeichnis konnte mit geringer Veränderung lauten: „Die Frau im Urteil 1. der Denker, 2. der Ethnologen, 3. der Geschichtsforscher.“ In drei Geschichtskapiteln, welche fast die Hälfte des Buches einnehmen, wird eine Übersülle von „historischen“ Bügen erzählt, die vielfach in das Gebiet des Anekdotischen oder Sagenhaften gehören, so daß ihnen wissenschaftliche Bedeutung nicht zugeschrieben werden kann. Der Verfasser wird sich das nicht verheÙt haben. Er geht nicht darauf aus, die Frauenfrage zu lösen,

sondern will vielmehr Kants Mahnung nachleben: „den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern und in andern Ländern gegen das männliche gestanden und den Charakter beider Geschlechter, sofern er sich hierdurch erläutern läßt.“ — Eine Wissenschaft läßt sich freilich auf diesem Wege nicht aufbauen. Denn, was das Urtheil der Denker anlangt, so hebt fast immer ein Ausspruch den andern auf. Und die Urtheile auch der Größten fließen aus Kleinlichen oder großen, immer aber persönlichen Motiven; selbst ein Luther, der Feind des Blibats, matiaiert die Unterordnung des Weibes aus theologischen Gründen und gelangt dabei zum selben Resultat wie Schiller vom Standpunkt seiner ästhetischen Entwicklungstheorie. Jaefel stellt sich offenkundig auf Seite derjenigen, welche mit Sokrates glauben, „daß die weibliche Natur der des Mannes um nichts nachsieht und nur einer vernünftigen Anleitung und der Übung ihrer Kräfte bedarf“. Er führt daher Ansichten und Beispiele dieser Art in überwiegender Zahl an und vertritt in dem Schlusskapitel „Ist die Frau dem Manne geistig ebenbürtig?“ die Behauptung, daß Frauen wie Männer Genie haben, und daß zuletzt alles durch Lebensverhältnisse und Entwicklung, nicht durch Anlage entschieden wird. „Im engen Kreis oerengert sich der Sinn“; Jaefel fügt hinzu: die Frauen müßten Götter, nicht Menschen sein, wenn sie anders wären, als sie sind. Daß durch die Menge der historischen Fälle, sowie der anthropologischen Einzelheiten, welche den Berichten aller möglichen Forscher entnommen sind, auch dies Kapitel einen mosaikartigen Charakter erhält, und daß sich in der Argumentation neue Gesichtspunkte und Gedanken nicht finden, thut der Auerkennung keinen Abbruch, welche die durchaus billige Gefinnung des Verfassers und seine als Stoffquelle schätzbare Arbeit aerdient.

Neue Lyrik.

Paul Kongró, „Erfasen“. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der Autor, im Geruche, ein Nachbeter Nietzsche's zu sein, übertröfcht durch diese merkwürdigen, tiefen und, rein artistisch betrachtet, außerardentlichen Gedichte. Hier ertönen Lieder eines wirklich einsamen, nicht aus Anmaßung oder Impotenz, sondern aermäge einer allzu aersfeinerten Organisation seitwärts am Leben der „Alzuvielen“ stehenden Geistesmenschen. Der Dichter spricht zu sich selbst. Er verzichtet von vornherein auf den Widerhall. Genug, wenn die eigene Seele sich durch neue Schöpfungen immer reicher, feiner, feltamer entwickelt. Hier und dort ist Einer, der aan diesen Tönen gepackt wird, die gleiches Leid aerkünden. Das Banner des Einsamsten eilt diesen Versen aaran. Aber uns aersüßt es diese Gesänge, wenn

Zarathustra's geliebte Stimme aus manchem Worte widerlingt. Daß hier kein Nachbeter, sondern ein Blutsverwandter spricht, vielleicht ein Enkel oder ein Neffe, wenn auch nicht ein Sohn, wird niemand bezweifeln, der überhaupt fähig ist, diese Poefie zu genießen. Max Meffer.

Maurice Reinhold aan Stern: Abendlicht. Neue Gedichte. Bmg, Österreichische Verlagsanstalt.

Carl Bulke: Die Töchter der Salame. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Felix Fall: In memoriam. Nachklänge. Gedichte aus den Jahren 1898 bis 1900. Berlin, S. Philipp & Sohn.

Arthur Gutheil: Van Einst und jetzt. Verse. Leipzig, Gröbel & Sommerlatte.

Maurice Reinhold aan Stern hat sich einmal geröhmt, der Erste gewesen zu sein, „der seit Herweghs Tagen hell in das

Horn „soziale Lyrik“ hieß.“ Die Neigung zu tendenziöser Rhetorik ist bereits in Sterns früheren Sammlungen als seine Schwäche hervorgetreten und beeinträchtigt auch den Wert seines neuesten Buches. Der Vergleich mit Conrad Ferdinand Meyer, dem Sterns farbenfalte, ausgefeilte Eigenart verwandt ist, kann deshalb nicht zu des Lehrens Gunsten ausfallen. Was sich Reflexion und Rhetorik zum symbolischen Ausdruck einer freien und zukunftsstrahlenden Weltanschauung verkörpert, gelingende Stern gleichwohl Strophen von duftiger und zarter, aber doch harter und männlicher Schönheit („Vision des Todes“, „Zeit der Reise“), und ein Gedicht wie „Der Arbeit Erwachen“ mit dem Schluß

Dann tappt mit seinen müden Händen
Der Arbeitmann nach Reich und Brot,
Und auf den graugetünchten Wänden
Brennt groß das drohende Morgenrot

ist von einer wichtigen Plastik, der ich wenig Ähnliches an die Seite zu stellen weiß.

Carl Vulke mit seinem Buch „Die Töchter der Salome“ ist ein typisches Beispiel dafür, daß man mit einem kleinen Familienblatt-Dichtertalent eine ganze leidliche Gedichtsammlung zu Stande bringen kann, wenn man in der deutschen Lyrik gut belesen ist und etwas Geschmak und Kunstbegeisterung besitzt. Weniges ist direkt schlecht, hier und da sieht man auf ein gutes Gedicht („Nüde Augen“, S. 159), aber manchmal auch auf gereimte Prosa, die an's „Deutsche Dichterheim“ erinnert („Und als ich's heut schwarz auf weiß gelesen“, S. 77). Wer sich gar im Schlußgedichte den Vers leistet:

Ob die großen Eider auch Junken
Und wie ein Kind du schon jetzt behst

hat's bis zum echten Poeten doch noch weit. Ist Vulke wirklich des Catta'schen Verlages würdig, der einst eine führende Rolle in unserm Geistesleben gespielt hat? Was Vulke nicht hat: Persönlichkeit, Eigenart, das besitzt jedenfalls Felix

Falk. Er tritt in der äußeren Ausstattung sehr apart und prätentios auf, der künstlerische Gehalt seines Buches entspricht ihr nicht ganz; aber durch Gedichte wie „Märchen“ (S. 32) nötigt er den Leser immerhin zu Achtung und Teilnahme und erweckt die Hoffnung auf eine ihrem ganzen Umfang nach gleichwertige Sammlung. Etwas weniger Manier und etwas mehr Selbstkritik wäre freilich Vorbedingung.

Arthur Gutheil ist trotz der im Anhang abgedruckten Anpreisung, die eine Naakle an ihm „weit über das Mittelmaß moderner literarischer Produktion emparket“ ein Dilettant, der einer eingehenden Besprechung nicht wert erscheint.

Dr. Otto Lyperrmann.

Dramen.

August Strindberg: Gustav Adolf. Dresden, E. Pierfon.

Das fünfaktige Schauspiel zerfällt in fünfzehn Einzelbilder und folgt dem Zuge des Schwedenkönigs über Usedom, Stettin, Frankfurt an der Oder, Berlin, Spandau, Breitenfeld, Leipzig, Mainz, Ingolstadt, München, Nürnberg und Lützen, bis zur Aufbahrung in der Wittenberger Schloßkirche. Zweierlei tritt in diesen dramatischen Szenen mit bedingender Energie zu Tage: die gegenseitigen bissigen Streitigkeiten der Eoangelischen unter einander und die Eifersucht der Fürsten und Generäle. Die traktlose Sinnlosigkeit und Barbarei des dreißigjährigen Krieges schreit aus jeder Seite. Eine dramatische Handlung liegt dieser, sich der dramatischen Form bedienenden Odyssee nicht zu Grunde. Man denkt an „Jürg Jenatsch“ und erinnert sich, mit welcher Prägnanz der Schweizer Noaklist das Aufsteigen und Abfallen eines ähnlichen Helden und sein Leiden unter unwürdigen Mitteln, um eines großen Zweckes willen, episch konzentriert hat. Gustav Adolf ist kein dramatischer Held. Auch aus Jürg Jenatsch hat erst Richard Bosh ein „Drama“ gemacht . . .

Multatuli: Fürstenschule. Minden i. Westf., Bruns' Verlag.

Das fünfaktige Schauspiel des genialen Holländers, von Wilhelm Spahr gut übersetzt, giebt uns willkommenen Aulaf, wieder und wieder auf die wertvollen Bemühungen Spahrs hinzuweisen: im selben Verlage hat er eine Charakteristik Multatuli's, eine Uebersetzung des jaanischen Romans „Rag Haelaar“*), sowie der „Liebesbriefe“ und der „Millionenstudien“ erscheinen lassen. Dieses Schauspiel nun halte ich nicht gerade für so hochbedeutend, wie die sieben genannten Werke. Aber das stark satirische Werk steht immerhin haushoch über dem Gros unsrer gegenwärtigen dramatischen Produktion. Daß Multatuli, der uner-schrockene, kühne, selbständige und stolze Geist als beunruhigendes Element in unsre etwas saturierte deutsche Bildung Unzufriedenheit und Feuer bringe, ist innig zu wünschen. Dr. Jas. Haslmüller.

Wilhelm Halzamer: Spiele. Mit Zeichnungen von Olbrich. Leipzig, Eugen Diederichs.

Selten hielt ich noch ein entzückender ausgestattetes Heft in der Hand. Aber das jarte Papier, die feinen graziösen Linien Olbrichs aermachten nicht, dem schattenhaften Spiele Leben zu spenden. Dieses Buch ist tot. Weichspiele und derlei Gelegenheitsgewaltthaten sind selten erbaulich. Auch der alte Goethe hat in diesem Fache recht Unerquickliches, Starres uns hinterlassen. Ich gehe also über das adlig leere — Warte, Warte! — Eingangss-„Weichspiel“ an die anderen Sphen. Sie sind kurz, sehr kurz. Aber mehr als eine Art Musik zu sphenischen und figuralen Darbietungen sind auch sie nicht. Manchmal naht leise ein hübscher Vers, hin und wieder läutet ein silberner Reim — wie Nebel aerdunzelt alles. Der Gedanke solcher Spiele hat einen anregenden Wert.

*) Der übrigens auch bei Hensdel in einer ganz billigen Ausgabe zu haben ist.

Das Beispiel ist mißlungen. Die schöpferische Stunde stand über diesen allguleichten Strophen nicht. Wir erwarten aan Wilhelm Halzamer, dem Dichter, ganz andere Dinge.

Dr. Richard Schaukal.

Kunstst.

Böcklinmappe, herausgegeben aan Kunstwart. München, Callweg, 1,50 M.

Theuerbank, Fahrten und Träume deutscher Maler. 3. Folge: Stürmen und Drängen. 10 Zeichnungen aan Franz Müller-Künster. Berlin, Fischer & Franke. 2 M.

Grazer Kunst, herausgegeben vom Grazer Künstlerbund. Bd. 1, Mai 1901. Graz, Hans Wager.

Diese billige Böcklinmappe reiht sich den mannigfaltigen Bestrebungen zur Popularisierung der Kunst an, die der „Kunstwart“ (abgesehen aan seinen Bilderbeilagen) bereits mit seinen „Meisterbildern“ nicht ohne Erfolg unternommen hat. Mag man auch den in unentwegtem Idealismus unaerbesserlichen Anschauungen der Kunstwart-Leute noch so skeptisch gegenübersehen (Kunst für Alle ist und bleibt ein Traum, und nicht einmal ein schöner), so wird man doch an dieser Mappe bei längerem Betrachten manche Freude erleben. Man darf aan den Holzschnitten freilich nicht aerslangen, daß sie alle malerischen Werte der Bilder wiedergeben, etwa mit der Vollendung eines Radldrucks; aber den poetischen Inhalt erschöpfen sie doch immerhin und geben auch manchen Begriff aan den malerischen Qualitäten, so daß man ihnen gerne als Wandschmuck in unsren Häusern begegnen möchte. Lieber ein einziger derartiger Holzschnitt nach Böcklin, als ein Dutzend jener berüchtigten „Ölgemälde erster Meister“, wie man sie gerade in München nach immer in „Kunstsalons“, oder auf Auktionen, für billiges Geld erwerben kann!

Im „Theuerbank“ liegt eines jener weitgespannten Unternehmen deutscher Ver-

teger vor, die zum Staunen aller Situationskundigen sich immer wieder von Neuem auf den Markt wagen und eigentlich nur selten bis zum letzten Heft oder Band gelangen. Das vorliegende Projekt sieht jährlich zwölf Hefte mit Zeichnungen je eines deutschen Malers vor. Zwanglose Bilderzyklen sollen es werden, wie sie eben mehr oder minder zufällig den Launen und Träumen der Künstler ihre Entstehung verdanken. Eine Idee, die in der Theorie etwas Verlockendes hat, in die Wirklichkeit überseht aber wie immer den größten Teil ihrer Vorzüge einbüßt. Was übrig bleibt, ist eben nicht viel mehr als eine Reihe von Blättern, die uns kaum länger als einen flüchtigen Augenblick zu interessieren vermögen. Wenigstens ist dies bei den bis jetzt erschienenen drei Heften der Fall, deren bestes und hoffnungsvollstes immerhin noch die „Stimmungen“ von Hirtel waren, während das eben ausgegebene 3. Heft von Müller-Künster weiter nichts als eine Sammlung gezeichneter Kalpartagegeschichten enthält, die unter den verschiedensten Beeinflussungen (Klinger, Thoma u. a.) entstanden sind und künstlerisch recht herzlich wenig zu bedeuten haben. Aber das ganze Unternehmen läßt sich allerdings abschließendes erst sagen, wenn einmal mindestens ein ganzer Jahrgang vorliegt. Wir können aber im Interesse der Sache nur wünschen, daß die nächsten Hefte etwas mehr persönliche Züge, varnehmeres künstlerisches Empfinden und größere zeichnerische Feinheit aufzuweisen haben, als die bis jetzt erschienenen.

Eine sehr ungleichwertige Veröffentlichung ist das vom Grazer Künstlerbund herausgegebene Sammelwerk „Grazer Kunst“. Es soll eine Reihe ähnlicher, zwanglos in Buchform erscheinender Publikationen einleiten, und vor aller Welt zeigen, welche Stufe der Vollenbung, bezw. Modernität, in Graz gegenwärtig Kunst, Musik und Dichtung erreicht haben. Diese Vereinigung zur Altkunst an sich erfreut ohne Zweifel.

Aber selbst wenn man annimmt, daß dieses Heft noch nicht alle in Betracht kommenden Namen aufweist, ist das Gesamtergebnis, so bemerkenswert es vielleicht für die Grazer Künstler selbst sein mag, doch nach ähne tiefere Bedeutung für das Kunstleben weiterer Kreise. Was hier geleistet wird, ist fast durchwegs von Vorbildern abhängig, die anderswo meist schon längst wieder überwunden sind. An den „Pan“, der offenbar für das äußere Gewand der Publikation bestimmend war, darf man schon gar nicht denken, nach weniger an die köstlichen Mappen der Karlsruher. Überdies ist der Maler P. Schad-Kassa, der weitaus die meisten Originallithographien und Zierleisten beigezeichnet hat, ein Münchner. Von Arbeiten einheimischer Künstler wären vielleicht zu erwähnen: Künstlerlithographien für Buchschmuck von A. van Supanich, Lithographien von L. Presuhn und B. Canrad. Eine ziemlich starke Dosis von Dilettantismus ist übrigens bei fast Allen nachzuweisen. Nicht sehr viel höher steht die Lyrik, während die Prosa mit Kasegger und einer hübschen Legende von Eril besser vertreten ist. Von den vier musikalischen Beilagen interessiert — neben einem Lied von Kienzl — besonders der Analag des Manuel aus Hugo Walfs unvollendeter Oper „Manuel Benegas“ und v. Hausseggers prächtiges, harmonisch ungemein reichvolles Lied „Nicht Rand, noch Sterne“. Anerkennung verdient immerhin die drucktechnische Leistung; dem Ganzen jedoch kann bis jetzt leider nicht viel mehr als lokale Bedeutung zuerkannt werden. Das Beste daran ist vielleicht überhaupt nur, daß es ein Anfang ist. Richard Braungart.

Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel, herausgegeben von Hugo Selbing in München. Erster Jahrgang. Heft 7 und 8.

Diese neue, höchst wertvolle Zeitschrift zeichnet sich durch eine die höchsten Anforderungen befriedigende Reichhaltigkeit

und Vornehmheit des Inhalts aus. Die Idee Helbing's, auch in München den Forschungsgebieten der Kunstwissenschaft und des Kunsthandels eine literarische Heimstätte zu schaffen, die Kunstfreunden und Sammlern einen Überblick über alle wissenschaftlichen neuen Fragen und Erscheinungen vermittelt, wird durch einen erlesenen kunsthistorischen Autorenkreis aufs Föhrbernst unterstüzt. Wir finden unter den Mitarbeitern Namen, wie Theodor von Frimmel, R. Freiherr von Seydlich, Karl Ball, Anton Weber u. A. Vor liegen uns eben die letzten beiden Hefte Nr. 7 und 8. Baron Seydlich (der selber die Zeitschrift als Chefredakteur sehr glüchlich leitet) bringt darin eine Besprechung über die Ausstellung „München im 18. Jahrhundert“, Frimmel berichtet über Bilder von seltenen Meistern, Voll liefert eine Beschreibung der Selbiger Altarsügel und Weber eine eingehende Würdigung des neu-entdeckten Gemäldes Dürer's „Der heilige Hieronymus“ im National-Museum in Lissabon — und zwar jeder an der Hand eines reichen, aorzüglich reproduzierten Bildmaterials. Die den Berichten beigefügte bibliographische Rundschau wird von Günther Koch besorgt. Ein Überblick über Zeitschriften, eine Chronik der Sammlungen, Altertums- und Kunstvereine, Kunstschulen und Ausstellungen, und die den Blättern beigelegten Folia Helbingiana, in denen Kataloge und Beschreibungen von wertvollen Sammlungen veröffentlicht werden, aervollständigen den Rahmen des Unternehmens. Der Abonnementspreis für die in Zwischenräumen von einem Monat erscheinende Zeitschrift ist auf zwölf Mark festgesetzt.

Alfred Georg Hartmann.

Vermischtes.

Therese Huber 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Von

Ludwig Geiger. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (S. m. S. S.).

Ein Lebensbild, das schon reinmenschlich durch ausgeprägte Persönlichkeit und Fälle des Schicksals fesselt. Ganz abgesehen von den zahlreichen Fäden interessanter literarisch-historischer Zusammenhänge, die mit dem Namen der Gattin Forsters und Hubers verknüpft sind. So lohnt es sich wohl, trotz der 400 Seiten, den Lebensgang dieser durch Geist und Charakter bedeutsamen Frau zu aersolgen und ihr Wesen aus den eigenen brieflichen Dokumenten kennen zu lernen. Was Therese Huber auf den ersten Blick als ungewöhnlich erscheinen läßt, ist ein Zug grohen, auf das Ganze gerichteten Fühlens und eigenartiger Betrachtung der an Wirren und Umwälzungen reichen Welt, in die hinein sie geboren wurde. Eine aus Norddeutschland (Göttingen) stammende Frau, die sich aber süddeutscher Art weit erworwandter fühlt und deren Seele sogar lebhaft mit der französischen in eins klingt, ohne dadurch in ihrem Wert Schaden zu erleiden. Kosmopolitisches Geistessehen, freigeilliebender Enthusiasmus des Herzens, überhaupt echter Idealismus im Sinne des Humanitäts-Zeitalters aerbund sich in Therese Huber mit erstaunlicher weiblicher Lebendigkeit, um eine Reihe von Eigenschaften in einem Wort zusammenzufassen. Aus allen Befenntnissen, den intimen und familiären, wie den auf das öffentliche Leben und die Menschen ihres näheren und ferneren Verkehrs bezüglichen, weht ein frischer Hauch von Ursprünglichkeit. Vorzüge und Schwächen der aielersahren Lebenskämpferin, wie sie sich so unmittelbar dem Leser aus erster Quelle offenbaren, werden am Schluß vom Biographen und Herausgeber in treffender, gerechter Charakteristik nach einmal abgewogen. . . Nichts weniger als „emancipiert“, war diese deutsche Anhängerin der Revolution und Verehrerin Napoleons frei und edel durch oorurteilslose Sinnesart und oornehmes Naturell.

Karl Henckell.

Rapoleon I. am Schluß seines Lebens. Von Lord Raseberg, ehem. engl. Ministerpräsidenten. Übertragen von Oskar Marschall von Viberstein. Leipzig, S. Schmidt & C. Günther.

Rapoleon im Spiegel seiner Umgebung auf St. Helena. Man gewinnt schnell das angenehme Gefühl, diesen Spiegel an einem kritischen Beurteiler der beteiligten Personen gehandhabt zu sehen. Lord Raseberg konzentriert die Berichterstattung über die letzten Jahre des großen Kaisers scharf, mit psychologischem Verständnis für die subjektive Färbung der verschiedenen Darstellungen. Es entsteht ein glaubwürdiges Bild des ablaufenden Heroenschicksals, das mit einem ja mantrisch tragikamischen Finale schließt. „Alles in Allem — welche eine Ballade war mein Leben!“ ruft der Kaiser einmal aus. Man muß sagen, daß die Schlußstrophe der „Ballade“ in diesem Buche so angetragen wird, daß man das ganze majestätische Schreckenspoem mit Blick und Donner nach einmal elektrisch in sich nachzuden spürt. Die Charakteristik Napoleons gegen Ende des Werkes scheint mir dem Phänomen angemessen, ohne den „Jenseits“-Maßstab des Übermenschenkultus, aber auch ohne die „ethische Kultur“-Eile, vor allem frei von Kleinlichkeit. Mit letzterer Eigenschaft, jafern sie an der damaligen englischen Politik gegenüber dem unschädlich gemachten „Völkerkehrbesen“ geübt wurde, geht Lord Raseberg vielmehr mit einer Ironie in's Gericht, welche für die menschliche Persönlichkeit des Autors wie für die nationale Unbefangtheit eines englischen Premiers im besten Sinne bezeichnend ist.

Karl Hendell

Abenteuer meines Lebens. Von Henri Rochefort. Autarisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Stuttgart, Rabert Luz.

Natürlich, wie fast alle Remairen nicht wahrhaft großer Menschen, sein Buch an eigentlichem Bekenntniswert. Das erwartet

man gar nicht. Auch Rochefort, und er war allem, schildert sich und sein Leben auf den beabsichtigten Effekt hin. So sehen wir ihn und seine Zusammenhänge mit den politischen Geschicken Frankreichs ganz im Spiegel seiner möglichst weitgehenden Selbstbilligung. Der Geschichtsforscher wird den erzählten „Abentauern“ recht behutsam zuhören. Der Psychologe wird ganz wesentlich zwischen den Zeilen lesen. Der Zweck der Erinnerungen ist eben lebendig, in Rocheforts höchst gewandter eigener Darstellung die Kalle zu unterstreichen, die der zweifelslos begabteste und einflussreichste politische Journalist seiner Epoche und Nation gespielt hat, aber gespielt zu haben den Eindruck machen will. Die Toga des uneigennütigen Volkshrems, der, wenn er nur gewollt hätte, leicht und oft die Feder der Opposition mit dem Szepter der Regierung hätte vertauschen können, wird keinen Augenblick fallen lassen. Im Gegenteil — Rochefort, nicht umsonst in seinen Ruhestunden ein gewiegter Gemäldesammler und Liebhaber, hält sehr auf malerischen Faltenwurf. Da stellt sich sein Leben in der Selbstbeleuchtung durchaus dar als der unter schweren persönlichen Opfern aushagende dauernde Kampf eines ehrlichen, unabhängigen Mannes für die wahre Freiheit der Republik und gegen die gewissenlose Herrschaft an lauter Schwindlern und Schuften, daran des dritten Napoleons. In sehr saubere Gegenden hatte allerdings der „Laternen“-Mann nie zu leuchten, das ist klar, auch wenn er nicht auf glänzende Beleuchtungseffekte geradezu ausging. Und er versteht sich, wie keiner, auf das Andenkenprangerstellen mit der Feder. Diese journalistischen Richterarbeiten registriert er sorgfältig, mit unaerzählener Befriedigung, ohne jedes nachträgliche sentimentale Mitleid mit den Gebrandmarkten, die ja ihm gegenüber auch nicht die Gemütsmenschen spielten. Das Tintensatz auch des alten Remairenschreibers Rochefort quillt nach über an frischem Haß . . .

Unnötig zu bemerken, daß Rocheforts Memoiren noch Stoff und Darstellung viel des Interessanten enthalten. Verbannung und Flucht aus Neu-Kaledonien lesen sich wie „Spannende Romankapitel“. Erotische Abenteuerchen werden aon dem vielgefeierten Helden der Feder mit pikanter Verschämtheit mehr angedeutet als erzählt. Er renommiert mit Diskretion. Angenehm berührt in dem Staatsreichs- und Bürgerkriegs-, Kerker-, Ratten- und palistischem Hänkegetriebe Epistolisches, wie die Schilderung von dem gastfreundlichem Hause und den Lebensgewohnheiten Victor Hugo's im Brüsseler Exil. Dabei aerteidigt Rochefort den Dichter gegen den Vorwurf des Geizes. Im gleichen Kapitel steht auch ein sympotischer Satz der Verehrung und Selbstbescheidung, der mit viel sonstiger Prohlererei verjöhnt. Rochefort sagt da von Victor Hugo u. A.: „In unseren täglichen lebhafteu Besprechungen philasophischer oder litterarischer Gegenstände behandelte er seine Söhne und mich völlig wie seinesgleichen, ohne jemals seine geistige Überlegenheit oder die Autorität, auf die sein Genie ihm Anspruch gab, heroarzuwehren“. Gleichfalls ein genügendes Zeugnis, daß der Feind der staatlichen Machtshaber sich aar der Macht des Geistes freudig verneigt . . . Hier und da, ein wenig vereinzelt, treibt auch eine hübsche Razimenblüte aus dem Schlingengewächs der politischen Intriguen-geschichte hervor, z. B. S. 300: „Man mog es wollen oder nicht, wenn man in die Politik eintritt, so ist es, als ob man zur Bühne geht, und beim Theater wird der Schouspieler, der den meisten Beifall hat, auch immer am Meisten beneidet“. Oder (S. 379): „Ich habe von diesem Vorfall gesprochen, weil ich dem Publikum begreiflich machen möchte, wie ungeheuer schwierig es ist, in der Politik geraden Weg zu gehen. Überall stößt man sich an gemeinen Ehrgeiz, an kleinliche Eifersüchteleien, aber man fällt sogar in hinterlistig angelegte Gruben.“ In solchen

Sätzen hat H. nicht seine Kalle, sondern die Wahrheit unterstrichen und entläßt uns also doch nicht ganz ohne wahre Konfession, wofür wir ihm dankbar sind.

Karl Hendell.

Kunst, Religion und Kultur. Ansprache aon Henry Thode. Heidelberg, C. Winter.

Eine bescheidene Leistung auf fünfzehn Druckseiten. Wir teilen seine hier ausgesprochene und näher begründete Ansicht, daß ein osademischer Lehrer im Heidelberger Winkel bei den Wenigen mehr echte Kultur wirken kann als im Berliner Milieu auf die Vielzwilien; ja, wir freuen uns ihrer. Was aber diese Kultur und die aus ihr zu ziehenden Aufgaben selber onlont, so hat sich der seinninnige Kunstgelehrte die Soche diesmal doch viel zu leicht gemocht. Seine Ansprache steht nicht auf der Höhe aarurteilsfreier Würdigung moderner Kulturwerte. Ronche Behauptung zeigt eine sa varenigenammene Auffassung, daß sich die Diskussjon von selbst verbietet. So, wenn Thode in Nietzsche „eine den gemeinen Trieben schmeichelnde Lehre“ findet, „die alle unsere Ideale in den Schmutz zieht“. Auch da wird kein ernster Kopf mit ihm streiten mögen, wenn er glaubt, die neuere Philosophie und Kunst hätten in ihren höchsten Äußerungen die ewige Wahrheit der Erlösungsthat Christi und seiner Liebeslehre erwiesen! Nicht einmol die tragischen Bühnenspiele Wagners vermöchten das zu erweisen. Es ist auch gar nicht ihr Beruf, theologische Dogmatik und Apologetik zu treiben und der Klerisei das Geschäft zu erleichtern. M. G. C.

Benno Rüttenouer: Studien-schriften. Forderstücken mit Randglossen aus Gegenden der Kultur und Kunst. Strahburg, Heiß & Mündel.

Besonders glänzend sind die Streifzüge in Südfrankreich, in der Normandie, Flandern und Brabant. Die Randglossen beweisen einen vielseitig gebildeten Geist-

Dabei fällt manches bittere Wort über heimische Kulturzustände. Zu meiner Freude stimme ich hier mit dem satirischen Autor überein. Wir sollen uns keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, dem prächtigen deutschen Kulturphilister eins auf den Pelz zu brennen. Nur muß der Leser immer spüren, daß es aus heiligem Ernst geschieht, um der Sache willen, der wir unser Leben geweiht, nicht um des kritischen Spases willen, oder aus gottüberlegener Jakobelei. In diesem Buche hat Kättenauer nach meinem Empfinden den Ton merkwürdig gut und wirksam getroffen, besser als zuweilen in seiner „Symbolischen Kunst“ (in gleichem Verlog) wo ich bei aller Anerkennung des glänzenden Stilisten und oefferten Kenners doch über manche wunderliche Seiten sprünge stutzig wurde. Wir wollen das wirklich Große immer groß sehen.

M. G. Conrod.

Die „Gesellschaft der Bibliophilen“, die am 1. Januar 1899 gegründet worden ist, hat sich die Aufgabe gesetzt, ihren Mitgliedern von Zeit zu Zeit Schriftwerke als Gabe darzureichen, zu denen man auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels nicht kommen könnte. Im Jahre 1899 hat sie das mit einer Faksimile-Reproduktion von Goethe's „Ritschuldigen“ gethan und oor wenigen Notizen mit einem geschmackvollen Band: „Jakob Casanova — sein Leben und seine Werke. Nebst Casanova's Tragikomödie: Das Polemoskop. Von Victor Ottmann. Stuttgart, Prioodrud der Gesellschaft der Bibliophilen.“ Die Hälfte des Buches fällt eine kurz und anziehend gefaßte Biographie Casanova's aus. Auch diejenigen, welche die *Mémoires écrits par lui-même* (Leipzig 1828—38) kennen, werden gern in dieser Kürze, wie es hier geboten wird, das Leben einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten an ihrem Geiste oorüberziehen lassen. Man ist oersucht, an eine ganz andere Gehirnorganisation bei diesem Manne zu glauben, als sie gewöhn-

liche Sterbliche haben. Eine Natur, die nicht ohne Tiefe ist und die zugleich oor keinem Schwindel zurückschreckt, ist Casanova. Er irrt durch's Leben, oor Abenteuer zu Abenteuer, oder jeder Schritt ist ein Wagnis und eine Kunst zugleich. Er findet keine Thüre eines Königsposstes und kein Portemonnoie oerschlössen. Er erregt die Bewunderung gekrönter Häupter bis zu Friedrich dem Großen hinouf; und er entlockt einer französischen alten, reichen Kofette ungeheure Summen dafür, daß er ihr oerspricht, er werde sie oerjüngen, so sogar als jungen Mann wieder erstehen lassen. Er unterhölt sich mit Voltaire und Rouffcou, und er giebt dem Herzog von Kurfond, Ernst Johann Biron, Rat schläge bezüglich einer Verbesserung des Bergbaues, ohne oor der Sache auch nur das Oeringste zu oersehen, — die aber so wertvoll sind, daß sie ihm mit 200 Dukaten bezahlt werden. Er eilt oor Lond zu Land, oor Stodt zu Stodt. Was er überall sucht und findet, ist — die Frau. Er erndt als Bibliothekar des Großen Waldstein im böhmischen Städtchen Dug. Die Seite der Sterbematrikel von Dug, auf der sein Tod eingetragen ist, bringt unser Buch in Faksimile. Zwischen einer Eintragung Michel Stirmer, Strumpfwirker und der einer Morio Anna, dem 9 Monat alten Kind eines Seilermeisters, steht: „Herr Jakob Casaneus, ein Venezianer. Casanova.“ Er ist 70 Jahre alt geworden und am 4. Juni 1798 gestorben. Es war ein Snodenbrot, das der Weltmann, im Hause des böhmischen Adelligen Jahre lang genof, nachdem er sich „ausgetobt“ hatte. — Ein Stück Kulturgeschichte giebt das Buch, das außer „Casanova's Leben“ noch ein Verzeichnis aller Werke des ungemein fruchtbaren Schriftstellers, ein solches oor Veröffentlichungen über ihn und ein weiteres oor Schriften enthält, die an seinen Namen anknüpfen. Außerdem ist, wie schon erwähnt, eine Tragikomödie Casanova's in drei Akten: „Das Polemoskop“ beigegeben,

die er der Fürstin von Clari gewidmet hat, und die an dem Geist des Rannes eine prächtige Probe giebt. Es ist mit Recht gesagt worden, daß man aus Casanovas's Leben die Kultur gewisser Schichten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr wohl kennen lernen kann. Jedenfalls darf man sagen, daß dem ein Stück dieser Kulturgeschichte fehlt, der jenes Leben nicht kennt. Deshalb darf es als eine schöne Gabe bezeichnet werden, was der Bibliophilen-Verein seinen Mitgliedern beschert hat.

Dr. Alfred R. Gatenbarf.

Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Von Hieron. Parm. Zweite Aufl. Tschöna, H. Prachaska.

Wenn man weiß, daß der Dichter H. Parm blind und taub ist, so wird man um so wärmer die Vorzüge dieses elegant ausgestatteten Buches anerkennen müssen. Es beginnt mit einer fein erzählten Anekdote, deren Held die Beziehungen des Naturlebens in dessen wechselvollen Erscheinungen zu der Kunst, sich in Glücksstimmungen zu versetzen, in geistvoller Weise bespricht. Die Betrachtungen über die Naturreize der Jahreszeiten sind mit philosophischen Reflexionen durchsetzt, die ebenso klar gedacht als geschmackvoll dargestellt sind. Man wird ergriffen, wie der durch eine der härtesten Prüfungen heimgesuchte Dichter Parm, der am 8. August seinen 80. Geburtstag begangen, so unbefangenen an den Elementen des Lebensglücks sprechen kann. So können wir dieses gedankenebelle Buch besonders für Festgeschenke warm empfehlen.

—o—

Der Hauslehrer. Wachenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern, herausgegeben von Berthold Otto. Wadau bei Leipzig.

Es ist mir, die ich aus einem Land mit gesünderen Schulaerhältnissen komme, außerordentlich aufgefallen, wie viel Arbeit überhaupt an der Schule dem Hause zu-

gewiesen wird, und ich habe mich oft gefragt, wie es denn in Familien bestellt sein müsse, die sich keinen Hauslehrer halten können, und deren Kinder einzig und allein auf die „Kenntnisse“ des „Fräuleins“ oder auch der Mutter angewiesen sind. Die schönen Zeiten, in denen die Väter neben der Berufarbeit auch noch wirklich in die geistige Erziehung ihrer Kinder eingreifen konnten, sind wohl aarbei, weil der Kampf um's Brot die Kraft der Familienälter fast aallständig abfärbiert. Und es steht auch die Mutter, die allenfalls die Intelligenzen ihrer Kinder zu leiten im Stande wäre, oft hilflos da, weil sie doch kaum auf allen Gebieten so beschlagen ist, daß sie eine befriedigende Antwort auf die Fragen der Kinder zu geben aermag, und weil aar Allem es für sie sehr schwer wird, direkt systematisch mit den Kindern zu arbeiten. Man möchte aber aar Allem die Töchter, die nicht in der Weise später durch das Leben selbst geschult werden, wie die Söhne, nicht nur mit dem Wissen in das Leben treten lassen, das ihnen die Schule giebt. Nun habe ich aber in der abengenannten Wachenschrift eine wahre Hilfe und Stütze gefunden, wenn ich auch oft zu einzelnen Fragen nicht so stehe wie der Herausgeber, und wenn ich auch das naturwissenschaftliche Gebiet gegenüber dem humanistischen etwas stärker betont wünschte. . . . Es bleibt mir ja unbenommen, das Formale, das mir die Zeitschrift bietet, zu benützen und für meine Kinder mit dem Inhalt zu füllen, den ich ihnen geben möchte. Es ist ein ganz aorzüglicher Gedanke an dem Herausgeber, daß er in den Bereich seiner Besprechungen Zeitergebnisse, Zeitfragen zieht, und die Art und Weise der Behandlung ist aallkommen dem kindlichen Verständnis angemessen. Daß der Verfasser seine eigenen Kinder als Versuchsobjekte benützt, giebt der Sache einen Zug frischer Aktualität; doch wäre es auch zu wünschen, daß durch aielseitigere Mitarbeit im Sinn und Geiste des Verfassers noch mehr Nuancen jugend-

lichen Geisteslebens wiedergegeben würden. Leider kenne ich die öfter erwähnte Methode von Otto Schulz nicht, um die Wachschrift, die sich auf die Grundideen dieses neuen Erziehungssystems zu basieren scheint, vollkommen söhgemäÙ zu besprechen; jedenfalls aber ist sie mir auch so, als Einzelerrscheinung, ein wertvolles Hilfsmittel für die häusliche Erziehung unserer Kinder und für die Arbeit an der Zukunft der Menschheit.

Ido Hång-Lug.

Litterarische Handbücher.

Das Zeitlexikon, welches von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart unter der Leitung von Maximilian Krauß und Dr. E. Holtzsof und unter Mitwirkung vieler, auf ihrem Gebiete wohlbekannterer Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens herausgegeben wird und in Gestalt oon alphabetisch angelegten Monatsheften erscheint, hot mit dem rechtzeitig erschienenen Juniheft sein erstes Halbjahr abgeschlossen. Der dem Hefte beigegebene, drei Druckbogen umfassende Registerband ist schon für sich dazu angethan, dem Prüfenden ein Bild oon der reichhaltigen Fülle des in den letzten sechs Heften oerwerteten Stoffes zu bieten. In der Presse hot dos Unternehmen des Zeitlexikons überwiegend anerkennende, oielsach rühmende Beurteilung und Empfehlung gefunden. Seine Aufgabe ist: Alles, was auf den oerschiedensten Gebieten des geistigen, wissenschaftlichen u. s. w. Lebens im weitesten Sinn des Begriffs während eines Monats durch Vermittlung oon Zeitschriften und Zeitungen oller Art und jeglicher Gattung in die Erscheinung tritt, durch seine, nach bestimmten Fachreferaten abgetheilten Mitarbeiter in registrierender Form kurz charakterisieren — jedoch nicht kritisieren — zu lassen, ohne daß dabei in's Allzuallgemeine obergeschweift, oder auf's AllzuSpezielle eingegangen werden soll. So erhält der Benutzer des Zeitlexikons z. B. im Monat Sep-

tember eine Quintessenz dessen, was während des Monats August in der gekennzeichneten Weise zur Erschöpfung gelangt ist. Diese kurze Charakteristik mag genügen, die Vorteile anzudeuten, welche das Zeitlexikon auf den mannigfaltigsten Gebieten maderner Geistesarbeit gewähren kann. M.

Die Lektüre oon Gesetzen gehört wohl nicht gerade zu den anregendsten und erhebendsten Beschäftigungen des Geistes, aber sie ist manchmal notwendig, so lange wir noch des Schutzes und der Zucht des Staates bedürfen. Ein Gesetz, das die Schriftsteller und die Tonkünstler angeht, muß auch oon diesen gelesen werden, um so mehr, wenn es sich, wie bei den am 1. und 2. Mai d. J. im Reichstog ongenommenen und alsbald vom Bundesrat bestätigten Gesetzen über das Urheber- und das Verlagsrecht, um ziemlich bedeutende Änderungen gegenüber den bisher gültigen handelt. Fast gleichzeitig bringen zwei Münchner Verlagsbuchhandlungen dorouf bezügliche Werke herous, nämlich: Die Gesetze, betreffend das Urheberrecht on Werken der Litteratur und der Tonkunst, und über das Verlagsrecht oon Dr. Philipp Alfeld, ord. Professor der Rechte in Erlangen (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck), und Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht, erläutert oon Dr. Ernst Müller, Mitglied des Reichstags (München, J. Schweitzer Verlag, Arthur Sellier). — Alfeld giebt in seinem Büchlein die beiden oollständigen Gesetze ohne Kommentor — dieser soll folgen — mit je einer zusammenfassenden Einleitung, und in einem Anhang die Berner Litteraturkonvention und dos Übereinkommen mit Osterreich-Ungarn. — Das oon königl. Amtsrichter Dr. Ernst Müller, dem bekanntem Reichstagsmitgliede für Reiningen, oerfaßte Werk ist auf ungleich breiterer Grundlage errichtet und erscheint als Kommentor; es wird zwei Bände umfassen, die in Lieferungen zur Ausgabe selongen. Der 1. Band be-

handelt das neue Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst als ersten Teil; als zweiter Teil wird eine Darstellung der wichtigsten internationalen Rechtsbeziehungen des Deutschen Reiches und als dritter Teil die Erläuterung des ebenfalls neubeschlossenen Verlagsrechtes folgen. Der 2. Band soll, wie die Ankündigung besagt, nach der aan der Reichsregierung bereits angekündigten Neubearbeitung des künstlerischen und photographischen Urheberrechtes und des dazu gehörigen, neu zu schaffenden Verlagsrechtes seinerzeit diese Materien nebst dem Gebrauchsmustergesetz, das ebenfalls einer Reform bedürftig ist, behandeln. Da Dr. Müller, als Mitglied der Reichstagskommission, der Sub- und Redaktionskommissionen an den Verhandlungen hervorragenden Anteil genommen hat, so erscheint seine Arbeit besonders interessant und autoritativ. Beide Gesetzesausgaben sind bei dem niedrigen Preise (Häfeld: 1,20 M.; Müller, 1. Lief.: 1,50 M.) den Schriftstellern und Tauskünstlern dringend zu empfehlen, damit sie sich über die praktische Seite des Lebens eingehend informieren und durch rechtzeitiges Studium der gesetzlichen Rechte und Pflichten sich selbst an unangenehmen Erlebnissen schützen.

Dem Zwecke, dem Schriftsteller über einige Fragen des praktischen Lebens die Augen zu öffnen, dient übrigens auch in nicht zu unterschätzender Weise der von Emil Thamas in dem Verlage von Walter Fiedler, Leipzig, herausgegebene

Schriftsteller- und Journalisten-Kalender für 1901. Der erste Teil enthält die übliche Kalendereinrichtung und mancherlei nützliche Beigaben, wie Manuskript- und Korrekturen-Versandlisten, Merktafel für Bücher und Aufsätze, Partatur, Korrekturtabelle u. s. w. — lauter Dinge, die bei Benutzung vielen Ärger sparen. Der zweite Teil bringt orientierende kurze Artikel über die Organisation des Buchhandels, Schriftsteller und Verleger, Herstellung von Druckwerken, weiterhin das Formular eines Verlagsvertrages, die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechtes und Pressegesetzes (nach dem neuen Rechte vom nächsten Jahre ab natürlich entsprechend zu modifizieren!). Besonders zu begrüßen sind die Verzeichnisse über die Theater Deutschlands, Österreichs und der Schweiz mit Angaben, ab und welche Städte den Direktoren angenehm sind, über die literarischen Bureau, über die Verbreitung und Richtung der größeren politischen Zeitungen, über die Honorarfürhe an Zeitungen und Zeitschriften u. s. w. Ein Verzeichnis der Buchverleger, mit Angabe der Richtung ihres Verlages, dient ebenfalls wesentlich zur Erfüllung der vom Herausgeber wie folgt charakterisierten Aufgabe des Kalenders: „den Schriftsteller zu befähigen, selbst urteilen zu können, wie und wo er Absatz für seine Produktion finden kann.“ Der Preis des empfehlenswerten Vademecum beträgt 2,50 M. o.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Andrea, A.: Rinder der Sonne. Itallienische Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 308 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

D'Annunzio, Gabriele: Episcopo & Co. Novellen. Berlin, G. Fischer. 324 S. M. 3.50.

Barzels, Adolf: Wilhelm Raabe. Ein Vortrag, geb. im Berliner „Verein zur Förderung der Kunst“. Leipzig, G. Seltner. Meyer (Feinart-Verlag). 21 S. M. 0.15.

Beug, Friedrich: Ausgewählte Gedichte. 85 S. — Blüten und Blüten. Dichtungen. 47 S. — Aus der Dämmerung. Gedichte. 47 S. — Jerechts Ged. Gedichte. 47 S. — Erinnerungen. Gedichte. 47 S. — Traumeschlänge. Dichtungen. 45 S. — Schimmernde Tage. Dichtungen und Symphonisches. 41 S. — Dumme Wege. Tragische Liebesgedichte in 2. Auflage. 91 S. — Sämtliche München, Verlag des Literarischen Magazins Schroder.

Beug, Leo: Geschichte Kunst. Berlin, Hermann Weidner. 165 S. M. 2.—.

Bernbl, Ludwig: Der Todhücker. Skizze in 3 Akte. Dresden, G. Weidner. 40 S.

Bibliographisches Institut, Leipzig: Geschichtliche Übersicht seiner Verlagsstätigkeiten. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Bodeischwings, Franz von: Ein offenes Wort aus Anlaß der Kanalarbeiter. Berlin, Hermann Weidner (S. M. d. N.). 82 S.

Brenzl, W. von: 33 Jahre in Diözesen. II. Bd. Leipzig, Georg Wigand. 366 S. Geh. M. 8.50, geb. M. 8.—.

Brechtens, Max: Alexander von den Geniale. Eine Festschrift. Berlin W, Hildebrandt & Sohn Nachf. (S. Richter). 153 S.

Burjenscharfliche Bühnen, herausgeg. von Dr. Hugo Bötzger, Bd. II, Teil 1: „Natiomale Not im Glück“ (Einführung von Dr. Karl Stöck). Berlin, Carl Hermann. 60 S. M. 0.60.

Canting, Ida von: Frauenleben. Zwei Erzählungen. Berlin W, Richard Taendler. 196 S. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Dandee, Hugo: Die Brautnacht der Königin. Dramatische Dichtung in 1 Aufz. München, Franz G. Fischer. 50 S.

Driesmann, Heinrich: Moritz von Gold. Sein Leben und Wirken. Bd. I u. II. Dresden, G. Weidner. M. 6.—.

Eckart, Rudolf: Stand und Beruf im Volkstum. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprachwörtlichen Redensarten. Göttingen, Franz Houbner. 243 S.

Eckharts moderne Bibliothek: Nr. 3. Kleine Hefchen. Vose Geschichten von Ida Bode. Berlin, W. G. Fischer (S. Richter). 94 S. M. 0.50.

Eißner, Kurt: Zogarith. Kulturgesch. Berlin W, Dr. John Edelheim. 395 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Engel-Günter, J.: Faustino. Epitaph aus Goethe's Faust. Hamburg, Lambertbruderei. 54 S. M. 0.60.

Grenffo: Die moderne Richtung und die Kunst. Groß-Schweizer, Obwin Kunstg. 207 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Gttel, Konrad: Aus ewigen Lücken. Gedichte. Leipzig, Rudolf Hübner. 116 S. M. 1.50.

Gttel, Konrad: Aus ewigen Lücken. (Tuberkulose). Praktische Räte für Gesunde und Kranke. Würzburg, K. Studers Verlag (G. Rabl'sch). 52 S. M. 0.75.

Hraungruber, Hans: Neue Kasserer'schen. Einz. Österreichische Verlagsanstalt. 166 S.

Friedr. Albrecht Hermann: Unter der weißen Fahne. Aus der Wappe eines Friedensjournalisten. Gesammelte Artikel und Aufsätze. Berlin, Hermann Weidner (S. M. d. N.). 244 S.

Hrimberger, J. G.: Weinländer. Geschichten, Gesellen und Bilder aus Niederösterreich. Einz. Österreichische Verlagsanstalt. 179 S.

Hrimberger, J. G.: Biographien, 40. Band: Bödlin von Henri Mendelsohn. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 313 S. Geh. 3.40, geb. M. 3.50.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Bericht über die aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestandes abgehaltene Festsitzung. Prag, Verlags- u. Förderungs-deutscher Wissenschaft, Kunst u. Literatur in Böhmen. 71 S.

Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 100—101: Der Leben seines Vaters von Ernst Höpfer. 213 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50. — Der Bauer aus Wald von H. von Persch. 108 S. Geh. M. 0.50, geb. M. 0.75.

Berlin, Albert Goldschmidt.

Grabbe, Christian Dietrich: Kaiser Heinrich der Dritte. Eine Tragödie in 5 Akten. Hamburg, Konrad Hübner. 104 S.

Hofner, Josef und Weißbart, Otilie: Das neue Dorf. Schauspiel aus dem Leben des oberösterreichischen Volkes. Einz. Österreichische Verlagsanstalt. 115 S.

Hogener, Arnold: Die Perlen der Eblö. Ebenen. 181 S.

Hansjakob, Heinrich: Aus dem Leben eines Gläubigen. Eine Erzählung. Stuttgart, Jos. Necht'sche Verlagsabhandlung. 42 S. M. 0.40.

Harbo, Thomas: Juda, der Unterdrückte. Roman. II. d. Engl. überlegt von H. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 162 S. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hermann, Robert: Elfen und Geschichten. München, Verlag „Kraut“. 181 S. M. 1.—.

Historische Bibliothek. Bd. XIII: Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine literarische Studie u. deutschen Universitätsgeschichte von Dr. Gustav Bauch. München, R. Oldenburg. 115 S. M. 3.50.

Hofmann, Bernhard: Kunst und Leben. Kindergedichte Gedichte. München, G. Fischer Verlag. 145 S. M. 3.—.

Hof, Ellen: Elfen. 2. Auflage. Berlin, G. Fischer. 150 S. M. 4.—.

Hilfinger, Friedrich Dr. Jur.: Der ambulante Gerichtsstand der Presse und die diesbezüglichen Aufgaben des Gelehrten. Zur Zweiten und Dritten. München, G. Fischer Verlag. 71 S. M. 1.50.

Kleine Bibliothek Langen. Bd. 40—42: Abrahams Hone von Eberhard Eibenow. Überlegt von Maria von Borch. 183 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—. — Der nervöse Leutnant und andere Willkürdramen von Freiherr von Schiller. 151 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—. — Der Sturm auf die Wälle von Emma Joh. A. d. Langen'schen. 147 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—. — Sämtliche: München, Albert Langen.

„König Dölicke.“ Eine national-ökonomische Phantasie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei H. G. (vorm. J. G. Richter). 48 S. M. 0.50.

- Paerzels, Selma: Jngtib. Übersetzt v. d. Schweb. von Karl Oberbauer. Stuttgart, Josef Metz. 135 S.
- Ungel, G.: Mein goldenes Buch. Neben Hansner, W. u. G. Schaper. 61 S. M. 2,50.
- Ungel, Josef August: Blicke Sonne und andere Neben. Dresden, G. Weygand. 69 S.
- Wackerath, Anna Dr. jur.: Die Rechtsprechung der Frau im Vormerkung zum Scheitern. Golligetsch Buch Separatdruck aus dem „Scheitern Familien Hochgericht“. Jülich, Th. Schöber. 76 S. M. 0,80.
- Wadeleine, Marie: Die drei Nächte. Wiesbaden. I. bis 3. Aufl. Berlin W, Dr. Harard & Gutmann. 136 S. M. 3,00.
- Wangel, Wilhelm: Voltairiana inedita aus den Igl. Archiven in Berlin. Berlin, Wegandt & Grieben. 91 S. M. 5,--.
- Warterstein, Max: Der Schauspieler. Ein künstlerisches Problem. Leipzig, Eugen Diederichs. 81 S. M. 1,00.
- Welfel-Hes, Gertrud: Generationen und ihre Bildner. Ein Essay. Berlin W, Dr. John Edelheim. 37 S. M. 1,50.
- Weyer, Adolph: Wolk: Felsenstamm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 332 S. Geh. 3,--; geb. M. 4,--.
- Weyers Wellenbilder: Nr. 1251—1270. Hb. Braja: Reisebeschichten aus d. Postgeschichte u. d. Q. u. S. M. 0,10. — Drehm: Die Gieseler. 80 S. M. 0,10. — Ferrari: Medizin für ein krankes Mädchen. 40 S. M. 0,10. — Gust Wark: Pu-ssing-lag. Chinesische Novellen. 68 S. M. 0,20. — Segal: Der Reifer. Aus dem Russischen von W. Webers. 92 S. M. 0,20. — Haberton: Anderer Leute Kinder. 248 S. M. 0,40. — Carl Heinemann: Goethe's Werke. Bd. I. Aus Webers Klassiker-Ausgabe. 410 S. — G. Weyer: Das deutsche Volkstum. 74 S. M. 0,10. — W. Weyer: Die Kometen und Meteore. 119 S. M. 0,10. — Supplus: Das Vermächtnis des Verklars. 284 S. M. 0,40. — Stifter: Bergfrieden. 62 S. M. 0,10. — Derfelde: Brigitta. 70 S. M. 0,10. Gämlich: Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Wirbeau, Octave: Der Garten der Caesen. Deutsch von Franz Hofen. Budapest, G. Grimm. 266 S. M. 3,--.
- Wolker-Brud, Arthur: Die Moderne Literatur in Gruppen und Einzelvorlesungen. Bd. IX. Stilismus. Berlin, Schuster & Köhler. 74 S. M. 0,50.
- Wüller, Dr. Ernst: Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. Bd. I. I. Bf. München, J. Schönerer Verlag (Arthur Köhler). 80 S. M. 1,50.
- Wustfällige Studien: V. Helt. Richard Wagner in Leipzig (1813—1833) von Eugen Seyditz. Leipzig, Hermann Hermann Nachf. 80 S.
- Utt, Adolf: Wilhelmur. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin W, Richard Taubert. 210 S. Geh. M. 2,--; geb. M. 3,--.
- Vaquet, Alfred: Schapmann Kontrap und Anderes. Köln, J. B. Schmitz'sche Buch- und Kunstdruckerei (Gerhard Sohn & Jakob J. Zaun). 152 S. M. 1,--.
- Vaullen, Friedrich: Philosophia militans. Gegen Militarismus und Naturalismus. 3 Abhandlungen. 2 Aufl. Berlin, Reuther & Reichard. 192 S. M. 2,--.
- Vasot, Jules: Die Erziehung des Willens. Übersetzt von Dr. Titus Weiler. Leipzig, R. Voigtländer. 315 S. Geh. M. 3,--; geb. M. 4,--.
- Verfall, Rati von: Der schöne Mann. Roman. Berlin W, J. Fontane & Co. 350 S. M. 4,--.
- Vollrat, R. H.: Rom's Kritik der reinen Vernunft und seine Erklärung v. Porke. Königsberg i. Pr., Neiprin Nachf. 66 S.

- Russbraet, Johann von (1293—1381): Die Kirche der geliebten Heilige. Aus dem Bismarck überfetzt von Franz H. Lombert. Leipzig, Th. Grieben Verlag (E. Bernau). 225 S. Geh. M. 3,--; geb. M. 4,--.
- Sauer, Dr. Arthur: Die Christenlehre in ihrem Verhältnis zur arischen Mythologie. I. Teil der Trilogie: „Götter oder Menschheit?“ Leipzig, Max Baumgärtel. 88 S. M. 2,--.
- Schacht, Wilhelm: Kritik. Eine psychologisch-philosophische Untersuchung. Bern, Schindt & Franke. 161 S. M. 1,60.
- Schäfer, Dr. Max: Ausgewählte Sammlung gemeinverständl. Abhandlungen, Studien u. Kritiken aus d. Gebiete der Philosophie und Ästhetik. Jena, Bernhard Koelliker. 309 S. M. 4,--.
- Schäufel, Richard: Interieur aus dem Leben der Romanisabirigen. Vor-, Mittel- und Nachwort. Leipzig, G. J. Tiefenbach. 234 S.
- Schiller, Dr. Hermann: Aufsätze über die Schulreform 1900. Heft I. Die Berufslehrefrage. Wiesbaden, Otto Schmidt. 44 S. M. 1,20.
- Schilling, Hermann: Rotes Gelingen und Verflungenes. Dresden, G. Weygand. 71 S. Geh. M. 1,--; geb. M. 2,--.
- Schmidt, Dr. J. G. Th.: Die Tuberkulose. Über Ursache, ihre Verbreitung und ihre Verhütung. Gemeinverständlich. Vorgeleitet. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 64 S. M. 0,80.
- Schmitt, Eugen Heinrich: Die Kulturbedingungen der arischen Völker und unsere Zeit. Leipzig, Eugen Diederichs. 225 S. Geh. M. 3,--; geb. M. 4,--.
- Schreiber, Ida: Am Lebenswege. Neue Aufzeichnungen. Wiesbaden, Rudolf Schöpsel & Co. 309 S. Geh. M. 4,50.
- Schnigler, Arthur: Dramat. Gustf. Koelle. Berlin, G. Fischer. 80 S.
- Schnitzler, Paul von: Stene und schilme Frauen. Moderne Geschichten. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 118 S.
- Scholl, Carl: Erbet oder erludert? Geschichtlicher Nachweis, wie England Ökonomie nahm. Ein Seitenstück zum Burenkrieg. 2. Aufl. Romberg, Hanselbruderdrel. 48 S. M. 1,--.
- Schroeder, Edward August: Das Recht der Freiheit. Kritisch, systematisch u. individuell. Sozialwissenschaftl. Rechts-Untersuchung. Leipzig, Köhler & Berger. 657 S.
- Schüler, Gustav: Geschichte. Schmaragdberg. Berlin, Verlag „Arenaliance“. 112 S. Geh. M. 2,--; geb. M. 3,--.
- Schullern, Helmut von: Neues Hagenbuch. Ein Österreichische Verlagsanstalt. 139 S.
- Schulze-Raumburg, Paul: Kunst und Kunstpflege. Leipzig, Eugen Diederichs. 119 S. Geh. M. 2,--; geb. M. 3,--.
- Schumacher, Fritz: Das Hauschaffen der Jetztzeit und historische Ueberlieferung. Ebdens. 31 S.
- Schwante, Magnus: Das Recht der Laten gegenüber den Herzen. Berlin, Hugo Hermann. 19 S. M. 0,60.
- Schwartz, Alfred: Ein Narr seiner Raune. Schauspiel in 1 Aufz. Dresden, G. Weygand. 40 S.
- Sogemeier G.: Das Reichthelmsideal in Goethe's „Kant“ und Hauptmann's „Verjüngter Mord“. Gießen, G. Brechtelmann. 46 S. M. 0,60.
- Seymann, Dr. Paul: Die Frauenbewegung, ihre Entstehung und ihre Entwicklung die i. Gründung d. „Deutsches freien Studentenvereins“. München, Kunstverlag „Boarita“. 56 S.
- Stiermarth'sches Landesmuseum „Johanneum“: 80. Jahresbericht über das Jahr 1900, herausgegeben von Karatorium. Graz, Verlag des „Johanneums“. — „Stiermarth'scher Kunstverderber“ in Graz. Jahreshefte-Bericht des „Kunstvereins“ über das 36. Vereinsjahr 1900—1901. Erstatte in der ordentlichen Generatorenversammlung am

23. Juni 1901. Graf, Verlag des k. k. Österreich. Kunstgewerbevereins. — Das kirchliche Kunstgewerbe Paris 1900. Beiträge zum Weltausstellungsbericht des k. k. Österreich. Kunstgewerbevereins. Verlegt von Karl Sacher. Graf, Druck von Job. Janotta.

Steingießer, Dr. med. Fern.: Gemalte Irreweg. Eine veraltende Studie aus dem Geschichtsleben der Alten und Modernen. Berlin, Jünger Verlagsbuchh. 1900 S. 2.—

Stona, Marie: Im Spiel der Sinne. Rosenfeld-Breslau, Scherfische Verlagsanstalt (E. Schottländer). 162 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Strakosky, J.: Von der Welt. Gedichte. Straßburg i/E., Josef Singer. 57 S.

Tietmann, Konrad: Dramen. Dresden, Carl Reißner. 258 S.

Terburg, F.: Einnet. Erzählung. Berlin, Emil Goldschmidt. 218 S.

Tolltal, Lea R. Graf: Der Sinn des Lebens. I.—5. Aufl. Uebersetzt von Raphael Wewersfeld und Michael Zaslanski. Leipzig, Eugen Diederichs. 112 S.

Truchsel, Anna: Jugend und Mütter. Novellen. Berlin W., Richard Lenzler. 243 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 2. Aufl. Herausg. von d. Lehrervereinigung u. Pflege d. künstler. Bildung. Hamburg. Hamburg, Alfred Janssen. 171 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 2.70.

Wiegand, C.: Die Rosenkranzjugender. Berlin W., F. Grotzsch & Co. 275 S. M. 3.—.

Wolff, Diederichs, Helene: Unterstrom. Gedichte. Leipzig, Eugen Diederichs. 94 S.

Wahr, Konrad: Mehr Menschen! oder Das Buch von der Dummheit. Bern, Reform-Verlag. 118 S.

Wiesbadenener Volksbücher: Nr. 1—9. Ein Weihnachtsabend von Charles Dickens (Weg. 104 S. M. 0.20. — Das fünfte Rad am Wagen von Rudolf Steiner. 51 S. M. 0.10. — Salentin der Nagler von H. Samjacob 54 S. M. 0.10. — Die Karawane von Wilhelm Hauff 133 S. M. 0.25. — Magister Timotheus von H. Jensen. 44 S. M. 0.10. — Spätglück; Sturmwolken von Hans Hoffmann. 50 S. M. 0.15. — Der Stadtpfeifer von H. G. Mehl. 58 S. M. 0.10. — Das zu Grunde vergangene Dasein von P. Koberger. 57 S. M. 0.10. — Der Waldweg von H. Steiner. 81 S. M. 0.10. — Schmilche; Wiesbaden, Verlag des „Volkshilfsvereins“.

Wosilla, Richard: Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach mecklenburgischen Volksuntertiefungen zusammengestellt. Wismar, Historische Hofbuchhandlung. 64 S. Geb. M. 1.—.

Zapp, Arthur: Durchlaucht Prinz Habentibus. Roman. Berlin W., Richard Lenzler. 118 S.

Zeitlexikon. Heft 1 bis 7. Herausg. von Maximilian Kraus und Dr. Ludwig Holtz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je M. 1.—.

Zell, Dr. Theodor: Volpchem ein Gormia. Eine naturwissenschaftl. u. sozialrechtl. Unterredung am Homers Doolfer Buch 9, Vers 105 ff. Berlin NW., H. Junf 184 S. M. 1.50.

Zodellig, Fredor von: Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheater-Saison. 2. Aufl. Berlin, Otto Cismar. 380 S. Geb. M. 3.50, geb. M. 5.—.

An unsere Leser richten wir die höfliche Bitte, in Hôtels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaufbachstraße 87, II.
Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von 4 $\frac{1}{2}$ —6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Einzelbeiräte von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unerlangt eingesandte Rezensionen-Gegenproben übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unerlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilieg. — Briefe und Manuskripte, Zeitungen wie Bucherendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Preisliste auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierjon's Verlag (R. Linde) in Dresden.

„Die Gesellschaft“,

Münchener Halbmonatschrift für Kunst und Kultur,

herausgegeben von **Dr. Arthur Seidl**, hat seit ihrem Wiedererscheinen in München, d. h. seit 1. April lfd. Js., folgende Artikel gebracht:

An den Kaiser. Geplante Adresse in Sachen einer Begnadigung Maximilian Hardens.

Eduard Aly: Aus Wallenluduckshcim. (Mit Bild.)

Martha Amus: Ein Ketter vom Geist.

Dr. Hans Bethge: Heinrich Vogeter.

Max Beyer: Persönliches und Kunstphilosophische Aphorismen. (Mit Bild.)

Wilhelm Bölsche: Eine Lönze für den Vers im Drama.

Helene Bonfort: Zum Stand der Frauenfrage.

Fr. von Oppeln-Bronikowski: Fliegende Blätter.

Dr. Eberhard Buchner: Die Dormstädter Spiele.

Dr. M. G. Conrad: Liquori und Campagnie. — Zur Geschichte Königs Ludwig II. —
In Schönheit leben! (Darmstädter Erinnerungen.)

Paul Nikolaus Cossmann: Aus der Gottschee-Bewegung.

Paul Dehn: Kammenbe Handelspatilil.

H. D. Döschel: Der Kampf um die Getreidezölle. — Mutterchoft und geistige Arbeit.

Paul Ehlers: Augsburger Musikfest. — Van der Heidelberger Tonkünstler-Versammlung.

Baronessc Falck: Gustav Mahler.

Prof. Dr. Paul Gerber: Wilhelm Raabe.

H. G. Hartmann: Das Erziehcrische der Studie.

S. Hey: Beim Grafen Falkai.

Dr. Josef Hofmiller: Über Björnsaus Kraft. — Neues von Wilhelm Bölsche.

H. Junge: Schutrat Dr. Kerchensteiner und sein Lehrplan für Bayerns Volksschulen.

Eugen Kalkschmidt: Die Dresdner und Berliner Kunstausstellungen.

E. Kloß: Kunst und Stool.

Prof. Dr. Walther Loß: Ein Rückblick auf Graf Caprioli's Hondetsoerträge.

S. Lubinski: Franz Roum.

Hgl. wirkl. Rat Dr. Friedl Martin: Zur Gruppierung der Mächte in Ostasien. —
Ein Wort zur deutschen Buren-Begeisterung.

Christian Ferdinand Morawc: Dormstadt.

Münchener Nekrologe: 1. „Adolf Boyersdorfer“ von **Wilhelm Weigand**; 2. „Rag von Pcttenkafer“ von General-Oberarzt **Dr. Ad. Schuster**.

Willy Pastor: Theodor Sechner als Mensch.

Prof. Dr. H. Pany: Aphorismen.

Ferd. Baron Baumgarten: Über vorgeburtliche Erziehung.

Dr. Alfred Peizer: Über Ad. Zaiß' „Wunderer“.

Polytropos: Kamerun oder Kiautschau? — Die deutsche Osiastikanische Bahn. — Ein Kapitel von der Kleinlichkeit. — China!

Dr. Theodor Poppe: Die Goethe-Universität.

Otto Reuter: Edmond Rostand. (Mit Bild.) — Moralischer Kaptenjammer fin de siècle.

Josef Kuebeler: „Auf drehbarer Bühne.“ Satirisches Festspiel zur Einweihung des Münchner Prinzregenten-Theaters.

Paul Sabrang: Jung-Eisfab!

Dr. Hans Schmidkunz: Amateurbildung.

Dr. Mathieu Schwann: Wie die Deutschen Chinesisch lernen! — „Weidenkäpfchen“. — Julius Hart's „neuer Gott“.

Dr. Arthur Seidl: Der Fall Siegfried Wagner. — Münchens Niedergang als Kunststadt! — Musikwissenschaft im Avancement? — „Goethe-Bund“, und kein Ende! — Laien-Kommentar zum „Cosima-S“. — 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Hofrat Prof. Max Seiling: Goethe „und“ Haedel.

Prof. Hans Thoma: Betrachtungen zum Thema „Kunst und Staat“. (Vergl. unter E. Klop.)

Josif Theodor: Ein Drama der „Passion“. (Strindberg.)

Prof. Dr. H. Maria Werner: Ästhetische Plaudereien.

Ferner: Belletristische Beiträge, Dichtungen, Besprechungen zc. von **Hans Bethge**, **C. Jul. Bierbaum**, **Franz Bruck**, **P. N. Coffmann**, **Franz Evers**, **L. Glas**, **Magim Gorki**, **Dr. A. N. Gotendorf**, **A. Haedel**, **A. Hendell**, **S. Holzschuher**, **H. Guldschiner**, **M. Messer**, **Chr. Morgenstern**, **A. Piper**, **Erw. Rosenberger**, **W. von Scholz**, **S. von Schullern**, **M. N. von Stern**, **Alex. Swietochowski**, **Cecil Teich**, **Leop. Weber**, **Wilhelm Weigand**, **Bobo Wildberg**, **Betty Winter**, **Kanthippus**; **Deutsche und Münchner Lyrik**.

„Münchner Rundschau“ (gelegentlich des Münchner Kunstgewerbe-Tages mit Bild von **S. E. Verleppsch**), „Kritische Eden“, „Büchertisch-Besprechungen“.

An **weiteren wertvollen Beiträgen** stehen für die nächste und absehbare Zeit in Aussicht:

Prof. Dr. Ludwig Bräutigam: Peter Hille. (Mit Bild.)

P. N. Coffmann: Salzburger Mozart-Fest. — Otto Liebmann. (Mit Bild.) — Einiges von und über Georg Voss.

E. Fehheimer: Der Hasnarr Gattes. Eine Frank Wedekind-Studie.

Filipp Frey: Peter Altenbergs neuestes Buch.

Dr. Carl Grafer: Die Internationale Ausstellung in Venedig und ein schrecklicher Traum. — Zu Friedrich Nietzsche's Krankheit. — Über Crispi.

H. G. Hartmann: Zur Geschichte von Giovanni Segantini's Gemälde „Frühling in den Alpen“. (Mit **deutschen Originalbriefen** des Meisters!)

Conrad Haußmann: Süddeutsche Eisenbahnfragen. — Tarifreform.

Rajor a. D. Hoffmann von Veitshof: Lustschiff und Unterseeboot.

Dr. **Jos. Hofmiller**: Vom Stande der Rieysche-Forschung. — Thoreau's „Winter“.
Dr. **Leopold Katscher**: Hippolyte Taine. (Mit Bild und Briefen.) Vergl. auch unter W. Weigand.

Regierungsassessor **Kraiß**: Zur Zensur-Frage (vom Standpunkte des litterar. Zensors).
Lic. Dr. **Eugen Kreher**: Das Gobineau-Problem.

Dr. **G. Kuehl**: Alfred Lambert.

Dr. **Theodor Lessing**: Dettes von Liliencron.

Prof. Dr. **Henri Lichtenberger**: Die französische Sinjanie der Gegenwart. —
Henri Jbsen.

Max May: Konsumenten-Bereinigungen.

Dr. **Fritz Mauthner**: Aphoristisches aus seinen Beiträgen zur „Kritik der Sprache“.

Grete Meisel-Deß: „Erziehung und Familienleben“.

Merkur: Finanzielle Schmerzen. — Städtischer Grundbesitz.

Dr. **A. Mollenhauer**: Heinrich Hansjakob.

Prof. Dr. **A. Pausy**: Karl Haider.

Friedr. Rösch: Ausgaben und Ziele der „Gesellschaft deutscher Komponisten“.

P. Savreug: Zu Ehr. D. Grabbe's 100. Geburtstag.

Max Schilling: Künstlerische Gartenmusik.

Dr. **Arthur Seidl**: Die Münchner Kunstausstellungen des Sommers 1901. —
Rieysche-Bildwerke.

Reinh. Baron von Seyditz: Persönliches. (Mit Bild.) — Fr. Rieysche's Verhältnis zur Musik.

M. R. von Stern: Bilanz der „Heimatkunst“ in Oberösterreich.

Karl Straube: Max Reger.

Dr. **A. S. Strobl**: Über Edgar Allan Poe.

Georg Treppin: Tolstoi-Litteratur.

Wilhelm Weigand: S. Taine und die Rilken-Theorie. — Das décadence-Problem.

E. H. Weiß: Der Kunst-Martyrer.

Weiterhin: Belletristische Beiträge, Dichtungen u. a. von **L. Arber**, **E. Barinkay**,
O. Benzmann, **Max Beyer**, Dr. **A. Bienenstein**, **Karl Bleibtreu**,
M. Boelch, **H. Braungart**, **Ad. Dannerger**, **Arthur Dig**, **Curt**
Genke, **A. Holm**, Dr. **Willy Lentrodt**, **Reera**, **J. Norden**, **Rowótny-**
Aramis, **O. Oswald**, Dr. **O. Cypermann**, **Jos. Schanderl**,
Dr. **H. Schaukal**, Dr. **Ludwig Schiedermaier**, Prof. **Adalb. Svoboda**,
A. K. T. Tielo, von **Troll-Borostnyanyi**, **Ph. Wittkop** u. A. m.;
Deutsche und Münchner Lyrik u. c.

Preis: vierteljährig 4 Mark. — Einzelheft 75 Pfennige. —
Probehefte unentgeltlich. Vorrätig in allen Buchhandlungen. Aus-
lieferungsstelle für München: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

München-Dresden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Yu 237



*image
not
available*